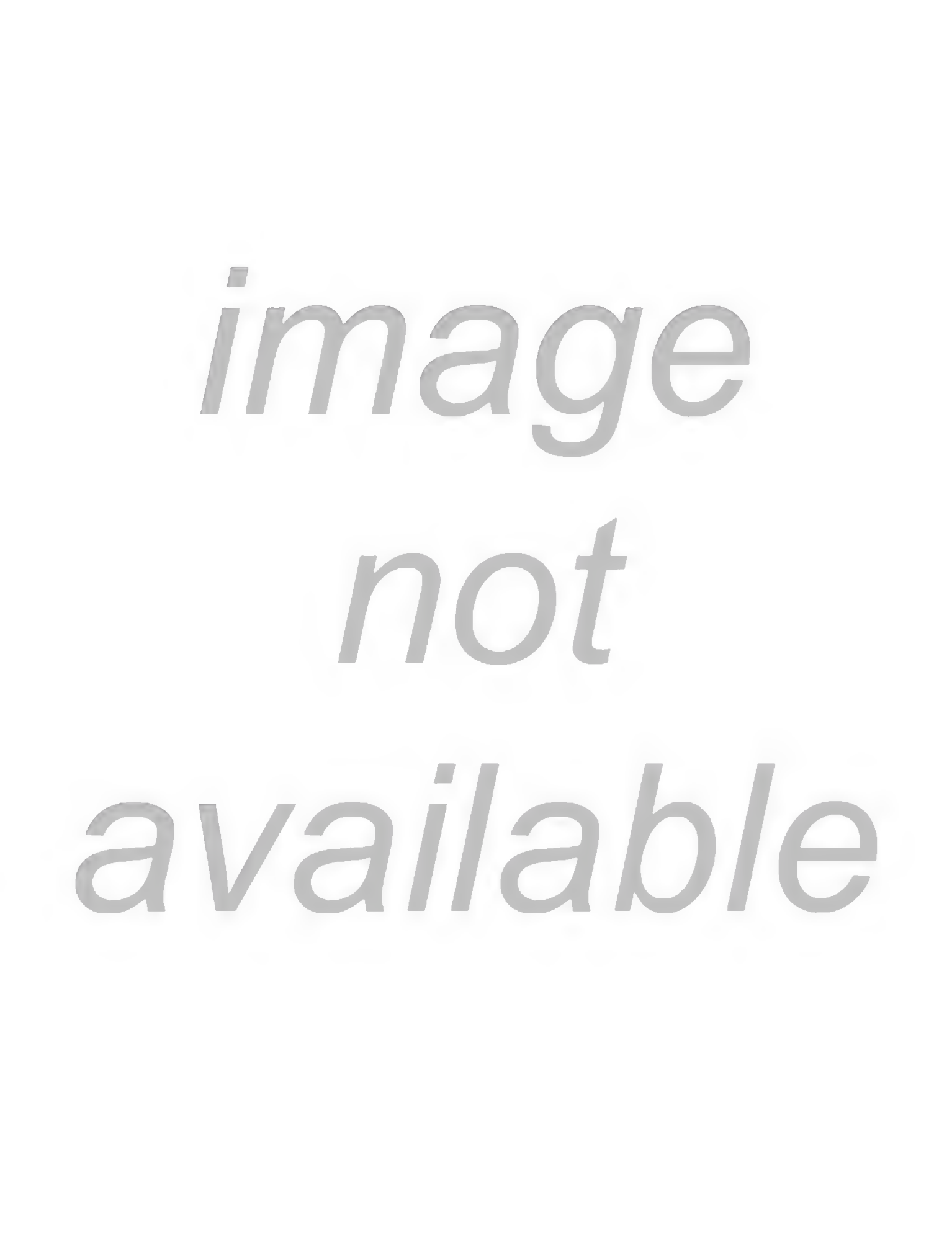
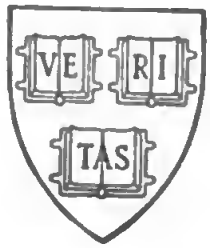


image
not
available

10
3



HARVARD
E
Y

Digitized by Google

Malerische Feierstunden.

Erste Serie. Zweite Abtheilung.

Illustrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde.

Afrika.

II.

Ed. Vogel's Reisen in Central-Afrika.

Malerische Feierstunden.

Das Buch der Reisen und Entdeckungen.

Neue illustrirte

Bibliothek der Länder- und Völkerkunde

zur

Erweiterung der Kenntniß der Fremde.

Herausgegeben unter Mitwirkung mehrerer Geographen und Schulmänner

von

Hermann Wagner.

Afrika.

II.

Dr. Eduard Vogel.

Reisen und Entdeckungen in Central-Afrika.

Bearbeitet

von

Hermann Wagner.

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen, vielen Tonbildern, Karten u. s. w.

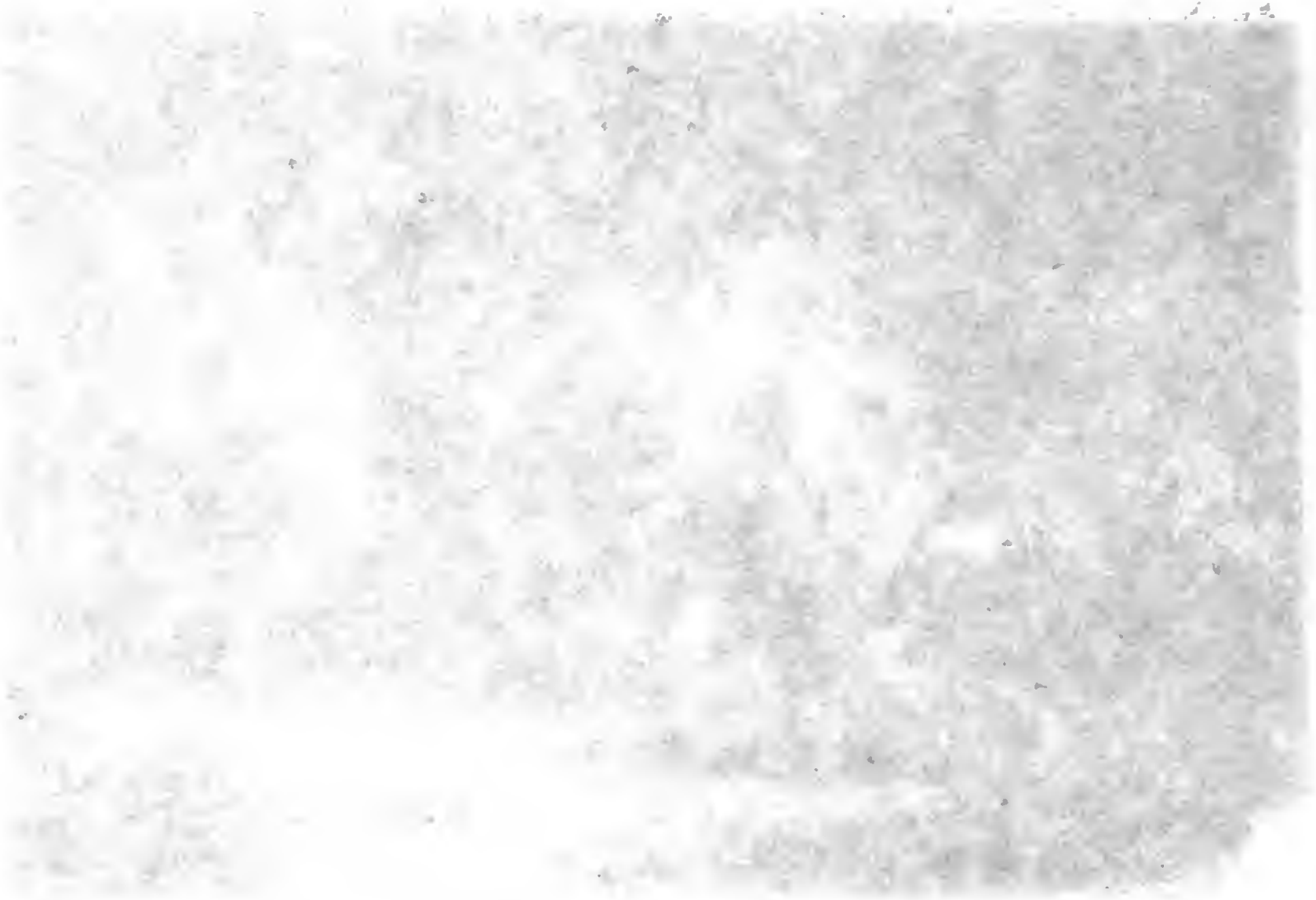
Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.
1860.

Digitized by Google

Druck von B.G.Teubner in Leipzig.

Dr. Vogel's und Dr. Barth's Zusammentreffen.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



Dr. Vogel's und Dr. Barth's Zusammentreffen.

Ed. Vogel, der Afrika-Reisende.

Schilderung

der Reisen und Entdeckungen des Dr. Eduard Vogel

in Central-Afrika,

in der großen Wüste, in den Ländern des Sudan

(am Tsad-See, in Mußgo, Tubori, Mandara, Sinder, Bautschi u. s. w.)

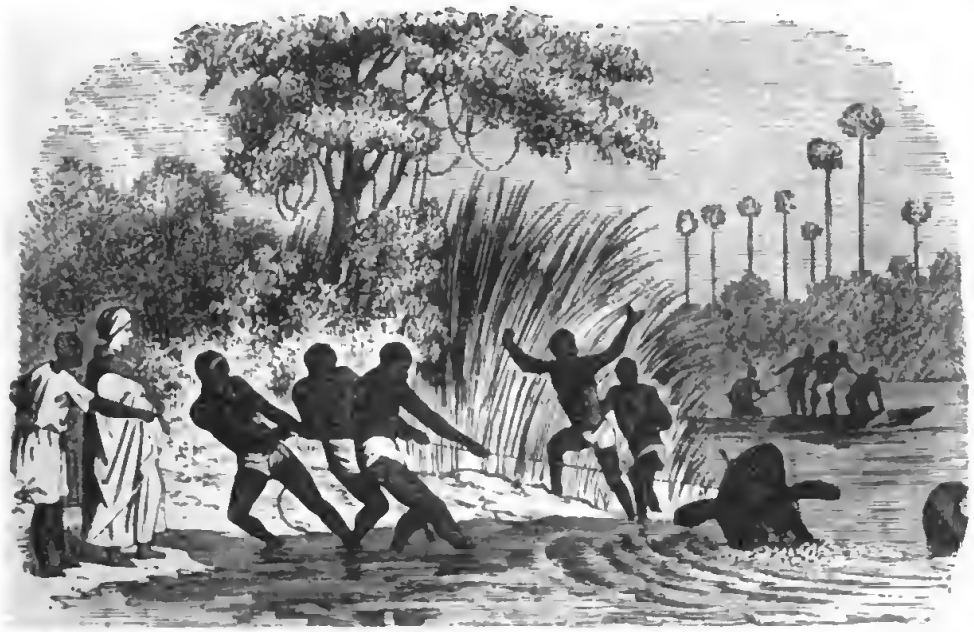
Nebst einem Lebensabriß des Reisenden.

Nach

den Originalquellen bearbeitet

von

Hermann Wagner.



Mit 100 in den Text gedruckten Abbildungen, acht Tondruckbildern sowie einer Uebersichtskarte der Reiseroute Dr. Ed. Vogel's.

Leipzig.

Verlag von Otto Spamer.

1860.

Afr 608.53

WID-LC
JT
351
.W3
X
1860b

Verfasser und Verleger behalten sich das Uebersetzungsrecht ausdrücklich vor.

HARVARD UNIVERSITY
LIBRARY
JUL 27 1983

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Vorwort

zur Schilderung der Reisen und Entdeckungen des Dr. Eduard Vogel in Central-Afrika u. s. w.

Der Zweck, den das vorliegende Buch zu erreichen sucht, ist ein doppelter: zunächst ein persönlicher, dann ein sachlicher.

Die Person Dr. E. Vogel's, des jungen, talentvollen und kühnen Reisenden, war es, welche mich zunächst interessirte. Mit besonderer Vorliebe hatte ich alle Nachrichten verfolgt, welche von ihm, dem Naturforscher, dem Botaniker, zur öffentlichen Kenntniß gelangten; mit Spannung gewartet, wie sich der düstere Schleier wol lüften möge, welcher schließlich sein Geschick verhüllte. Zwar hatte ich ihn nie persönlich gekannt, wol aber nahm ich den innigsten Antheil an dem Schmerz seiner mir so nahe befreundeten, hochverehrten Familie.

Noch jetzt schwebt dasselbe Geheimniß über ihm, die Todesnachrichten sind weder sicher bestätigt, noch widerlegt worden. Die Möglichkeit, daß Eduard Vogel noch jetzt in einem Gefängnisse Wadaïs schmachtet, vielleicht Tag für Tag auf Hülfe hoffend, welche ihm sein Volk, sein Vaterland sende, trat mir in quälender Lebhaftigkeit vor die Seele.

Welche Anstrengungen machten England und die Vereinigten Staaten, als der edle Franklin bei seiner Polarexpedition verschwunden war! — Die Wege, welche die englische Regierung einschlug, Vogel's Schicksal aufzuhellen, und die bis jetzt noch keine Resultate geliefert, scheinen mir Deutschland von seiner moralischen Verpflichtung nicht zu entbinden: sich seines Sohnes in Afrika anzunehmen! Ich lebe der Ueberzeugung, daß mehr als ein Deutscher bereit sein würde, sowol im Dienste der Wissenschaft als auch im Interesse eines gefährdeten Bruders sein Leben zu wagen, — wenn ihm die allgemeine Unterstützung dabei zu Theil würde. Vielleicht dürfte ein solcher Versuch erfolgreicher sein als die Erkundigungen, mit denen man einen Tibu oder Tuarik beauftragt. Caillié gelangte glücklich durch den gefürchteten Westen des Sudans, in dem sein Vorgänger den Tod fand. Deutschland freut sich der Triumphe, welche seine Söhne im Dienste der Wissenschaft ihm bereiteten. Das Deutsche Volk vermag sich so gut wie jedes andere für nationale Unternehmungen, zu begeistern. Die großartige Gedächtnißfeier Schiller's hat den Beweis geliefert. Unser Vaterland vermag sicher auch für den verschollenen Sohn im Sudan zu handeln, wenn ihm dessen Geschick nahe gelegt wird. Letzteres war der erste Beweggrund zu vorliegender Schrift. Ich richte die Bitte um Beistand an Alle, die den Glauben an die Macht eines einheitlichen Handelns, an die Macht des geistigen Lebens unseres Volkes noch nähren und pflegen. Mögen Einflußreichere dem Gedanken Leben verleihen, den ich nur andeuten kann.

Zur Erreichung des angeführten Zweckes: die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Geschick des unglücklichen Reisenden zu lenken,

war es nöthig, dem Leserkreise, für den das Buch bestimmt ist, gleichzeitig eine Schilderung jener Länder zu entwerfen, für deren Erforschung der kühne Mann sein Leben einsetzte. Es ergab sich dadurch sowol ein Bild von den Schwierigkeiten, welche das Reisen in jenen Ländern bietet, als gleichzeitig auch von den Vortheilen, die ihre Kenntniß gewähren würde.

Durch diese nothwendige Erweiterung des Buches ward es ermöglicht, dasselbe den 3. Band des „Buchs der Reisen" bilden zu lassen, da bei jedem Bande dieses Werkes, der einem bestimmten Ländergebiet gewidmet ist, womöglich einer der neuern Reisenden als Hauptperson in den Vordergrund gestellt und an seine Reisen einerseits die Expeditionen seiner Vorgänger, andererseits von dem betreffenden Ländertheile überhaupt in geographischer, naturwissenschaftlicher und ethnographischer, sowie geschichtlicher Beziehung das Wichtigste angeschlossen wird. Es mußte also als weiteres Ziel des vorliegenden Bandes die Aufgabe bezeichnet werden: an dem Faden, welchen Dr. Vogel's Reisen bieten, ein Gemälde des Sudans zu entwerfen."

Wie weit mir dies gelungen ist, stelle ich der Beurtheilung der Kenner anheim.

Dr. E. Vogel's Reisetagebücher, seine ausführlichern Mittheilungen über seine Erlebnisse, Entdeckungen und Beobachtungen sind, wie Jedermann weiß, durch den Tod seines Begleiters Macguire verloren gegangen. Die Notizen, welche von ihm nach Europa gelangten, sind in Briefen an seine Freunde und Verwandten theils in England, theils in Deutschland zerstreut und meistens kurz nach ihrer Ankunft veröffentlicht worden. Ebenso wurden bereits sowol in Deutschland als im Auslande Versuche gemacht, die zerstreuten Notizen zu sammeln.

Jene Versuche einer Biographie Dr. E. Vogel's waren aber von zwei Mißständen nicht freigeblieben: Unrichtigkeiten in mancherlei Einzelheiten hatten sich eingeschlichen, sogar ganze Reiserouten waren übersehen und ausgelassen worden, und in keinem Falle verschafften sie dem Leser ein Bild der Reisen, durch welches er gleichzeitig über die betreffenden Länder eingehender unterrichtet worden wäre. Malte-Brun's an Irrthümern reiche Schrift gab uns Veranlassung die Herausgabe unsers Buches zu beschleunigen.

Durch die Güte der Empfänger war ich in den Stand gesetzt, nicht nur einen großen Theil der Original-Korrespondenz des Reisenden selbst, sondern auch die englischen amtlichen Depeschen und die vielfachen brieflich ausgesprochenen Ansichten der berufensten, angesehensten Gelehrten und Forscher, welche sich auf das Schicksal des Reisenden bezogen, ebenfalls in den Originalen zur Benutzung zu erhalten. Ich habe nach diesen Materialien die Thatsachen nicht ohne Mühe und mit viel Zeitaufwand zusammengetragen, nach ihnen anderweitige Mittheilungen geprüft und das Ganze zu ordnen versucht.

Die gegebene „Schilderung" enthält Alles, was bis jetzt über Dr. E. Vogel's Reisen und Schicksale an Nachrichten vorhanden ist. Nur eine specialisirte Aufzählung der Dattelspielarten in Fessan habe ich absichtlich weggelassen, da ich dieselbe für die Leser des „Buchs der Reisen" weniger geeig-

net hielt. Ich verweise Denjenigen, der sich dafür interessiren sollte, auf den IV. Jahrgang der botanischen Zeitschrift „Bonplandia". Sollte trotz meiner vielseitigen Bemühungen mir irgend eine Notiz über die Reisen Dr. Vogel's entgangen sein, so werde ich mich Jedem zu großem Danke verpflichtet fühlen, der die Güte hat, mich davon in Kenntniß zu setzen. Ueber das Schicksal des Packets getrockneter Pflanzen, die Dr. E. Vogel in Bornu gesammelt und an Sir Robert Brown, der unlängst verstarb, sandte, habe ich leider nichts weiter erfahren können.

Das „Buch der Reisen", von dem das vorliegende Werk den 3. Band bildet, ist für einen Leserkreis gedacht, bei welchem die specielle Kenntniß aller frühern Reisen im Sudan nicht vorausgesetzt werden darf.

Es ward deshalb nothwendig zur Schilderung von Vogel's Reisen einen kurzen Abriß der Reisen seiner Vorgänger vorauszuschicken, um seine eignen, die bis jetzt den Schluß der Sudanexpeditionen bilden, verständlich zu machen. Aus demselben Grunde ist auch alles Das berücksichtigt und geprüft worden, was Vogel's Vorgänger über diejenigen Ländergebiete mitgetheilt haben, durch welche sein Weg ihn führte. Das, was Vogel selbst über jene Gebiete Neues berichtet, ist dann im Texte schließlich stets als seine Mittheilung hervorgehoben worden, und ich glaube, daß hierdurch der Gesammtschilderung eher ein Vorzug als ein Vorwurf erwächst.

Dieselbe Rücksicht bewog mich auch, stets einen kurzen Ueberblick auf die wichtigsten Länder des Sudan zu werfen, die in der Nähe von Vogel's Reiseroute liegen, z. B. die westliche Wüstenroute, die Haussa-Staaten und Timbuktu.

Als Gegenden, die unter den neuern Reisenden Vogel ausschließlich allein besucht hat, nenne ich das Gebiet der Salzseen in Fessan, das Land der Tubori, Mandara, Bautschi mit Jakoba, die Gebiete der Njem-njem, der Tangala, des mittlern Benuë, die Quellen der Gongola, Salia, Bebedschi. In einigen derselben, sowie auch in Wadaï, wo E. Vogel verschwand, war vor ihm überhaupt noch kein Europäer gewesen.

Was die Abbildungen betrifft, mit denen der Herr Verleger das Werk so reichlich ausgestattet hat, so sind diejenigen, welche von Dr. Vogel selbst gezeichnet und noch nicht anderwärts veröffentlicht waren, im Texte besonders namhaft gemacht, bei den übrigen aber haben die mit Ausführung derselben beauftragten Künstler es sich zur Aufgabe gemacht, die sorgfältigsten Studien deshalb anzustellen. Wir glauben nicht, daß dieselben deshalb weniger geeignet sind, dem Leser eine Vorstellung des landschaftlichen Charakters, der Vegetation, sowie des Thier- und Völkerlebens zu bieten. Wir halten es für sehr unwahrscheinlich, daß je ein Reisender durch die äußern Verhältnisse in den Stand gesetzt worden ist, eine vorbeiwandelnde Elephanten- oder Antilopenherde, eine in ewigem Wechsel begriffene Marktscene, ein Jagd- oder anderes Abenteuer an Ort und Stelle zu skizziren, selbst wenn der Reisende dabei nicht auf Pferd oder Kameel sich befände, wie es aber in den meisten Fällen zutrifft, und selbst wenn er ein Meister im Zeichnen wäre. Die Darstellung von dergleichen Objekten bleibt nach dem vorhandenen Material dem Geschick des Künstlers daheim überlassen. Wir glauben, daß es den

Künstlern, welche die Güte hatten, die Ausführung der Zeichnungen zu übernehmen, den Herren Malern Bernatz in München, Klimsch in Frankfurt a. M., Leutemann in Leipzig ꝛc., gelungen ist, ihre Aufgabe vollständig zu lösen. Daß ca. 10 der kleinern Abbildungen, z. B. der Schakal, die Dumpalme, das äthiopische Schwein ꝛc., bereits zu andern Zwecken verwendet und hier der Belehrung wegen wieder mit aufgenommen sind, wird unsern Lesern nicht unangenehm sein können, zumal der Herr Verleger sie dadurch nicht in ihrem Interesse geschmälert, sondern ihnen für denselben Preis 3 Bogen mehr geliefert hat, als er verheißen hatte.

Die beiden Abbildungen „Mimosenwald am Tsad" und „Leopardenjagd in Mandara" sind nach französischen Vorlagen angefertigt worden, deren Zeichner ihrerseits Gemälde des Herrn Maler Bernatz benutzt haben. Jener Mimosenwald stellt zwar ursprünglich einen Mimosenwald in Ost-Sudan dar; da aber die Waldungen am Tsad großentheils auch aus Mimosenarten bestehen, dieselbe Aschurpflanze auch hier in Menge gedeiht und derselbe Wildstand herrscht, der dort angegeben ist, so haben wir kein Bedenken getragen, das Bild dem Leser als ein Beispiel eines Mimosenwaldes am Tsad vorzuführen. Das Gleiche gilt von der Leopardenjagd, mit welcher wir die Erzählung von Denham's Reise nach Mandara schmückten. Was in Denham's Jagdabenteuer Abweichendes vorhanden ist, ist auch auf dem Bilde genau berücksichtigt. Jeder Leser unsers Buches weiß, daß sogar zahlreiche Bilder größerer Prachtwerke oft erst vom Künstler daheim, nicht selten nach bruchstückweisen Skizzen ausgeführt werden können. Niemand wird uns tadeln, daß wir unsern Künstlern nicht zugemuthet haben, einen Ausflug nach dem Sudan zu unternehmen, sondern die möglichst besten der vorhandenen Materialien zu Vorlagen ihrer Studien zu benutzen.

Die Karte, von der das Buch begleitet ist, wurde von dem rühmlichst bekannten Geographen Herrn Dr. Henry Lange in Leipzig nach Dr. E. Vogel's Positionen und den anderweitigen neuesten Nachrichten über Afrika entworfen und ausgeführt. Sie dürfte eine der besten und übersichtlichsten sein, welche dem größern Publikum in dieser Form geboten ward, und wird dem Leser auch dadurch bequem, daß sie ihm durch drei bekannte Anhaltepunkte: das Mittelmeer, den Golf von Guinea und den Nil, — Mittel zum schnellen Orientiren bietet.

Da der Plan, welcher der ganzen Serie des „Buchs der Reisen" zu Grunde gelegt ist, theils in dem Vorwort zum 1. Bande derselben, theils ausführlicher noch in der durch den 2. Band hervorgerufenen Broschüre des Herrn Verlegers: „Vehme oder Justiz ꝛc." erörtert und dargelegt war, unterließen wir es anfänglich, den Umfang dieses 3. Bandes noch durch ein Vorwort zu vermehren, zumal derselbe bereits das zulässige Maß um drei volle Bogen überschritten hatte. Da aber eine irrige Auffassung des ganzen Buches dieses als ein wissenschaftliches Original-Dokument auffassen möchte, anstatt als populäre Reise-Schilderung, so habe ich mich veranlaßt gefunden, dem Leser in einigen Worten die Entstehung und den Gehalt desselben zu bezeichnen.

Leipzig, im Dezember 1859.

Hermann Wagner.

Inhaltsverzeichniss.

Seite

Einleitung. Uebersicht der frühern Reisen nach dem Sudan 1

Früheste Kunde vom Innern Afrikas (1). — Herodot (2). — Cornelius Balbus. Claudius Ptolemäus (4). — Et Edrisi. Ebn Batuto (5). — Leo Afrikanus (6). Friedrich Hornemann (8). — Joseph Ritchie, Francis Lyon. Walter Oudney. Hugh Clapperton. Dixon Denham (13). — Clapperton und Richard Lander (29). — James Richardson, Adolph Overweg, Heinrich Barth (32). — Dr. Eduard Vogel. Seine Vorbereitung und Berufung zum Reisenden (46).

I. Reise von London nach Tripoli 49

Dr. Vogel's Abreise von London (49). Tunis (50). Ruinen von Karthago (53). — Tripoli (54). — Vorbereitungen zur Wüstenreise (57). — Ausflug nach Lebida und Messelata (59).

II. Von Tripoli nach Mursuk 63

Abreise von Tripoli (63). — Taghonaberge (66). — Ghuriangebirge (67). — Schwefelsteine (68). — Kasr Ghurian (72). — Beniolid (73). — Seffedschin (74). — Enfad. Semsem. Bendschem (76). — Telagga. Hammada (77). — Römische Ruinen (80). — Sokna. Schwarze Berge (82). — Berber und Araber (86). — Tynilkum (88). — Sebha. Rhodea. Wadi Schergi (90).

III. Fessan und die Natron-Seen 91

Mursuk (91). — Die Gewächse Fessans (97). — Statistik (100). — Die Imoschagh und Imrhad (102). — Reise nach den Natron-Seen (104). — Dscherma (107). — Die Garamanten (108). — Der Trona-See und Bahr el Dud (109). — Das nordwestliche Fessan. Ederi (112). — Das westliche Fessan. Wadi Telissare (113). — Die Geisterburg Idinen (115). — Rhat (118).

IV. Reise von Mursuk nach dem Sudan 119

Traghan (120). — Gerhrun. Die Sklavenkarawane (121). — Tedgerry (122). — El Wahr (125). — Thierleben in der Oase (126). — Madema. Tibesti (128). — Ma(aras (128). — Bal (129). — Jkeba (130). — Aschenumma und Bilma (131). — Die Tibu (132). — Die Kelowi und das Land Asben (138). — Berge von Asgar (140). — Alpenland von Asben (142). — Regenflut (142). — Agades (144). — Von Bilma nach Kuka (149). Mußkatenu. Saukura. Dibbela (150). — Agadem (151). Wüste von Tinlumma (152). — Belghaschiferri (153).

V. Reise durch Kanem nach Kuka 155

Ankunft im Sudan (155). — Die tropische Regenzeit (156). — Das Land Kanem (158). — Geschichte dieses Landes (160). — Das Königreich Bornu. (165). — Der Kemadugu Waube. Fischreichthum. Der Zitterwels (166). — Die Stadt Jo. Flußübergang (167).

VI. Kuka, Hauptstadt von Bornu 169

Dr. Vogel's Ankunft in Kuka (169). — Das englische Haus (170). Die Termiten (171). — Die fliegenfressende Eidechse (172). — Der Dendal und der Markt in Kuka (173). — Tracht der Bewohner (174). Marktgegenstände (175). — Belustigungen. — Zahlmittel. — Speisen (177). — Gewerbsthätigkeit. Färberei. Wohnungen (178). — Volkssitten (181). — Aus der Geschichte Bornu's. Abu Bakr. Ali. Edriß Kalakarmabi. Edriß Amssami (183). Die Erhebung der Frllata unter Othman (186). Sultan Ahmed und Schrikh el Kanemi (187). Dunama (188). Kampf gegen Bagbirmi (191). — Scheikh Omar (192). Muhamed Sfaleh von Wadai (193). — Abd e Rhaman (194).

Seite

VII. Dr. Vogel's Ausflüge am Südufer des Tsad-See 195

Ausflug nach Ngornu (196). — Bodenbeschaffenheit (197). — Das Wasser des Tsad (197). — Das kleinste Leben am Tsad (198). — Der Schari (202). — Wälder am Tsad (204). — Thierleben am Tsad (206). — Büffeljagd (208). — Plagen des Sudan (210). — Die Inseln im Tsad. Die Budduma (212). — Die Sugurti (213). — Maduari (214). — Krankheiten (215).

VIII. Reise ins Land der Mußgo und Tubori 217

Abd e Rahman's Kriegszug in das Land der Mußgo (217). — Der Serbewel (219). — Wasserreichthum des Landes (220). — Pflanzenwuchs (221). — Die Sklavenjagd am Tubori-See (224). — Die Deleb-Palme (226). — Die Thierwelt des Mußgolandes (227). — Das Volk der Mußgo (228). — Sitten, Wohnungen, Beschäftigungen desselben (231). — Die Erdmandel (234). — Politische Lage der Mußgo (236). — Grausamkeit der Bornuaner (237). — Der Tubori-See und die Wasserscheide zwischen Arre und Benuë (239).

IX. Reise nach Mora und Udje 243

Vogel's Menagerie (243). — Baikie's Niger-Benuë-Expedition (244). — Mora und Mandara (245). — Die Berge Mendif und Kamalla. Eisen (246). — Vogel in Mora (247). Die Marghi und ihr Land (249). — Körperbau und Tracht der Marghi. Pflanzenwuchs (250). — Sitten und Gebräuche (252). — Die Schua und die Landschaft Udje (252). Abd e Rahman's Entthronung. Mabani. Die Gamerghu. Die Schua (253).

X. Reise von Kuka nach Sinder 256

Beweggründe zur Reise (257). — Wege im Sudan. Der Komadugu Waube (258). — Alt-Birni. Die Manga (260). — Die Bedde (262). — Begegnen mit Dr. Barth (262). — Scheideländer zwischen Tsad- und Niger-Gebiet (263). — Maschena (266). — Sinder. — Das Fellata-Reich und die Haussa-Staaten (267). — Katsena (268). — Othman. Aliu (270). — Kano (271). — Vegetation (272). — Sultan Chalilu in Gando (274).

XI. Reise nach Bautschi, Salia, Bebedschi und dem Benuë 275

Zusammenleben mit Dr. Barth (275). — Gudscheba (277). — Jakoba (278). — Bautschi (280). — Die Njem-njem und Tangala (280). — Gebiet des Benuë (283). — Der Ajuh (285). — Die Batta (286). — Die Fellata (288). — Adamaua (290). — Sultan Buba's Zug (290). — Vogel's Reise nach Gombe. Goldsand (291). — Bebedschi (292). — Salia (293). — Zweite Reise nach dem Benuë (294). — Die Sourhay-Staaten und Timbuktu (294). Der Niger. Pflanzen- und Thierwelt an demselben (295). — Die Sourhay (299). — Die Stadt Timbuktu (301).

XII. Reise nach Wadai. Letzte Nachrichten 300

Abreise nach Osten (309). — Baghirmi, Land und Leute (310). — Wara in Wadai (312). — Macguire's Schicksal (315). — Letzte Nachrichten über Dr. Vogel (316).

Die hierzu gehörigen 8 Tondruckbilder sind einzuheften wie folgt:

Dr. Vogel's und Dr. Barth's Begegnen im Sudan (gehörig zu Seite 262) ..... Titelbild
Pantherjagd in Mandara ..... Seite 40
Ankunft der Sklavenkarawane in Gerthrun ..... „ 121
Thierleben in der Oase ..... „ 128
Dr. Vogel am Südufer des Tsad-Sees ..... „ 197
Sklavenjagd am Tubori-See ..... „ 224
Hirten in Bornu ..... „ 253
Markt in Sokoto ..... „ 274

Die Uebersichtskarte der Reiseroute Dr. E. Vogel's befindet sich am Schluß des Werkes.

Einleitung.

Uebersicht der frühern Reisen nach dem Sudan.

Früheste Kunde vom Innern Afrikas. — Herodot. — Die fünf Nasamonier. — Cornelius Balbus. — Claudius Ptolemäus. — El Edresi. — Ebn Batuta. — Leo Africanus. — Friedrich Hornemann. — Joseph Ritchie, Francis Lyon. — Walter Oudney, Hugh Clapperton. Diron Denham. — Clapperton und Richard Lander. — James Richardson, Adolph Overweg, Heinrich Barth.

Reisende, welche in das Innere Afrikas, besonders in den sogenannten Sudan eindrangen, giebt es verhältnißmäßig sehr wenig! Erst den jüngsten Expeditionen war es aufbehalten, Berichte der Geographen des Alterthums zu verbessern oder zu bestätigen; ja über weite Flächen des abgeschlossenen Erdtheils haben wir noch jetzt weiter keine Kenntniß, als wie sie uns einige kurze Andeutungen bieten, die, fast ein Jahrtausend alt, gewöhnlich in das Gewand der abenteuerlichen Mythe und Fabel gekleidet sind.

In manchen Beziehungen waren jene alten Geographen und Reisenden viel begünstigter, als dies heuzutage der Fall ist.

Das Klima des Sudan mit seinen tödtlichen Fiebern, die Schrecknisse der ungeheuren Wüste waren zwar dieselben, und die durch die Noth verwilderten Stämme der Sahara traten zwar auch damals schon dem Fremdling feindlich entgegen, die Hauptschranke aber, an welcher bis jetzt gewöhnlich alle weitern Unternehmungen gescheitert sind, baute sich erst durch den Einfall der Araber auf, die jedes Volk, das sich nicht zum Islam bekannte, als vogelfrei betrachteten und die sogenannten Heiden mit ähnlichem Auge ansahen, wie der Amerikaner die Herden der herrenlosen verwilderten Rinder und Pferde der Prairien. Sklaven als Diener für das Haus und die Feldarbeit waren den eindringenden Asiaten ein altes Bedürfniß. Den Religionsverwandten seiner persönlichen Freiheit zu berauben, verbot das Gesetz des Propheten; deshalb wendete man sein Augenmerk ausschließlich auf die nichtmuhamedanischen Völkerschaften, denen man außerdem durch Waffengewalt überlegen war, und Sklavenjagden wurden in regelmäßiger Wiederkehr und immer größerem Umfange Sitte, je mehr sich gleichzeitig auch die Handelsspekulation dieses sehr einträglichen Zweiges bemächtigte.

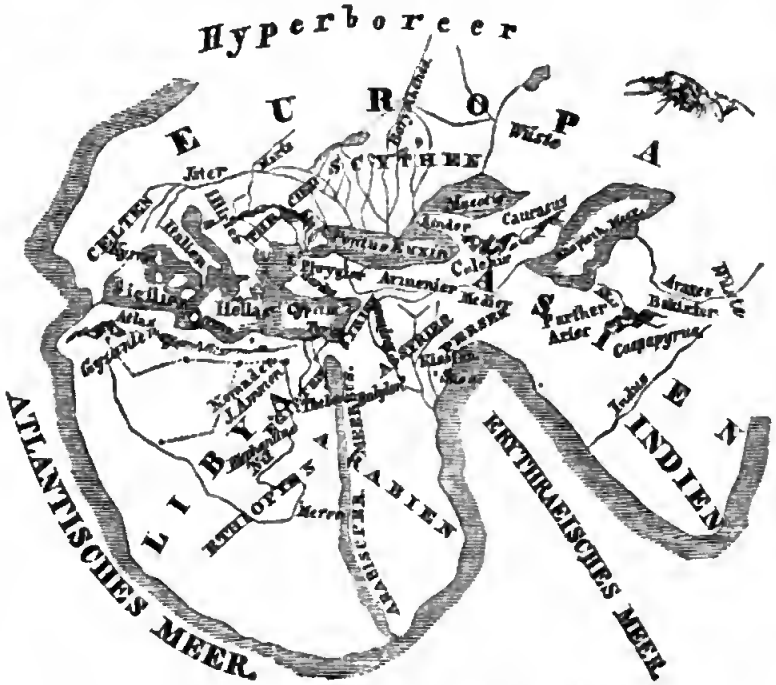
Jene Gegenden, in welche die alten Geographen die sogenannten Mondgebirge versetzten, bezeichnen die Scheidelinie zwischen den muhamedanischen und heidnischen Völkerschaften. Diese Grenze wird fast jährlich nur in feindlichen Absichten überschritten, und Alles, was seit Jahrhunderten über dieselbe vorgedrungen ist, hat den südlichen Negerstämmen nur Unheil und Verderben gebracht. Kein Wunder ist es daher, daß dieselben den ankommenden Europäer, von dessen wahren Absichten sie nicht die geringste Ahnung haben können, mit höchst mißtrauischen Augen betrachten und ihm, der ihnen als Kundschafter erscheint, ihrer eignen Sicherheit wegen alle erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg legen. Zugleich sind auch die muhamedanischen Völkerschaften jener Gebiete in hohem Grade fanatisch, da sie durch jenen fortwährenden Zusammenstoß immer wieder auf das Auszeichnende ihres Bekenntnisses hingewiesen werden und jeden Andersgläubigen als Todfeind betrachten.

Diese Schranke war in frühern Zeiten nicht vorhanden. Der Verkehr war weniger gehemmt, und dadurch ward es ermöglicht, daß durch Kaufleute Kunde von südlichern Gebieten bis an die Nordküste des Erdtheils gelangen konnte, die zwar nur in bruchstückweisen Andeutungen auf uns gekommen, aber doch ausreichend ist, um auf fernhingehende Verbindungen hinzuweisen. Auf letztere wird auch durch die Verbreitung des Rindes, des Huhnes, Hundes, sowie anderer Hausthiere und mehrerer Nährpflanzen hingedeutet. Die Karthager mögen im Besitz vielseitiger, weitreichender Kunde vom Innern des Landes gewesen sein, aber engherziges Handelsinteresse bewog sie, ihr Wissen mit ängstlicher Sorgfalt zu verheimlichen, um andere Völker von den Vortheilen auszuschließen, die ihnen daraus erwuchsen. Mit der Zerstörung der Weltstadt gingen jene Kenntnisse für immer verloren.

Herodot berichtet bereits, daß sich die große Wüste von Theben westwärts bis zum Atlantischen Ocean erstrecke, und zählt eine ganze Reihe Oasen und

Völkerſtämme innerhalb derſelben auf. Bei der Aegypten nahe gelegenen Oaſe des Jupiter Ammon erwähnt er den Sonnenquell, welcher nach ſeiner Angabe am Mittag kaltes und um Mitternacht ſiedend heißes (!) Waſſer enthalte. Er kennt gleicherweiſe das Volk der Garamanten im heutigen Feſſan.

Er meldet auch von der erſten Erforſchungsexpedition, welche nach dem Sudan unternommen ward. Eine Anzahl Jünglinge aus dem Volke der Naſamonier, ſo erzählt er, wollten ſich darüber unterrichten, wo das ſüdliche Ende der Wüſte ſei. Fünf von ihnen, durchs Loos ausgewählt, machen ſich deshalb auf, mit Lebensmitteln hinreichend verſehen, und ziehen in der Richtung nach Südweſten fort. Nach vielen Wochen kommen ſie zum Ende des Sandmeeres und begrüßen mit Freude und Erſtaunen eine fruchtbare Ebene, reich mit Gebüſch und Bäumen bewachſen. Letztere ſind von außergewöhnlicher Größe und Dicke, mit reifen, lockenden Früchten behangen. Kaum ſind die Reiſenden aber im Begriff, an den letztern ſich zu erlaben, als eine zahlreiche Schaar ſchwarzer Menſchen hervorſtürzt, kleiner gebaut als ſie ſelbſt (das Volk der Pygmäen). Man nimmt die Ankömmlinge gefangen und bringt ſie an ausgedehnten Sümpfen und Seen vorüber, die von Krokodilen belebt ſind, nach der Hauptſtadt des Landes. Dieſe lag an einem mächtigen Fluſſe, der ſeinen Lauf von Weſten nach Oſten zu nimmt. Es liegt ſehr nahe, in dem Fluſſe den Komadugu Waube (Yeou, Jeu) und in dem See den Tſad mit ſeinen zahlreichen Lachen und Hinterwaſſern zu vermuthen. Die Angabe, daß ein großer Fluß von Weſt nach Oſt Afrika durchſtröme, veranlaßte Herodot zu der lange Jahre hindurch feſtgehaltenen Meinung, daß dies der Nil ſei, und dieſe Anſicht ward ſpäter vielfach noch dadurch beſtärkt, daß die Bewohner des Sudan alle Süßwaſſer führenden Flüſſe mit verwandten Namen bezeichnen und ſelbſt da, wo eine Verbindung zweier Ströme nicht vorhanden iſt, doch eine ſolche unterhalb des Bodens annehmen. Zu letzterer Idee werden ſie wahrſcheinlich veranlaßt durch die im Boden zuſammenſickernden Gewäſſer, auf welche ſie beim Graben der Brunnen ſtoßen.



Herodot's Karte von Afrika und der übrigen bekannten Welt.

Von den Verbindungen der Römer nach dem Innern ist wenig bekannt. Am weitesten südlich ging wahrscheinlich der Zug des Feldherrn Cornelius Balbus im Jahre 19 v. Chr. unter der Regierung des Augustus. Veranlaßt wurde derselbe muthmaßlich dadurch, daß die Garamanten, ihren räuberischen Gewohnheiten gemäß, die Handelszüge der unter römischem Schutz stehenden Völker beunruhigt hatten. Von der kleinen Syrte aus, dem jetzigen Busen von Cabes, ging der Heereszug nach Fessan, dem Lande Phazania. Man passirte dabei die Schwarzen Berge, den Harudsch, deren Farbe man von der starken Wirkung der Sonne herleitete, welche die Gesteine verbrannt hätte. Es stimmte dieser Erklärungsversuch ganz mit den gebräuchlichen Anschauungen überein, die besonders durch die Schilderungen des Agatharchides, eines gelehrten Alexandriners, in Umlauf gekommen waren. „Die Sonnenhitze — so erzählte derselbe — ist in jenen Ländern so übermäßig, daß man zur Mittagszeit die nahestehenden Personen nicht sieht, so dick und schwül ist die Luft. Wer ohne Schuhe auf der Erde geht, bekommt Brandblasen an den Fußsohlen, und wenn man in einem ehernen Gefäße eine Speise mit Wasser an die Sonne stellt, so kocht dieselbe ohne Feuer. Die Sonne verzehrt so schnell die flüssigen Stoffe des Körpers, daß man unrettbar stirbt, wenn man nicht im Stande ist, zur rechten Zeit den Durst zu stillen." Auf letztern Umstand hatten die Phazanier ihre Vertheidigungsmaßregeln gestützt und die Brunnen an der Straße verschüttet, um die Römer zu vernichten. Letztere fanden aber zu ihrem Glück die Stellen auf, gruben nach und gelangten wieder zu Wasser. Sie eroberten hierauf Cillaba (Zuile), Cydamus (Gadames) und Garma (Dscherma). Letzteres war die Hauptstadt der Garamanten, und die Ueberreste eines Denkmales daselbst sprechen noch jetzt von der Anwesenheit der Römer. Bei seinem Triumphzuge in Rom prangte Balbus mit gefangenen Garamanten und den Namen bezwungener Ortschaften.

Sehr vielseitig sind die Kenntnisse, die der berühmte Claudius Ptolemäus, ein geborner Aegypter, vom Innern Afrikas besaß. Er war es auch, welcher die erste vollständigere Karte von der damals bekannten Welt entwarf. Er verfuhr so gründlich und gewissenhaft, als es bei dem damaligen Stande der Hülfswissenschaften überhaupt möglich war. Die südliche oder nördliche Lage eines Ortes suchte er durch Berücksichtigung der Höhe des Polarsterns, sowie durch Erkundigungen über die Dauer des längsten Tages zu ermitteln. Die östliche und westliche Abweichung der Städte, Flüsse und Gebirge von einander mußte er freilich ziemlich unvollkommen aus den Berichten der Reisenden über die erforderliche Zeit, in welcher man von der einen zur andern gelangen konnte, zu erfahren suchen. An der Westküste der großen Wüste, dem sogenannten Sahel, südlich von Mauritanien (dem heutigen Marokko), führt er Gebirgserhebungen an, von denen wir außer seiner Mittheilung keine anderweitige Kenntniß erhalten haben. Es erscheint nicht unmöglich, daß sich dieselben wirklich in jenem uns unbekannten Gebiete befinden. Im Sudan berichtet er, der Wahrheit sehr nahe kommend, von einer vierfachen Wasserscheide. Die Flüsse des Westens ergießen sich in den Atlantischen Ocean. Von dem Götterwagen,

wie er das Scheidegebirge der Mandingo nennt, kommt der Fluß Maſitholus, wahrſcheinlich der Gambia. Dann folgt im Innern das Flußgebiet des Niger, darauf dasjenige des Gir, und die Gewäſſer der Oſtſeite vereinigen ſich im Nil. Der Niger, ſagt Ptolemäus, ſetzt das Gebirge Mandron (17° n. Br.) nordweſtlich mit dem Gebirge Thala (10° n. Br.) im Südoſten in Verbindung. Ohne ſich weiter über die Richtung auszuſprechen, nach welcher die Waſſer des Niger ſtrömen, fügt er hinzu, daß derſelbe in ſeinem weſtlichen Theile, am Oſtabhange des Gebirges Mandron einen See, Nigritis, den jetzigen Dibbie, bilde, von Norden her aus dem Gebirge zwei Zuflüſſe erhalte, einen dritten aus dem See Libya und einen vierten von Süden her. Der letztere vereinige ſich mit ihm am Abhange des Mandrongebirges. Der Girfluß weiſt deutlich auf das Gebiet des Tſad-Sees. Derſelbe verbinde das Uſargalagebirge (Meridian von Karthago) mit dem Gebirge der garamantiſchen Schluchten (10° n. Br. und Meridian von Cyrene) in einem Laufe von 300 Meilen. Ptolemäus wirft unter dem Namen Gir den Komadugu und Schari zuſammen, die beide ſich in den Tſad ergießen. Der nordöſtliche Zufluß, den er erwähnt, iſt muthmaßlich der Batha, der in Wadaï den Fittri-See bilden ſollte. Letztern bezeichnet der Aegypter als den Schildkrötenſee, den Tſad dagegen nennt er Nuba. Ueber die Gebiete in der Nähe des Aequators mangeln dem berühmten Geographen aber auch weitere Angaben.

Nachdem die Araber (Mauren) die Nordküſte Afrikas in Beſitz genommen, einen Theil der Berberſtämme, die hier anſäſſig waren, zurückgedrängt und mit reißender Schnelle durch Wort und Schwert ihre Religion bis tief in das Herz Afrikas verbreitet hatten, ward vorzüglich ein gelehrter Araber, Abn Abdallah Muhamed el Edreſi, wegen ſeiner ausgebreiteten Kenntniß des Sudan berühmt. Er war ein Sohn des heißen Erdtheils ſelbſt, im Jahre 1099 unſerer Zeitrechnung zu Ceuta unweit der Säulen des Herkules geboren und hatte die mauriſche Univerſität zu Cordova beſucht. Auf dieſer war er vertraut geworden mit Philoſophie, Himmelskunde und Mathematik, und ein längerer Aufenthalt am Hofe des Königs Roger II. von Sizilien machte ihn gleichfalls erfahren in abendländiſcher Bildung. Er ſelbſt hatte zwar das Innere Afrikas nicht beſucht, wol aber war es ihm gelungen, vermöge ſeiner umfaſſenden Kenntniſſe mancherlei Nachricht über jene Gebiete zu erhalten und ſie zuſammenzuſtellen.

In der Mitte des 15. Jahrhunderts unternahm ein gebildeter Berber, Muhamed Ebn-Batuta, eine weite Reiſe durch Afrika, deren Ergebniſſe er in arabiſcher Sprache niederlegte. Letztere ſind erſt in den neueſten Zeiten zur weitern Kenntniß gekommen. Von Fez aus zog er in das Dattelland an der Nordſeite der Sahara und ſchloß ſich in Segelmeſſa, einer nicht mehr vorhandenen Stadt, einer größern Karawane an, die ihren Weg nach Süden nahm. Nach fünfundzwanzig Tagen gelangte der Zug zu den Salzbrüchen von Teghaza. Ohne irgend welchen Baumwuchs oder Nahrung liefernde Gewächſe, liegen dieſe in der Mitte der Wüſte. Das Salz, erzählt Ebn Batuta, wird dort in dicken Platten

gebrochen; je zwei derſelben machen eine Kameelladung aus. Die Bewohner des troſtloſen Salzwerkes bauen ſogar ihre Hütten aus demſelben Material und decken ſie mit Kameelhäuten; ſie ſind gänzlich auf Das als Speiſe angewieſen, was ihnen die Karawanen als Zahlung für das Salz mitbringen, und beziehen vom Norden her gewöhnlich Datteln, vom Süden Kameele, deren Fleiſch ſie ſehr lieben. Weitere dreißig Tagereiſen brachten die Karawane nach Eiwelaten (Walet). Von dorther war der Karawane vier Tagereiſen weit Waſſer zugeführt worden, da man Eilboten nach den Brunnen vorausgeſendet hatte. Leider werden ſolche Boten nicht ſelten zum Verderben der Karawanen „durch die böſen Geiſter der Luft verblendet und in die Einöde verlockt". Eiwelaten bezeichnet Ebn Batuta als die erſte Stadt im Negerlande. Kaufleute ſtrömten hier aus allen Himmelsgegenden zuſammen und fanden für ihre Waaren gutgeſchützte Niederlaſſungen. Nachdem die Handelsgeſchäfte beendigt waren, ſetzte ſich der Zug wieder in Bewegung und erreichte nach vierundzwanzig Tagereiſen die Stadt Melle (Mali), damals Hauptſtadt eines blühenden Reiches. Man verfolgte die Richtung nach dem Niger zu und traf unterwegs erſtaunenswürdige große und dicke Bäume (Adansonia). Durch die Neger, deren Dörfer die Reiſenden berührten, wurden ihnen mancherlei Erquickungen geboten. Die ſchwarzen Frauen brachten ihnen Reis, Mehl, Milch und Hühner und waren erfreut, wenn ſie als Bezahlung dafür Salzſtückchen erhielten. Endlich kam man nach Melle, nachdem man vorher Karſſechu (Sego am Niger) paſſirt hatte. Der König dieſes Ortes ſtand allgemein wegen ſeiner uneigennützigen Gerechtigkeitsliebe in gutem Rufe. Man konnte in ſeinem Reiche mit völliger Sicherheit reiſen und ſelbſt der Nachlaß eines Geſtorbenen ward geſchützt. Von Melle aus gelangte Ebn-Batuta nach Timbuktu. Dieſe Stadt war damals von Melle abhängig und ward durch einen von dort eingeſetzten Vicekönig regiert. In einem Kahne ſetzte Batuta auf dem Niger ſeinen Zug oſtwärts fort und kam nach Kakaw, dann nach Tekedda.

Derjenige Gewährsmann, deſſen Mittheilungen lange Zeit hindurch die Hauptquelle für die Kenntniß des Sudan bildeten, war Alhaſan Ebn Muhamed Alwazzas Alfaſi gewöhnlich unter dem Namen Leo Africanus bekannt. In Granada muthmaßlich ums Jahr 1488 geboren, verließ er dieſe Stadt, als die Mauren von der Pyrenäiſchen Halbinſel vertrieben wurden, und zog mit ſeinen Eltern nach Fez, von welchem Orte er den Beinamen Alfaſi erhielt. Bei der hohen Bildung, welche die Mauren jenes Gebietes damals beſaßen, ward er ſorgfältig erzogen und in den Wiſſenſchaften unterrichtet. Als kaum ſechzehnjähriger Jüngling begleitete er ſeinen Oheim auf einer Geſandtſchaftsreiſe, welche derſelbe im Auftrage ſeines Herrſchers nach Timbuktu machte, nach letztgenannter Stadt. Hier erfreute er ſich einer ſehr freundlichen Aufnahme und ward beſonders wegen der zierlichen Gedichte gefeiert, die er verfertigte. Er durchzog ſpäter theils in eignen Geſchäften, theils von Wißbegierde getrieben, oder als fürſtlicher Abgeordneter den größten Theil Nordafrikas und einen Theil des ſüdweſtlichen Aſien. Bei einer ſeiner Wüſtenreiſen ward die Karawane, welcher er ſich angeſchloſſen, in der Ebene von Arauan

durch den Berberfürſten von Zanhaga angehalten und ihr der Durchgangszoll abverlangt. Für jede Kameelladung mußte ein Stück Tuch, etwa einen Dukaten an Werth, erlegt werden. Der Fürſt war von einer bewaffneten Schaar von 500 Mann begleitet, welche auf Kameelen ritten. Danach nöthigte der Häuptling aber die Reiſegeſellſchaft, ihm nach ſeinem einige zwanzig Meilen entfernten Lager zu folgen, und hier bewirthete er ſie gaſtfrei auf die anſtändigſte Weiſe einige Tage lang, ſodaß ihm der Schmaus weit mehr koſtete, als was er an Zoll erhalten hatte.

Leo Africanus hatte bei ſeinen Zügen funfzehn verſchiedene Königreiche im Lande der Neger beſucht und giebt ihre Lage, von Weſten anfangend, in folgender Weiſe an: Walata, Djeune, Melle, Timbuktu, Gago, Guber, Agades, Kano, Kaſena, Zegzeg, Zanfara, Wangara, Bornu, Gaoga und Nuba. „In dieſer Reihenfolge — ſagt er — werden ſie von den Kaufleuten, die von Walata nach Kairo reiſen, häufig durchzogen; die meiſten von ihnen liegen am Niger. Früher waren alle ſelbſtändig, jetzt ſind die meiſten dem König von Timbuktu unterthan, andere dem König von Gaoga.“

Als der weitgereiſte Mann auf einer ſeiner Fahrten von Aegypten nach Fez zu Schiff zurückkehren wollte, ward er bei der Inſel Dſcherba von chriſtlichen Fahrzeugen zum Gefangenen gemacht und wegen ſeiner beſondern Gelehrſamkeit dem Papſte Leo X. geſchenkt. Von dieſem ward er ſehr gütig behandelt, und da er ſich dazu entſchloß, die chriſtliche Religion anzunehmen, verſah der heilige Vater ſelbſt bei ihm Pathenſtelle und verlieh ihm, dem Gebrauche gemäß, ſeinen eignen Namen: Johannes Leo. Er hatte die Ergebniſſe ſeiner Reiſe urſprünglich in einem ausführlichern, arabiſch geſchriebenen Werke niedergelegt, ſobald er aber des Italieniſchen hinreichend mächtig geworden war, übertrug er es in dieſe Sprache und erhielt davon den Beinamen „der Afrikaner“.

Lange Zeiten vergingen, kein Europäer wagte es, in das Innere Afrikas einzudringen. Die Schilderungen von den Schreckniſſen der Wüſte, feindlichem Klima, gefährlichen Thieren und gewaltthätigen Menſchen hielten Jeden zurück. Die größte Aufmerkſamkeit war theils auf die großen Entdeckungen gerichtet, welche an der Oſtküſte die Länder am obern Nil bekannter machten, theils auf die Fortſchritte der Portugieſen an der Weſtküſte und dem Golf von Guinea. Hier waren es hauptſächlich die Stadt Timbuktu und der Niger, welche man als Ziele feſthielt. Die Portugieſen hatten ſchon ſehr frühe Verbindungen mit dieſer Stadt, verſchwiegen aber eiferſüchtig jede Kunde darüber. Die Richtung und der Verlauf des Niger war lange ein unerklärbares Räthſel. Entweder, glaubte man, fließe er ununterbrochen nach Oſten und ergieße ſich dort in den Nil, wie es Herodot angenommen hatte, oder ſein Waſſer ſtröme in den Tſad und verdunſte hier. Wieder Andere hielten den Kongo für den Unterlauf des Niger. So ward auch das Wenige, was von Timbuktu durch Erzählungen der Eingebornen bekannt geworden war, in der Phantaſie vergrößert und ausge-

ſchmückt. Man malte ſich den Ort als eine Stadt der Paläſte, in welcher die Hausgeräthe, ſtatt aus Thon, von purem Golde ſeien. Beſonders ward die Reiſeluſt durch Mungo Park's zwar unglücklich endende, aber allgemeines Aufſehen erregende Unternehmungen auf den Weſten Afrikas gelenkt. Wir übergehen hier alle jene Verſuche (mit einziger Ausnahme der zweiten Reiſe Clapperton's), die von Weſten und Oſten her unternommen wurden, und beſchränken uns nur auf eine kurze Angabe derjenigen Expeditionen, die von Norden aus durch Feſſan einzudringen verſuchten. Wir halten dieſelben als die Baſis feſt, auf welcher es Dr. Vogel unternahm, weiter zu bauen.

Der erſte Europäer, welcher als wiſſenſchaftlicher Reiſender nach Murſuk gelangte, war Friedrich Hornemann, und die Perſönlichkeit dieſes unternehmenden Mannes bietet ebenſowol an und für ſich viel Intereſſantes, als ſie andererſeits auch zu Vergleichungen mit unſerm Dr. Vogel auffordert.

Hornemann war der Sohn eines Geiſtlichen in Hildesheim und ward 1766 in dem Städtchen Alfeld geboren, in welchem damals ſein Vater als Prediger angeſtellt war. Nicht lange danach ward der Vater nach Hildesheim ſelbſt verſetzt und Friedrich Hornemann beſuchte die Schulen jener Stadt. Im Jahre 1785 verließ er das Gymnaſium dieſes Ortes. Schon als Knabe zeichnete er ſich durch unbezähmbare Reiſeluſt aus. Alle Freizeit verwendete er darauf, die Umgebung ſeines Wohnorts zu durchforſchen. Er kannte ringsum jede Berghöhe, jedes Waldthal und wanderte die einſamſten Pfade am liebſten allein, da Geſellſchaft ihm nur ſtörend war. Seine Mitſchüler ſetzte er, da er vorzugsweiſe Reiſelektüre liebte, ſchon als Tertianer durch begeiſterte Erzählungen von fremden Ländern, abenteuerlichen Thiergeſtalten in denſelben und ſonderbaren Völkern in Erſtaunen. Ja eines Tages lud er ſeine Mutter und Schweſter ein, ihm zu folgen, und führte beide im Walde nach einer Zweighütte, die er ſich ganz nach dem Vorbild der nordamerikaniſchen Indianer gebaut hatte. Daſelbſt bewirthete er ſie auch auf rein indianiſche Art.

Auf der Univerſität Göttingen ward er wegen ſeiner Vorliebe für Naturwiſſenſchaften ein Lieblingsſchüler des berühmten Profeſſor Blumenbach. Im Jahre 1788 hatte ſich die Afrikaniſche Geſellſchaft in London gegründet, und die Mittheilungen, welche dieſelbe in den Jahren 1790—92 herausgab, übten den mächtigſten Reiz auf den jungen reiſeluſtigen Mann aus. Er faßte den Entſchluß, ſich der Erforſchung des unbekannten Erdtheils zu widmen, und ließ ſich ſelbſt dadurch nicht irre machen, daß die genannte Geſellſchaft ihm weiter keine Ausſichten als die nothdürftigſte Unterſtützung eröffnen konnte. Im Anfange des Jahres 1796 begab er ſich nach London, im Juli nach Paris. Hier ward der unternehmende Mann wegen des Planes, den er auszuführen gedachte, mit allgemeiner Theilnahme begrüßt, und Lalande ſtellte ihn dem Nationalinſtitut als einen Forſcher vor, von dem man ſich die wichtigſten Aufſchlüſſe über das Innere Afrikas zu verſprechen hätte. Das Intereſſanteſte aber, was Hornemann in Paris fand, war ein türkiſcher Kaufmann, deſſen vertrautere Bekanntſchaft er machte. Dieſer erklärte ihm entſchieden, es ſei für einen Chriſten, der nach dem Sudan

vordringen wolle, der einzig mögliche Weg der, daß er über Tripoli und Murſuk reiſe; und da Hornemann's Inſtruktionen ihn nöthigten, zunächſt nach Kairo zu gehen, ſo gab er ihm Empfehlungsſchreiben an dortige angeſehene Kaufleute mit. Andere Empfehlungsſchreiben erhielt er von Lalande und Thullis und verließ Anfang September Paris, um ſich über Marſeille nach Alexandrien

Die Oaſe Siwah (Ammon).

einzuſchiffen. Ohne ſich in letzterer Stadt länger aufzuhalten, reiſte er nach Kairo. Mit der großen Pilgerkarawane, die jährlich, von Mekka zurückkehrend, nach dem Weſten zieht, wollte er nach Feſſan zu gelangen ſuchen und war deshalb zu einem zehnmonatlichen Aufenthalte in dieſer Stadt genöthigt. Dieſe lange Muße benutzte er zur Vervollkommnung in der arabiſchen Sprache und zu anderweitigen Vorbereitungen. Währenddem landeten die Franzoſen unter Napoleon,

und Hornemann fürchtete sehr, daß dadurch die Ausführung seines Unternehmens unmöglich gemacht werden möchte, da er ja im Auftrage der feindlichen Engländer reiste. Zu seiner Freude nahmen sich aber Berthollet und Monge seiner sehr warm an und empfahlen ihn Napoleon aufs angelegentlichste. Hornemann hatte sich Sprache, Tracht und Sitten der Orientalen so anzueignen gesucht, daß er beabsichtigte, als muhamedanischer Kaufmann zu reisen. Den eigentlichen Zweck seines Unternehmens bemühte er sich durchaus geheim zu halten, und selbst seine Begleiter sollten darüber in Unwissenheit bleiben. Aus demselben Grunde hatte er auch den Konsul in Tripoli gebeten, sich nie nach ihm zu erkundigen, um nicht dadurch die Aufmerksamkeit der Fessaner rege zu machen und ihren Verdacht zu seinem Nachtheil zu erwecken. Freilich war jene Rolle nicht so leicht durchzuführen, da er verschiedene wissenschaftliche Instrumente bei sich hatte und Beobachtungen anstellen wollte. Einen wahren Schatz besaß er an seinem Diener. Dieser, ein geborner Deutscher, war vor längern Jahren zum Sklaven gemacht und gezwungen worden Muhamedaner zu werden, sprach ebenso geläufig Arabisch wie Türkisch und hatte bereits mehrfache Reisen nach dem Innern gemacht.

Am 5. September brach die Pilgerkarawane von Kairo nach Westen auf und ward während der ersten vier Tage vielfach durch räuberische Beduinenschaaren beunruhigt, die sie umschwärmten. Am vierten Tage betrat man die Wüste, gelangte nach Mogara und Biljoradek und erstieg am neunten Tage ein Gebirgsland, dessen Hochfläche von einem unabsehbar breiten und langen Salzlager bedeckt war. Erst am elften Tage kam man wieder zu menschlichen Wohnungen. Am meisten hatten die Reisenden durch den heftigen Nordwind auszustehen, der ihnen den groben Kiessand mit größerer Heftigkeit ins Gesicht warf, als es ein Schloßenwetter gethan haben würde. Stellenweise traf man auf ansehnliche Massen von versteinertem Holz. In der Oase Siwah (Ammon, s. die Abbild. auf S. 9) machte man eine längere Rast und Hornemann benutzte die Zeit dazu, um über die physische Beschaffenheit, die Bewohner, deren Sprache, Regierungsweise, die Ruinen, Katakomben der Umgebung u. s. w. Untersuchungen anzustellen. Unvorsichtiger Weise hatte sein Diener den Argwohn der Siwaher dadurch erregt, daß er den französischen Paß hatte sehen lassen. Als am 29. September die Karawane abreiste, ward sie von einer Schaar fanatischer Bewohner jener Oase verfolgt, die Hornemann's Tod forderten, da er ein Christ sei, und er hatte es nur seiner genauen Kenntniß des Koran, seiner Fähigkeit, geläufig Arabisch zu sprechen und zu schreiben, und der Gewandtheit seines Dieners zu verdanken, daß man sich beruhigte.

Nach einem sehr anstrengenden Marsche erreichte man Augila, wo man sich eine längere Ruhe gönnte. Von hier aus sandte man einen Boten nach der Grenze von Fessan voraus, der untersuchen mußte, ob die Brunnen in gutem Zustande seien, und erst nachdem man davon versichert war, brach man am 27. Oktober auf. Der Weg war besonders während der ersten Tage beschwerlich, da sich weder Wasser noch ein Hälmchen Gras für die Kameele fand. Am dritten Tage

ward der Anfang der Moria-je-Kette erreicht. Erſt am ſiebenten Tage konnte man wieder im Schatten von Bäumen ruhen und am folgenden erblickte man die Höhen des Schwarzen Harudſch. (S. S. 4.) Hornemann entfernte ſich von der Karawane, um dieſelben zu beſteigen. Er hielt damals die ſchwarzen Felſen für Baſalt, neuerdings ſind ſie als eiſenhaltiger Sandſtein erkannt worden. Mit Mühe und Noth fand Hornemann ſeine Reiſegenoſſen wieder auf, die er währenddem aus dem Geſicht verloren hatte. Abermals ging der Zug fünf Tage lang durch flache, traurige Thäler, in denen ein einzelner dürftiger Baum zu einem Ereigniß wurde, und man kam dann zu den Kalkfelſen des Weißen Harudſch. Am ſechzehnten Tage nach der Abreiſe von Augila langte die Karawane in Temiſſa an und erfuhr daſelbſt, daß ſie einer großen Gefahr entgangen ſei. Eine bedeutende Schaar räuberiſcher Araber hatte ſich nämlich verſammelt gehabt, in der Abſicht, ſie zu überfallen. Da das Erſcheinen der Karawane ſich aber verzögert hatte, waren die Räuber zu der Meinung gelangt, dieſelbe ſei bei der Eroberung Kairos durch die Franzoſen an der Fortſetzung ihrer Reiſe gehindert worden. Die Räuber hatten ſich deshalb anderweitigen Unternehmungen zugewendet.

Am 17. November 1799 kam Hornemann in Murſuk an. Er war der erſte Europäer, der Mittheilungen über dieſe Stadt und über Feſſan veröffentlichte. Anfänglich beabſichtigte er ſofort nach Tripoli zurückzugehen, um dort die erforderlichen Schritte zu ſeinem weitern Fortkommen zu verſuchen, ward aber vom Fieber ergriffen und büßte ſeinen treuen Diener durch den Tod ein. Kaum geneſen, macht er ſich endlich langſam auf den Weg nach Tripoli, allenthalben mit größter Umſicht unterſuchend, beobachtend und von Pilgern, mit denen er zuſammentrifft, Erkundigungen über die Länder im Süden und die Straßen nach denſelben einziehend. In Tripoli gelingt es ihm, den Sultan ſo für ſich zu gewinnen, daß dieſer ihn in ſeinen beſondern Schutz nimmt und ihm ein Schreiben einhändigt, in welchem er ihn als ſeinen Diener Jedem dringend empfiehlt. Zum zweiten Mal macht er ſich am 1. Dezember 1799 nach Murſuk auf den Weg, wo er am 20. Januar 1800 wohlbehalten ankommt. Zwei Kameele tragen ſeine Vorräthe, die in allerlei kleinen Waaren beſtehen. Seine Reiſebibliothek wird nur durch den Koran und einige andere heilige Bücher gebildet. In der Hauptſtadt von Feſſan iſt er zu einem mehrwöchentlichen Aufenthalt genöthigt und macht die intereſſante Bekanntſchaft eines Scherifs von Bornu, mit dem er nach letzterem Lande zu reiſen gedenkt. Zwei weitere Briefe, die er von hier abſendete, enthalten mancherlei Nachrichten über die Tibu, Tuarik, über Timbuktu, den Sudan und Bornu. Ein dritter Brief ging verloren. Sein letztes Schreiben datirt vom 6. April 1800. Den 7. April reiſte er in friſcher Geſundheit und fröhlichen Muthes ab und ſprach aus, daß er bis zum September in Bornu zu bleiben gedächte, um dann mit der großen Karawane weiter zu ziehen.

Die ſpätere Expedition unter Oudney, Denham ꝛc. erfuhr durch Erzählungen der feſſaniſchen Kaufleute Salah und Benderachmani über ſein weiteres Schickſal Folgendes: Er ſei, ſagte man, als muhamedaniſcher Kaufmann

nach Nyffe gereiſt, hätte dort aber einen Anfall von der Ruhr bekommen und wäre nach ſechstägigem Krankenlager daran geſtorben. Seine Papiere habe ein gelehrter Mann Jüſſuf Felata an ſich genommen. Der Negerpöbel habe dieſen aber als einen Zauberer betrachtet, ihn beſchuldigt, daß er Umgang mit böſen Geiſtern pflege, und ihn deshalb in ſeinem Hauſe ſammt allem Beſitzthum verbrannt. Auf dieſe Weiſe ſei Alles verloren gegangen.

In Tripoli war es den Engländern gelungen, durch die Bemühungen des Konſuls Warrington ein ſehr freundſchaftliches Verhältniß mit dem Paſcha daſelbſt anzuknüpfen. Sie hatten die Wichtigkeit der Straße über Feſſan nach dem Sudan ins Auge gefaßt, und dem Paſcha ſeinerſeits lag daran, in der mächtigen ſeefahrenden Nation eine kräftige Stütze bei ſeinen Beſtrebungen, ſich von der Pforte unabhängig zu machen, zu finden.

Im Jahre 1819 ging deshalb Joſeph Ritchie, Sekretär der Geſandtſchaft, ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann, von Tripoli aus im Auftrage der engliſchen Regierung nach dem Süden. Ihn begleitete der Marineleutnant G. Francis Lyon. Sie reiſten von Tripoli aus in Geſellſchaft des Sultans von Feſſan, Mukni, der dem Paſcha von Tripoli tributpflichtig war. Anſtatt aber den Europäern hülfreich zu ihrem bequemern Fortkommen zu ſein, legte er denſelben verrätheriſcher Weiſe in ſeiner Hauptſtadt Murſuk alle möglichen Schwierigkeiten und Hinderniſſe in den Weg. Ritchie erkrankte an dem ungeſunden Orte an einem Gallenfieber, und da Mukni verboten hatte, ihm beizuſtehen, ſtarb er. Sein Gefährte Lyon, der gleichzeitig an einem Ruhranfall litt, erholte ſich glücklicher Weiſe wieder und veröffentlichte bei ſeiner Rückkehr nach England die Ergebniſſe der Reiſe, ſowie alles Das, was er durch Erkundigungen über die ſüdlichen Länder erfahren. Trotz des ungünſtigen Ausgangs dieſes Unternehmens war man doch durch die erhaltenen Nachrichten nicht abgeſchreckt worden, ſondern rüſtete ſchon 1821 einen neuen Reiſezug aus, an deſſen Spitze der Naturforſcher Dr. Walter Oudney ſtand. Ihn begleiteten der Major Diron Denham und Leutnant Hugh Clapperton; außerdem der Schiffszimmermann Hillmann und ein engliſcher Diener Symkins, der außer drei europäiſchen Sprachen auch fertig Arabiſch ſprach. Warrington nahm die Reiſenden in herzlichſter Weiſe auf, der Paſcha unterſtützte ihr Vorhaben und nach Beendigung aller Vorbereitungen brachen ſie im März 1822 nach Murſuk auf. Clapperton und Oudney reiſten über Beniolid voraus, Denham, der ſpäter aufgebrochen war, traf ſie kurz vor dem Anfang der eigentlichen Sahara. In Sokna erfreuten ſie ſich einer theilnehmenden Freundlichkeit von Seiten der Einwohner. Beſonders erregte die europäiſche Kleidung, welche die Reiſenden beibehalten hatten, die Neugierde der Frauen, und letztere intereſſirten ſich ſo für die Hoſentaſchen der Fremden, daß ſie ihre Hände verſuchsweiſe in dieſelben ſteckten, mitunter drei bis vier gleichzeitig. Zwiſchen Sokna und Murſuk hatte die Karawane ſehr vom Wüſtenwind auszuſtehen, der ihnen den Sand in die Augen warf, ſo daß ihre Thiere wild wurden und nicht vorwärts wollten. Am 8. April erreichte man Murſuk.

Der Sultan von Feſſan, Muſtapha, Mukni's Nachfolger, begegnete den Engländern zwar freundlich, machte ihnen aber allerlei Schwierigkeiten in Bezug auf ihr weiteres Vordringen. Ohne eine Begleitung von mindeſtens 200 Bewaffneten, erklärte er ihnen, könne man nicht durch die Wüſte reiſen; es ſei aber nicht möglich, vor dem nächſten Frühjahr eine ſolche Schaar zuſammen zu bringen; außerdem bedürfe es auch noch dazu der ausdrücklichen Erlaubniß des Paſchas in Tripoli. Ein Kaufmann, Bu Khalum aus Murſuk, der ein Feind Muſtapha's war, nahm ſich ihrer an, reiſte mit Denham nach Tripoli und wirkte beim Paſcha jene Erlaubniß aus. Freilich gelang es erſt letztern zu energiſchen Schritten zu bewegen, als Denham bereits mit einem franzöſiſchen Schiffe bis Marſeille gereiſt war, um ſich in England über den Paſcha zu beſchweren. Am 17. September befand ſich Denham mit Bu Khalum wieder in der Wüſte und war mit einem Theile der Mannſchaft verſehen. Ein anderer Trupp ſtieß in Sokna zu ihnen.

Am 30. Oktober zog Denham mit Bu Khalum in Murſuk auf pomphafte Weiſe ein, ſodaß ihnen die halbe Bewohnerſchaft entgegenſtrömte. Bu Khalum ſaß auf einem weißen tuneſiſchen Roſſe. Sein Sattel war vergoldet und die Satteldecke aus purpurnem Sammt mit Gold verbrämt. Er ſelbſt war in mehrere Kleider aus den ſchwerſten Seidenſtoffen gehüllt und dieſe mit Goldſtickereien, Treſſen und vergoldeten Knöpfen geſchmückt. Oudney war ſchon vor ſeiner Abreiſe in England leidend geweſen und Denham traf ihn an einer Bruſtkrankheit darnieder liegend. Clapperton hatte das Fieber. Während dieſer Reiſe Denham's hatten die beiden Zurückgebliebenen einen Ausflug nach den Natronſeen und nach der Tuarikſtadt Rhat unternommen und bei dieſer Gelegenheit die Ruinen von Dſcherma (Germa), der Hauptſtadt des alten Garamantenreichs, beſucht. Der Verſuch, die ſogenannte Geiſterburg oder das Teufelsſchloß bei Rhat, eine wildzerriſſene Berggruppe, zu beſteigen, war verunglückt, da tiefe Klüfte ihnen das Weitergehen verwehrten. Kurz nach ihrer Rückkehr nach Murſuk waren die beiden Freunde von jenen Krankheiten niedergeworfen worden, an denen ſie Denham noch leidend fand. Um ſo bald als möglich von dem ungeſunden Murſuk wegzukommen, ſuchte man die Abreiſe, ſo viel als ſich thun ließ, zu beſchleunigen. Clapperton und Oudney gingen ſchon am 19. November nach Gerthrun voraus, zehn Tage ſpäter folgte ihnen die übrige Karawane, durch Bu Khalum und ſeine 200 wohlbewaffneten Araber begleitet. Eine anſehnliche Schaar feſſaniſcher Kaufleute hatte ſich mit ihren Sklaven und Sklavinnen angeſchloſſen. Man traf die Vorausgegangenen ſehr krank, und Hillmann, der Zimmermann, war vom Fieber ſo heftig ergriffen worden, daß er kaum im Stande war, ſich auf dem Kameele zu halten. Einen äußerſt entmuthigenden Eindruck machte auf die Kranken die Menge der Gebeine und Leichname, welche ſie auf der ganzen folgenden Wüſtenſtrecke trafen und die meiſtens umgekommenen Sklaven eines Transportes vom vorigen Jahre angehörten, in welchem der Sultan einen Kriegszug nach Süden gemacht hatte. Man gelangte nach Bilma und machte daſelbſt die Bekanntſchaft des

Sultans der Tibu. Denham schildert denselben als höchst unreinlich und geistig beschränkt. Sein Hemd und Turban, ehedem weiß, waren schwarz von Schmutz, ähnlich sein Körper, und Denham begriff es sehr wohl, daß der Sultan ihn um ein Stückchen Seife bat. Selbst die Spieldosen, Uhren und andere Gegenstände europäischer Erfindung regten die schwerfälligen Tibu wenig auf; am meisten Eindruck schien noch ein rother Burnus zu machen, den der Sultan zum Geschenk erhielt.

Aus den Dörfern des Tibulandes, an denen man vorüberkam, eilten der Karawane die Einwohner entgegen, warfen sich grüßend auf die Knie und sangen tanzend vor ihnen Loblieder. Die Araber vergalten jene Gastfreundschaft, auf ihre Uebermacht sich stützend, freilich sehr schlecht. Eine Partie von ihnen machte einen Streifzug in die Umgegend und nahm den Hirten zweiundzwanzig Reitkameele weg, um die unterwegs gefallenen zu ersetzen.

Nachdem man am Brunnen Agadem vorbeigekommen war, begegnete man mitten in der Wüste Tintuma zwei Kurieren, die auf dem Wege von Bornu nach Mursuk begriffen waren und diesen weiten Weg in dreißig Tagen zurückzulegen gedachten. Ihr ganzes Gepäck bestand nur aus einem Sack mit gedörrtem Getreide, zwei Schläuchen Wasser, einem kleinen Kupfergefäß und einer hölzernen Schale, höchstens noch aus einigen Streifen getrockneten Fleisches. Kochen sie auf ihren Raſtplätzen ja, so benutzen sie als Feuerungsmaterial den gedörrten Kameelmist, den sie in einem unter dem Schwanz des Thieres aufgehangenen Beutel unterwegs gesammelt haben.

Am Brunnen Belkaschiferri begrüßte sie Mina Tahr, d. h. der schwarze Vogel, Häuptling der dort wohnenden Bulguda-Tibu, welcher von den durchziehenden Karawanen einen Zoll zu erheben pflegte. Er lud die Reisenden ein, ihm nach einem Brunnen zu folgen, der zwei Meilen südlich von der Straße gelegen sei und den Lagerplatz jener Tibuhorde bildete. Die Speisen, welche ihnen der Häuptling bot, waren zwar sehr schlecht, desto schöner aber die zwei Reitkameele, die er Bu Khalum als Geschenk gab und von denen das eine bis zur Höhe des Höckers neun Fuß maß. Die meisten Tibu hatten ihr Gesicht mit Narben verziert, der Häuptling selbst zeichnete sich durch zwei halbmondförmige Narben aus, die sich über und unter den Augen befanden und als Schmuck der Tapferkeit galten. Denham zeigte ihm eine Uhr, bemerkte aber, daß die lebhafte Freude, welche der Tibu äußerte, nicht durch das Uhrwerk hervorgerufen wurde, sondern durch die blanke Innenseite der Gehäuses, welche ihm sein Gesicht wiederspiegelte. Denham schenkte ihm deshalb einen Spiegel, und nun kannte die Seligkeit des schwarzen Burschen keine Grenzen. Er führte zur allgemeinen Belustigung die tollsten Freudensprünge aus.

Die Araber hatten bei ihrem Zuge nicht blos die Beschützung der Reisenden im Auge; es lag ihnen vornehmlich daran, Beute zu machen und mit Raub und Sklaven bereichert in ihre Heimat zurückzukehren. Sowie sie sich den fruchtbarern Gegenden näherten, hatte ein Streiftrupp seitwärts Spuren einer Schafherde entdeckt, und die ganze gierige Schaar eilte nach der Stelle, wo man das Lager

der Nomaden ausgekundſchaftet. Letztere waren, die Gefahr ahnend, ſchleunigſt aufgebrochen und hatten ſich geflüchtet. Dies benutzten die Räuber aber wiederum als einen Vorwand, ein Recht auf deren Habe zu beanſpruchen. Es ſei das Geſetz der Wüſte, ſchrieen ſie, daß die Hirten den durchkommenden Reiſenden beiſtehen müßten. Die Schurken hätten ihnen ihre Hülfe und ihren Beiſtand entziehen wollen und ſeien deshalb der ſtrengſten Strafe ſchuldig. Sie jagten ihrer Spur nach, trafen ſie endlich und hatten bereits die ganzen Herden in Beſitz genommen, ja ſelbſt den fußfällig flehenden Weibern und Mädchen ſämmtliche Kleider vom Leibe geriſſen, als Bu Khalum dazu kam und, durch die Vorwürfe der Engländer beſchämt, die Zurückerſtattung befahl. Zehn fette Schafe und einen Ochſen nahm man jedoch als eine Entſchädigung für dieſe eigenthümliche Rechtspflege in Anſpruch. Zwei Tage vor dieſem Zwiſchenfall hatte Bu Khalum einen Tibu als reitenden Boten an den Scheikh von Bornu abgefertigt, um officiell die Ankunft zu melden. Beim Weiterziehen fand man den Armen halbverſchmachtet an einem Baume feſtgebunden, wo er ſeit vierundzwanzig Stunden ohne Speiſe und Trank geblieben war. Eine Räuberſchaar der Wandala-Tibu hatte ihn aufgefangen, völlig ausgeplündert und dem Hungertode preisgegeben. Die anwohnenden Traita-Tibu hatten die entwendeten Briefe den Räubern wieder abgejagt und ſchickten ſie Bu Khalum zurück. Der Bote erholte ſich ſchnell und ſetzte ſeinen Weg bald darauf fort. Beim Brunnen Mittimi erreichte die Karawane am 3. Februar üppigen Wald und genoß den langentbehrten Schatten der Bäume. Beſonders ſchön und kräftig waren hier die Mimoſen und Akazien entwickelt (ſ. Abbild. S. 17), die man bisher nur in dürftigen, kümmerlichen Exemplaren zu Geſicht bekommen hatte. Von der ſchirmartig ausgebreiteten weiten Krone derſelben hingen dichte Maſſen von Schlinggewächſen herab, und zierliche Antilopen, ſowie kräftige Büffel zogen ſich vor der ankommenden Karawane in das Dickicht zurück, das die Waſſertümpel in der Nähe des Tſad umgab. Man traf hier auch den Fennek (Canis Cerda), eine ſonderbare, durch helle Färbung und lange Ohren ausgezeichnete Fuchsart. (Siehe einen ſolchen auf der Abbildung links im Vordergrunde unter dem Asklepiasbuſche.) Am intereſſanteſten war für Denham, als leidenſchaftlichen Jäger, die Menge Waſſervögel, welche, gänzlich ohne Furcht vor den Menſchen, auf dem Waſſer ihr Spiel trieben und ihn ganz nahe kommen ließen. Lange ſaß er am Ufer und ſchaute dem harmloſen Treiben der Thiere zu, ehe er es wagte, ihren Frieden durch einen Schuß zu ſtören. Er hatte ſelbſt nicht darauf geachtet, daß ſein Pferd, des Harrens müde, davongelaufen war und im Lager durch ſeine Ankunft große Beſorgniß um das Schickſal des Reiters erregt hatte. Am 11. Februar wurde der Reiſezug durch zwei Beamte des Scheikhs el Kanemi begrüßt, welche zum Willkommen achtzehn Ochſen überbrachten und die Angekommenen nach Kuka einluden. Man mußte den in den Tſad ſich ergießenden Komadugu Waube paſſiren. Pferde und Kameele ſchwammen hindurch; die Menſchen gelangten in Kähnen hinüber, die auf die roheſte Weiſe aus Planken zuſammengeſetzt, mit Stricken zuſammengebunden und deren Fugen nothdürftig mit Stroh verſtopft waren.

Der Empfang, welcher den Ankömmlingen zu Theil ward, war ein wirklich großartiger. Bu Khalum und seine Araber hatten sich aufs beste herausgeputzt, die Engländer ihre Staatsuniform angelegt. Man ritt eben aus einem dichten Walde heraus, als man mehrere Tausend bewaffnete Reiter in musterhafter Parade vor sich aufmarschirt sah. Offiziere sprengten, Befehle gebend, vor der Fronte auf und ab. Sobald die Fremden erschienen, erhoben Alle ein lautes Bewillkommnungsgeschrei und die ganze Schlachtordnung setzte sich gegen sie in einer Weise in Bewegung, daß sie eine Zeit lang wirklich in Ungewißheit geriethen, ob es nur auf eine großartige Begrüßung oder auf ihre Vernichtung abgesehen sei.

Panzerreiter und Bogenschütz aus Bornu.

Von den Flügeln sowol als von der Mitte lösten sich kleine Abtheilungen los und sprengten so dicht an die Karawane heran, daß sie fast mit den Thieren derselben zusammenprallten. Währenddem schritt die ganze Linie vorwärts, schwenkte, die Speere kriegerisch schwingend und laut rufend, links und rechts vor und hatte alsbald die ganze Karawane vollständig umzingelt. Man merkte es deutlich, daß die Neger den Fremden ihre kriegerische Ueberlegenheit zeigen wollten. Das Gedränge ward so stark, daß Bu Khalum zornig zu fluchen begann, obschon er einsah, daß sich gegen eine solche Uebermacht gar nichts anfangen ließ. Sowie der in bunte Seide gekleidete Führer der Neger heranritt, um ihn zu begrüßen, zogen sich seine Leute in größter Ordnung zurück. Besonders zeichnete sich eine starke, auserlesene

Mimosenwald am Tsad.

Schaar, die sogenannten Neger des Scheikhs, durch ihre stattlichen Rüstungen aus. (S. Abbild. S. 16.) Sie trugen Panzerhemden, aus Eisenringen gearbeitet, die vom Halse bis zu den Knien reichten und hinten offen waren, manche hatten metallene Helme, andere Turbane; ebenso waren die Köpfe der Pferde durch Eisenbleche geschützt. Die zehn Fuß langen Lanzen hatten Eisenspitzen von drei Fuß Länge.

Sowie man am Thore der Stadt anlangte, machte die ganze Schaar Halt. Nur Bu Khalum, die Engländer und zwölf Araber durften eintreten, die Uebrigen wurden veranlaßt, draußen zu warten. Bis zur Wohnung des Scheikhs war ein Spalier von Reitern gebildet, die drei Mann hoch standen, und die übrige noch freie Straße füllten Fußsoldaten. Bu Khalum ward zuerst eingelassen, eine halbe Stunde nachher durften die vier Engländer eintreten. Man führte sie einzeln die Treppe hinauf, und vor der Thür des Audienzzimmers geboten ihnen Wachen mit gekreuzten Speeren still zu stehen. Als sie endlich eingelassen wurden, fanden sie den Scheikh in eine blaue Sudantobe gekleidet, rings von Pistolen und Flinten und bewaffneten Negern umgeben Der Scheikh war ein Mann von etwa 25 Jahren und angenehmen Gesichtszügen. Nachdem er sich bei Oudney nach dem Zweck ihrer Reise erkundigt, wies er ihnen die Hütten an, die für sie erbaut worden waren, und forderte sie auf, ihn wieder zu besuchen, sobald sie sich von der Reise etwas erholt haben würden. Am folgenden Tage überreichten sie dem Scheikh ihre Geschenke: eine Doppelflinte mit allem Zubehör, ein paar schöne Pistolen, zwei Stück feines Tuch, eines roth, das andere blau, außerdem Porzellangeschirr und Gewürze. Die Geschenke wurden auf einen Teppich niedergelegt und die Engländer, daneben im Sande niedergekauert, erklärten dem Scheikh den Gebrauch der Gewehrschlösser, der Schraubenzieher und des Pulvermaßes an der Pulverflasche. Sehr erfreut war er, als man ihm versicherte, der König von England habe von ihm gehört, und er meinte gegen seinen Kanzler: dies käme daher, daß er die Baghirmi geschlagen habe. Die Reisenden wurden gastfrei auf die reichlichste Weise versorgt. Sie erhielten Ochsen, Weizen, Reis, Lederbüchsen voll Butter, Töpfe voll frischen Honig, Schüsseln mit gekochtem Fleisch und Gerstenmehl, das mit Fett zubereitet war, sowie ganze Kameelladungen Fische.

Der Scheikh war zwar dem Namen nach dem Sultan von Bornu, der in Neu-Birni am Tsad residirte, untergeordnet, in Wirklichkeit aber Diktator mit unumschränkter Gewalt. Durch die Fellata, welche von Westen her vordrangen, war letzterem sein Reich bereits gänzlich entrissen worden, als der muthige Scheikh den Feind angriff und in die Flucht schlug. Vierzig Schlachten kämpfte er als Sieger, vorzüglich unterstützt durch die treuen Speerträger aus Kanem, und vertrieb nicht nur die Fellata aus den Grenzen des Reichs, sondern erhob Bornu zu einem der mächtigsten Staaten des Sudan. Außer diesen Feinden machten ihm auch die südöstlich wohnenden Baghirmi viel zu schaffen. Diese hatten sich mit dem Sultan von Wadaï im Osten verbündet, wurden aber trotzdem geschlagen und ihre Hauptstadt Maseña, sowie andere Orte ihres Reiches verbrannt und zerstört. Zur Zeit als die Reisenden in Kuka ankamen, rüsteten die Baghirmi von neuem zum Kriege und überschritten in feindlicher Absicht den Schari, als sie

auf die Kunde von der Ankunft der mit Flinten bewaffneten 200 Araber ſich eiligſt zurückzogen. Dies ſteigerte den Uebermuth der Araber bis zum Unerträglichen. Sie ergingen ſich, auf ihre herzlich ſchlechten Feuergewehre verweiſend, über die mit Pfeilen und Speeren kämpfenden Schwarzen in den verächtlichſten Aeußerungen und erregten dadurch den Unmuth des Scheikhs und der Seinen in ſolchem Grade, daß dieſer ihren Raubgelüſten ein Ziel anwies, an welchem ſie gebührende Züchtigung erhalten konnten. Ihr bisheriger Führer Bu Khalum war den unmenſchlichen Sklavenjagden und den damit verbundenen Menſchenſchlächtereien von Herzen abgeneigt und wünſchte ſehnlichſt durch reellere Handelsunternehmungen einen zwar beſcheidenern, aber ruhigern Gewinn zu erzielen. Dadurch gerieth er mit den Häuptlingen der Araber in Feindſchaft. Sie ſchrieen ungeſtüm nach einem Raubzug und er mußte ſich ſchließlich mißmuthig ihrem Verlangen fügen, da er die Ungnade ſeines heimiſchen Herrſchers fürchtete, dem aus einem ſolchen Unternehmen ein bedeutender Gewinn erwachſen mußte.

Den Engländern traute der Scheikh als erfahrener Politiker wenig Gutes zu. Er konnte ſich lange nicht überzeugen, daß der eigentliche Zweck ihrer Reiſe nur darin beſtehen ſollte, daß ſie den Tſad-See beſahen und einige Vogelbälge, Thierhäute und werthloſe Mineralien ſammelten; vielmehr fürchtete er, daß die Engländer nur eine Kundſchaft ausgeſandt hätten, um das Reich vorläufig kennen zu lernen und ihm dann dasſelbe Schickſal zu bereiten, was Indien, wie er erfahren, zu Theil geworden war. Er legte ihnen deshalb unter dem Schein zärtlicher Fürſorge alle möglichen Hinderniſſe in den Weg, nähere Erkundigungen im Lande durch Reiſen einzuziehen, und entfernte ſogar alle gut unterrichteten Perſonen aus ihrer Nähe, durch welche ſie etwa mittelbar weitere Aufſchlüſſe hätten erhalten können. Dagegen ließ er durch den Zimmermann Hillmann zu den zwei Kanonenläufen, welche er früher als Geſchenk erhalten hatte, Laffetten anfertigen, Kartätſchenbüchſen machen und einige ſeiner Neger in der Handhabung und Bedienung der Geſchütze unterweiſen. Clapperton wurde veranlaßt, mehrere Raketen ſteigen zu laſſen, um den anweſenden Geſandten eines feindlichen Stammes der Schua heilſamen Reſpekt vor ihm und ſeinen Verbündeten einzuflößen, und begierig lauſchte er den Erzählungen des Majors Denham, wenn dieſer ihm ſchilderte, wie bei der europiſchen Art Krieg zu führen in die Mauern einer belagerten Stadt durch gewichtige Kanonenkugeln Breſche geſchoſſen würde und dann das Fußvolk im Sturm durch die Lücke eindringe. Denham's leutſeligem Weſen gelang es endlich die abergläubiſchen Befürchtungen vor Bezauberungen zu beſeitigen, die er ſelbſt unvorſichtiger Weiſe dadurch erregt hatte, daß er Abbildungen von Perſonen aus Lyon's Werk vorgezeigt. Die Vornehmen baten ihn unaufhörlich dringend, ſie doch ja nicht abzuſchreiben. Eine Spieldoſe wurde ſchließlich das Mittel, das Mißtrauen zu beſeitigen und ein ſehr freundſchaftliches Verhältniß mit dem Scheikh herzuſtellen. Dieſer lauſchte entzückt den lieblichen Weiſen des Inſtruments, und die Art, wie er ſich dabei benahm, bezeugte ſeine höhere Bildung. Er war weit entfernt von den rohen Aeußerungen des Erſtaunens, die Denham von den meiſten Andern bei ähnlichen Gelegenheiten gehört hatte, ja als einer der Anweſen-

den beim Schweizer Kuhreigen, den die Dose spielte, durch einen lauten Ausruf den Genuß des Scheikhs störte, erhielt er von letzterem einen so kräftigen Schlag als Zurechtweisung, daß alle Uebrigen zitterten.

Um den unerquicklichen Zänkereien mit den Arabern zu entfliehen, unternahm Bu Khalum einen Ausflug nach Neu-Birni und machte dem Sultan Ibrahim daselbst seine Aufwartung. Die Engländer begleiteten ihn, nahmen aber aus Mißverständniß keine Geschenke für den Sultan mit, während der Fessaner mit reichen Gaben erschien. Spaßhaft war der Gegensatz, welchen der Hofstaat des Scheinkönigs im Vergleich zu der kriegerisch kräftigen Umgebung des Scheikhs el Kanemi bildete. Der Sultan suchte die Würde seiner Person und seines Gefolges durch unmäßige Dicke des Leibes und die Größe des Turbans herzustellen.

Bald darauf kehrten die Reisenden nach Kuka zurück. Nachdem Denham an den Ufern des wildreichen Tsad-See einen mehrtägigen Jagdausflug gemacht hatte, ersuchte er den Scheikh um seine Zustimmung, eine Reise nach dem Süden unternehmen zu dürfen. Die Araber waren währenddem durch des Scheikhs Intriguen in zwei Lager gespalten worden. Der eine Häuptling zog mit hundert Mann nach der Nordseite des Tsad, die Andern, denen Bu Khalum wider Willen als Führer dienen mußte, beabsichtigten einen Raubzug gegen die Völkerschaften im Süden. El Kanemi gab denselben zwar 2000 bornuesische Lanzenreiter mit, stellte dieselben aber unter den Befehl seines Vertrauten Barka Gana. Der Scheikh verweigerte dann officiell dem Major Denham die Erlaubniß, sich diesem Zuge anschließen zu dürfen; als aber Denham trotzdem insgeheim aufgebrochen war und der vorausgegangenen Expedition folgte, ließ er ihn durch einen zuverlässigen Mann begleiten und empfahl ihn dem besondern Schutze Barka Gana's.

Die Araber waren anfänglich der Meinung gewesen, daß sie einen Ueberfall der benachbarten wehrlosen Heidenvölker unternehmen könnten, um dabei auf bequeme Weise reiche Beute an Sklaven zu machen. El Kanemi aber wollte ihnen für ihre Anmaßungen eine derbe Lektion geben lassen und sandte sie deshalb zunächst nach Mora, der Hauptstadt im Mandaralande, südwestlich vom Tsad. Der Weg führte über das Gebirge, und auf weite Strecken hin kam man durch prächtigen Wald. Das Unterholz desselben bestand zwar zum großen Theil aus Dornensträuchern und stachelsamigen Gräsern, die Bäume erreichten aber meistens ansehnliche Größe und Dicke, und üppige Schlingpflanzen bildeten Bogengehänge über die schattigen Wege. Der Vortrab des Heeres jagte einen Panther auf und im Gebüsch traf man die halbaufgefressene Leiche eines Negers. Einige Reiter machten sofort Jagd auf das Raubthier. (Hierzu siehe das Tonbild.) Ein Wurfspeer durchbohrte den Hinterschenkel desselben, ein dicht an ihn herangerittener Krieger verwundete es in die Schulter. Da stürzte das gereizte Thier mit wüthendem Geheul auf seinen Angreifer los und würde ihn zerfleischt haben, wenn nicht glücklicher Weise die Kugel eines Arabers des Panthers Kopf durchbohrt hätte.

Der Fürst von Mandara, ein Muhamedaner, war mit Bornu sehr befreundet. Der Sultan von Bornu hatte eine seiner Töchter vor kurzem zur Frau genommen und beide Staaten waren eng verbündet. Die näher wohnenden heidnischen Völker

Druck von B.G.Teubner in Leipzig.

Pantherjagd im Mandara-Gebirge.

Zu Vogel's Reisen. S. 20.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

ſandten dem Sultan von Mandara reiche Geſchenke, als ſie vom Nahen des Kriegerheeres Kunde erhielten, und derſelbe erklärte, es ſei gänzlich unthunlich, ſie zu bekriegen; es bliebe weiter nichts übrig als ein Angriff auf die Grenzorte der ſüdweſtlich wohnenden Fellata. Dieſer Plan konnte wenig Begeiſterung hervorrufen, denn einmal waren die Fellata kriegeriſch und in den Waffen geübt, dann aber durften ſie eigentlich, als Muhamedaner, nicht zu Sklaven gemacht werden.

Der Sultan von Mandara begleitete den bereits 3000 Mann ſtarken Heereszug mit ſeinen eigenen Kriegern, aber nicht um thatkräftig ihnen beizuſtehen, ſondern nur um zuzuſehen, wie die Araber mit den Fellata fertig würden. Im Falle die erſtern ſiegten, hätte man die Beute mit ihnen getheilt, bei einer etwaigen Niederlage aber war man ſelbſt geſichert.

In ſeinem Palaſte zu Mora empfing der Sultan mit himmelblau gefärbtem Barte die Ankommenden in feierlicher Vorſtellung. Denham aber erregte allgemeinen Abſcheu, als man erfuhr, er ſei ein Ungläubiger. Anfänglich ſchlug man ihm geradezu die Erlaubniß ab, einen Ausflug nach den nächſten Bergen machen zu dürfen, und als man es endlich nach vielfachen Verſpottungen zugab, wurden ihm ſechs Mann mit großen Keulen beigeſellt, die ihm weniger zum Schutz als zur Beaufſichtigung dienten. Er war auch noch gar nicht weit von der Hauptſtadt entfernt, als Trompetenſtöße ertönten und ſeine Wache ihn ſofort zur Umkehr nöthigte. Endlich, am 25. April, rückte man zu dem verhängnißvollen Unternehmen gegen die Fellata aus. Der Sultan von Mandara ritt voran auf einem ſchönen iſabellfarbenen Hengſte mit röthlichen Flecken, ihm folgten ſechs Lieblingsdiener, dann ſeine dreißig Söhne. Für jeden der letztern hatten Reitknechte ſechs andere Pferde in Bereitſchaft, für den Sultan ſelbſt deren zwölf. Die Mannſchaften Barka Gana's trugen rothe Burnuſſe über ihre Stahlpanzer. Das Ganze machte einen impoſonten, prächtigen Eindruck.

Zwei Städte der Fellata wurden überfallen und, da die Bewohner eiligſt flohen, eingeäſchert. Man kam an eine dritte, Musfia genannt, die ſich in einer geſchützten Lage zwiſchen zwei Hügeln befand und außerdem noch mit Paliſſaden und einem tiefen Hohlweg geſchützt war. Dahinter ſtanden die Schützen der Feinde und begrüßten mit vergifteten Pfeilen die Angreifenden. Trotz dieſer feſten Stellung ſtürmten die Araber mit großer Tapferkeit vorwärts, wurden aber von ihren Verbündeten im Stich gelaſſen und die Mehrzahl von ihnen auf der wilden Flucht erſchlagen. Denham ſelbſt ward von den nachſetzenden Fellata verwundet und ausgeplündert und kam halbtodt und völlig nackt bei dem Reſt der Araber wieder an. Bu Khalum war gefallen. In Mora wurden die Flüchtlinge von dem dortigen Sultan höchſt ſchnöde behandelt und ihnen alle Hülfe verweigert. Der ganze Feldzug hatte ſechs Tage gewährt. Der Scheikh, erſtaunt, den Major wiederzuſehen, verpflegte ihn in Kuka wohlwollend und meinte: er müſſe von Allah zu großen Dingen beſtimmt ſein, da ihn derſelbe aus ſolchen Gefahren errettet habe.

Nachdem ſich Denham hinreichend erholt, auch durch einen nach Tripoli abgehenden Kurier, welcher Bu Khalum's Tod dem Sultan meldete, Nachrichten nach England geſchickt, begleitete er den Scheikh auf einem Kriegszuge nach Weſten,

der gegen die heidnischen Manga gerichtet war. Diese wollten zwar den Sultan von Bornu als Herrn anerkennen, nicht aber den Scheikh, und da sie selbst 12,000 Bogenschützen ins Feld zu stellen vermochten, so zog el Kanemi ein bedeutendes Heer zusammen und vereinigte 5000 Schua und Bornuesen mit 9000 Mann treuergebener Kanembu. Diesmal reisten auch Oudney und Clapperton mit Denham. Sie wohnten einer Musterung bei, welche der Scheikh über sein Heer hielt. Bei letzterem war auch der Sultan mit seinem Hofstaat eingetroffen. Der Scheikh selbst trug zwei weiße, buntdurchwirkte Toben von Musselin, darüber einen weißen Burnus und als Turban einen Kaschmirschal. Ueber seine Schulter hing der Säbel, den ihm nach seiner Ausdrucksweise „der englische Sultan" geschenkt hatte. Ihn umgaben seine bornuesischen Reiter und die Araber, und vor ihm marschirten die Kanembu-Speerträger auf, deren Anführer scharlachfarbene, mit Gold besetzte Burnusse trugen. Auf ein gegebenes Zeichen rückten die Schaaren in Abtheilungen von 800 — 1000 Mann mit lautem Feldgeschrei vor. Sie waren nur mit einem Gürtel aus Ziegen- oder Schaffell angethan und hatten einige schmale Tuchstreifen um den Kopf gewickelt, die unter der Nase über das Gesicht gingen. (Siehe nebenstehende Abbildung.) Ihren Hauptschutz bildete ein großer Schild, fast von der Gestalt eines gothischen Fensters. Dieser war aus Stücken des leichten, aber festen Holzes vom Fogobaume gearbeitet und mit Riemen zusammengebunden. Unter diesen Schilden schliefen sie auch im Lager und schützten sich gut mit denselben gegen die feindlichen Pfeile. Außer dem Speere hatten sie am linken Arme einen Dolch, der durch einen Ring so festgehalten ward, daß der Griff der Hand zugekehrt war.

Sowie sich die Schaaren der Kanembu dem Scheikh näherten, beschleunigten sie ihre Schritte, schlugen mit den Lanzen gegen die Schilde und marschirten an ihm vorüber. Der Scheikh sprengte zum Zeichen seines Wohlgefallens in eine Abtheilung hinein, Alle drängten sich um ihn herum, küßten ihm die Steigbügel und gaben deutlich zu erkennen, wie sehr sie sich durch diese Auszeichnung geehrt fühlten.

Glücklicher Weise endigte der Feldzug ziemlich schnell ohne größere Gewaltthaten. Der Ruf von des Scheikhs Macht hatte den Manga Furcht eingeflößt und sie zum Gehorsam und zur Unterwürfigkeit zurückgeführt. Malem Fanami, ihr Anführer, sah sich von den Seinigen im Stich gelassen und gezwungen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Er kam in dürftiger Kleidung und unbedeckten Hauptes ins Lager und kniete vor dem Scheikh nieder, gewärtig, daß dieser sein Todesurtheil aussprechen würde. Statt dessen begnadigte ihn derselbe, ließ ihm acht schöne Toben über einander anziehen und sein Haupt als Zeichen großer Ehre mit Turbanen so dick umwickeln, daß es einem Scheffelmaß glich. So machte sich el Kanemi durch kluge Mäßigung das ganze Volk der Manga zu seinen besten Freunden und sicherte sich durch sie eine treue Schutzwehr gegen die Fellata im Westen.

Nach Kuka zurückgekehrt, traf der Scheikh Vorrichtungen, um den schon länger beabsichtigten Feldzug gegen die Baghirmi und den Sultan von Wadaï auszuführen. Letzterer beanspruchte insbesondere die östlich am Tsad liegenden Gebiete von Kanem. Zwei Heere sollten gleichzeitig aufbrechen, eins nach Südosten und das zweite östlich an den Tsad, also gerade nach Gegenden, nach denen

Denham längſt eine Reiſe gewünſcht hatte. Der Scheikh ſetzte bei dieſem neuen Unternehmen ſeine Haupthoffnung auf die Kanonen mit ihren Kartätſchen, ſowie auf 200 Flinten, die freilich zum größten Theile unbrauchbar waren.

Die lange Regenzeit wurde zunächſt abgewartet. Bei eintretendem beſſern Wetter begleiteten Oudney und Clapperton eine Karawane, welche nach Weſten in

Kanembu-Häuptling und Fußvolk.

das Reich der Fellata zog, trotzdem daß der erſterere ſehr an ſeinem alten Bruſtübel litt. Kaum waren dieſelben eine Woche abgereiſt, als zur Verſtärkung der Geſellſchaft ein junger kräftiger Offizier Namens Toole von Malta aus eintraf und Geld, Kleider und mancherlei zu Geſchenken ſich eignende Gegenſtände mitbrachte. Toole ſchloß ſich an Denham an und beide richteten ihr Augenmerk auf den Oſten. Mehrere Male hatten hier die Baghirmi Einfälle in das Gebiet des Scheikhs gemacht; der letztere hatte vorſichtig gezögert, gegen ſie loszuſchlagen, weil Gerüchte

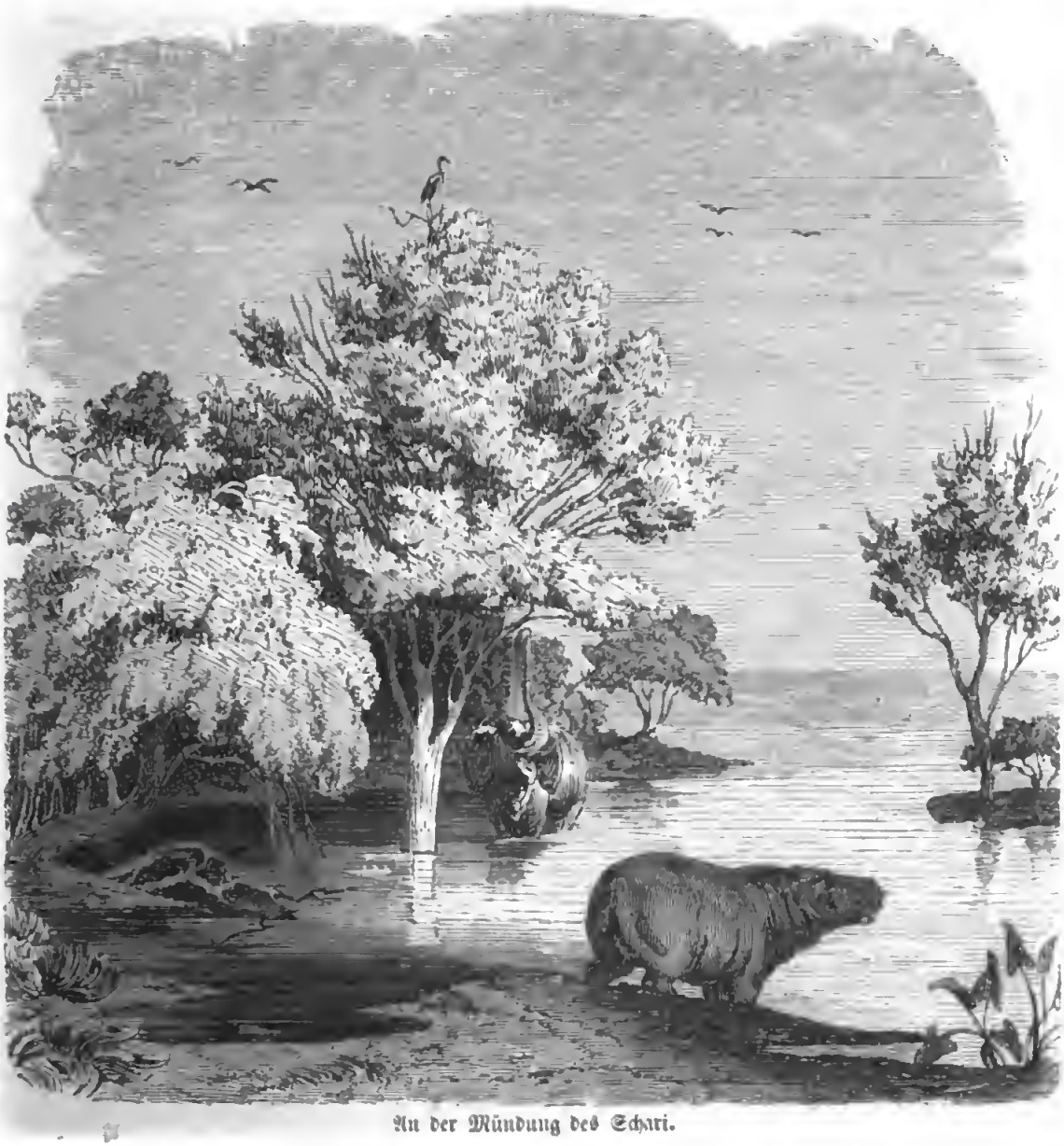
von einem Angriff gesprochen, der durch die westlichen Fellata und durch den Sultan von Tripoli vorbereitet würde. Als er sich durch Kundschafter von dem Ungrund dieser Befürchtungen überzeugt, wendete er sein Augenmerk auf die Baghirmi. Aber eben als er gegen sie ziehen wollte, erfuhr er, sie hätten sich schleunigst über den Scharifluß zurückbegeben, da die Bewohner von Maffatai und Kusseri, zwei Grenzstädten im Südosten, einen unerwarteten Handstreich gegen sie ausgeführt. Die Baghirmi aus Gulghi hatten nämlich ein Arbeiterdorf auf feindlichem Gebiete am gegenüberliegenden Ufer des Schari erbaut und von diesem aus die Bodenerzeugnisse in Kähnen nach ihrem Lande geführt. Lange hatten die Bornuesen diesen Uebergriffen ruhig zugesehen, plötzlich überfielen die Bewohner der genannten zwei Städte zur Nachtzeit den Baghirmi-Ort, hieben die Männer nieder und machten Weiber und Kinder zu Sklaven. Die Getreidevorräthe steckten sie in Brand. Die erschreckten Baghirmi verließen in Folge dessen das ganze Gebiet um Logone, das sie bisher gebrandschatzt, und die Bewohner des letztern schickten eiligst eine Gesandtschaft an den Scheikh von Bornu, um diesem ihre Ergebenheit zu erklären.

Diesen günstigen Moment benutzte Denham, um sofort mit seinem Genossen eine Reise nach Logone zu unternehmen. Sie durchzogen dabei das sumpfige, reichbewachsene Gebiet des untern Schari und hatten Gelegenheit, sowol die üppigen Waldungen daselbst kennen zu lernen, als auch mit den dickhäutigen Bewohnern desselben, den zahlreichen Elephanten und Flußpferden, sowie mit den unzähligen Stechfliegen und Mücken vielfache Bekanntschaft zu machen. In Logone selbst konnten sie sich nur kurze Zeit aufhalten und mußten die angetretene Fahrt zu Boot weiter den Schari hinauf plötzlich abbrechen, da Nachrichten von dem schleunigen Vorrücken der Baghirmi eintrafen. Schon auf der Hinreise nach Logone war Toole von dem Sumpffieber befallen worden, und da ein Abwarten seiner Genesung unmöglich ward, so starb der bedauernswürdige junge Mann auf dem Rückwege an dieser Krankheit am 26. Februar zu Ngala (Angala). In Ngornu (Angornu), welches Denham am 2. März erreichte, mußte auch er zehn Tage lang am Fieber darniederliegen und erfuhr währenddem, daß Oudney gestorben sei. — Am 28. März kam es zwischen dem Scheikh und den Baghirmi zu einer Schlacht, in welcher die Baghirmi mit Hülfe der Kanonen völlig geschlagen wurden und seitdem Bornu nicht mehr belästigten.

So sehr nun aber der Scheikh zu Gunsten Denham's gestimmt war, da er dessen Kartätschen den Sieg größtentheils verdankte, so war er doch entschieden gegen eine Reise östlich durch Wadai, da er sie für unausführbar hielt. Er rieth, die Engländer möchten lieber versuchen, von Aegypten her weiter zu gehen, wenn sie den Drang, fremde Länder zu sehen, nicht mäßigen könnten.

Ende Mai kam neue Verstärkung aus England an. Tyrwhitt, der schon früher erwartet und dessen Stelle damals durch Toole ersetzt worden war, traf ein und brachte außer neuen Geldmitteln für die Expedition auch schöne Geschenke für den Scheikh mit.

Unglücklicher als der Kriegszug gegen die Baghirmi fielen die Unternehmungen aus, welche Barka Gana gegen feindliche Häuptlinge am Ostende des Tsad



An der Mündung des Schari.

auszuführen verſuchte und bei denen Denham ihn begleitete. Der eine jener Fürſten hatte ſich ſo gut verſchanzt und mit ſo auserleſenen Kriegern umgeben, daß ein Angriff auf ihn gar nicht möglich war. Der zweite dagegen lockte die beuteluſtigen Krieger des Scheikhs in ein ſumpfiges Gebiet, in welchem ſie theils verſanken, theils von den mit den Oertlichkeiten genau bekannten Feinden niedergeſtochen wurden. Barka Gana ſelbſt erhielt eine ſtarke Wunde in den Rücken mit einem Speer, welcher vier Toben und das eiſerne Panzerhemde durchbohrt hatte. Am 17. Juni kehrte Denham nach Kuka zurück und fand hier ſeinen Freund Clapperton von ſeinem Zuge nach Weſten wieder angekommen, aber ſo ſonnenverbrannt und abgemagert, daß er ihn nicht eher erkannte, als bis ihn derſelbe mit Namen rief.

Clapperton war am 14. Dezember 1823 in Gemeinschaft mit Oudney von Kuka aus nach Westen gezogen. Man verfolgte zunächst den Weg über Katagum nach Kano. Die Nächte waren zum Theil so empfindlich kalt, daß es einmal, nach Clapperton's Bericht, Eis gefror. Durch den schnellen Wechsel der Temperatur verschlimmerte sich Oudney's Zustand mehr und mehr, und am 10. Januar starb er zu Murmur in den Armen seines Freundes.

Am 20. Januar kam Clapperton in Kano an. Nachdem ihm hier Boten vom Sultan Bello die Erlaubniß gebracht, daß er denselben besuchen dürfe, verließ er am 23. Februar den ungesunden Ort. Er ließ seinen Diener Jakob und einen großen Theil des Gepäckes in Kano zurück und machte sich mit seinem Führer Muhamed Djolli, einem Fellata, auf den Weg. Der größte Theil des Landes, durch welchen die Straße nach Sokoto führt, zeigte ein sehr fruchtbares Aussehen und war stellenweis gut angebaut. Die Bewohner begegneten den Reisenden freundlich und gefällig, und nur die Furcht vor räuberischen Ueberfällen der in dem Reiche hausenden Rebellen und das Fieber machten den Marsch unangenehm. Bei dem Orte Quoli kam ihnen ein Trupp von 150 Reitern mit Trommeln und Trompeten entgegen, der vom Sultan Bello ausgeschickt worden war, sie zu begleiten und einzuführen.

Clapperton zog, „als Diener des Königs von England", wie er in des Scheikhs Empfehlungsbrief an den Sultan Bello bezeichnet worden war, in Sokoto ein. Er trug dabei seine goldbesetzte Leutnantsuniform, weiße Hosen, seidene Strümpfe, türkische Pantoffeln und auf dem Haupte einen Turban. Die Straßen der Stadt waren dicht gedrängt voll Menschen, und ein Bote erschien, um ihn im Namen des Sultans willkommen zu heißen, der augenblicklich sich nicht in der Stadt befand und erst am Abend in derselben eintraf. Den 17. Morgens hatte Clapperton bei ihm Audienz. Er fand in ihm einen kräftigen Mann in seinen besten Jahren von edlem Ansehn und mittlerer Größe. Ein kurzer, starkgekräuselter schwarzer Bart umgab seinen hübschen kleinen Mund. Die Nase war griechisch geformt, seine Stirne ausdrucksvoll und seine großen Augen voll Feuer.

Nachdem der Sultan Clapperton über dessen persönliches Befinden und letzte Reiseerlebnisse befragt, erkundigte er sich nach Religion und Sitten der Engländer. Er sah die letztern mit ziemlich mißtrauischen Augen an und ward in seinem Argwohn besonders durch die Einflüsterungen der anwesenden Araber bestärkt, welche ihrerseits Nachtheile dadurch zu erhalten fürchteten, wenn die Engländer unmittelbar mit Haussa in Verbindung kämen. So erkundigte sich Bello genau nach dem Verhalten, welches die Engländer in dem Kampfe zwischen den Griechen und den Türken beobachtet hatten, ferner nach ihrem Auftreten Algier gegenüber und endlich, als kitzlichstem Punkt, nach ihrem Benehmen in Ostindien. Er schien durch Clapperton's Antworten so ziemlich beruhigt zu sein, gab demselben auch Auskunft über den Lauf des Niger und die Länder im Westen, versprach ferner, eine ausreichende Gesandtschaft abgehen zu lassen, um die Engländer in Empfang zu nehmen, sobald diese an der Westküste landen würden, hinderte aber durchaus Clapperton's Weiterdringen in die westlichen und südlichen Länder.

Der Reiſende übergab dem Sultan im Namen des Königs von England reiche Geſchenke. Beſonderes Intereſſe hatte Bello an dem hierbei befindlichen Kompaß, da dieſer ihn zu jeder Zeit darüber belehrte, wo er Oſten zu finden habe, um beim Gebet ſein Geſicht dorthin zu richten.

Clapperton mußte ſeinen Beſuch häufig wiederholen und der Sultan fragte ihn wißbegierig über die verſchiedenartigſten Dinge Europas, ja er wünſchte ſchließlich ſehr lebhaft, daß ſich ein engliſcher Geſandter und ein Arzt in Sokoto niederlaſſen möchten, um ſeine Unterthanen in den Künſten und den Kenntniſſen der Europäer zu unterrichten. Da er aber fortwährend erklärte, daß wegen des Kriegszuſtandes, in welchem ſich das Land zur Zeit befand, ein Vordringen nach Weſten hin unmöglich ſei, ſo war Clapperton ihm noch ſehr dankbar, daß er ihm wenigſtens keine Hinderniſſe in den Weg legte, um nach Bornu zurückgehen zu können. Er hatte die Erfahrung gemacht, daß er jedesmal heftiger am Fieber zu leiden hatte, ſobald er gezwungen war, längere Zeit an einem Orte zu verweilen, und daß es während der Aufregungen und durch den fortwährenden Ortswechſel auf der Reiſe erträglicher wurde. Er erhielt vom Sultan ein eigenhändiges Schreiben an den König von England, in welchem derſelbe ſeine freundſchaftliche Geſinnung gegen die Engländer ausſprach. Die Provinzen, durch welche die Rückreiſe ging, befanden ſich im Aufſtand gegen die Fürſten und die Wanderung durch dieſelben war deshalb von Gefahren bedroht. Nach einer mühſeligen Reiſe traf Clapperton am 22. Mai in Kano ein und fand ſeinen Diener Jakob bei leidlichem Wohlſein. Am 3. Juni verließen Beide dieſen Ort und rückten wegen der übergroßen Hitze nur langſam weiter. Nachdem Clapperton Sockwa und Girkwa berührt, traf er am 10. Juni mit dem Beginn der Regenzeit in Murmur ein. Zu ſeiner großen Entrüſtung fand er, daß man die von ihm umhegte und geſchützte Grabſtätte ſeines Freundes Oudney nicht geachtet, ſondern faſt bis zur Unkenntlichkeit zerſtört hatte. Ein Arabertrupp hatte die Lehmmauer niedergeriſſen und dann auf dem Grabe ein Feuer angezündet. Clapperton war ſo erzürnt über dieſen Anblick, daß er den Vorſteher des Ortes, deſſen beſonderem Schutz er das Grab empfohlen, eigenhändig durchprügelte und ihm einſchärfte, ſofort die Mauer wieder herſtellen zu laſſen, was dieſer denn auch in demüthiger Unterwürfigkeit zu thun verſprach.

Nachdem der Reiſende Katagum paſſirt hatte, traf er bei Sanſan auf einen Eilboten, den ihm der Major Denham mit Geſchenken für den Sultan Bello ſendete. Unter den letztern befand ſich ein prachtvoller Ehrenſäbel. Clapperton begleitete den Boten bis Katagum und trug Sorge, daß derſelbe von hier aus ſofort an den Sultan ſicher weiter ging; dann ſetzte er ſeine Reiſe nach Kuka fort, in welcher Stadt er am 2. Juli eintraf. Er fand nur Hillmann anweſend, der eben einen verdeckten Karren für die Frauen des Scheikhs zimmerte; Denham war noch auf ſeinem Ausfluge nach dem öſtlichen Tſad. Die Reiſe nach Sokoto hatte ſieben Monate erfordert; ſie war die erſte, welche ein Europäer in dieſen Gegenden unternommen hatte. Durch ſie lernte man das große Reich des Sultans Bello kennen und erhielt ſichere Nachrichten von dem eigentlichen Verlauf des Niger.

Denham und Clapperton bereiteten ſich zur Heimreiſe nach Europa vor.

Tyrwhitt sollte als Konsul in Kuka zurückbleiben. Der Scheikh sorgte für die beiden Scheidenden mit freundschaftlichster Aufmerksamkeit und übergab ihnen reiche Geschenke für den König von England. Nach herzlichem Abschied und dringend eingeladen, baldigst wieder zu kommen, wurden die Engländer entlassen. Sie versuchten zwar nördlich noch zum Schluß den Tsad zu umgehen, kehrten aber bald wieder um, wegen der zahllosen Schwierigkeiten, die sich ihnen entgegenstellten. Die lange Wüstenreise war reich an den gewöhnlichen Mühseligkeiten, Gefahren und Schreckensbildern dieser Tour. Zusammenbrechende Kameele, denen hungrige Sklaven noch im letzten Todeszucken den Dolch ins Herz stießen und die Stücken Fleisch warm vom Leibe rissen, um sie roh zu verschlingen, Kinder, die kaum auf allen Vieren noch weiter konnten, aber mit der Peitsche vorwärts getrieben werden mußten, wenn sie nicht zum gewissen Tode liegen bleiben sollten, Skelette und halbverweste Leichen, über welche die Reitthiere stolperten: all dergleichen mußte erst noch einmal erlebt werden, ehe man die fruchtbeladenen Dattelpalmen Fessans begrüßen konnte.

Nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalt in Mursuk setzten die Reisenden ihren Weg nach Tripoli fort und kamen in dieser Stadt am 21. Januar 1825 wohlbehalten an. Der Pascha ließ sie durch seine Beamten feierlich einholen und betheiligte sich persönlich an einem Balle, welchen die in Tripoli sich aufhaltenden Engländer und Spanier gaben, um die glückliche Rückkehr Denham's und Clapperton's zu feiern. Hillmann ward mit dem Gepäck und den Thieren zur See nach England gesandt, Denham und Clapperton dagegen reisten über die Alpen nach England, wo sie am 1. Juni glücklich eintrafen.

Clapperton war ganz begeistert von den Aussichten, welche ihm Sultan Bello in Bezug auf Handelsverbindungen Englands mit dem Sudan von der Westküste her eröffnet hatte. Er nahm sich kaum Zeit zu den mündlichen Berichten über seine Reise, als er auch sofort bereit war, wieder nach jenem Lande zurückzukehren, in welchem des Sultans Boten versprochenermaßen seiner harren sollten. Am 22. Juni erhielt er die Ernennung zum Kapitän und Kommandeur und bereits am 27. August 1825 ging er in Portsmouth auf der königlichen Schaluppe „Brazen" unter Segel. Ihn begleitete sein später so berühmt gewordener Diener Richard Lander aus Cornwall, ein Mann, der sich durch seine Treuherzigkeit und stete Heiterkeit auszeichnete, der Einzige, welcher nachmals von der ganzen Expedition zurückkehrte. Dazu kamen der Seeoffizier Pearce, der Schiffschirurg Dr. Morrison und der Chirurg Dickson, der sich durch einen längern Aufenthalt in Westindien bereits mit dem Tropenklima vertraut gemacht hatte. Man langte am 26. Oktober im Meerbusen von Benin an. Dickson wünschte von hier aus den Weg nach Sokoto allein zu versuchen. Er ging mit dem früher erwähnten Diener Columbus und einem Portugiesen Dr. Susa nach Dahome und von dort aus nach Jaouri. Hier verschwinden alle weitern Nachrichten über ihn. Niemand weiß, was aus ihm geworden ist. In Whida und in Benin wußte kein Mensch etwas von den verheißenen Boten des Sultans Bello; die Orte Funda und Racka, welche ebenfalls als Punkte des Zusammentreffens

bezeichnet worden waren, kannte man nicht einmal dem Namen nach. Ein engliſcher Kaufmann, Houtſon, der mit den Küſtengebieten vertraut war, rieth der Expedition, von Badagry aus vorzudringen, und erbot ſich, ſie bis zu den Grenzen von Jarriba zu begleiten, ja auf Clapperton's Zureden verſprach er, ſie bis Katunga (Ejeo), der Hauptſtadt von Jarriba, zu bringen.

Man landete deshalb in Badagry am 24. November und trat mit der Bewilligung des Landesfürſten am 7. Dezember 1825 die Reiſe nach dem Innern an. Zunächſt fuhr man in Kähnen auf dem Gazi bis nach Puka ſtromauf und ging dann zu Lande nach Akalu. Ein Negerhäuptling, welcher ſich ihnen hier feindlich entgegenſtellte und die Weiterreiſe verbieten wollte, ward durch ein Glas Grog nachgiebig geſtimmt, ſo daß man unangefochten nach Sado, Bidji und Labu gelangte. Leider litten die Reiſenden ſehr am Fieber, und ſelbſt Clapperton war oft ſo ſchwach, daß er ſich in einer Hängematte weiter ſchaffen laſſen mußte. In Djanna, einer anſehnlichen Stadt von etwa 10,000 Einwohnern, nahm man ſie mit großer Freude auf. Kurz nach der Abreiſe von dieſem Orte ſtarb aber ſchon Morriſon's Diener Dawſon, in Engwa erlag Pearce den zerſtörenden Einwirkungen des Fiebers und an demſelben Tage Morriſon zu Djanna, wo man ihn hatte zurücklaſſen müſſen. Clapperton ließ ſich nichtsdeſtoweniger ſchwerkrank weiter tragen und erholte ſich um ein Merkliches, ſobald man in Afura das höhere Gebiet des Kanggebirges betrat. Auf beſchwerlichen Pfaden überſtieg man das letztere, indem man dabei Duffu, Chadu, Matoni und Erawa berührte, und kam am 13. Januar glücklich nach Cheki, dem höchſten Punkt des Gebirges. Nachdem die Karawane zahlreiche Orte am jenſeitigen Abhange paſſirt, gelangte ſie nach Katunga und fand bei dem Herrſcher daſelbſt gute Aufnahme. In eigenthümliche Schwierigkeiten ward Clapperton in Wawa, einem Orte öſtlich von Katunga, verwickelt. Eine außerordentlich dicke und deshalb nach den Landesvorſtellungen vorzüglich ſchöne Wittwe intereſſirte ſich in ſo hohem Grade für die angekommenen Fremdlinge, daß ſie zunächſt Richard Lander als Mann begehrte und, als dieſer ein ſolches Glück verſchmähte, Clapperton ihre Reichthümer vorzählte und ihn zur Heirath aufforderte. Er widerſtand zwar der Verſuchung, hatte aber viel Aufenthalt und Umſtände dadurch. Als er nämlich in Buſſa, demſelben Orte, in deſſen Nähe Mungo Park umgekommen war, über den Niger ſetzen wollte, wartete er vergeblich auf ſein Gepäck und erfuhr zu ſeinem Aerger: jene Wittwe ſei ihm mit der beſtimmten Nachricht nachgereiſt, ſie werde ihn als ihren Mann wieder zurückbringen, und deshalb hätte der Fürſt von Wawa, politiſche Intriguen befürchtend, vorläufig Beſchlag auf Clapperton's Gepäck legen laſſen, bis er ſich von deſſen friedfertiger Geſinnung überzeugt habe. Clapperton ſah ſich gezwungen, perſönlich nach Wawa umzukehren und ſich über die wahre Sachlage zu erklären. Eine zweite ſchwarze Schöne, die Tochter eines Häuptlings, die ihm ihre Neigung zugewendet hatte und ihn beſuchte, während ſie ſich ein ſtarkes Räuſchchen angetrunken hatte, rührte er durch ſeine abſchlägige Antwort, ſowie durch die Erklärung, daß er keinen Branntwein genieße, zu heißen Thränen.

Bei Wondjerke, d. i. des Königs Fähre, unweit des Dorfes Comi, ſetzte

Clapperton über den Niger, der hier 600 Schritt breit ist. Er verließ damit das Land Borgu und traf in Nyffe ein, wohin zu gelangen er bei seiner ersten Reise vergebens gestrebt hatte. Nachdem er dieses Reich durchzogen, kam er unter zahllosen Mühseligkeiten der verschiedensten Art, zu denen sich auch noch bei ihm eine Entzündung der Milz gesellte, in Kano an. Hier fand er leider die früher so angenehmen Verhältnisse sehr zu seinem Nachtheil verändert. Er traf den Sultan Bello mitten im Krieg gegen seine in Empörung wider ihn begriffenen Provinzen, welche nur Herrschern aus ihrem eigenen Gebiet gehorchen wollten. Ebenso war ein blutiger Kampf entstanden zwischen Haussa und Bornu, und der sonst so freundliche Bello belegte die Waffen, die Clapperton als Geschenk für den Scheikh von Bornu mit sich führte, mit Beschlag, verbot durchaus jede Reise nach dem Lande des letztern und wollte den Reisenden sogar glauben machen: der Scheikh habe ihn brieflich aufgefordert, den Engländer zu tödten, wenn er wiederkäme. Bello war durchaus von dem Glauben befangen, Clapperton sei ein Spion, und die Engländer beabsichtigten nichts Anderes, als Haussa in ähnlicher Weise erst auszukundschaften und dann in Besitz zu nehmen, wie sie es mit Ostindien gethan. Clapperton war durch seine Krankheit außerordentlich reizbar geworden und dies riß ihn zu ungewöhnlicher und unkluger Heftigkeit hin, durch welche er alle seine frühern Freunde unter den Eingebornen von sich verscheuchte und sogar von seinen eigenen Dienern verlassen ward. Auf einem Jagdausfluge, den er in das Land der Segseg unternahm, zog er sich ein schweres Fieber zu, weil er während des Anstandes, von Müdigkeit überwältigt, auf dem nassen Boden liegend eingeschlafen war, und starb an den Folgen dieser Erkältung am 13. April 1826 in den Armen seines treuen Richard, dem er es überließ, die Mission als der einzige Ueberlebende zu Ende zu führen.

Vom Sultan Bello freundlich unterstützt, versuchte Lander nach Jakoba südlich vorzudringen, um von hier aus nach Funda zu gehen und dann auf dem Niger stromabwärts bis zum Meere zu fahren. So hoffte er das Geheimniß zu lösen, das noch immer über dem Unterlauf dieses Stromes, sowie über dem Benuë (Tsadda) lag. Vom Fieber befallen und zum Widerstande unfähig gemacht, ward er in Dunrora durch Reiter aus Segseg genöthigt, diesen nach Saria (Salia, Soso), der Hauptstadt des letztgenannten Landes, zu folgen, und so war sein Plan für diesmal vereitelt. Er kehrte nach vielen anderweitigen Abenteuern und Gefahren auf demselben Wege zurück, den die Expedition ein Jahr vorher eingeschlagen hatte.

Im Jahre 1826 reiste Major Laing im Auftrage der englischen Regierung von Tripoli aus durch die Wüste nach Timbuktu, welche Stadt er auch glücklich erreichte. Durch den Fanatismus der Fellata wurde er aber gezwungen dieselbe zu verlassen, und so, alles Schutzes beraubt, fiel er in die Gewalt einer räuberischen Tuarikhorde, welche ihn ermordete. Im Jahre 1827 durchzog der Franzose René Caillié von St. Louis aus die westliche Sahara, als Pilger verkappt. Da seine Erzählungen über Timbuktu u. s. w. aber von den frühern glänzenden Angaben gar zu sehr abwichen, wollte ihm Niemand glauben. Erst die neuesten Berichte Barth's und Leopold Panet's, welcher letztere im Jahre 1850 von St. Louis aus nach Schinghit und Mogador in Marokko reiste, haben seine Erzählungen bestätigt.

Ziemlich zwanzig Jahre verſtrichen, ohne daß ein Europäer es wieder gewagt hätte, in den Sudan vorzudringen. Erſt in den Jahren 1845 und 1846 unternahm der Engländer James Richardſon eine Reiſe über Tripoli nach Murſuk und Rhat, der Hauptſtadt im Lande der nördlichen Asgar-Tuarik. Er hatte bei derſelben weniger die wiſſenſchaftliche Erforſchung im Auge, ſondern ſich die Aufgabe geſtellt, alle jene Verhältniſſe genauer zu beobachten, welche ſich auf den Sklavenhandel in dieſen Gegenden beziehen. Er war von Tripoli aus trotz des Abrathens ſeiner Freunde und ſelbſt des Paſchas nur mit Unterſtützung einiger Kaufleute von Ghadames, die er in Tripoli kennen lernte, weiter gereiſt. Es gelang ihm in freundſchaftliche Beziehungen zu den Einwohnern in Murſuk und Rhat zu treten, und er hegte die Hoffnung, daß es gelingen könnte, einen entſcheidenden Schritt im Kampfe gegen den Handel mit Schwarzen, dieſe Krankheit des Menſchengeſchlechts, vorwärts zu thun, wenn man mit den hier und beſonders auch mit den im Herzen Afrikas wohnenden Fürſten von Seiten der engliſchen Regierung Verträge zu Stande brächte. Während ſeines Aufenthalts in Feſſan ging keine Karawane nach dem Sudan, und er ſah ſich genöthigt, nach neunmonatlichem vergeblichen Warten nach Europa zurückzukehren. Er ſprach ſich in ſeinem Vaterlande lebhaft für ſeinen Plan aus und fand auch Theilnahme dafür, obſchon durchaus nicht in dem Grade, wie ſie die Expedition während ihres ſpätern Verlaufs erregte. Im Sommer 1849 erhielten ſeine Vorſchläge die Zuſtimmung der Regierung. Außerordentlich intereſſirte ſich der berühmte Geograph Dr. Auguſt Petermann für dieſe Gelegenheit, nähere Nachrichten über den ſo wenig bekannten Erdtheil zu erhalten. Da aber Richardſon nicht der Mann zu ſein ſchien, der außer dem ausgeſprochenen Zwecke auch fähig wäre, den manchfachen Forderungen zu genügen, welche die verſchiedenen Zweige der Wiſſenſchaft an eine derartige Expedition ſtellen mochten, ſo ward durch theilnehmende Vermittelung des Ritters Bunſen, der ſich damals als preußiſcher Geſandter am britiſchen Hofe befand, die Bewilligung erhalten, daß Richardſon ein junger deutſcher Gelehrter als Naturforſcher zur Begleitung mitgegeben würde. Durch Ritter Bunſen ſelbſt ward

James Richardſon.

Dr. Heinrich Barth, der sich damals in Berlin aufhielt, von diesem Vorhaben der englischen Regierung benachrichtigt. Barth hatte soeben die Ausarbeitung des Berichtes über seine Reise durch die Küstenländer Nordafrikas und durch Palästina beendigt und war ebenso mit den Annehmlichkeiten wie mit den Gefahren einer afrikanischen Reise völlig vertraut. Er griff die sich darbietende Gelegenheit, nach dem Innern des verschlossenen Erdtheils zu dringen, mit Begeisterung auf, war gern bereit, den Beitrag aus eignen Mitteln zu dem Unternehmen beizusteuern, den die Regierung zur Bedingung machte, und bat nur, daß man der Expedition eine möglichst weite Ausdehnung gebe. Durch Rücksichten auf seinen bejahrten Vater eine Zeit lang schwankend gemacht, überließ er seinem Freunde Dr. Overweg den ehrenvollen Auftrag, vereinigte sich aber nachmals mit demselben, als er erfuhr, daß die Regierung bereits sein Anerbieten angenommen habe. Letztere war freigebig genug, beiden deutschen Forschern die Theilnahme an der Expedition zu erlauben.

Dr. Barth, ein geborner Hamburger, hatte sich bereits als tüchtiger Historiker, Archäolog und Sprachenkenner einen Namen erworben. Dr. Adolph Overweg, der sich damals in Berlin aufhielt, war am 24. Juli 1822, ebenfalls in Hamburg, geboren und hatte im dreizehnten Jahre das Johanneum daselbst besucht. In seinem einundzwanzigsten Jahre ging er auf die Universität Bonn, studirte dort zwei Jahre und besuchte dann seiner weitern Studien wegen Berlin. Nach Verlauf eines Jahres machte er daselbst sein Examen und erwarb sich den Doctortitel. Um seine Studien fortzusetzen, blieb er auch dann noch in Berlin und war eben im Begriff, ein Braunkohlenwerk bearbeiten zu lassen, das er entdeckt zu haben glaubte und von dem er sich reichen Vortheil versprach, als ihm das erwähnte Anerbieten gemacht wurde. Er war sofort für das Unternehmen höchst begeistert und gedachte besonders als Geolog reiche Ausbeute dabei zu finden. Er hatte sich früher durch Turnen und weite Fußreisen an körperliche Anstrengungen gewöhnt und erfreute sich des kräftigsten Wohlbefindens, so daß er den Anstrengungen einer solchen Reise recht wohl gewachsen zu sein glaubte.

Für Overweg und Barth wurden von der englischen Regierung auf die Strecke bis Fessan 100 Pfund Sterling (circa 700 Thlr.) und eben so viel für den Weg bis Bornu bewilligt, eine für die Schwierigkeiten einer Wüstenreise geringe Summe. Später fügte zwar die Berliner geographische Gesellschaft aus ihren eigenen Mitteln eine Beihülfe von 1000 Thalern hinzu. Se. Majestät der König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., wies andere 1000 Thaler dazu an, die physikalische Gesellschaft in Königsberg steuerte 700 Thaler bei, und weitere 300 Thaler wurden durch Privatleute zusammengeschossen, so daß die Summe auf 3000 Thaler anwuchs. Ehe dies Kapital aber zusammen kam, waren die Reisenden bereits genöthigt gewesen aufzubrechen. Da eine geraume Zeit hindurch Nachrichten von ihrem Aufenthalte fehlten, wußte man nicht, wohin man das Geld senden sollte und benutzte einen Theil davon zur Ausrüstung des später abgehenden Dr. Vogel.

Mitte November 1849 reisten Dr. Barth und Overweg von Berlin ab, gingen zunächst nach London, nach kurzem Aufenthalte daselbst über Paris nach Marseille und schifften sich hier nach Afrika ein. Das Dampfschiff brachte sie

zunächſt nach Tunis. Ueber Suſa, Sfax und Dſcherbi gelangten ſie theils zu Lande, theils in einem Boote nach Tripoli, ihrem Sammelplatze. Richardſon beſorgte die weitern Vorbereitungen für die lange Wüſtenreiſe, Barth und Overweg unternahmen währenddem einen Ausflug durch das Ghuriangebirge, deſſen Verlauf ſie von Weſten nach Oſten bis zum Ufer des Meeres verfolgten. Der Abmarſch der Reiſenden nach dem Innern ward mehrere Wochen dadurch verzögert, daß man auf einige in Malta aufgegebene nothwendige Gegenſtände warten mußte. Der umfangreichſte derſelben war ein flaches leichtes Boot, welches zum Befahren des Tſad-Sees dienen ſollte. Als es ankam, ſägte man es in vier Stücke, die ſich auf Kameelen transportiren ließen.

Ende März 1850 zogen die drei Europäer mit ihrer Begleitung der großen bereits vorangegangenen Karawane nach. Man ſchlug nicht den gewöhnlichen Karawanenweg ein, dem die frühere Expedition unter Oudney und Clapperton gefolgt war, ſondern einen weſtlicher gelegenen Pfad, überſchritt den Höhenzug der Ghurians und hielt ſich ſüdweſtlich nach Misda. Südlich von dieſem in einem fruchtbaren Wadi gelegenen Orte ging der Zug über die ſteinige Hochebene, welche unter dem Namen Hammada bekannt iſt. Am neununddreißigſten Tage nach der Abreiſe von Tripoli zog man in Murſuk ein.

Dr. Adolph Overweg.

Richardſon erachtete es für die weitere Fortſetzung der Reiſe als Nothwendigkeit, daß man ſich unter den ausdrücklichen Schutz der Tuarikhäuptlinge in Rhat ſtelle und dieſe veranlaſſe, die Reiſenden von Murſuk abzuholen. Ein dahin lautender Kontrakt ward mit dem Häuptling Hatitah abgeſchloſſen, demſelben, der früher ſchon Oudney und Clapperton beſchützt und mit dem Richardſon bereits auf ſeiner erſten Reiſe in ein freundſchaftliches Verhältniß gekommen war.

Man zog von Murſuk aus weſtlich nach Rhat. Nicht weit von dieſer Stadt war es, daß Barth bei einem Verſuche, die unter dem Namen der „Geiſterburg" berüchtigte Gebirgsgruppe zu beſteigen, ſich verirrte und faſt verſchmachtet wäre. Am 25. Juli verließ die Karawane Rhat und drang nach Süden vor. Abwechſelnd ging der Pfad über wild zerriſſene kahle Gebirge, dann über ſpiegelnde Granitflächen oder durch loſen Sand, bis man in das Land Asben oder Aïr eintrat und hier bereits die Einflüſſe des Südens, ſowol in Bezug auf die Witterung,

als auch auf Pflanzenwelt und Volksleben, hervortreten sah. Nachdem auf diesem Marsche die Reisenden lange genug durch schreckende Gerüchte von einem Ueberfall, den die Asgar-Tuarik gegen sie beabsichtigten, geängstigt worden waren, hielt eine große Schaar dieses Raubgesindels sie endlich an, drohte eine Zeit lang damit, die Christen zu tödten und sich in ihren Nachlaß von Rechtswegen zu theilen, ließ sie aber endlich doch gegen Erlegung eines hohen Lösegeldes weiter ziehen. Eine gewisse Genugthuung gewährte es den Europäern später, zu erfahren, daß ihre Peiniger für diese Plünderung von dem Sultan von Agades gezüchtigt worden seien.

Kaum der Gefahr durch Menschen entronnen, schüttete ein Gewitterguß solche Wassermassen als Gruß aus dem Sudan auf die Ankömmlinge herab, daß bald das ganze Thal in einen Fluß verwandelt wurde, welcher die Karawane zu ersäufen drohte. Endlich erreichte man Tintelluſt, die Residenz des Sultans En-Nur, ward anfänglich von dem letztern zwar kalt empfangen und karg bewirthet, fand in ihm aber schließlich einen rechtschaffenen Mann, der sein einmal gegebenes Wort auch hielt. Während die Reisenden zu einem längern Aufenthalte gezwungen waren, um die Salzkarawane von Bilma zu erwarten, mit welcher sie weiter nach Süden reisen wollten, machte Dr. Barth einen Abstecher nach Agades und wohnte hier den Einsetzungsfeierlichkeiten eines neuen Sultans bei.

Erst Anfang November brach der Sultan En-Nur von Tintelluſt auf. Sobald sich in Tin-Teggana die erwartete Salzkarawane eingestellt, wanderte man am 12. Dezember weiter zur südlichen Hammada und kam durch Naſamat nach Taghelel, einem Dorfe, welches dem Sultan En-Nur gehörte. Hier trennten sich die drei Europäer von einander, um auf verschiedenen Wegen das weite, so wenig bekannte Gebiet zu durchziehen und sich endlich in Kuka wieder zu treffen, — vorausgesetzt, daß man das Leben behielte!

Richardson ging östlich über Sinder, Barth hielt sich südwestlich, um Katſena und Kano zu besuchen, und Overweg ging auf einem Umwege westlich durch Gober und Maradi.

Richardson erreichte Sinder glücklich und fand den gastfreundlichsten Empfang. Er war hier bereits erwartet und ein eignes Haus für ihn eingerichtet worden, da der Scheikh von Bornu, durch Briefe von Murſuk aus über das Unternehmen unterrichtet, wegen Richardson's Aufnahme in Sinder die nöthigen Anstalten hatte treffen lassen. Der Reisende ward zu einem vierwöchentlichen Aufenthalte genöthigt, da er gerade zu einer Zeit eintraf, als der Herrscher von Sinder mit einer Razia beschäftigt war. Es ward ihm währenddem reichliche Verpflegung zu Theil und seinen Erkundigungen über Land und Leute nichts in den Weg gelegt.

Als Richardson dem Sultan Ibrahim von Sinder seinen Besuch machte, fand er in ihm einen Neger von etwa 50 Jahren, umgeben von afrikanischem Pomp. Von 300 Frauen besaß derselbe 100 Söhne und 50 Töchter. Weiber und Töchter wurden aber nicht nach orientalischer Art unter engem Verschluß gehalten, sondern durften sich ungehindert und frei bewegen. Auf seiner Wüstenreise hatte sich Richardson in arabische Tracht gekleidet, bei seiner officiellen Visite erschien er aber in Gala als Gentleman mit einziger Hinweglassung des europäi-

ſchen Hutes, den er durch einen Feß erſetzt hatte. Er traf den Sultan in einer dunklen, aus dicken Lehmwänden gebildeten Behauſung, umgeben von 50 Kriegern und einigen Statthaltern der Nachbarorte, welche alle mit untergeſchlagenen Beinen am Boden ſaßen. Die Eingebornen begrüßten den Sultan, indem ſie ſich Staub auf die Köpfe warfen und dabei ausriefen: „Lang lebe der Sultan! Allah gebe ihm ſeinen Segen!“ Richardſon übergab ſeine Geſchenke und der Sultan war höchſt heiter gelaunt und zu Scherzen geſtimmt.

Der Sultan unternahm, wie geſagt, während Richardſon's Anweſenheit eine Menſchenjagd, um ſich aus drückenden Geldverlegenheiten zu helfen. Wohin dieſelbe gerichtet ſein ſollte, wußte Niemand früher, als bis man auszog, aber es war bekannt, daß ſich der Fürſt durchaus nicht ſcheuen würde, einen Einfall ſelbſt in das Gebiet von Bornu zu unternehmen, obſchon er in einem gewiſſen Abhängigkeitsverhältniſſe zum Scheikh in Kuka ſtand. Er pflegte bei einer ſolchen Gelegenheit ſich damit zu entſchuldigen, daß er nur Diejenigen überfallen habe, welche im Geheimen Heiden ſeien, und ſchließlich beſänftigte er alle fernern Bedenken dadurch, daß er dem Scheikh den fünften Theil der Beute zukommen ließ.

Am Morgen des 1. Februar kehrte der Sultan von ſeinem Raubzuge zurück. Voran kam eine Abtheilung erbeutete Gefangene. Ein Trupp nackter Knaben bildete die Spitze; dieſelben waren ſo heiter, als ſei Alles in beſter Ordnung und nichts weiter vorgefallen. Ihnen folgten Mütter mit Säuglingen an der Bruſt, junge, kaum erwachſene Mädchen, Greiſe mit krummen Knien und weißem Wollhaar, alte Weiber, zu wahren Skeletten abgezehrt und ſich nur mühſam an langen Stöcken forthelfend. Sorgſamer verwahrt waren die gefangenen jungen Männer. Man hatte ſie mit Ketten am Halſe zuſammengebunden. Erſt am Nachmittag erſchien der Sultan ſelbſt mit ſeiner Umgebung. Einige Reiter ſprengten voraus und zeigten ihre Geſchicklichkeit in der Behandlung der Pferde. Rings um den Herrſcher war eine Schaar von 50 Trommlern, die einen großartigen Lärm verführten. Der Anzug der Krieger war ganz willkürlich, ohne irgend welche Uebereinſtimmung. Einer trug einen Meſſinghelm und ein langes emporſtehendes Horn an demſelben, der andere einen Turban, manche hatten Panzer aus wattirtem Zeuge angelegt, um gegen die vergifteten Pfeile geſchützt zu ſein. Der Raubzug hatte mindeſtens 600 Sklaven eingebracht, welche großentheils im Lande ſelbſt verkauft, theils nach dem Niger hin transportirt und dort gegen Erzeugniſſe amerikaniſcher Induſtrie nach Amerika verhandelt werden.

Der Scheikh von Bornu hatte Richardſon einen Sklaven zu ſeiner Bedienung geſendet. Ohne daß Richardſon etwas davon ahnte, hatte ſich dieſer Sklave heimlich dem Raubzuge angeſchloſſen und auch den eignen freien Diener des Reiſenden mit dazu verleitet. Erſt am Abend nach der Rückkehr erfuhr Richardſon den Vorgang, indem er ſie mit ihrer Beute antraf, die in einem Weibe mit einem Kinde und einem jungen Manne beſtand. Richardſon drängte ſich die Anſicht auf, daß der Sklaverei in Afrika wahrſcheinlich nicht anders ein Ende gemacht werden könne, als durch Eroberung des ganzen Gebietes ſeitens einer europäiſchen Macht.

Auf einem herzlich ſchlechten Pferde, welches ihm der Sultan von Sinder ge-

ſchenkt hatte, ſetzte Richardſon am 8. Februar ſeine Reiſe in der Richtung nach Kuka zu fort. Im Dorfe Dedegi, welches die Karawane, der er ſich angeſchloſſen hatte, durchzog, flohen die Einwohner erſchreckt nach allen Seiten. Sie fürchteten einen Ueberfall, Plünderung und Gefangenſchaft. Bei andern Gelegenheiten hatte ſich Richardſon ganz im Gegentheil über die zu große Zudringlichkeit der Leute zu beklagen gehabt. Ueber Damergu kam er weiter in das Gebiet von Manga und zog am 14. Februar in Gurai, der Hauptſtadt dieſes Landes, indem er auf dieſe Weiſe ſich nördlich gewendet und der Sahara genähert hatte, ein. Die Stadt liegt von der gewöhnlichen Sudanſtraße ſeitab; deshalb war Richardſon den Leuten daſelbſt eine ungewöhnliche Erſcheinung und er ſelbſt ſammt ſeiner Kleidung erregte ihr höchſtes Intereſſe. Als er den Fürſten des Ortes beſuchte und demſelben durch Geſchenke huldigte, mußte er ſich eine bis ins Einzelnſte gehende Unterſuchung gefallen laſſen. Man zog ihm ſogar Stiefel und Strümpfe aus und gerieth höchlichſt in Erſtaunen, als man die weiße Färbung ſeiner Füße entdeckte. Trotz dieſer Abgelegenheit des Ortes war der Sultan doch ziemlich gut über die politiſchen Verhältniſſe Europas und des Orients unterrichtet, erkundigte ſich nach dem Verhalten Englands zur Türkei u. ſ. w. Der Fürſt von Gurai war bei dieſer Audienz von 2—300 Perſonen umgeben und wahrhaft fürſtlich gekleidet. Er trug einen weiten Mantel aus purpurother Seide und einen ſchwarzen, mit Beſatz geſchmückten Burnus, dazu auf dem Haupte einen ſehr ſchönen Turban von ägyptiſcher Form. Der ganze Empfang machte auf Richardſon trotz der erwähnten Neugier der Leute einen angenehmern Eindruck als jener in Sinder. Es fielen hier jene erniedrigenden Scenen des Niederwerfens und Staubausſtreuens weg und nirgends zeigten ſich dem Auge Spuren von martervollen Hinrichtungen.

Sehr große Verehrung hegte der Sultan, ein Neger von etwa 50 Jahren, für die Arzneien, welche Richardſon bei ſich führte; am liebſten hätte er von jeder etwas gehabt, um dadurch auch gegen jede Sorte von Krankheiten geſchützt zu ſein. Dabei beobachtete er aber die Vorſicht und ließ die Medizinen erſt von dem Dolmetſcher der Reihe nach koſten. Er bewies ſich übrigens dankbar für die erhaltenen Geſchenke und ſchickte Richardſon Ochſen und Pferde als Gegengabe. Beſonders lieb war Richardſon ein von ihm erhaltenes Kameel. Der Ritt auf dem Pferde von Sinder aus hatte ihn ſehr angeſtrengt, an das Reiten auf dem Kameel dagegen war er gewöhnt. Er fühlte ſich unwohl und erreichte in ſehr hinfälligem Zuſtande Anfang März Ngurutua, das noch ſechs Tagereiſen von Kuka entfernt iſt. Es drängte ſich ihm die Ueberzeugung auf, daß das Klima des Sudan für ihn tödtlich ſei; gern wäre er ſofort nach Tripoli zurückgekehrt, aber von hier aus ging keine Karawanenſtraße, war kein Führer nach Feſſan aufzutreiben. Sein Zuſtand verſchlimmerte ſich und in der Nacht vom 3. zum 4. März 1851 verſchied er. Die Einwohner von Ngurutua begruben den Entſchlafenen unter einem großen Baume und ſchützten ſein Grab durch eine Umhegung vor Entweihung.

Der zweite Reiſende der Expedition, Dr. Barth, hatte nach der erwähnten Trennung bei Taghelel ſich nach Katſena gewendet und dann Kano erreicht. In dieſer durch ihren Handel höchſt wichtigen Stadt verweilte er ziemlich einen

Monat lang, bis Anfang März, und brach am 5. dieſes Monats auf, um zur verabredeten Zeit in Kuka eintreffen zu können. Unterwegs erhielt er Kunde von dem Tode ſeines Gefährten Richardſon und eilte ſo ſchnell als möglich nach dem Orte, wo derſelbe verſchieden war. Dort fand er das Grab mit einer Dornenhecke wohl verwahrt. Am 2. April 1851 erreichte Dr. Barth Kuka und ſtellte ſich dem Scheikh als Geſandter Englands vor. Seine Gaben wurden freundlich aufgenommen und ihm die von Europa angekommenen Briefſchaften übergeben. Er fand hier Richardſon's hinterlaſſene Sachen. Leider hatte er mehrfache Schwierigkeiten, um in ihren vollen Beſitz zu gelangen. Overweg und Barth waren dem Sultan nur als ganz nebenſächliche, nichts bedeutende Untergebene Richardſon's geſchildert worden, und ſolchen glaubte er unbeſorgt Mancherlei vorenthalten zu dürfen, bis er und ſein Weſir allmälig eine andere Anſicht von Barth erlangten und dieſer durch ſein feſtes Auftreten die unverkümmerte Zurückerſtattung aller Sachen erlangte.

Dr. Heinrich Barth.

Die Geldverhältniſſe der Reiſenden waren von der drückendſten Art. Die manchfachen Erpreſſungen, denen ſie ausgeſetzt geweſen waren, hatten ihre ohnehin nicht bedeutenden Mittel aufs äußerſte erſchöpft. Richardſon hatte bei ſeinem Tode anſehnliche Schulden hinterlaſſen, ſeine Dienerſchaft hatte den Lohn noch nicht ausgezahlt erhalten, und Barth war ehrenhalber genöthigt, die Forderungen derſelben zu befriedigen. Seine eignen Mittel waren aber gänzlich unzureichend. Da half ihm der Weſir von Bornu durch 100 Dollars, welche er ihm lieh, aus der größten Verlegenheit des Augenblicks, ſo daß er ſich mit Richardſon's Dienern wenigſtens zum Theil abfinden konnte.

Dr. Overweg traf erſt am 7. Mai in Kuka ein. Er hatte ſich bei der Trennung weſtlich gehalten und die unabhängigen heidniſchen Länder von Gober und Maradi beſucht, die zwiſchen dem Wüſtengebiete der Tuariks und dem Fellata-Staate Hauſſa liegen. Unter dieſen Völkerſchaften, welche mit ihren Nachbarn in ewiger Fehde leben, fand Overweg eine freundliche Aufnahme und verlebte bei ihnen zwei angenehme Monate, begleitete ſie auf ihren Jagden und ſtärkte ſich an der dort geſunden, erfriſchenden Luft. Anfänglich erregte zwar Overweg's weiße Hautfarbe allgemeines Entſetzen, allmälig gewöhnten ſich aber ſelbſt die Frauen und Kinder an dieſelbe und er ward als Arzt vielfach in Anſpruch genommen. Hier

war es ihm bei geruhigerem Aufenthalte auch möglich, auf die Krankheiten der Leidenden genauer einzugehen und die Arzneien denselben besser anzupassen, als dieses bei der frühern Wüstenreise thunlich gewesen war. Bei dieser hatte sich der gern heiter gelaunte junge Mann auf eine drollige Art zu helfen gesucht, um mit den oft so lästigen zahlreichen Hülfesuchenden möglichst schnell fertig zu werden. Häufig verstand er ja deren Sprache gar nicht, die Verhältnisse der Umgebung und die Eile der Reise machten eine nähere Untersuchung rein unmöglich, zudem waren auch die Krankheiten gewöhnlich nicht ernsterer Art. Overweg hatte deshalb die Einrichtung getroffen, daß jeden Tag der Woche eine bestimmte Medizin an die Reihe kam, die er sich des Morgens zurecht legte. Während des einen Tages bekamen alle Ankommenden Rhabarber, am folgenden Senna, am dritten eine bestimmte Pillensorte u. s. w., lauter Arzneien, mit denen er zwar nicht gerade viel helfen, aber auch schwerlich erheblichen Schaden anrichten konnte. Da er sich mit den Eingebornen in ihrer Landessprache unterhalten konnte, erfuhr er von ihnen viel Interessantes über ihr Land und über die Geschichte des Sudan, ebenso theilte er den Wißbegierigen Mancherlei über die Verhältnisse und Sitten Europas mit.

In Sinder erfuhr Overweg Richardson's Tod und eilte auf einem etwas südlichern Wege als dem, welchen der Engländer gezogen, nach Kuka, wo er seinen Freund Barth am 7. Mai traf. Beide Reisende machten Kuka zum Ausgangspunkte für ihre folgenden Ausflüge. Hier fanden sie jederzeit gastfreies Unterkommen und Unterstützung, hier erreichten sie die Briefe- und Sendungen von Europa. Von hier aus meldete Dr. Barth den Tod Richardson's, sandte dessen Tagebücher und Notizen nach London, sprach in dem begleitenden Schreiben den Wunsch aus, daß die durch den Tod gerissene Lücke von einem kräftigen Manne, der wo möglich Astronom sei, ausgefüllt werden möchte, nnd regte dadurch den ersten Gedanken zur Berufung Dr. Eduard Vogel's an.

Barth setzte sich als nächstes Ziel das im Südwesten gelegene Reich Adamaua und zunächst dessen Hauptstadt Jola. Overweg unternahm dagegen währenddem die Beschiffung und Erforschung des Tsad-Sees. Leider war es ihm nicht gut möglich, seine Tagebücher mit der wünschenswerthen Ausführlichkeit zu führen, so daß von den Expeditionen des Reisenden nur bruchstückweise Bemerkungen bekannt geworden sind. Barth überschritt bei seinem Vordringen nach Jola den Benuë, diesen früher als Tsadda bekannt gewordenen größten östlichen Nebenfluß des Niger, und trug sich eine Zeit lang trotz des Fiebers, das ihm kaum Kräfte ließ, um auf dem Pferde sitzen zu können, mit der Hoffnung, daß es ihm gelingen möge, von Jola aus nach Südost weiter zu gehen, so das ganze unbekannte Innere des Erdtheils zu durchschneiden und den Indischen Ocean zu erreichen. Vielleicht wäre ihm dieser großartige Plan auch gelungen, wenn nicht der Herrscher von Bornu seine Reise nach Jola zu politischen Zwecken benutzt hätte, von denen Barth nichts ahnte. Es war nämlich zwischen Bornu und dem Herrscher von Adamaua, der dem Sultan von Sokoto unterthan ist, Streit über einen Landstrich an der Grenze beider Reiche. Der Scheikh von Kuka sandte nun gemeinschaftlich mit Barth einen seiner Offiziere nach Jola und ließ durch diesen Briefe überrei-

chen, in welchen die Zurückgabe jener Ländereien verlangt ward. Unglücklicher Weiſe hatte der Scheikh auf Barth's Perſönlichkeit als Geſandter der Engländer hingewieſen und dieſelbe zu einer Drohung benutzt, um ſeinen Forderungen größern Nachdruck zu geben. Er erreichte hierdurch ſeinen Zweck durchaus nicht, vernichtete aber völlig das freundſchaftliche Verhältniß, das Barth bei der Ankunft vorſichtig angeknüpft hatte. Man verweigerte jetzt hartnäckig jede Erlaubniß zu einem weitern Vordringen und verlangte die ſofortige Umkehr. Ende Mai 1851 war Dr. Barth von Kuka aufgebrochen und Ende Juli traf er daſelbſt bereits wieder mit ſeinem Gefährten zuſammen.

Fortwährend ſchwebte den beiden Reiſenden der ferne Indiſche Ocean als das letzte Ziel ihres Strebens im Geiſte vor. Sie ergriffen deshalb eine am 25. November 1851 ſich darbietende Gelegenheit und ſchloſſen ſich einem Kriegszuge des Weſirs Hadſchi Beſchir an. Es ward ihnen hierdurch möglich gemacht, ein gutes Stück nach Süden vorzudringen und dabei ein Urtheil über die Ausführbarkeit einer größern Reiſe in dieſer Richtung zu gewinnen. Jener Zug ging in die ſüdlich von Kuka gelegenen Landſchaften der Mußgo, eines heidniſchen Volksſtammes. Der Weſir hatte zu dieſem Zwecke eine Armee von 10,000 Reitern und einer gleichen Anzahl Fußvolk verſammelt und drang mit derſelben raubend und plündernd bis zum Serbewel oder Arre, einem ſtarken Nebenfluſſe des Schari, vor, deſſen tiefes Waſſer endlich Halt gebot.

Mit 5000 Sklaven und 1000 erbeuteten Rindern kehrte das Heer zurück. Barth hatte die Gelegenheit benutzt, um dem Weſir die eindringendſten Vorſtellungen über die verderblichen Wirkungen ſolcher Sklavenjagden zu machen und im Gegenſatze dazu die Vortheile eines geregelten Handels, ſowie einer ſorgſamern Bodenkultur hervorzuheben. Leider ſind aber dergleichen Raubzüge viel zu ſehr mit den Gewohnheiten der Herrſcher und des Volkes verwachſen, als daß ſie ſich durch Vorſtellungen allein ſo ſchnell beſeitigen ließen. Bei dieſem Zuge war es den beiden Europäern aber auch klar geworden, daß es unmöglich ſei, durch die Länder der mißhandelten Völkerſchaften weiter vorwärts zu dringen, da letztere jeden von Bornu ankommenden Fremden als Todfeind anſehen müſſen.

Nachdem Dr. Barth ſo vergebens verſucht hatte, nach Südweſten und nach Süden weiter zu dringen, unternahm er es, in der Richtung nach Südoſt vorwärts zu gehen. Es kam ihm hierbei das freundſchaftliche Verhältniß, welches zwiſchen dem Herrſcher von Bornu und dem Sultan von Baghirmi ſtattfand, ſehr erwünſcht, und durch Empfehlungsbriefe von erſterem hoffte er eine gute Aufnahme zu finden. Schon an der Grenze traf er aber bedeutende Schwierigkeiten, da die Eingebornen von dem eindringenden Europäer Uebles für ihr Land fürchteten. Nachdem er doch endlich bis Maſeña, der Reſidenz des Sultans, gelangt war, ward es ihm verwehrt, weiter zu gehen, ja er hatte ſogar nicht unerhebliche Schwierigkeiten zu überwinden, um wieder nach Kuka zurück zu dürfen.

Währenddem hatte ſein Gefährte Dr. Overweg am 24. April 1852 eine Reiſe nach Südweſt unternommen, um wo möglich hier in das Reich der Fellata einzudringen. Vor letzterem warnte ihn aber der Scheikh, es ſei denn, daß es ihm

gelänge, sich schon vor Ueberschreitung der Grenze des Schutzes jenes Volkes zu versichern. Overweg durchzog die Grenzlande Gudscheba, Baber und der als Menschenfresser verschrienen Kerrikerri. In Fika brachte sein Erscheinen die Bevölkerung in solchen Aufruhr, daß er es nicht für gerathen hielt, sein Leben durch ein forcirtes Weitergehen unnützer Weise aufs Spiel zu setzen. Er kehrte deshalb nach Kuka zurück und traf daselbst am 22. Mai wieder ein. Am 24. Juni langten hier endlich auch die sehnlichst erwarteten Sendungen von Europa an. Außer Geldern und Waaren waren Vollmachten für die Ueberlebenden beigelegt. Lord Palmerston hatte die Summe von 800 Pf. St. zu den frühern Geldern hinzugefügt und für 65 Pf. St. Metallwaaren, Nadeln, Messer, Scheeren, Rasirmesser, Uhren, Kompasse u. dgl. gesendet. Am 20. August war es erst Dr. Barth möglich geworden, sich aus der halben Gefangenschaft, in welcher er zu Maseña gehalten wurde, zu befreien und in Kuka einzutreffen. Er fand Overweg körperlich sehr herabgekommen, abgemagert, ohne Eßlust und durch die Anstrengungen ununterbrochener Reisen, sowie durch die zerrüttenden Wirkungen des fiebererzeugenden Klimas geschwächt. Um den verderblichen Einflüssen, welche die am 15. Juni beginnende Regenzeit in Kuka ausübt, zu entgehen, hatte er einen Ausflug an den Komadugu gemacht und sich dadurch auch etwas erholt. Als er aber nach Kuka zurückkehrte und bei seinen Streifzügen in der Umgebung von Maduari am Ufer des Tsad sich in durchnäßten Kleidern eine abermalige Erkältung zuzog, befiel ihn das gelbe Fieber. Am 27. September Morgens 4 Uhr starb er zu Madnari. Barth begrub den Armen, dessen Wunsche gemäß, an seinem Lieblingsplätzchen, jener Stelle am Tsad-Ufer nämlich, wo das Boot ruhte, mit dem er als der erste Europäer den Tsad-See befahren.

Dr. Barth stand nun gänzlich allein und nur auf sich angewiesen. Er meldete den Tod seines Gefährten seinen Freunden und Gönnern in London, theilte aber in demselben Schreiben seinen Entschluß mit, auf eigne Gefahr hin den großen Zug über Sokoto nach Timbuktu versuchen zu wollen. Dieser Brief erreichte England gerade am Morgen des Tages, an welchem der neuerwählte Gefährte der Expedition, Dr. Vogel, sich nach Afrika einschiffen wollte.

Wir hielten diesen kurzen Ueberblick über die vorhergegangenen Unternehmungen in Innerafrika für erforderlich, um die Bedeutung des letztgenannten jungen und muthvollen Reisenden in entsprechender Weise auffassen zu können, und verweilen nun in Nachstehendem ausschließlich bei dessen Geschick, da wir dieses Buch vorzugsweise ihm als einem uns so nahe stehenden Landsmanne gewidmet haben. Es ist hierbei unser lebhaftester Wunsch, daß es uns gelingen möge, die volle Aufmerksamkeit und thatbereite Theilnahme des deutschen Volkes auf das noch unaufgeklärte Geschick des muthigen Reisenden zu lenken. Bis jetzt hat man sich begnügt zuzuwarten, was England zu thun für gut finden werde. Möge sich Deutschland endlich selbst seines kühnen Sohnes annehmen und die geeigneten Schritte thun, den Schleier des Geheimnisses, welcher zur Zeit noch über dem Schicksal Dr. E. Vogel's schwebt, in ähnlicher aufopfernder Weise zu lüften, wie es England und die Vereinigten Staaten beim Verschwinden Franklin's und seiner Gefährten thaten.

Dr. Eduard Vogel.

Die allgemeine Theilnahme verfolgt jedes Unternehmen, welches neue Aufschlüsse über das Innere des benachbarten Erdtheils Afrika zu geben verspricht. Eben so lebhaft aber, wie die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf die Ergebnisse jener Entdeckungsreisen gerichtet ist, eben so lebhaft interessirt sie sich auch für die Personen jener kühnen Männer, die mit wahrem Heldenmuthe ihr Leben aufs Spiel setzen, um den geheimnißvollen Schleier zu lüften. Es sieht ja Derjenige, welcher die Berichte der Wanderer liest, jene Länder und Völker zunächst nur durch die Augen dieser Gewährsmänner, und es erscheinen ihm ja die An-

gaben derſelben in demſelben Grade zuverläſſiger, je mehr ihm ihre Perſönlichkeit ſelbſt Vertrauen einzuflößen im Stande iſt. Zugleich bedünken aber auch Den, welchen ſelbſt Wiſſensdurſt durchglüht und der gar zu gern die Träume ſeiner Jugend, die ihn zu Freund Robinſon Cruſoë auf die fernen Inſeln verſetzten, in irgend einer, wenn auch beſcheidenen Weiſe verwirklichen möchte, ihn bedünken jene Reiſenden Bevorzugte des Schickſals, die freilich auch oft genug, ähnlich den Führern im Kriegsgetümmel, das tödtliche Geſchoß feindlicher Mächte zuerſt dahinrafft. Leicht kommt der Nichtunterrichtete dazu, Denjenigen, den der Ruf einer mächtigen Regierung als den Auserwählten bezeichnet, den ſie mit Inſtrumenten und Geldmitteln reichlich ausſtattet, für ein beſonderes Glückskind zu halten, und dies um ſo mehr, wenn derſelbe von ſo jugendlichem Alter iſt, als es Dr. Eduard Vogel zu der Zeit war, als ihm der ehrenvolle Auftrag zu Theil ward, ſich den vorangegangenen Gefährten anzuſchließen. Leicht läßt man dabei außer Acht, daß gerade hierin der Fingerzeig liegt, man habe es mit einer außergewöhnlichen Perſönlichkeit zu thun, die ſich durch die geeigneten Anlagen und durch den beharrlichſten Fleiß die erforderlichen Fähigkeiten erworben, welche im Stande waren, die Aufmerkſamkeit ſo hoher Behörden auf ſich zu lenken.

Es gewährt uns einen wirklichen Genuß, dem Leſer, welcher ſich aus den angeführten Gründen für die Perſönlichkeit unſers Reiſenden intereſſirt, deſſen früheres Leben in wenigen Umriſſen zu zeichnen. Dasſelbe bietet ein wahres Muſterbild eines deutſchen Jünglings, der ausſchließlich der Wiſſenſchaft lebt.

Eduard Vogel ward am 7. März 1829 zu Krefeld geboren. In dieſer Stadt war zu jener Zeit ſein Vater, der um das deutſche Schulweſen ſo hoch verdiente und allgemein gefeierte Dr. K. Vogel, Rektor der höhern Stadtſchule. Eduard war ein Kind von zartem Körperbau, ein Kind der Sorge, und nur einer ſo treuen, aufmerkſamen Pflege, wie ſie ihm die liebende Mutter in aufopfernder Weiſe zu Theil werden ließ, war es nächſt Gottes Hülfe zu verdanken, daß er den zahlreichen Gefahren entging, welche das früheſte Alter der Kindheit bedrohen. Der Vater ward nach Leipzig verſetzt, um als Direktor den Bürgerſchulen daſelbſt vorzuſtehen, und Eduard ward bereits im Alter von fünf Jahren ein Schüler der durch ihre eigenthümliche Unterrichtsweiſe berühmt gewordenen Elementarklaſſe jener Anſtalt. Während der folgenden Jahre beſuchte er die untern ſechs Klaſſen der genannten Bürgerſchule und dann ein Jahr die ſtädtiſche Realſchule. Es zeigte ſich bei ihm auf glänzende Weiſe, wie heilbringend eine Unterrichtsmethode wirkt, welche den Schüler nicht zum mechaniſchen Werkzeug herabdrückt, die nicht ausſchließlich nur ſein Gedächtniß in Anſpruch nimmt und ihn mit einem beſchwerenden Ballaſt von unverſtandenem Scheinwiſſen ausfüllt, ſondern die gleichzeitig den ganzen jungen Menſchen berückſichtigt und vor Allem die Selbſtthätigkeit zu wecken und in das geregelte Gleichmaß zu leiten ſucht. Als Eduard 1841 die Thomasſchule beſuchte, um ſich auf dieſer zu ſeinen akademiſchen Studien vorzubereiten, traten ſeine Lieblingsneigungen bereits klar und deutlich ausgeſprochen hervor. Seine ſchon auf der Realſchule ſich geltend machende Liebe zu den mathematiſchen Wiſſenſchaften fand hier geeignete Nahrung und er verfolgte mit ange-

ſtrengtem Eifer Alles, was ſich hierauf bezog. Außerdem beſchäftigte er ſich aber leidenſchaftlich gern während ſeiner Mußeſtunden mit praktiſcher Himmelskunde und mit Botanik, und es war ſchwer zu entſcheiden, ob er mehr den freundlichen Blumen oder den lieben Sternen den Vorzug gebe. Hatte er ſeine Schularbeiten vollendet, Griechiſch, Latein oder Franzöſiſch getrieben, ſo eilte er hinaus auf Entdeckungen eines neuen Gewächſes, begrüßte jubelnd den Fund, beſtimmte das ihm unbekannte Pflänzchen, bereitete es ſorgſam für ſeine Sammlung und ordnete ſauber die letztere. Und wenn die Schatten der Nacht Feld und Wald deckten und vor dem ſpähenden Auge des jungen Botanikers verbargen, dann hob er ſeine Augen empor zum funkelnden Himmel und beobachtete ſorgſam die hellen Geſtirne. Daß er dabei ſeine eigentlichen Arbeiten als Schüler nicht vernachläſſigte, davon ſprechen ſeine rühmlichen Zeugniſſe und die Prämien, welche ihm als Zeichen beſonderer Zufriedenheit von ſeinen Lehrern zu Theil wurden.

Kaum 18 Jahre alt, hatte er bereits die Reife zur Univerſität erlangt, als ihn ein bösartiges Nervenfieber ergriff und auf ein langwieriges Krankenlager warf. Ein halbes Jahr ſpäter, Oſtern 1848, war es ihm vergönnt, die Univerſität Leipzig zu beſuchen, um ſich hier ausſchließlich dem Studium der Mathematik und der Naturwiſſenſchaften zu widmen.

Mit größter Gewiſſenhaftigkeit beſuchte er regelmäßig während der Vormittagsſtunden die Collegien und verfügte über die freie Nachmittagszeit nach einem wohlgeordneten Plane. Zweimal während der Woche unternahm er botaniſche Ausgänge, oft bis zu ziemlich weiten Entfernungen. Bei denſelben gewöhnte er ſich, mit heiterm Sinne Hitze und Kälte, Hunger und Durſt zu ertragen, ohne ſich dadurch aus der guten Laune bringen zu laſſen, und nicht ſelten, wenn er des Abends ermüdet zurückkehrte und der wolkenloſe Himmel ſich für Beobachtungen der Sterne günſtig zeigte, überwand er die Ermattung und eilte zur Warte, wo ſein verehrter Freund, Profeſſor Dr. d'Arreſt, ſeiner harrte.

Er huldigte der richtigen Anſicht, daß nur ein geſunder und friſcher Körper ein geeignetes Werkzeug für einen thätigen, ſtrebenden Geiſt ſei, und daß die Pflege des erſtern durch geeignete Uebungen ebenſo heilige Pflicht ſei, als das Studium für den letztern. Deshalb verwendete er die übrigen freien Nachmittage dazu, ſich auf dem Turnplatz Kraft und Gewandtheit zu erwerben, und zeichnete ſich hierbei beſonders durch Geſchicklichkeit im Springen aus. Das Schwimmen, das er ſchon in früher Jugend erlernt hatte, ſetzte er tüchtig fort und übte ſich eine Zeit hindurch gleich eifrig auf dem Fechtboden. Dabei war er ein heiterer und gern geſehener Geſellſchafter, an dem man nur tadelte, daß er ſich Abends nicht ſelten möglichſt unbemerkt hinwegſtahl, ſobald er bemerkte, daß der Himmel ſich aufhellte und für Beobachtungen günſtig zu werden verſprach.

Durch ſolchen raſtloſen Fleiß, der dem ermüdeten Körper nur wenige Stunden Schlaf gönnte und während der ganzen Zeit mit geregelter Thätigkeit das vorgeſteckte Ziel verfolgte, erwarb ſich Eduard Vogel das Wohlwollen ſeiner Lehrer in hohem Grade. Der genannte Profeſſor Dr. d'Arreſt empfahl ihn deshalb, als ſich Eduard 1851 nach Berlin begab, den Akademikern Profeſſor Enke und

Professor K. Ritter auf so warme Weise, das sich beide Herren des strebsamen Jünglings in wahrhaft väterlicher Art annahmen. Während ihn der berühmte Astronom praktisch im Beobachten und Berechnen der Gestirne übte und ihm die Schlüssel zur Sternwarte anvertraute, ihn häufig in seinem Studirstübchen besuchte und seine Arbeiten nachsah und prüfte, lehrte ihn der große Geograph die Erscheinungen der Welt von bestimmten Gesichtspunkten aus beherrschend zusammenfassen, mit prüfendem Geiste die Menge der Einzelnheiten ordnen und ihnen eine höhere Bedeutung verleihen, indem er ihn unterwies, dieselben als Theile zu einem Ganzen zu gestalten. Kein Wunder war es, daß durch das begeisternde Wort eines solchen Lehrers der Erdkunde Vogel's Lust am Reisen täglich genährt und gemehrt ward und er seinem Wanderdrange zunächst durch zahlreiche Ausflüge zu genügen suchte.

Unter den von gleichem Streben beseelten Männern, mit welchen er in Berlin in ein vertrauteres Verhältniß trat, werden uns besonders Luther (jetzt Direktor der Sternwarte zu Bilk am Rhein), Rümker aus Altona (jetzt in England) und Sieveking aus Hamburg genannt. Ebenso suchte er den belehrenden Umgang gebildeter Männer höhern Alters und schloß sich vorzugsweise dem liebenswürdigen Zeune, der seitdem verstorben ist, näher an. In Berlin veröffentlichte er auch zuerst einzelne seiner wissenschaftlichen astronomischen Arbeiten und ließ dieselben in den Schuhmacher'schen „Astronomischen Jahrbüchern" erscheinen. Diese lenkten zunächst die Aufmerksamkeit der Londoner Astronomen auf ihn und wurden in Gemeinschaft mit Professor Enke's Empfehlung Veranlassung, ihn trotz seines jugendlichen Alters von 22 Jahren nach der Hauptstadt Englands zu berufen.

Eduard Vogel hatte während der Herbstferien 1851 von Leipzig aus eine Reise ins Riesengebirge unternommen und widmete sich auf derselben ganz seiner Lieblingsbeschäftigung mit den Pflanzen, zu der die schöne Voralpenflor dieses Gebirges ihm die reichlichste Gelegenheit bot. Währenddem gelangte von dem berühmten Planetenentdecker Hind eine Einladung an ihn, an der Sternwarte des Herrn Bishop in Regentspark die Stelle eines Assistenten zu übernehmen, mit welcher vorläufig ein Jahresgehalt von 800 Thalern verbunden war. Jubelnd nahm er das ehrenvolle Anerbieten, das ganz seinen längstgehegten Wünschen entsprach, an und kehrte nur auf kurze Zeit nach Berlin zurück, um sich daselbst von seinen Freunden und hohen Gönnern, zu denen auch Alexander von Humboldt zählte, zu verabschieden. Mit wenigen, aber guten Empfehlungen kam er in London an und suchte sich mit allen Kräften sofort in seiner neuen Stellung heimisch zu machen. Seinem regen Feuereifer, seiner umsichtigen Anstelligkeit, mit Natürlichkeit und Bescheidenheit gepaart, gelang es auch bald, sich die Zufriedenheit der angesehenen Männer zu erwerben, mit denen ihn seine Stellung in nähere Berührung brachte. Zu diesen gehörte außer dem genannten Astronomen Hind auch der treffliche Herr Bishop, ein Mann, der zur Förderung der astronomischen Wissenschaft jährlich mehrere Tausend Thaler auf die uneigennützigste Weise opferte.

Zugleich erlangte Vogel durch sein anspruchsloses, fast kindliches Wesen

Zutritt zu mehreren achtbaren englischen Familien, ein Vortheil, der bekanntlich einem Fremden selten verstattet wird. So rühmt Vogel hauptsächlich die Güte und Freundlichkeit, mit welcher er in dem Hause des Mr. Burton in London aufgenommen wurde. Sehr warm ward er auch von Seiten des Ritters Bunsen unterstützt, der sich damals als preußischer Gesandter am Hofe von St. James befand und dem er durch einen Freund des väterlichen Hauses warm empfohlen worden war.

Durch seine außergewöhnlichen Kenntnisse und seinen nie rastenden Fleiß, mit welchem er auch hier fortfuhr, als Astronom weiter zu arbeiten, und durch die von ihm veröffentlichten Arbeiten in diesem Gebiete, durch welche er sich den Ruf eines besonders zuverlässigen astronomischen Rechners erwarb, zog er bald die Aufmerksamkeit der englischen Gelehrten in einem solchen Grade auf sich, daß er bereits im Januar des Jahres 1852 mit seltener Stimmeneinheit zum Mitglied der Königlichen Astronomischen Gesellschaft gewählt ward, trotz seines jugendlichen Alters.

Vogel fühlte sich in London ganz heimisch. Hauptsächlich um seine Kenntniß der englischen Sprache möglichst zu fördern, besuchte er häufig das Theater und liebte den Umgang gebildeter Engländer. Doch auch mit deutschen Gelehrten, die sich in England aufhielten, kam er bald in vertraute Verhältnisse und knüpfte ein inniges Freundschaftsband mit dem bekannten Reisenden und Botaniker Berthold Seemann, sowie mit dem berühmten königl. Geographen Dr. August Petermann. Durch Beide ward er in die Königl. Geographische Gesellschaft eingeführt und hier seine Aufmerksamkeit auf die großen Entdeckungsreisen der Gegenwart hingelenkt. Hierdurch erhielt seine alte Reiselust neue Nahrung und er kannte keinen lebhaftern Wunsch als den, daß ihm das Glück zu Theil werden möge, einer größern Entdeckungsreise als Astronom und Botaniker beigegeben zu werden. Trotzdem daß er sich in einer behaglichen, zugleich ehrenvollen und sorgenlosen Stellung befand, war er doch jederzeit bereit, dieselbe aufzugeben und sich unverzagt allen jenen Gefahren auszusetzen, welche dem Reisenden in unwirthlichen Ländern durch ungewohntes Klima, Anstrengungen und feindliche Menschen drohen, sobald es galt, der Wissenschaft zu dienen und dadurch ein Werkzeug zu sein, welches zum Wohle des Fortschrittes des gesammten Geisteslebens wirkt. So sprach es Vogel offen aus, daß er stets zu einer solchen Reise bereit sein würde — „sei es auch nach dem Nordpol oder Südpol, nach Afrika oder Neu-Guinea, an irgend einen Ort, wo es noch etwas Interessantes zu thun gäbe". So war er auch sehr nahe daran, den Kapitän Inglefield auf seiner Polarreise im Herbst 1852 zu begleiten, aber zum Glück für die Geographie Centralafrikas zerschlug sich dieses Projekt.

Die größte Aufmerksamkeit der Geographischen Gesellschaft wie der gebildeten Welt überhaupt war zu dieser Zeit auf die von Richardson, Barth und Overweg unternommene Expedition nach dem Sudan gerichtet, die Ende 1849 begonnen und damals bereits drei Jahre lang gewährt hatte. Der Chef derselben, James Richardson, war zwar schon nach einem Jahre erlegen, aber seine

beiden deutschen Begleiter hatten nichtsdestoweniger ihre Unternehmungen unverzagt fortgesetzt. Die Nachrichten von Dem, was die beiden rastlosen Männer bis Ende August 1852 unternommen und ausgeführt hatten, erreichten London um die Weihnachtszeit desselben Jahres. Auf das so klein und bescheiden angefangene Unternehmen war im Anfang von Seiten der englischen Regierung kein besonderes Gewicht gelegt worden, und deshalb hatte man keine großartigen Fonds dazu angewiesen. Unter Anderm waren auch die Instrumente für die verschiedenen wissenschaftlichen Beobachtungen der Expedition etwas karg zuertheilt, und dieselben hatten natürlich durch die dreijährigen Kreuz- und Querzüge arg gelitten. Auch war das Flottmachen des Unternehmens so schleunig betrieben worden, daß zu den Vorbereitungen, wie sie solche Reisen erfordern, wenn der Zweck derselben in seinem ganzen Umfange erreicht werden soll, durchaus keine Zeit dagewesen und die nöthige Ausbildung und Uebung in einigen Beziehungen, wie z. B. für astronomische Beobachtungen, fehlte.

Die genannten Reisenden hatten sich zwar von Anfang an riesige Aufgaben gestellt, aber ihre Freunde in Europa zweifelten sehr, ob es selbst dem heroischen Muthe, welchen dieselben besaßen, gelingen würde, das Heer von Hindernissen zu überwältigen, das sich dem Fremden in jenen Ländern entgegenstellt. Einige Male sprach sich selbst in den Briefen der Reisenden der leise Wunsch um Verstärkung und Nachsendung von Gefährten aus. So schrieb Dr. Barth am 13. Juli 1852: „Was sind zweier Menschen Arbeiten für diese weite und beschwerliche unbekannte Welt!"

Die oben angedeuteten Mängel wurden im Laufe der Zeit immer fühlbarer, je mehr die Bedeutung des Unternehmens sich steigerte, und es erschien der Geographischen Gesellschaft von größter Wichtigkeit, einen tüchtigen Astronomen von Profession, ausgerüstet mit einem Assortiment der erforderlichen Instrumente, jenen beiden Reisenden nachzusenden. Zu einer solchen Sendung erschien nun E. Vogel als der geeignetste Mann, und die von Dr. Petermann Ende Januar 1853 an ihn gestellte Anfrage: ob er sich wol dazu entschließen könne, die Stelle des verstorbenen Richardson bei der afrikanischen Expedition zu ersetzen, ward von demselben mit einem begeisterten, freudigen „Ja!" erwiedert. Er brannte vor Verlangen, den beiden kühnen Landsleuten Barth und Overweg nachzueilen, ihnen neue Hülfsmittel zu überbringen und mit ihnen vereint das angefangene große Werk fortzusetzen. Er sagte um so freudiger dem ehrenvollen Antrage zu, da er der Einwilligung seiner Eltern, die längst schon auf einen solchen Entschluß vorbereitet waren, versichert sein konnte, und erklärte, er würde spätestens in acht Tagen bereit sein, dahin abzugehen, wenn er das Glück hätte, den Auftrag dazu zu erhalten.

Ein ausführliches Schreiben wurde nun von Dr. Petermann unter dem Datum des 11. Januar 1853 an Ritter Bunsen gerichtet, denjenigen Mann, der allein es vermochte, den Vorschlag und Plan zu Vogel's Reise bei der englischen Regierung zu befürworten und deren Genehmigung durchzusetzen. In der That erkannte Ritter Bunsen mit dem ihm eignen Scharfblick die Wichtigkeit des vor-

gelegten Planes und lieh demſelben ſeine angelegentliche Betheiligung und mächtige Fürſprache. Zuvörderſt wurde Dr. Vogel mit einigen der erſten Gelehrten Englands zuſammengebracht, um deren Urtheil über ſeine Befähigung zu erlangen. Dasſelbe fiel ohne Ausnahme aufs allergünſtigſte aus; beſonders äußerten ſich Admiral W. H. Smyth, Colonel Sabine, Sir William J. Hooker ſchriftlich darüber, und in einem dieſer Schreiben heißt es unter Anderm: „daß es ſchwer ſein würde, in ganz England einen Mann von ſeinem Alter zu finden, der ſo viele Fähigkeiten eines tüchtigen Reiſenden beſäße als Dr. E. Vogel."

Auf dieſe Weiſe unterſtützt, wurde eine Eingabe an Lord John Ruſſell, den damaligen Miniſter des Auswärtigen, gemacht und von dieſem erleuchteten Manne das Geſuch in ſeinem ganzen Umfange genehmigt.

Unterm 1. Februar 1853 ſchrieb Vogel von London aus an ſeinen Vater:

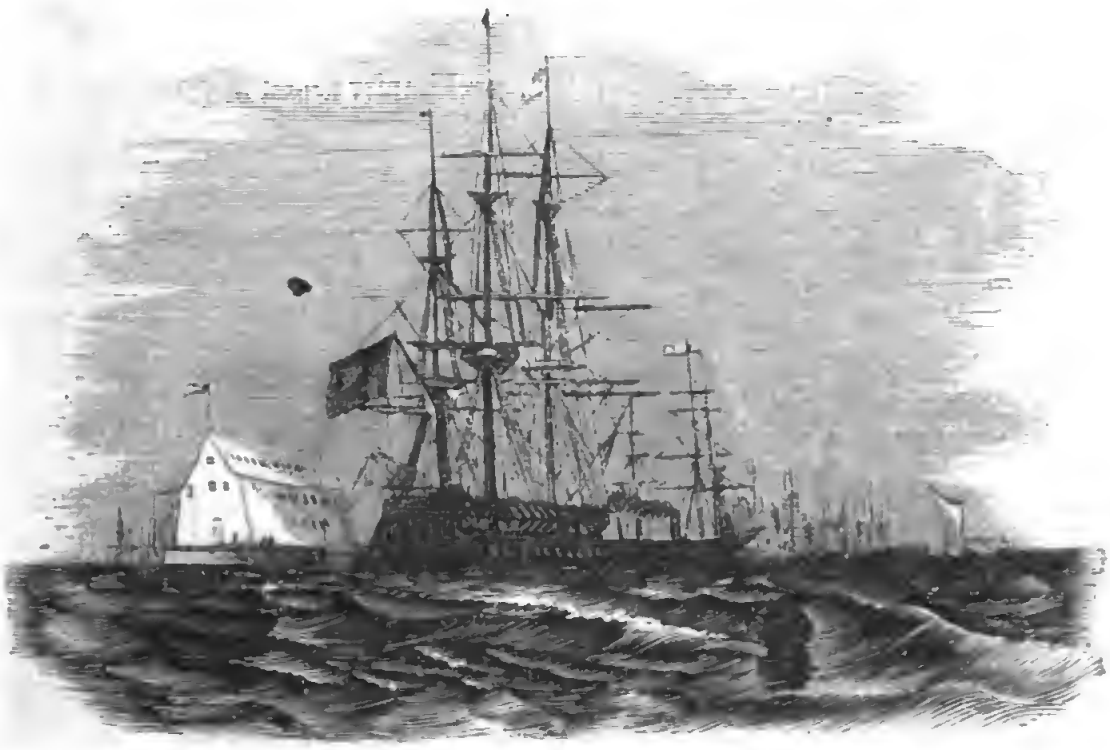
„Am 15. Februar verlaſſe ich England, um im Auftrage und Dienſte der engliſchen Regierung eine große Entdeckungsreiſe nach dem Innern Afrikas anzutreten. Du wirſt vielleicht, betroffen durch das Plötzliche meines Entſchluſſes, denken, daß ich dieſen Plan Dir abſichtlich verſchwieg; ich wußte aber in der That noch vor vierzehn Tagen nicht das Geringſte davon und wurde erſt am 17. Januar vom Ritter Bunſen mit der Nachricht überraſcht, daß man beabſichtige, mich den beiden Reiſenden Barth und Overweg nachzuſchicken, um genaue aſtronomiſche Ortsbeſtimmungen feſtzuſtellen, magnetiſche und meteorologiſche Beobachtungen zu machen und außerdem den Vegetationsverhältniſſen einige Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Jetzt hilft kein Abrathen mehr, ich bin ſchon gebunden und werde in etwa vierzehn Tagen in Begleitung von zwei Sappeurs, die man mir zur Unterſtützung mitgiebt, mit dem engliſchen Packetboot nach Malta abgehen. Dort hat der Gouverneur Befehl, mir ein Schiff zur Dispoſition zu ſtellen, welches mich nach Tripoli bringen ſoll. Von da aus gehe ich mit den nöthigen Dienern — ich nehme noch einen Malteſer und einen Araber mit — nach Murſuk und von da nach dem Tſad-See, wo ich mit den genannten beiden Reiſenden zuſammenzutreffen hoffe, um mit ihnen gemeinſchaftlich in ſüdöſtlicher Richtung die Reiſe fortzuſetzen. Giebt Gott ſeinen Segen, ſo ſuchen wir die Quellen des Nils auf, erforſchen das ſogenannte Mondgebirge und die neuerlichſt ſo viel beſprochenen Schneeberge und kommen, ſo Gott will, Ende 1855 bei Sanſibar oder Moſambik wieder zum Vorſchein. Lord John Ruſſell hat ſich ſehr gnädig gegen mich bewieſen und mich ermahnt, nur die Koſten nicht zu ſcheuen und alles Nöthige reichlich mitzunehmen. Ich werde ihn vor meiner Abreiſe noch einmal ſehen bei einem großen Diner, welches Bunſen auf Veranlaſſung meiner Sendung in nächſter Woche zu geben gedenkt. Alles was in England irgendwie einen Namen der Wiſſenſchaft hat, intereſſirt ſich aufs höchſte für mein Unternehmen. Obriſt Sabine hat mir die magnetiſchen Inſtrumente beſorgt, Sir William Hooker und R. Brown die zum Pflanzenſammeln nöthigen Utenſilien geliefert u. ſ. w. Biſhop und Hind ſind zwar traurig, mich fortlaſſen zu müſſen, indeß hat mein freundſchaftliches Verhältniß zu ihnen dadurch nicht im mindeſten gelitten. Ich habe Sir William Hooker gebeten, die erſten drei neuen Pflanzenarten,

die ich entdecken werde, Bishopia, Bunsenia und Hindia zu nennen. Ich bitte Dich, beruhige die gute Mutter über die Gefahren der Reise. Dieselben sind keineswegs so groß, wie sie sich etwa vorstellt. Das Klima ist in allen Theilen, die ich besuchen werde, durchaus nicht ungesund, wovon Barth und Overweg, die sich darin schon über zwei Jahre gut befunden haben, das beste Zeugniß geben. Die Eingebornen sind nicht zu fürchten, denn einmal flößt selbst ihnen der Name Englands Respekt ein, und dann, wenn wir nach Gegenden kommen, wo derselbe unbekannt sein sollte, so werden sieben bis acht wohlbewaffnete Europäer sammt ihren Dienern sich auch schon allenfalls durchschlagen können Daß selbst von oben her die Expedition nicht für sehr gefährlich gehalten wird, beweist auch der Umstand, daß man mir allein für mehr als 1500 Thaler mathematische und physikalische Instrumente mitgiebt. Außer diesen nehme ich viele Kisten voll Glasperlen, kleinen Spiegeln, Messern, Scheeren, Spieluhren und Harmonikas nebst gewebten Stoffen aller Art mit, da jenseits Murfuk das Geld seine Geltung verliert und Waaren wie die genannten seine Stelle vertreten müssen.

Beruhigt Euch also und vertrauet Gott, unter dessen Obhut ich reise."

Jene kostbaren Instrumente waren besonders auf Veranlassung des Ministers Sir John Russell angeschafft worden, der sich in hohem Grade für das Unternehmen und für den jungen Reisenden insbesondere interessirte. Er sorgte auch dafür, daß letzterem zwei erfahrene und an das tropische Klima gewöhnte Männer aus dem königlichen Ingenieurcorps, Church und Sweeny, als Gehülfen zugesellt wurden. Als nächste Instruktion war Vogel aufgegeben worden, er solle, sobald er am Tsad-See angekommen sei, so genau und vollständig als möglich die geographische Länge und Breite, sowie die absolute Höhe dieses Sees zu ermitteln suchen; gleichzeitig solle er Mittheilungen machen über seine eignen Beobachtungen in allgemeiner Beziehung und über seine astronomischen Beobachtungen unterwegs bis zu diesem Punkte. Mit der nächsten Karawane solle er seine gesammelten getrockneten Pflanzen schicken, desgleichen alle Sämereien, deren er habhaft werden könne; dasselbe solle er mit etwaigen zoologischen Gegenständen und mit denjenigen Sammlungen thun, welche auf Overweg's Rath von Naturerzeugnissen und Manufakturen in Bornu veranstaltet worden waren. Als Hauptzweck seiner Reise ward noch festgehalten, daß er den beiden Freunden Barth und Overweg als Genosse sich zugesellen solle, um bei den gemeinschaftlich anzustellenden Reisen vorzugsweise die astronomischen und botanischen Interessen im Auge zu behalten.

Die Freunde in London fühlten sich im Geiste glücklich bei dem Gedanken, welche Freude es den beiden wackern Männern im Innern Afrikas gewähren würde, wenn der junge, talentvolle und liebenswürdige Mann mit seinen beiden kräftigen und gewandten Begleitern und den reichen Hülfsmitteln ankommen würde, nachdem sie sich, ohne eines Europäers Antlitz erblickt zu haben, zwei Jahre hindurch zwischen räuberischen Tuariks und den gefährlichen Horden der Fellata durchgeschlagen. Vogel's Abreise sollte deshalb so sehr als möglich beschleunigt werden, um baldigst an dem bezeichneten Punkte einzutreffen.



I.

Reiſe von London nach Tripoli.

Dr. Vogel's Abreiſe von London. — Malta. — Tunis. Ruinen von Karthago. — Tripoli. — Vorbereitungen zur Wüſtenreiſe. — Ausflug nach Lebida und Meſellata.

Am 20. Februar ſollte Dr. Vogel ſich im Hafen von Southampton an Bord des Poſtdampfſchiffes „Bengal" begeben, eines der größten und ſchönſten der engliſchen Marine. Gegen Abend des 19. Februar 1853, ſo erzählt ſein Freund A. Petermann, ſtanden zwei Wagen vor der preußiſchen Geſandtſchaft in Carlton-Terrace und drinnen war eine rege Geſchäftigkeit und ein haſtiges Treiben. Ungefähr ein Dutzend kleine, aber ſehr ſchwere Kiſten wurden eiligſt in die Wagen befördert, dann ſtiegen zwei Perſonen ein, zwei andere, mit Barometern verſehen, hatten ſchon ihren Platz. Die Wagen rollten in möglichſter Schnelle dahin, damit der Reiſende zur rechten Zeit bei dem Dampfwagen und ſpäter beim Dampfſchiff eintreffe. Die ſchweren, wohlverpackten Kiſten enthielten eine große Anzahl von Geſchenken oder Tauſchartikeln für die Bewohner Inner-Afrikas — größtentheils Eiſenwaaren, die in jenem Lande ſo ſehr geſucht und geſchätzt ſind.

Auf dem Bahnhofe angekommen, bis zu welchem Petermann ſeinen Freund begleitete, zog letzterer zwei Chronometer aus ſeiner Weſtentaſche mit den Wor-

ten: „Petermann, diese beiden kleinen Längenbestimmer kosten allein 80 Pfd. St. (ca. 560 Thlr.). Die sind gut für die Quellen des Nils."

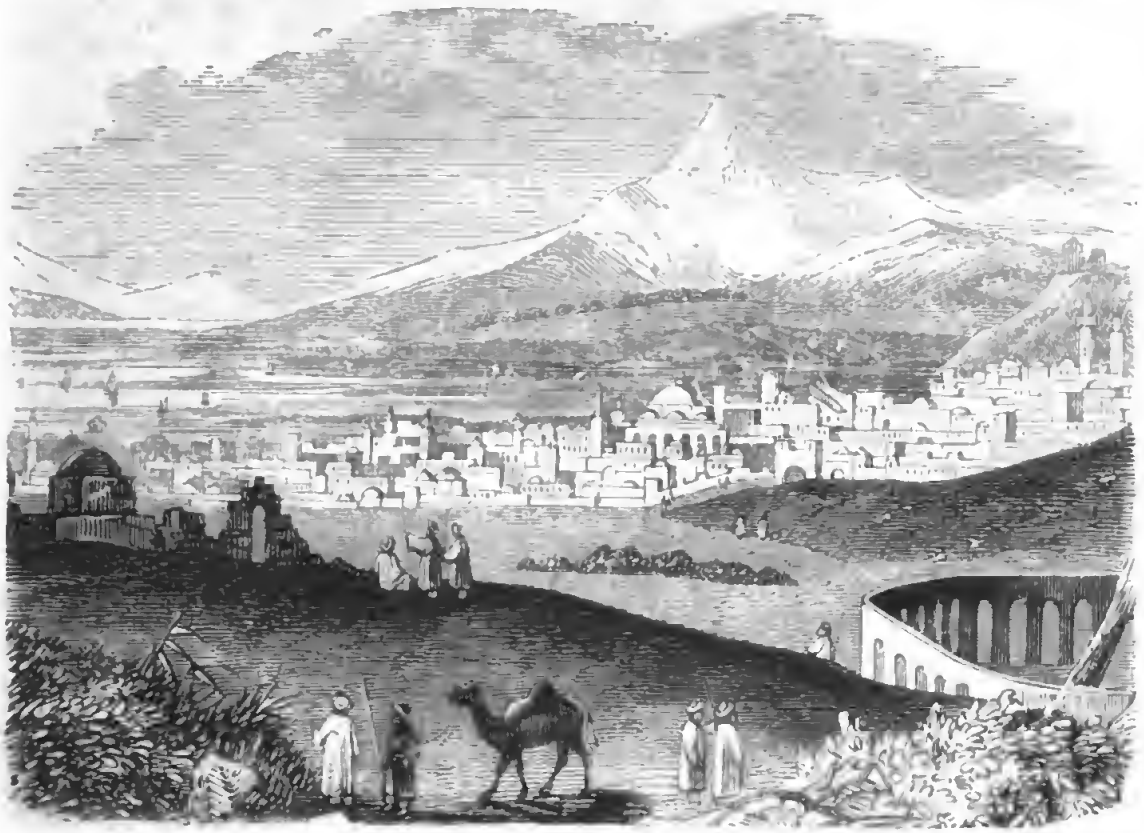
Am nächsten Morgen, ehe Dr. Vogel England verließ, traf die schmerzlich erschütternde Nachricht ein, daß Dr. Overweg, dieser blühende, kräftige Mann, an den Ufern des Tsad dem Fieber erlegen sei. Zugleich theilte Dr. Barth seinen heroischen Entschluß mit, allein eine Reise von Kuka aus nach dem vielberufenen Timbuktu wagen zu wollen, ohne erst auf die Ankunft des erbetenen Genossen zu warten. So niederschlagend diese Nachrichten auf der einen Seite waren, so tiefgreifend veränderten sie auf der andern Vogel's Verhältniß zur Expedition. Er stand jetzt allein, auf sich selbst verwiesen, da und trat dadurch als ein wichtiges Glied in eine Kette von Forschern, die bestimmt zu sein scheint, nicht eher zu rasten, als bis alle Geheimnisse des großen afrikanischen Festlandes offenbart sind. Die anfänglich durch die Umstände gebotene Eile war jetzt nicht mehr in demselben Grade erforderlich und die Rücksichten auf ein möglichst sicheres Vorgehen wurden überwiegend. Vogel reiste am 20. Februar mit dem genannten Schiffe von Southampton ab und kam am 24. desselben Monats auf der Höhe von Trafalgar bei Gibraltar an. Am Bord des „Bengal" schrieb er von dort aus an seine ängstlich um ihn besorgte Mutter nachstehende Zeilen, um sie zu beruhigen:

„Nur wenige flüchtige Grüße und die Nachricht, daß ich so eben nach einer überaus angenehmen Reise von nicht ganz vier Tagen in Gibraltar angekommen bin. Ich habe eben den ersten Blick auf jenen wunderbaren Kontinent geworfen, zu dessen Erforschung mich ein glückliches Schicksal ausersehen. Aengstige Dich meinetwegen ja nicht, es geht mir sehr gut und wird mir auch wol fernerhin gut gehen. Von Malta aus schreibe ich ausführlich an alle Lieben, die ich in Deutschland zurückgelassen, da ich leider keine Zeit hatte, von London aus Abschied zu nehmen. Bis dahin Allen meine herzlichsten Grüße. Dienstag hoffe ich nach Malta zu kommen, wo ich acht Tage bleiben werde."

Statt der gehofften acht Ruhetage auf jener Insel hielt sich Vogel aber nur einen einzigen Tag daselbst auf, um seine Sachen an Bord der Dampffregatte „Tiger" bringen zu lassen. Mit den Offizieren dieses Dampfers setzte er sich bald in ein angenehmes Verhältniß, da dieselben ihm mit größter Freundlichkeit entgegenkamen. Tief im Innern Afrikas vernahm er deshalb später mit schmerzlicher Theilnahme, daß das herrliche Schiff bei Odessa verunglückt sei und manchen der Braven dort das Verderben getroffen habe.

Bei Tunis machte das Schiff einen viertägigen Halt und gewährte dem Reisenden dadurch eine günstige Gelegenheit, einen, wenn auch kurzen, doch sehr interessanten Blick auf die klassische Umgebung des ansehnlichen Ortes zu werfen. Zwei Ringmauern umgeben den letztern, die innere mit sieben, die äußere mit acht Thoren versehen. Zur Seite der Stadt breitet ein Salzsee seinen glatten Spiegel aus, Hügelreihen bilden amphitheatralisch den Hintergrund. Leider verpestet gerade jenes wenig tiefe, ansehnlich große Bassin die Umgebung des Ortes mit abscheulichen Uebelgerüchen, und das Innere der Stadt, die an 200,000 Einwohner haben soll, erhält ein unbehagliches Aussehen durch die vielen, in Ruinen zerfal-

lenen Gebäude. Letztere verdanken ihr Entstehen dem sonderbaren Gebrauch, daß man ein angefangenes Haus nicht vollendet, wenn während des Bauens der Bauherr stirbt. Den größten Reiz haben für den Europäer die in der Nähe befindlichen Ruinen von Karthago. Das Thor „Karthagineh", durch welches der Weg nach denselben führt, ist das Einzige, was noch an die untergegangene Weltstadt erinnert. Zwischen grünen Feldern und Oelbaumwäldchen führt der übrigens holprige, schlechte Weg nach einer ein paar Stunden entfernten Anhöhe, auf welcher König Louis Philipp 1841 dem heiligen Ludwig eine Kapelle errichten



Tunis.

ließ. Hier war es nämlich, wo der letztgenannte allerchristlichste König 1270 mit der Hälfte seines Heeres der Pest zum Opfer fiel, als er bei seinem Kriegszuge gegen das seeräuberische Tunis sich auf der Landzunge von Karthago verschanzt hatte.

Ueberall trifft der Wanderer in der weiten Umgebung auf Spuren früherer Bauten, die sich längs des ganzen Meeresufers, ja selbst unter dem Wasser hinziehen. Bruchstücke von Porphyr, kleine Stücke von Lapislazuli, Ueberbleibsel von altem Glase und Mosaiken bedecken ringsum den Boden, wo jetzt ein Schäfer einsam seine Herde Ziegen grasen läßt und des Nachts der Schakal nach Beute späht. Dr. Vogel fand hier einige alte Münzen, die er mit andern Andenken als freundlichen Gruß an die Seinigen sandte.

Gleich den bleichen Wirbeln einer ungeheuren Schlange windet sich die alte

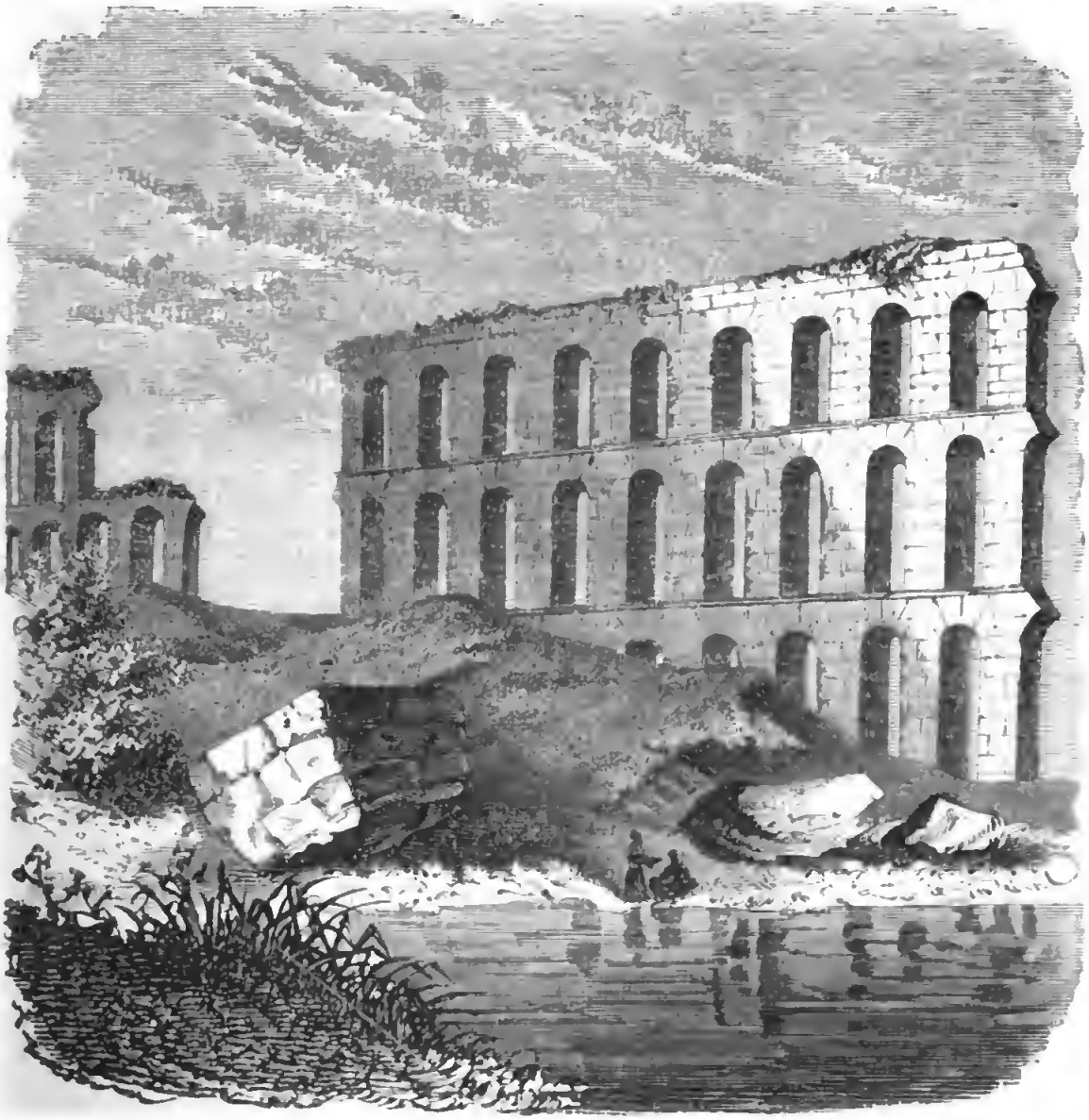
Wasserleitung 18 deutsche Meilen weit, vom Berge Zowan bis hierher und mündet in einer Reihe Cisternen. Sie ist das einzige Ueberbleibsel, welches an die Großartigkeit des alten Karthago erinnert. Und doch ist dieses weite Ruinenfeld nur die Stätte, auf welcher das römische Karthago stand. Die Lage des ältern tyrischen Karthago mit seiner stolzen, von mächtigen Mauern und Thürmen umgebenen Burg Byrsa, seinem schönen Tempel des Apollo, der mit Goldplatten gedeckt war, seinem Tempel des Aeskulap, zu dem 60 Stufen emporführten und in dem der Senat fremden Gesandten Audienz ertheilte, seiner Admiralitätsinsel und seinem Kriegshafen ist nur mit Mühe zu ermitteln. Siebenhunderttausend Punier hatten daselbst ihre Wohnungen, aber nachdem am Ende des furchtbaren Blutbades, welches die erobernden Römer über die Stadt verhängten, letztere von den Flammen verzehrt war, sprach der Konsul Cornelius Scipio einen feierlichen Fluch über die Stätte aus. Niemand durfte es wagen, sich daselbst anzubauen, und die spätere Kolonieſtadt, welche besonders unter Kaiser Augustus schnell aufblühte, entstand seitwärts der ältern. Der Fluß Bagradas, welcher sich hier ins Meer ergießt, hat, in seinem Laufe von keines Menschen Hand förder überwacht und gedämmt, sein Mündungsgebiet durch Schlamm- und Schuttansätze vielfach verändert, ja sein Bett selbst allmälig gewechselt. Das römische Karthago fiel in die Hände der Vandalen, deren Könige hier residirten, und 706 wurde es durch Hassan, Feldherrn des Khalifen Abdul Melek Ben Merwan, zerstört und der Erde gleich gemacht. Aus den Ruinen wurde vorzugsweise das neue Tunis gebaut; das alte war als bescheidenes Oertchen schon in sehr frühen Zeiten vorhanden gewesen.

Von Tunis aus setzte die Fregatte ohne irgend welche Unterbrechung ihre Fahrt nach Tripoli fort und Dr. Vogel gelangte gerade an seinem 24. Geburtstage, am 7. März 1853, vor dieser Stadt an.

Vom Meere aus gesehen gewährt Tripoli einen sehr schönen Anblick. Die meisten Minarets der Moscheen und die Kuppeln der Bäder stechen anmuthig gegen das dunkle Grün der Dattelpalmen ab, welche sich aus den Gärten der Stadt in malerischen Gruppen erheben. Im Gegensatz zu Tunis erfreut sich dieser Theil der Küste einer gesunden Luft und ein fast ewig klarer Himmel läßt dem Ankommenden diesen wichtigen Punkt des Erdtheils im vortheilhaftesten hellen Lichte erscheinen. Die Stadt, einige 20,000 Einwohner zählend, liegt auf einer Landzunge, deren nächste Umgebung durch den reichen Pflanzenwuchs, den sie zeigt, die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens verräth. Festungswerke schützen den Hafen, welcher ausreichend groß ist, um eine zahlreiche Flotte von Handelsschiffen aufzunehmen, und zu jeder Jahreszeit vollständige Sicherheit gewährt. Unmittelbar an die Fruchtgärten der Stadt stößt aber die kahle, nackte Wüste, und weite Flächen aus losem Flugsand mahnen ernst an die unermeßliche Sahara.

So bildet der Ort mit seiner Umgebung ein eigenthümliches Bild. Der dunkelblaue Spiegel des Mittelmeers fordert unwillkürlich auf zu einem Vergleich mit dem gelben Sandmeer der endlosen Wüste. Die krystallenen Fluten des erstern trugen seit Alters die Schiffe der handelskundigen Völker; das Becken des Mit-

telmeers war die Wiege der Kultur und europäiſchen Bildung; in ihnen ſpiegelten ſich die Tempel Griechenlands und die Kunſtwerke Italiens. Die Sahara dagegen liegt noch heute, wie vor Jahrtauſenden, unheimlich und ſtarr als ein Sitz der Barbarei, als eine Stätte des Todes und der Verworfenheit. Die Ströme



Ueberreſte der Waſſerleitung des alten Karthago.

des geiſtigen Fortſchritts, welche die Völker des Mittelmeergebietes mächtig ergriffen und Wiſſenſchaft und Kunſt, Sitte und Kultur die herrlichſten Blüten treiben, die ſchönſten Früchte reifen ließen, ſie erreichten nicht die bleichen Sandflächen mit ihren ſparſamen, dürftigen Weidegründen und ihren nomadiſirenden Bewohnern. Nur bleichende Gebeine Unglücklicher, welche der Unbarmherzigkeit

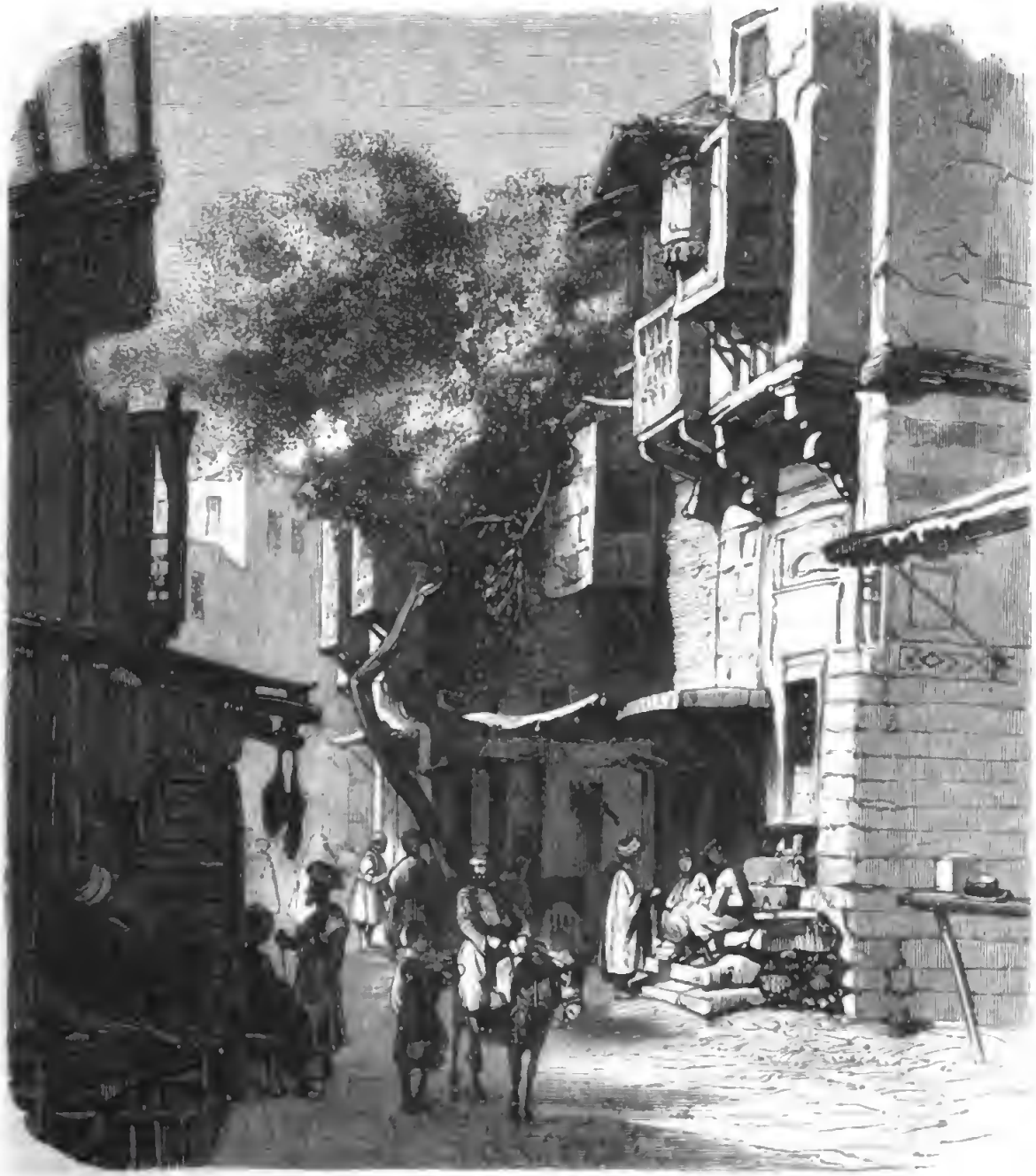
und Grauſamkeit der Menſchen oder der feindſeligen Natur zum Opfer fielen, bezeichnen die ſparſamen Pfade, welche die Wüſte durchkreuzen. Auf dem Spiegel des Meeres zeigt der Gedankenflug des Geiſtes gleich dem Adler des Zeus dem Schiffer das Vorwärtsſchreiten des Genius, der ſeinem ewigen göttlichen Ziele zueilt; über die trügeriſchen Sandflächen im Süden dagegen begleitet nur der widrige Geier den Reiſezug und mahnt mit jedem Flügelſchlag den lebensfrohen Wanderer an den Tod und an das weite Grab, in welchem die Strahlen der Sonne zu verderblichen Geſchoſſen und die Wellen des Windes zu Todtengräbern werden. Die Pfeife des mächtigen Dampfers klingt am Geſtade des Meeres wie ein Jubelruf, wie ein Freudenjauchzen darüber, daß die Götter den Menſchen gelehrt, die Elemente zu beherrſchen und ihre Schrecken zu überwältigen — in der Wüſte antwortet aber noch heute wie vor Jahrhunderten dem Schrei des Kameels nur — das nächtliche Geheul der Hyäne. Das rege Treiben am Strande, die Schaaren fleißiger Menſchen, welche mit den Erzeugniſſen des Gewerbfleißes und den Früchten des Feldes zum Marktplatz eilen, ſprechen das beruhigende Zeugniß aus, daß Sicherheit und Ordnung hier herrſchen und der eherne Mund der Geſchoſſe in den Feſtungswerken die friedlichen Bewohner nicht ſchreckt, ſondern ſchützt; in der Sahara dagegen waltet noch der alte Krieg Aller gegen Alle, und in jedem glänzenden Punkte, der am Horizont auftaucht, fürchtet der Reiſende die Speerſpitze oder den Flintenlauf eines Räubers zu ſehen.

Alle jene Gefahren ſchreckten jedoch den jungen kühnen Reiſenden nicht. Die Wüſte erſchien ihm zwar als ein läſtiges Hemmniß, das erſt nach monatelangen Anſtrengungen überwunden werden konnte, jenſeits derſelben lag aber das Gebiet ſeiner Wünſche und Träume. Er fühlte ſich berufen zu einem Werkzeug, die Völker des Innern mit dem geſegneten Europa zu verknüpfen.

Der engliſche Konſul in Tripoli, Oberſt Herman, nahm den jungen Reiſenden in der freundlichſten und herzlichſten Weiſe auf, und während des viermonatlichen Aufenthalts, zu dem Vogel hier veranlaßt wurde, ſteigerte ſich die Fürſorge dieſer liebenswürdigen Familie gegen ihn bis zu einem Grade, daß ſelbſt im elterlichen Hauſe die vielerlei Bedürfniſſe und Vorbereitungen, welche eine ſo lange und anſtrengende Wüſtenreiſe erforderte, nicht ſorgſamer hätten befriedigt und berückſichtigt werden können.

Das Innere der Stadt, welche Vogel eine ſo geraume Zeit beherbergte, iſt anſprechender, als man es ſonſt von afrikaniſchen Städten anzunehmen gewöhnt iſt. Unter allen größern Ortſchaften der Berberſtaaten an der Nordküſte hat ſich gerade Tripoli am meiſten europäiſche Civiliſation angeeignet. Die Straßen ſind zwar eng, aber eine ſtrenge Polizei ſorgt in angenehmer Weiſe für Reinlichkeit und völlige Sicherheit. Gute Karawanenherbergen und drei europäiſche Gaſthöfe ſind ſowol zur Aufnahme der aus dem Innern kommenden Eingebornen, als der eintreffenden Europäer eingerichtet. Die Stadt iſt mit einem hohen, von ſechs Baſteien beſchützten Walle umgeben. Das Schloß des Paſchas zeichnet ſich durch ſeine Größe und Nettigkeit aus und hat ein ehrwürdiges Anſehen. Der Staatsſaal in demſelben iſt höchſt geſchmackvoll gebaut und geſchmückt. Ein ſchöner Thron

ſteht der Thür gegenüber und iſt an jeder Seite mit Säulen aus ſchwarzem Marmor geziert. Die übrigen Zimmer, Nebengebäude und mancherlei kleinen Höfe



Eine Straße in Tripoli.

ſind freilich nicht in einer Weiſe vertheilt, wie es der Schönheitsſinn eines Europäers wünſcht.

Die wichtigern öffentlichen Gebäude, unter denen ſich beſonders der Sklavenbazar auszeichnet, ſowie die Wohnungen der Vornehmen ſind aus Stein aufgeführt

und werden mitunter sogar zweimal im Jahre geweißt. Die Häuser der wenig Bemittelten sind aus Erde, kleinen Steinen und Mörtel erbaut. Alle sind nur ein Stockwerk hoch, vierseitig, mit einem Hof in der Mitte und platten Dächern, die nicht nur zum Lustwandeln, sondern auch zum Auffangen des Regenwassers dienen, das von hier aus durch Röhren nach Cisternen geleitet wird. Nur bei den Gebäuden der Reichern ist noch ein zweites Stockwerk vorhanden. Die Fenster führen nach den abgeschlossenen Höfen, und die Straßen bestehen deshalb fast ausschließlich aus kahlen Mauern, in denen nur die engen Thüröffnungen sichtbar sind. Wenn man Fenster nach der Straße zu bemerkt, hat man es gewöhnlich mit dem Gebäude eines Europäers zu thun. Das Innere der Zimmer ist bei den meisten Einheimischen gewöhnlich nur mit Matten und Kissen versehen.

Zur Nachtzeit sorgen die Wächter, welche die Straßen durchziehen, für die Sicherheit, und bei Tage sind besondere Personen beauftragt, die Straßen von allem Unrath zu reinigen — eine außerordentliche Einrichtung bei einer orientalischen Stadt! Die in den öffentlichen Gebäuden lagernden Waaren der fremden Kaufleute genießen gegen eine verhältnißmäßig geringe Abgabe völlige Sicherheit. Ein Offizier des Paschas hat fortwährend am Thor des Gebäudes die Wache, zeichnet jeden ankommenden oder abgehenden Artikel auf und haftet für denselben. Von Denkmälern der Vorzeit ist ein prachtvoller Triumphbogen, zu Ehren Marc Aurel's errichtet, selbst in seinem verstümmelten und halb verschütteten Zustande mit seinen Skulpturen und Inschriften in Marmor immer noch interessant genug.

Das Geschick der Stadt und des Gebietes von Tripoli war von der frühesten Zeit her eng mit demjenigen Karthagos verknüpft. Theilhaber am Glanze desselben, litt es gleicherweise durch dessen Fall und ward längere Zeit hindurch römische Kolonie. Nachdem es beim Verfall des römischen Weltreichs lange Jahre fast verschollen war, eroberten es die eindringenden Araber im 7. Jahrhundert, vernichteten fanatisch jede Spur römischer Sitte und Kunst und führten mit dem Schwert in der Hand ihren Glauben ein. Nur kurze Zeit gelang es den Malteserrittern, unter der Regierung Karl's V. hier festen Fuß zu fassen; im Jahre 1551 wurden sie durch Sinan Pascha und Dragut Rais wieder vertrieben und seitdem blieb der Ort stets unter der Herrschaft einheimischer Fürsten. Den Seeräubereien der Tripolitaner setzte zuerst 1663 der englische Admiral Blake durch einen Vertrag eine Grenze, und als die Piraten sich wortbrüchig nicht nach jenem Uebereinkommen richteten, unternahm Sir John Narborough mit einem Geschwader einen wohlgelungenen Angriff auf die Stadt, zerstörte einige Festungswerke des Hafens und erzwang die Einhaltung der geschlossenen Verträge. Allmälig hat sich das Verhältniß des Paschas von Tripoli zu der englischen Nation und durch sie zu den Europäern überhaupt zu einem sehr freundschaftlichen gestaltet. Dem Namen nach ist zwar der Pascha von der hohen Pforte abhängig und sendet derselben auch einen regelmäßigen Tribut, im Grunde genommen ist er aber durchaus selbständig und führt wie seine Ahnherrn ein streng despotisches Regiment. Die Bewohnerschaft ist aus Berbern, Arabern und Türken gemischt. Unter diesen haben sich viele Juden angesiedelt und beschäf-

tigen sich vorzugsweise mit dem Handel, eine Anzahl davon auch mit Gewerben. Auch Schwarze aus dem Innern sind zahlreich theils als Sklaven, theils als Freigelassene oder Durchreisende im Orte.

Die leicht erregbare Leidenschaftlichkeit, welche überhaupt die Völker heißer Klimate kennzeichnet, ist auch den Tripolitanern eigen, und Zänkereien endigen nicht selten mit Messerstichen. Noch schlimmer ist es, daß bei Feindschaften häufig Vergiftungen vorkommen — ein Mittel, zu dem leider selbst die Regierung bei mißliebigen, aber mächtigen Personen ihre Zuflucht nimmt. Da man das Gift in den meisten Fällen dem Kaffee beizumischen pflegt, so ist es bei Todesfällen, die man jenem Verfahren zuschreiben zu müssen glaubt, zum Sprüchwort geworden, daß man sagt: „Er hat seinen Kaffee getrunken!" Dr. Barth traf es nicht selten, daß Araber im Ghuriangebirge, welches er bereiste, mißtrauisch den Kaffee ausschlugen, den er ihnen anbot. Die Bewohner des genannten Gebirgszugs, der sich im Süden der Regentschaft Tripoli erhebt, wurden 1713 durch den Pascha Hamet unterworfen. Derselbe energische Fürst eroberte auch das Gebiet von Fessan, während er gleichzeitig bereitwillig gewerbthätige Fremde aufnahm und Alles that, um den Wohlstand der Stadt zu fördern. Unter seiner Regierung entstanden vorzüglich zahlreiche Manufakturen wollener Zeuge, Gerbereien von marokkanischem Leder u. s. w.

Während Dr. Vogel's längerem Aufenthalte in Tripoli, der durch die erwähnten Vorbereitungen nothwendiger Weise herbeigeführt ward, traf ein Verwandter des Sultans von Bornu, Achsen (Achmed), in dieser Stadt ein. Er kam von einer Pilgerreise nach Mekka mit seinem Gefolge zurück, und da es Dr. Vogel glückte, mit ihm in ein freundschaftliches Verhältniß zu treten, so ward verabredet, daß man die Reise nach Kuka gemeinschaftlich unternehmen wollte. Ward auch dadurch Vogel's Ankunft an diesem Ziele sehr verzögert, so entging er durch den Anschluß an die bedeutende Karawane dieses Herrn doch großen Gefahren, die ihn andernfalls betroffen haben würden. Er verwendete die Zeit dazu, sich im Reiten zu üben, in die Umgebung von Tripoli Probeausflüge zu unternehmen und astronomische, meteorologische und andere wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen. Ebenso unterrichtete er seine beiden Begleiter im Gebrauch der Instrumente, damit sie später im Stande seien, ihm hülfreich beizustehen. Am 13. März schrieb er an Ritter Bunsen über seine Beschäftigungen und seinen Aufenthalt in Tripoli Nachstehendes:

„Ich bin vom englischen Konsul, Colonel Herman, mit der größten Freundlichkeit aufgenommen worden und wohne bei ihm im Konsulat, auf dessen Dache ich meine Sternwarte aufgeschlagen habe; meine beiden Leute und meine meteorologischen und magnetischen Instrumente sind in einem bequemen Landhause, etwa eine halbe Stunde von hier, untergebracht worden. Ich werde hier noch etwa vier Wochen verweilen müssen, da viele zu meiner Ausrüstung noch nöthige Gegenstände von Malta aus verschrieben worden sind. Die Zeit meines Aufenthalts hier ist jedoch keineswegs verloren, sondern wird auf die beste Art zum Studium des Arabischen und zu Uebungen im Reiten, Schießen u. s. w. verwendet. Auch lerne ich Bälge von vierfüßigen Thieren und Vögeln präpariren, um auch der

Zoologie von einigem Nutzen sein zu können. — Meine Gesundheit, sowie die meiner Leute ist vortrefflich, ebenso die Zuversicht und der Muth, mit dem wir der Zukunft entgegengehen. Gott, der uns bis jetzt beschützt, wird uns schon weiter helfen!"

In dem erwähnten Verwandten des Sultans von Bornu lernte Dr. Vogel einen sehr gebildeten Mann kennen, der fertig Arabisch sprach und der früher schon mit Clapperton gereist war. Vogel unterhielt sich gern mit ihm und erfuhr von demselben viel Interessantes über dessen Vaterland. Eine Reise nach Sansibar, über welche er ihn befragte, hielt derselbe für sehr schwierig, weil man dabei durch das Land von Ungläubigen müsse, die keine Kleider trügen, keine Sprache sprächen und mit denen man nicht verkehren könne. Als Vogel ihn über Timbuktu fragte, sagte er, das sei zu weit von Kuka, das habe Keiner von dort aus besucht. Er wußte bis Darfur hin sehr gut Bescheid; der See Fittri, sagte er, sei ausgetrocknet und Marschland, vor einigen Jahren sei einiges Wasser wieder an die Oberfläche getreten, aber jetzt wieder verschwunden. Auf dem Tsad-See könne man so weit fahren, daß man nichts als Himmel und Wasser sehe, und von keiner Stelle aus könne man vom Lande das jenseitige Ufer erblicken, die Inseln aber von der Südseite aus. Von diesen Inseln wären einige so groß, daß man drei Tage brauchte, um sie zu umgehen. Tangalia (wahrscheinlich „Angala" nach Dr. Barth's Meinung) kannte er gut; es sei drei Tagereisen zu Wasser und eine zu Lande von Kuka, und viel Verkehr zwischen beiden Städten.

Die Meinungen der Sachverständigen, welche Vogel in Tripoli über Barth's Plan, nach Timbuktu zu gehen, hörte, gingen sämmtlich dahin, daß ein solches Unternehmen höchst mißlich und bedenklich sei, so daß er selbst die ernstlichste Besorgniß für seinen Landsmann zu hegen begann. Das Klima von Kano ward als so ungesund geschildert, daß selbst die Araber den Ort im Sommer verlassen. Sokoto wie Timbuktu, sagte man, seien der Sitz des Auswurfs von ganz Marokko und der allerfanatischsten Araber.

„Unter diesen Umständen", schrieb deshalb Vogel in dem oben erwähnten Briefe an Ritter Bunsen, „kann ich nichts Besseres thun, als mich geraden Wegs nach Kuka zu begeben (da ich von dort aus wenigstens mit Kano Verbindungen anknüpfen kann) und dort Barth's Rückkunft abzuwarten. Sollte, was Gott verhüten wolle, derselbe nicht nach Kuka zurückkehren können, so habe ich, meinen Instruktionen nach, Vollmacht, so weit vorzudringen, wie es mir räthlich scheint, und die Expedition auf dem Wege, der mir der beste dünkt, nach England zurückzuführen (via Sansibar). Jedenfalls werde ich mich sechs bis neun Monate am Tsad-See aufhalten."

Am 14. März schrieb er in einem Briefe an den Professor d'Arrest unter Anderm Folgendes:

„Die beiden Soldaten vom Generalstab, die man mir mitgegeben, habe ich aufs beste im Gebrauch von Instrumenten aller Art eingeübt, so daß sie nicht nur das meteorologische Departement verwalten, sondern auch recht brauchbare Sonnen-Azimuthe, sowie Sonnen- und Sternenhöhen nehmen können. Meine astro-

nomischen Instrumente bestehen in zwei Chronometern von Molineux, die sehr vorzüglich gehen (keiner macht mehr als — 6″ täglich), einem Pistorischen Spiegel, einem Katen'schen Kreis, einem siebenzölligen Dolland'schen Spiegelsextanten auf Silber, von 10 zu 10 Sekunden getheilt, einem Fernrohr von zwei Zoll Oeffnung mit Stativ und künstlichem Horizonte u. s. w. Der magnetische Apparat ist vollständig — Azimuth-Kompaß, Inclinatorium und der Weber'sche Apparat zur Bestimmung der horizontalen Kraft. Ferner besitze ich außer Thermometern und Hygrometern drei vorzügliche Reisebarometer, und bin ich der Erste, der es versucht, solche durch die große Wüste zu tragen. Barth und Overweg hatten 36 Thermometer mitgenommen, aber nur ein einziges Barometer, welches natürlich schon hier als unbrauchbar zurückgelassen werden mußte. Ich hatte auch ein solches bei mir — Sir John Herschel rieth mir dasselbe so dringend an, daß ich nicht anders konnte, als solches kaufen, — und prüfte es auf einer Reise, die ich zu Pferde nach Lebida (Leptis major) und Insalata machte, wobei ich denn fand, daß bei größter Vorsicht und ganz langsamem Ritte das Instrument in einer Viertelstunde bisweilen um ganze Zolle fiel oder stieg. Es ist ja aber auch ganz dasselbe, als wenn man eine Pendeluhr in der Tasche tragen und dabei von ihr verlangen wollte, daß sie richtige Zeit zeigen solle. Ich bin fast vollkommen wohl und habe nicht im mindesten von der Hitze (41° C. im Schatten) gelitten."

Der Ort Lebida, nach welchem Vogel die eben erwähnte Versuchsreise machte, liegt gegen 15 Meilen von Tripoli nach Ostsüdost an der Küste. Der Weg dahin führt über die sogenannten fünf Ströme, d. h. Thäler, die sich vom Mesellata-Gebirge nach dem Meere hinziehen, den größten Theil des Jahres völlig trocken sind und nur während des regenreichen Winters etwas Wasser führen, das freilich nicht immer das Meer erreicht. Weite Strecken zwischen Tripoli und Lebida tragen gänzlich den Charakter der Wüste, und nur in der Nähe des letztern Ortes wird der Boden wieder fruchtbar. Der Ort war zur Zeit der Phönizierherrschaft als eine Pflanzstadt des handeltreibenden Volkes angelegt und blühte selbst noch lange unter den Römern als eine schöne Stadt. Gegenwärtig bedecken die Trümmer des zerstörten Ortes einen Flächenraum von fast einer Geviertstunde, ja an der Küste hin dehnen sie sich bis auf anderthalb Stunden aus, ein höchst anlockendes Feld für den Geschichtsforscher. Noch finden sich ungeheure Pfeiler, Mauern, Thore, mitunter aus dem schönsten Granit gearbeitet, zerbrochene Bildsäulen, Marmortafeln mit punischen, griechischen und lateinischen Inschriften, ebenso Ueberbleibsel einer großen Wasserleitung. In der Nähe der jetzigen Stadt Lebida sind Spuren von Tempeln und römischen Bädern vorhanden und etwa eine halbe Stunde davon die Reste eines Amphitheaters von bedeutendem Umfange. Dicht am Meere sind die Trümmer von alten Festungswerken sichtbar und zwischen dem Geröll und den Bruchstücken findet man nicht selten geschnittene Steine und Münzen.

Den schärfsten Gegensatz zu dem glanzvollen Bilde, welches bei dem Anblick dieser großartigen und von hoher Kultur und üppiger Pracht sprechenden Trümmer in der Seele des Geschichtskundigen aufsteigt, bildet die gegenwärtige Bewohner-

schaft der Gegend, die meistens in ärmlichen Lehmhütten wohnt und in ihrer geistigen Befangenheit nicht selten die gefundene schöngeschnittene Gemme aus abergläubischer Furcht vernichtet.

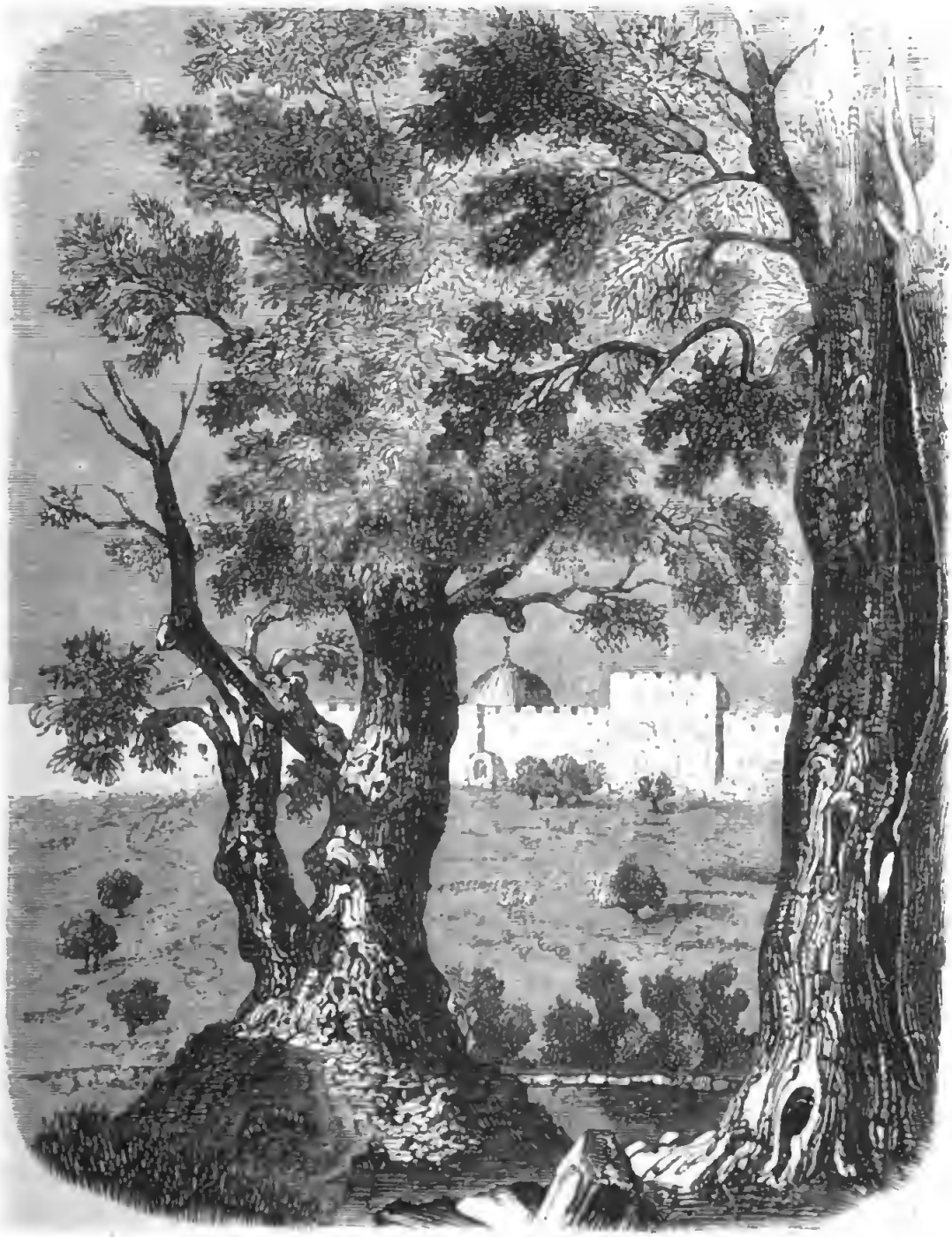
Mitten durch das Ruinenfeld fließt ein vom Gebirge kommendes Gewässer, der Cinyphus der Alten, das Wadi Kaam der jetzigen Bewohner, das in der Nähe des Meeres Lagunen und Sümpfe bildet. Die Karthager hatten über dieselben ausgedehnte Brücken gebaut, deren Pfeilerreste noch bemerkt werden. Während die Alten großartige Deichbauten, Wasserfänge und Dämme an jenem Flüßchen aufführten, dadurch sein zeitweiliges wildes Ungestüm bändigten, Versumpfungen und Zerstörungen verhüteten, es auf ausgedehnte Kunstfelder leiteten und üppige Pflanzungen bis an seine Ufer anlegten, haben die jetzigen Bewohner jene Kunstwerke zerstört oder wenigstens zerfallen lassen und ziehen sich, die Anschwellungen des Gebirgsbaches fürchtend, von seinen Ufern ängstlich zurück. Die entstehenden Versumpfungen erzeugen Fieber, diese entvölkern die Ortschaften und mit der geringer werdenden Anzahl der Einwohner nimmt auch die Ausdehnung der Fruchtwälder ab, welche die Dörfer umschatten. Als ein Ueberrest jener Fruchtdämme und zugleich als ein sprechendes Zeugniß von der Großartigkeit dieser Wasserwerke befindet sich jetzt noch etwa eine halbe Stunde von Lebida stromaufwärts eine Mauer von 975 Schritt Länge und 12 — 14 Fuß Dicke.

Nahe bei der kleinen Bucht „Wirsta Legata", unweit Lebida, haben neuerdings die Türken ein kleines schwaches Fort aufgeführt, das etwa hundert Schritt ins Geviert hat. Da es aber weiß angestrichen ist, macht es mit seinen Zinnen und kleinen Bastionen einen recht freundlichen Eindruck.

Trotzdem daß ein Vergleich der jetzigen Bewohner der Landschaft Mesellata mit den alten punischen und römischen Kolonisten sehr zum Nachtheil der erstern ausfallen muß, sind sie doch im Vergleich mit denjenigen in den übrigen Theilen der Regentschaft Tripoli als die fleißigsten und sorgsamsten Arbeiter berühmt. In der That gewähren die zahlreichen Fruchtgärten, von hohen Hecken aus stachligen Opuntien eingehegt, die Dattel- und Oelpflanzungen dem Wanderer eine angenehme Ueberraschung, wenn er aus den auf weite Flächen hin baumlosen übrigen Provinzen des Paschaliks hier ankommt. Noch ist ein Hain alter Olivenbäume vorhanden, welcher den Namen „Olivengarten der Pharaonen" (s. die Abbild. S. 61) führt, da das Volk seine erste Anlage jenen alten Herrschern Aegyptens zuschreibt. Das auf Kalkfelsen gelegene Schloß Mesellata, bis in dessen Nähe Vogel seinen Ausflug ausdehnte, ist ganz aus Quadern alter Ruinen erbaut. Das dabei gelegene Dorf Kustabat besteht aus 3 — 400 Steinhütten. Die genannte Feste ist wahrscheinlich ein Werk der Spanier. Sie ist in Form eines Dreiecks aufgeführt und mit mehreren Bastionen versehen. In den Dörfern dieses ganzen Gebietes besteht die Einwohnerschaft zur Hälfte aus Arabern und zur Hälfte aus Juden, welch letztere von den erstern vielfache Bedrückungen dulden müssen.

Am 15. April schrieb Vogel an seinen Freund Dr. Petermann:

„Ich bin, wie Sie aus der Ueberschrift (Tripoli) sehen, immer noch hier und erwarte sehnlichst die Ankunft eines Schiffes, welches mir verschiedene, zu



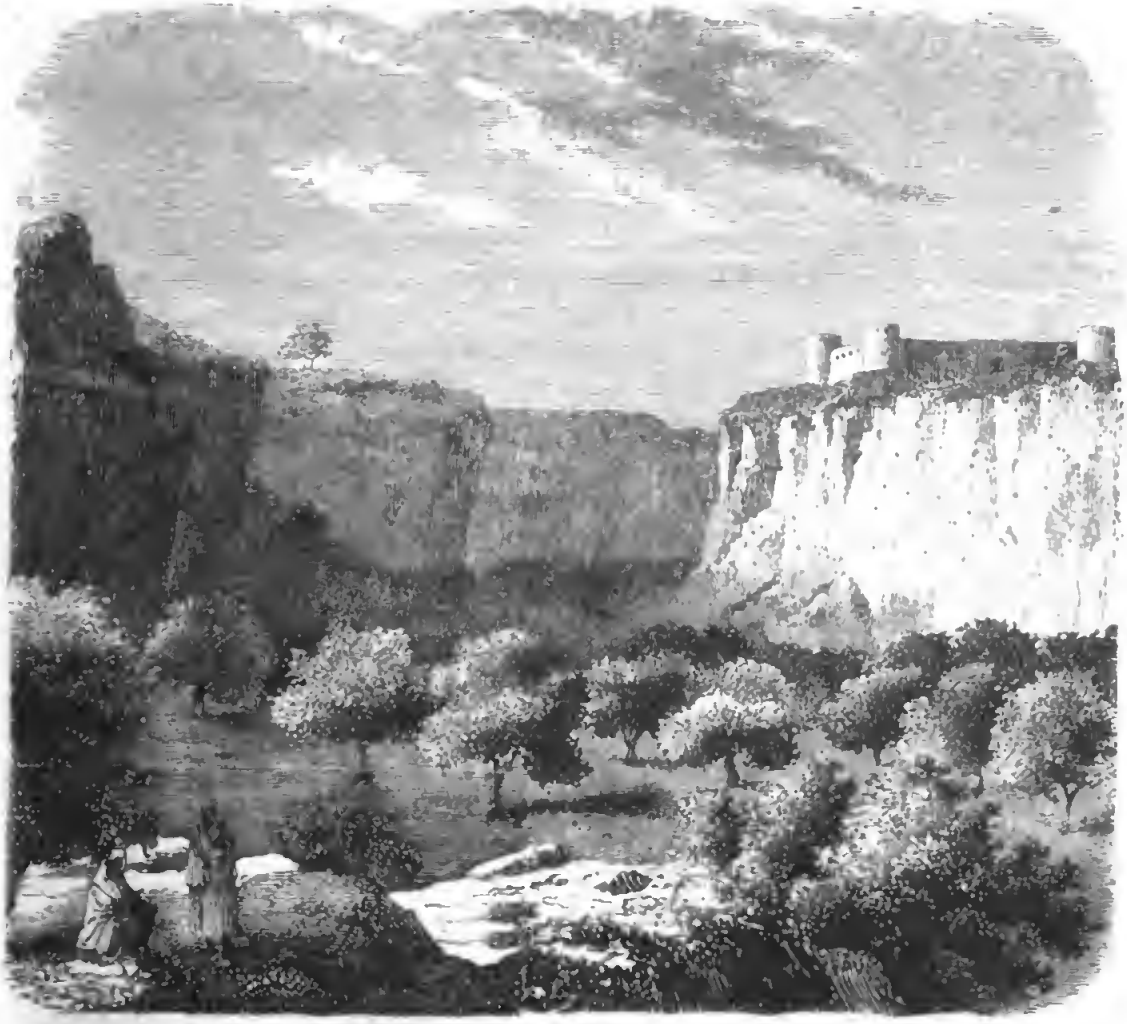
Oelbäume.

meiner Reiſe wichtige Dinge, wie Zelte, Zinngeſchirr, Sattel und Zeug für die Pferde, Thee, Schießpulver u. ſ. w., bringen ſoll, die wir ſchon vor vier Wochen in Malta beſtellt, da man alle dieſe Artikel hier entweder gar nicht oder nur zu doppelten Preiſen und in allerſchlechteſter Qualität finden kann!" — und am 14. Juni fügt er in einem andern Briefe an denſelben Freund hinzu:

„In wenig Tagen werde ich meine Reise nach Mursuk endlich antreten können. Mein langer Aufenthalt hier war ganz unvermeidlich. Sie haben keinen Begriff davon, was Alles dazu gehört, um eine Expedition für eine dreijährige Ueberlandreise auszurüsten, und wie dieses Geschäft erschwert wird durch die Unzuverlässigkeit der Araber und durch die Schwierigkeit, die es macht, auch die geringste Kleinigkeit hier aufzutreiben. Fast Alles mußte von Malta verschrieben werden. Jetzt ist aber Alles so weit fertig, daß die Karawane bereits in Ain Sara bivouakirt und in drei Tagen abmarschiren wird. Sie besteht aus 30 Kameelen; 15 davon habe ich gekauft, 15 gemiethet. Ich reise zu Pferde, mein erster arabischer Diener auf einem Dromedar. Unter meinem Kommando habe ich außer den beiden Sappeurs zwei schwarze Bediente, einen Koch, zwölf Kameeltreiber und zwei Burschen für „all work". Ich habe Vorräthe aller Art genug, um drei bis vier Jahre aushalten zu können, und in so langer Zeit, hoffe ich doch, wird es möglich sein, bis an den Indischen Ocean zu kommen. Die Geschenke, die mir von England aus geschickt worden, sind prächtig und werden mir eine treffliche Aufnahme am Hofe von Bornu sichern."

Der Sultan von Bornu hatte nämlich der Königin von England als Zeichen seiner Hochachtung einen Elephantenzahn und einen Giraffenschwanz geschickt, und der Colonel Herman hatte den Earl of Clarendon gebeten, demselben als Erwiederung einige Gegenstände zu senden, welche ihm besondere Freude machen würden. Er hatte dazu vorgeschlagen: einen Helm, Küraß und Schwert, wie solche die englische Reiterei trägt, sowie eine goldene Repetiruhr. Zugleich wollte man dadurch ihm auch ein Zeichen des Dankes dafür geben, daß er Barth und Overweg so viel Freundlichkeit erwiesen.

Der erwähnte Gesandte schien Dr. Vogel der „allerdümmste Teufel" zu sein, den der Sultan in seinem ganzen Königreiche hatte auftreiben können. Es war ein schwarzer Sklave, der dem Reisenden auch nicht über das Allergeringste Auskunft geben konnte. Der Diener desselben war ein Sklave, geraubt aus den Ländern südlich vom Tsad. Da Vogel sein Augenmerk vorzugsweise auf jene Gebiete gerichtet hatte, schrieb er: „Ich werde sehen, daß ich ihn in meine Dienste nehmen kann; er könnte mir von großem Nutzen als Dolmetscher u. s. w. sein. Wenn seine Landsleute alle so sind wie er, so habe ich von den „Wilden" nichts zu fürchten; er ist ungemein gutmüthig und mir sehr ergeben, — eine Schnur blauer Perlen hat das Band unserer Freundschaft vorzüglich geknüpft."



Kasr Ghurian und Wadi Rummana.

II.

Von Tripoli nach Mursuk.

Abreise von Tripoli. — Ain Sara. — Taghonaberge. — Ghuriangebirge. — Skythensteine. — Kasr Ghurian. — Beniolid. — Soffedschin. — Klosterruine. — Eufad. — Semsem. — Boudschem. — Tolagga. — Hammada. — Römische Ruinen. — Sokna. — Schwarze Berge. — Berber und Araber. — Tynilkum. — Sebha. Rhodoa. — Wadi Schergi. — Mursuk.

Endlich waren alle Vorbereitungen zur Reise beendigt und der 14. Juni 1853 zum Aufbruch der Karawane festgesetzt. Am Tage vorher machte Vogel einen kleinen Ausflug und hatte das Unglück, mit dem Pferde zu stürzen. Er verletzte sich dabei den linken Fuß in so erheblicher Weise, daß er gehindert wurde, am folgenden Tage mit seinen Gefährten aufzubrechen. Der Reisezug setzte sich ohne ihn in Bewegung, nachdem die Verabredung getroffen war, daß er nach erfolgter Herstel-

lung ſo ſchnell als möglich folgen und mit den Vorausgegangenen in Beniolid wieder zuſammentreffen wollte.

Auch einer von den Sappeuren, Swenney, mußte zurückbleiben. Er war durch das Klima ſo bedenklich erkrankt, daß nicht daran zu denken war, ihn zu einer weitern Reiſe zu veranlaſſen. Der Arzt verſicherte, er würde nicht Murſuk lebend erreichen. Er kehrte nach England zurück, und um ſeine Stelle zu erſetzen, wendete ſich Oberſt Herman, der Konſul von Tripoli, an den Gouverneur von Malta, Sir William Reid, und erſuchte denſelben um einen andern zuverläſſigen Mann, welcher ſich in Murſuk den Reiſenden anſchließen ſollte. In dieſem Orte war vorausſichtlich ein längerer Aufenthalt nöthig.

Vierzehn Tage war Vogel durch die Folgen jenes Sturzes an das Lager gefeſſelt, ohne ſich dadurch den friſchen Muth lähmen zu laſſen. Am 28. Juni war er ſo weit hergeſtellt, daß er wieder das Pferd beſteigen konnte. Der Vicekonſul Reade begleitete ihn bis Beniolid. Er nahm Abſchied von dem Orte, in welchem er eine ſo rührende Theilnahme, eine ſo herzliche Liebe gefunden hatte, ungewiß, ob er die ihm theuer gewordenen Freunde je wieder begrüßen werde.

Zugleich nahm er aber auch Abſchied von den Annehmlichkeiten des ſtädtiſchen Lebens, von den Schönheiten, welche die Umgebungen der Stadt Tripoli, trotz ihrer Mängel, dem Nordländer bieten, von jenen Vorzügen, welche die Länder des Mittelmeergebietes überhaupt beſitzen.

Wie in dem geprieſenen Italien reifen auch in den Gärten von Tripoli Orangen und Citronen ihre geſchätzten, erfriſchenden Früchte. Neben den röthlichſchimmernden Granatgebüſchen duftet die Myrte; der Johannisbrodbaum und die Maulbeere breiten ihr dichtes Laubdach zu kühlem Schatten aus. Pfirſichen und Aprikoſen reifen in Geſellſchaft mit Feigen und Piſtazien, und ſelbſt der Wein gedeiht noch vortrefflich, obſchon er zu ſtarke Hitze nicht liebt. Vier Meilen ſüdweſtlich von Lebida, in Inſalata, wird viel Wein gebaut, der mit dem Marſala-Wein wetteifert. Er beſitzt ebenſowol große Stärke als auch ein angenehmes Aroma und würde ein noch höher geſchätztes Produkt geben, wenn die Bearbeiter größere Sorgfalt auf ſeine Zubereitung verwenden wollten. Als bezeichnendes Gewächs in der Umgebung von Tripoli war Dr. Vogel der Ricinus mit ſeinen großen, ſchöngeformten Blättern aufgefallen. Er

Zweig der Ricinusſtaude (Ricinus communis); oben Samenblüten, unten Staubblüten tragend.

ſchreibt darüber: es fände ſich dieſe Staude in ſolcher Menge vor, daß das aus ihren Samen erzeugte arzneiliche Oel recht gut zu einem Ausfuhrartikel werden könnte, wenn ſich nur Jemand bemühen wollte, ſie zu ſammeln. Als alte Bekannte, als freundlichen Gruß aus der Heimat hatte der aufmerkſame Botaniker bei Tripoli den ſalzliebenden Pungen (Samolus Valerandi) und das zierliche, ſchön blau blühende Gauchheil (Anagallis caerulea) begrüßt, dagegen fand er die mitteleuropäiſchen Obſtbäume kümmerlich, mit der für ſie übermäßigen Hitze ringend und unter dem erdrückenden Klima Afrikas hinſiechend. Aepfel- und Birnbäume giebt es zwar in den Obſtgärten von Tripoli zahlreich, aber ihre Früchte haben keine Aehnlichkeit mit den ſchönen Erzeugniſſen Deutſchlands. Sie ſind hart und wäſſerig und kaum genießbar. Schon nach zwei bis drei Jahren arten friſch eingeführte gute Birnenſorten vollſtändig aus. Kirſchbäume giebt es in ganz Tripoli nur drei, und einer davon war in dem Garten, den Vogel's Leute bewohnten. Er erntete von demſelben ſechs Kirſchen. Die in Italien ſo häufigen edlen Kaſtanien fehlen um Tripoli gänzlich, dagegen gedeihen die Kartoffeln ſehr gut. Ihre Knollen werden ſehr groß und beſitzen einen angenehmen Geſchmack.

Die ſogenannten Südfrüchte: Orangen und Citronen, ſowie der Johannisbrodbaum, gehen nicht über den Küſtenſaum hinaus. Sobald der Reiſende die mit ſtachligen Opuntienhecken umgebenen Gärten der Stadt und ihre Olivenpflanzungen verlaſſen hat, empfindet er bereits den Eindruck der Wüſte. Südlich von dem Dattelpalmenwäldchen, das die Weſtſeite des Teiches von Ain Sara umgiebt, breitet ſich eine Sandebene von einer Meile Durchmeſſer aus, deren aus loſem Flugſand gebildete Hügel jegliches erfreuende Grün, jeglichen Pflanzenſchmuck entbehren. Nur hier und da verſucht der Menſch ſelbſt dem dürren Wüſtenrande noch ein Erzeugniß abzugewinnen: die Waſſermelone, allerdings eine höchſt liebliche Gabe, die wohl im Stande iſt, zeitweiſe das ſeltene, oft unangenehm ſchmeckende Waſſer zu erſetzen. Sie bedarf keiner künſtlichen Bewäſſerung, der ſtarke Tau, der hier fällt, befriedigt das genügſame Gewächs, dieſes Kameel unter den Pflanzen. Man ſäet die Kerne in die Sandhügel und ſchützt die jungen Pflänzchen etwas durch darüber gelegtes Reisholz vor dem zu ſtarken Sonnenſtrahl, bis ſie erſtarkt ſind; dann ranken ſie ungeſtört weiter und reifen Früchte bis zu 150 Pfund Schwere. Auch eigentliche Melonen gedeihen hie und da in ihrer Geſellſchaft.

Jenſeits der Sandhügel, welche eine anſehnliche Höhe erreichen und ſich nach Oſten zur Wüſte von el Mita mta Terunggurt fortſetzen, dehnt ſich eine ſechs Stunden weite Ebene aus, die ſich wellenförmig allmälig hebt und ſenkt und fruchtbaren Boden enthält. Im Frühjahr gewährt ſie einen angenehmen Anblick, denn das freundliche Grün von Gerſtenfeldern, unterbrochen von eingeſprenkelten bunten Blumen, zeugt von dem belebenden Einfluß der winterlichen Regen. Mitte Sommer aber, als ſie Dr. Vogel durchreiſte, bot ſie dem Auge nichts, was bei dem blendenden Glanz der glühenden Sonne eine Erholung gewährte.

Im Wadi Melgha, einer Thalſchlucht, welche nach Norden zu abfällt,

ritten die Reisenden allmälig auf die Terrassen der Gebirge von Taghona empor. Kahl und unerquicklich fanden sie aber auch diese Höhen, die Kalk- und Sandfelsen mit zahlreichen großen Steinblöcken besäet, ohne Wälder, welche ihnen Kühlung bieten konnten, ohne frohe Bewohner, welche anderwärts die Gebirgsgegenden so heiter erscheinen lassen.

Die Taghonaberge, die sich durchschnittlich bis 1000 Fuß Höhe erheben, bilden ein Glied jener ausgedehnten Gebirgskette, welche bei Lebida, etwa dreißig Meilen östlich von Tripoli beginnt, anfänglich in der Richtung von Ost nach West zieht, sich unweit des Wadi Melgha nach Süden wendet, dann aber wieder in einer Entfernung von einigen zwanzig Meilen die frühere Richtung nach Westen annimmt. Der östlichste Theil ist am wenigsten hoch und erhebt sich selten über 800—1000 Fuß. Er durchzieht das gesegnete Gebiet von Mesellata, weit berühmt durch seine üppigen Kornfelder und Baumpflanzungen, die unser Reisender bei seinem Ausfluge nach Lebida kennen gelernt hatte. Hier grünen ausgedehnte Olivenhaine an den Abhängen der Hügel, hier erheben sich zahlreiche Datteln über den steinernen Häusern der fleißigen Bewohner und über die von Kaktus umpflanzten Gärten, in denen die hochgeschätzten Zwiebeln üppig gedeihen. Leider drückt das Joch der gegenwärtigen Beherrscher eisern und hemmend auf dem rührigen Volke und hindert es, den Anbau zu jener Höhe zu bringen, deren er sich in frühern Zeiten erfreute. Die Behörden verlangen die Abgaben nicht nach dem Ertrage der Grundstücke und der Fruchtbäume, sondern nach der Zahl der letztern, und es muß noch Wunder nehmen, daß trotzdem zwischen den alten Stämmen so zahlreiche junge Sprossen gehegt werden. Die meilenlangen Thaleinschnitte, die Wadis, welche in den Abhängen des Gebirges sich herabziehen, haben zum großen Theil ihren Charakter und ihre Bedeutung für die Kultur verändert. Ehedem führten die freien Berberstämme jener Gebiete zahlreiche und ausgedehnte Bauten in den Wadis aus, um das zur Regenzeit sich schnell sammelnde Wasser zu dämmen, durch feste Deiche aufzustauen und in Kanälen seitwärts zur Bewässerung hochgelegener Pflanzungen zu leiten; jetzt sind jene Steinbauten in Trümmer zerfallen und die schnell anschwellenden Wildwasser stürzen verheerend in Katarakten durch das Thal; sie zerstören, anstatt zu beleben! Weite Strecken zeigen den kahlen, weißen Kalkfelsen entblößt von jeglicher fruchtbaren Erde.

Die Gebirge von Taghona, ungefähr zehn Meilen Ausdehnung in die Länge besitzend, sind durch den fast gänzlichen Mangel an Baumwuchs bekannt. Nur eine seltene Ausnahme ist es, wenn sich hie und da an einem Quell innerhalb eines geschätzten Wadis eine kleine Gruppe Datteln oder Oelbäume vorfindet. An der Ostseite des Berges Buel Asgar, welche die Karawanenstraße nach Beniolid streift, wechselt guter Weidegrund mit Anhäufungen von rothem Sand.

Im Frühjahr grünen die Bergtriften und bieten den Herden der wandernden Araberstämme reichliche Nahrung; Hahnenfuß-Arten (Ranunculus), hier „Schubbotan" genannt, lebhaft gefärbte Tulpen und andere Liliengewächse, gemischt mit eßbaren Zwiebeln, der Lieblingsspeise der Araber, und verschiedenen

sonstigen Kräutern, schmücken die Hochflächen, deren trocknere Strecken weithin mit Halfagras (Cynosurus durus) bedeckt sind.

Als Dr. Vogel die Berge passirte, waren die meisten jener zartern Gewächse verdorrt; nur die verwelkenden Blätter der Tulpen waren noch zu bemerken und deuteten die verschwundene Schönheit an. Ein einziges kümmerliches Exemplar der Tulpe war die ganze Ausbeute, die der eifrig suchende Sammler machte. Der erwähnte rothe Sand ist vorzugsweise zu der oben beschriebenen Zucht von Melonen und Wassermelonen geeignet. Auf die Windrichtung und das Klima des nördlichen Küstenlandes von Afrika sind die Gebirge von Taghona nicht ohne Bedeutung. Dr. Vogel beobachtete, daß die von dem Innern des Landes kommenden Winde hier einen eigenthümlichen Verlauf nehmen. „Der Landwind", sagt er, „hier Gibli, d. h. Bergwind, genannt, fängt Morgens gegen Sonnenaufgang in Westen an mit getrübtem Himmel, die Sonne roth färbend. Während des Vormittags geht er nach Süd herum und weht aus dieser Himmelsgegend von etwa 11 Uhr Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags mit erstickender Hitze, dichte Staubwolken, die es unmöglich machen, einen Gegenstand auf hundert Schritt zu erkennen, vor sich hertreibend; Nachmittags schlägt er nach Ost um, und schwächer und schwächer werdend weht er um Mitternacht ganz gelinde aus Norden." Unter dem heißen Athem dieses Windes verschrumpfen und zerfallen die letzten Spuren des vegetabilischen Grüns, die sich noch vom feuchten Winter her erhalten haben.

Häufiger als die Reste einer abgestorbenen Pflanzenwelt und vor allem mehr in die Augen fallend als diese, finden sich in jenen Gebieten Ruinen von Bauwerken, Spuren menschlicher Thätigkeit.

Leider giebt die Geschichte sehr wenig Aufschlüsse über das Völkerleben jener Gebiete. Wie der Wind die Spur der vorübereilenden Karawane in kurzer Frist mit losem Flugsand verweht, so folgten sich hier Völkerschaften und Nationen mit vielfach entwickelten Lebensformen, ohne daß schriftliche Urkunden die Schicksale ihrer Helden, ihre Freuden und Leiden den nachfolgenden Geschlechtern aufbewahrt hätten. Rathlos steht in den meisten Fällen der Wanderer vor den Trümmern zerstörter Städte und Burgen, vor den zerfallenen oder noch erhaltenen Grabmalen und gottesdienstlichen Bauten, aus denen sein Fußtritt nur den krächzenden Geier oder den hungrigen Schakal aufscheucht!

Jene Denkmale sind verschiedenen Ursprungs, verschieden in Bezug auf die Zeit, aus der sie stammen, sowie in Bezug auf die Völker, von deren Dasein sie Zeugniß geben. Etwa drei Meilen südsüdwestlich von dem Punkte, in welchem die Karawanenstraße die Taghonaberge am Bu el Asgar überschreitet, erhebt sich der Dschebel Mssid und bezeichnet die Grenze des Gebiets von Taghona und der Landschaft Ghurian. Jener Basaltberg, Dschebel Mssid, zeigt die regelmäßigste Kegelform, die man sich denken kann; am östlichen Ende der Hochebene, welche ihn umgiebt, ragen zahlreiche kleinere Basaltkuppen empor und heben sich mit ihrer tiefschwarzen Färbung und ihrer Zuckerhutform malerisch von den dazwischen befindlichen blendendweißen Kalkfelsen ab, deren weicheres Gestein durch den Einfluß der Witterung vielfach zerklüftet ist. Die ganze Gegend zeigt die deutlichsten

Spuren ausgedehnter ehemaliger vulkaniſcher Thätigkeit. Gegenwärtig bietet die Bergfläche mit ihren Halfabüſcheln dem Vieh nur eine dürftige Weide, ehedem war jenes Gebiet aber muthmaßlich der Sitz einer reichen Bevölkerung. Ausgedehnte Ruinen einer römiſchen Stadt ſind über die Hochebene zerſtreut und geben Zeugniß, daß jenes thatkräftige Volk es wohl der Mühe werth finden mußte, hier eine feſte größere Niederlaſſung zu gründen. Zahlreiche Bergſpitzen ſind mit zerfallenen Kaſtellen und Burgen gekrönt und erinnern durch ihre Bauart an jene Perioden, in denen die eingedrungenen Araber hier ihre Blütezeit feierten. Im 13. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung bauten hier arabiſche Raubfürſten die zerfallenen römiſchen Befeſtigungswerke und großartigen Grabdenkmale zu Burgen aus, in denen ſie hauſten und jene Ritterlichkeit entwickelten, deren Weſen und Begriff ſich von ihnen aus nach Europa verpflanzte.

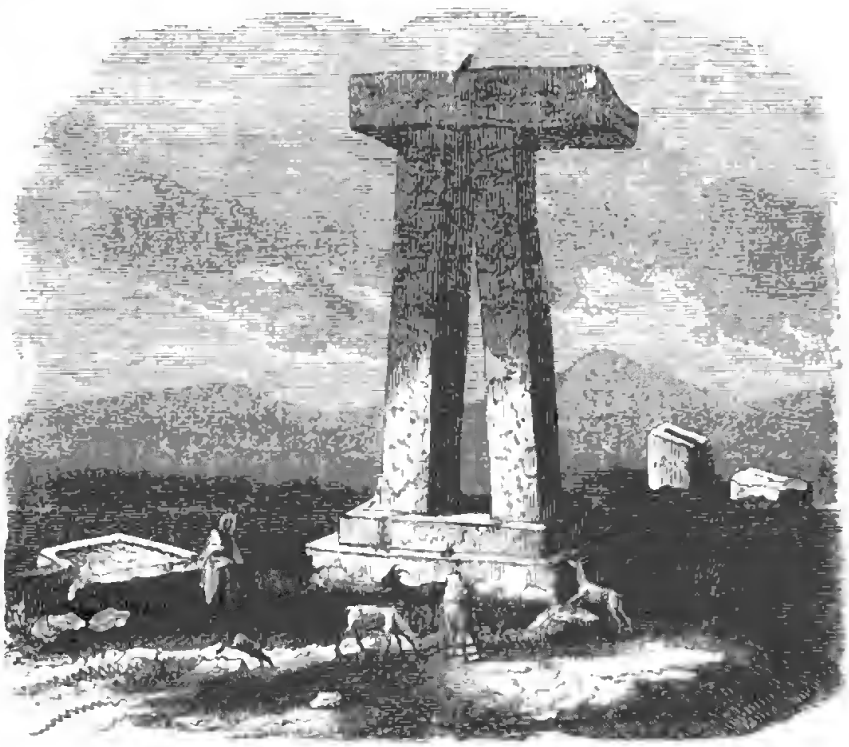
Am fremdartigſten ſchauen den Reiſenden aber gewiſſe Steinbauten an, die höchſt wahrſcheinlich aus der Zeit lange vor der Römerherrſchaft ſtammen und die einzigen Zeugniſſe ſind, welche über die Gottesverehrung der Berbern, dieſer früheſten Bewohner des Gebietes, berichten. Schon aus weiter Entfernung fallen dem Reiſenden zwei hohe, viereckige, aufrechtſtehende Pfeiler in die Augen, welche auf einem Unterbau aus mächtigen Steinſtücken ſtehen, die zwei Stufen bilden. Auf ihren Scheiteln ruht wagerecht ein ähnliches viereckiges mächtiges Steinſtück. Der Zwiſchenraum, den die aufrechten Pfeiler zwiſchen ſich laſſen, iſt ſo eng, daß kaum ein ſchlanker Mann hindurchſchlüpfen kann. Die Säulen haben gegen zehn Fuß Höhe und zeigen an ihrer innern Seite viereckige eingearbeitete Löcher, welche bei beiden Pfeilern ſich entſprechend gegenüberſtehen und bei dem öſtlichen Pfeiler gänzlich durchgehen. Das niedrigſte dieſer Löcher iſt etwas über drei Fuß vom Boden entfernt, das folgende ungefähr einen Fuß höher und das dritte ebenſo weit über dem zweiten. Der obere querliegende Stein iſt ſechs Fuß lang und von derſelben Stärke wie die Pfeiler. Alle drei Steinblöcke beſtehen aus Sandſtein. Auffallend iſt die Aehnlichkeit, welche dieſe Steinpfeiler mit den weitberühmten celtiſchen Ruinen bei Stoneheuge und Averbury haben, über deren religiöſen Zweck nicht der mindeſte Zweifel mehr obwaltet. Nahe bei ihnen befindet ſich eine Anzahl großer, flacher, viereckiger Steine aus weißem Kalkſtein, deren Bearbeitung und eigenthümliche Einrichtung auf eine ganz beſondere Verwendung derſelben ſchließen läßt. Einer derſelben ähnelt einem Thronſtuhle mit erhöhter Lehne, zeigt aber auf ſeiner Oberfläche eine vertiefte Rinne, welche ein Viereck bildet. Von dieſer Rinne aus geht eine andere, welche den vorſpringenden Theil entlang läuft. Aehnliche Steine liegen, theils gut erhalten, theils als Bruchſtücke, mehrere umher und führen durch ihre Form zu der Vermuthung, daß ſie vielleicht als Opferſteine gedient haben mögen.

„Dieſe Ruinen", ſagt Dr. Barth, der ſie näher beſchrieb, „ſind in jeder Hinſicht bemerkenswerth. Auf Jeden, der ſie ohne Vorurtheil betrachtet, müſſen ſie den Eindruck machen, daß ſie zu einer Kultusſtätte gehörten. Denn kein gewöhnlicher Zweck aus dem Alltagsleben des Menſchen läßt ſich denken, für den ſie hätten beſtimmt ſein können. Allerdings ſind andere Ruinen in geringer Entfer-

nung, aber augenscheinlich in keinem genauen Zusammenhange mit den eben beschriebenen, und wir müssen diese Ruinen als ein Gebäude für sich bildend ansehen. Gewiß mögen manche Steine in späterer Zeit fortgeschleppt worden sein, obgleich ich während der Zeit, die ich auf der so merkwürdigen Stätte zubrachte, nicht im Stande war, die Spuren irgend einer Art regelmäßiger Umschließung zu finden. Ich glaube daher, daß der Platz ursprünglich mit einer leichten Holzumzäunung umgeben war."

Während bei den erwähnten celtischen Ruinen die Steinpaare mit ihren Trägern einen weiten Kreis um einen geheiligten Platz bilden, scheinen die Säulen von Taghona von Anfang an vereinzelt gestanden zu haben.

„Es ist wohlbekannt", fährt der alterthumskundige Dr. Barth in seiner Schilderung dieses merkwürdigen Denkmals fort, „daß die ältesten Götzenbilder nur Pfeiler oder Steine waren, nicht allein von runder Gestalt, als Symbole der schaffenden Macht, sondern auch viereckig. Auch ist wohlbekannt aus dem Beispiele der Säulen in On oder Heliopolis, ferner der beiden berühmten Säulen Yakin und Boas vor dem Eingange des Salomonischen Tempels, ingleichen der beiden Säulen des phönizischen Melkarth in Gades, daß die herrschende Macht der Gottheit oft durch ein Paar solcher Säulen dargestellt ward. Es leuchtet außerdem ein, daß ein Paar massiver Pfeiler oder Säulen, mit einem gleich massenhaften Querpfeiler überlegt, wohl geeignet ist, auf symbolische Weise die Festigkeit und ewige Unwandelbarkeit der Weltordnung darzustellen. Selbst dem Namen der Hauptgottheit der heidnischen Berber, „Anum", möchte, wie Movers vermuthet, wol wirklich die ursprüngliche Bedeutung „Träger" und „Erhalter" zukommen. Ich will darum aber nicht sagen, daß in diesem Säulenjoch die göttliche Idee wirklich dargestellt sei. Im Gegentheil hatte ich in dem Augenblick, da ich diese Ruinen untersuchte, den Eindruck, daß der Bau eine rohe Art von Sonnenuhr sei, die den



Skythensteine auf dem Ghuriangebirge.

vertikalen mit dem horizontalen Grundſatz vereinigte. Daß er nicht beſtimmt war, zu einem gewöhnlichen Durchgange zu dienen, ſelbſt wenn er mit einem größern Bau verbunden wäre, iſt deutlich durch die Enge des Zwiſchenraums. Nicht abgeſchmackt ſcheint es, in Uebereinſtimmung mit ähnlichen Andeutungen der Erklärer der celtiſchen Denkmäler anzunehmen, daß dieſer enge Durchgang zugleich als eine Art reinigender Vorbereitung für die Opfernden gedient haben haben mag, um die letztern zu ihrer heiligen Handlung vorzubereiten; denn die wirklich beklemmende Natur dieſes Durchgangs mußte durch den ehrfurchtsvollen Charakter, der ihm beigelegt wurde, erhöht werden. Selbſt in Stätten chriſtlicher und muhamedaniſcher Gottesverehrung ſind Gebräuche ähnlicher Art nicht unbekannt, und eine ſehr übereinſtimmende Sitte in der berühmten Djama in Keiruan mag wol ihren Urſprung in dem ältern Gebrauche der Eingebornen des Landes haben."

So roh alle dieſe Steine in ihrer Anlage ſind, ſo muß es doch auffallen, an ihnen künſtleriſche Verzierungen zu treffen, welche auf Geſchmack und Geſchicklichkeit ihrer Urheber ſchließen laſſen. Nicht unmöglich erſcheint es dabei, daß letztere von den Römern an den vorgefundenen Bauwerken nachträglich angebracht worden ſind.

Vom höchſten Intereſſe iſt es für den Geſchichtsforſcher, die Aehnlichkeit dieſer alten Denkmale, welche, dem beſchriebenen mehr oder weniger gleich, ſich mehrfach auf den Gebirgen Taghonas ſowie in den Gebieten von Meſellata finden, mit ganz ähnlichen in andern, weitentlegenen zu vergleichen. Außer den mehrfach genannten auf den britiſchen Inſeln hat man dergleichen in verſchiedenen Theilen Indiens, beſonders in den Nilgherries getroffen, ebenſo in Cirkaſſien, dem ſüdlichen Rußland, an der Südküſte Arabiens und, nach den Angaben Einiger, auch im Somali-Lande. Dieſe Uebereinſtimmung könnte ſich vielleicht daraus erklären laſſen, daß alle jene Urvölker bei den erſten rohen Verſuchen, ihrem religiöſen Gefühl durch Bauten einen ſichtbaren Ausdruck zu geben, dieſelbe naheliegende Form angewendet haben. Sir Henry Rawlinſon glaubt ſeinerſeits dagegen in dieſen ehrwürdigen Reſten eine Beſtätigung ſeiner Anſichten über die weite Ausbreitung des Volksſtammes der Skythen zu finden. Zwiſchen den Völkern der indiſchen Länder und den Celten hat die Vergleichung der Sprache mehrfach Anknüpfungspunkte geboten, zwiſchen der Sprache der Berbern und jener der innerafiatiſchen Völker ſcheint das Koptiſche ein Mittelglied zu bieten. Dr. Barth ſchlägt deshalb vor, dieſe Ruinen mit dem allgemeinen Namen „ſkythiſche" zu bezeichnen.

Die jetzigen Bewohner jener Landſchaften wiſſen leider wenig Aufſchluß über die Geſchichte ihres Landes zu geben. Unter allen möglichen Ungerechtigkeiten und Plackereien von Seiten der Türken führen ſie ein wahrhaft elendes, erbärmliches Leben. Sie zeigen dem Fremdling, glühenden Haß im Auge, die zahlreichen Stellen, an denen ihre Väter in den Kämpfen wider die gegenwärtigen Unterdrücker verbluteten; die Felſenkämme und Spitzen, auf welche ſich die muthigen Vertheidiger der Freiheit flüchteten, bis ſie Hunger und Waſſermangel zur Ueber-

gabe zwang; die engen Schluchten, jetzt der Lieblingsaufenthalt zahlreicher Panther und Hyänen, in denen nach ihrer Aussage Ströme Blutes geflossen. Selbst der Boden, so behaupten sie in ihrem Ingrimm, entweiht durch die Gegenwart der Unwürdigen, verweigert in der Jetztzeit seinen Ertrag; während ehedem die Safranpflanzen auf den wohlbebauten Feldern stets zahlreiche Stengel trieben, ist ein solcher Fall der Ueppigkeit heutzutage zur außerordentlichen Seltenheit geworden.

Die Baumlosigkeit des Gebietes von Taghona wird in dem westlich angrenzenden Ghurian durch die Pflanzungen innerhalb bewässerter Wadis gemildert. Auch hier durchbrechen Basaltkegel mehrfach die Kalk- und Sandsteinlagen. Die letztern verleihen durch ihre abwechselnde Färbung, vom tiefen Braun ins grelle Gelb übergehend, den zerissenen Thalschluchten oft ein phantastisches, wildes Kolorit, von dem das Grün der Pistazien sich angenehm abhebt. Die Gebirge Ghurians und des noch weiter westlich gelegenen Distrikts von Dschebel (Yefrem) steigen bis zu 2000 Fuß, einzelne Gipfel sogar bis 2800 Fuß empor.

In Uebereinstimmung mit dieser hohen Lage macht sich der Winter durch reichlichen Regen und durch seine Rauhheit auffallend bemerklich. Als Dr. Barth diese Gebirgszüge durchzog, hatte er durch die unfreundliche Witterung viel Ungemach auszustehen. Das Thermometer stand des Morgens nicht selten nur auf 1—2° C., ja einmal fiel es sogar auf 3° Kälte. Eines Morgens war die ganze Landschaft mit einer Schneedecke von einem Zoll Höhe belegt; gewiß eine fremdartige Erscheinung in dem durch seine Hitze berüchtigten Erdtheil!

Die Wohnungen der Eingebornen bieten dem Fremden wo möglich ein unbehaglicheres Unterkommen als sein luftiges Zelt, denn sie wimmeln von Flöhen und strotzen von Schmutz. Die Bevölkerung verhält sich überhaupt dem Besuchenden gegenüber höchst mißtrauisch und unfreundlich, da sie ihn, der unter türkischem Schutze steht, als einen Verbündeten ihrer Tyrannen betrachtet. Der Berber wagt es nicht, von dem Wandrer irgend eine Speise anzunehmen; er fürchtet, sie sei vergiftet, da sich die Türken dieses Mittels mehrfach bedienten, um Mißliebige aus dem Wege zu räumen. Das geknechtete Volk harrt, von Rachegefühl durchglüht, nur auf günstige Gelegenheit, um das verhaßte Joch abzuschütteln; zu entartet aber und zu sehr geschwächt, um selbständig bestehen zu können, macht es durch dergleichen häufige Versuche sein Loos nur noch schlimmer.

Mit den ursprünglichen Berbern sind hier Juden vielfach verschmolzen, ähnlich wie solches auch in Marokko der Fall ist, ja mehrere Berberstämme hatten ehedem das Judenthum als Religion angenommen.

Hauptsächlich diese Juden sind es, welche ihre Wohnungen in die steilabfallenden Felswände einarbeiteten und dadurch Dorfschaften mit unterirdischen Wohnungen eigenthümlicher Art gründeten.

Die beherrschenden Türken sind viel zu sehr mit ihrer Sorge für den Geldsack und die Tabakspfeife beschäftigt, als daß sie es sich angelegen sein ließen, die Eigenthümlichkeiten der Völker, welche sie unterworfen haben, zu berücksichtigen. Noch viel weniger kommt es ihnen bei, deren Charakter und Geschichte zu

ſtudiren. Sie begnügen ſich, Zwingburgen an möglichſt unzugänglichen Stellen anzulegen, dieſe mit Truppen zu verſehen und zu verproviantiren. Eine der bedeutendſten davon iſt Kasr Ghurian, das unſere Abbildung S. 63 zeigt. Auf einem ſenkrecht abfallenden Kalkfelſen gelegen, mit Mauern und Thürmen umgeben, erinnert es an die Burgen des Mittelalters, von denen aus tyranniſche Machthaber Raub- und Plünderungszüge unternahmen. Im Schutze dieſes Kaſtells wird wöchentlich ein Markt abgehalten, der aber dürftig genug beſucht wird. Der Berber ſchafft ſeine Erzeugniſſe lieber nach dem fernen Tripoli, da er dort weniger Ungerechtigkeiten und Bedrückungen ausgeſetzt iſt. Dem nahewohnenden Gewaltherrn gegenüber ſucht er ſo arm als möglich zu ſcheinen, um nicht durch Beſitzthum deſſen Habgier zu reizen.

Den unerquicklichen Schattenſeiten der Völkerverhältniſſe gegenüber bietet das Wadi Ruumana am Fuße der Burg dem Reiſenden ein liebliches Bild üppiger Natur. Es iſt das Paradies der Gegend, das Lieblingserholungsplätzchen für den Befehlshaber der Landſchaft. Es zeigt, welche Ueppigkeit ſich in den Gebirgen Ghurians entwickeln kann, wenn das belebende Waſſer vom Fleiße des Menſchen ſorgſam benutzt wird. Das Wadi windet ſich als enger Thalſpalt in der Richtung von Südoſt nach Nordweſt um den Südfuß des Burgberges; an ſeinem obern Ende tritt ein reicher Quell aus dem Innern des Kalkfelſens. Ein in den Stein gehauenes Bett nimmt das klare Naß auf und leitet es zu den verſchiedenen Terraſſen, die rings an den ſteilen Thalwänden mühſam angelegt ſind; dort vertheilt ſich das ſegenbringende Element in ein vielverzweigtes Adernetz und tränkt die ſorgſam gepflegten Fruchtbäume. Beſonders üppig und ſchön gedeihen hier die Granaten neben den blaubereiften Feigen; doch auch Trauben reifen ſchmackhafte ſüße Beeren und verleihen dem Thale ſeinen Namen „Traubenthal".

Die Feigen, welche im Gebirge Ghurians auftreten und es vortheilhaft vor den öden Gebieten Taghonas auszeichnen, erreichen in Yefrem ihre höchſte Bedeutung. Hier lebt die ganze Bevölkerung faſt ausſchließlich von Feigen und dieſe ſüße Baumfrucht ſpielt hier eine ähnliche Rolle wie die Dattel in den flachern Landſchaften und die Erdmandel im Innern Afrikas. Die Berberſtämme Yefrems zeigen eine beſondere Vorliebe für die Zucht von Fruchtbäumen, und ihr Land erinnert dadurch an die ſogenannte Kabylia in Algerien. Auch die nicht bepflanzten Thäler erzeugen Gebüſche und Bäume, unter denen der Sidder (Rhamnus Nabeca) und der Batum (Pistacia atlantica) die vorherrſchenden ſind. Die Frucht des letztern wird hier Gatuf genannt und iſt ſehr beliebt. Dieſe wilden Gebüſche geben einen deutlichen Fingerzeig, welchen Reichthum an Obſt die zahlreichen Schluchten und Thäler des Dſchebel hervorbringen könnten, wenn die Bewohner, durch glückliche politiſche Verhältniſſe begünſtigt, ſich ihrer angeſtammten Neigung ungeſtört hingeben könnten. In gegenwärtiger Lage theilen die hier anſäſſigen Berbern aber das traurige Loos ihrer Nachbarn von Ghurian und Taghona. Ihre Hauptſtadt Ta-gerbuſt, in der guten alten Berberzeit ein ſo wohlhabender Ort, daß viele der Bewohner nicht weniger als zehn Sklaven beſaßen, iſt jetzt nur ein Haufen Ruinen mit kaum 25 bewohnten elenden Hütten, die die Seite

einer Schlucht entlang liegen. Südlich von Ta=gerbuſt ragt auf ſteilem Felſen die Zwingburg des Gaues Kasr Dſchebel und mahnt unwillkürlich bei dem tapfern, freiheitliebenden Charakter der Berbern an die Zwingburgen der Schweizervögte, nur daß jenen Gebieten der geeignete Tell fehlt!

Da die vorgerückte Jahreszeit unſerm Reiſenden, Dr. Vogel, auf den Taghonabergen wenig botaniſche Ausbeute darbot, konnte er um ſo mehr ſeine Aufmerkſamkeit auf Höhenbeobachtungen richten. Er hatte die Höhe des Teiches von Ain Sara, den er zwei Meilen ſüdlich von Tripoli berührte, 74 engl. Fuß über dem Spiegel des Mittelländiſchen Meeres gefunden. Von dort an hatte ſich der Weg ununterbrochen gehoben. Der Brunnen Tolras, 3½ Meile ſüdlich von Tripoli an der Karawanenſtraße nach Beniolid gelegen, ergab ſich nach Barometermeſſungen 173 Fuß hoch; drei Meilen weiter ſüdlich beim Brunnen und Marabut Seïach betrug die Erhebung 407 Fuß. In den Taghonabergen ſtellte Dr. Vogel die genauen Höhen von vier Punkten feſt. Den Mulcher=Paß fand er 704, den öſtlich davon gelegenen Hügel 1309, den Mulcher=Brunnen in den Taghonabergen 1089 und den öſtlich von dieſem gelegenen Hügel 1529 Fuß über dem Meere.

Von hier an ſenkte ſich der Pfad an dem Südabhange des Bergzuges wieder allmälig abwärts. Den Punkt Mather, ſechs Meilen nördlich von Beniolid, fand Vogel nur 1176 Fuß hoch, das 2½ Meile von Beniolid befindliche Wadi Mi Muhm dagegen wieder um 60 Fuß höher, nämlich 1235 Fuß, und den Südrand des Thales von Beniolid, das er mit ſeinem Begleiter glücklich erreichte, 920 Fuß hoch.

Das Thal von Beniolid, in welchem Dr. Vogel wieder mit der Karawane zuſammentraf, zieht ſich von Oſten nach Weſten drei Meilen weit hin. Ungefähr eine Meile von ſeinem Oſtende bildet es ein Knie. Nach allen Seiten iſt es von weißlichbraunen Anhöhen umgeben, welche theils aus Kalkſtein, theils aus vulkaniſchen Geſteinen beſtehen. Der meiſte Baſalt iſt am Südabhange vorhanden. Dieſe Hügelzüge erheben ſich nicht über 400 Fuß, diejenigen der Nordſeite bieten in ihrem zerklüfteten Kalkſtein ein wild zerriſſenes Anſehn. Auf dem Kalkſtein liegt nach Oudney's Angaben ein dickes Lager von ſäulenartigem Grünſtein und blaſiger Lava. Erſteigt man die ſüdliche Hügelkette, ſo erblickt man nach Oſten eine ſchwarze, traurig ausſehende Ebene, die ſich bis zum fernen Horizonte erſtreckt.

Der Dſchebel Chulat iſt der höchſte Hügel der Gegend, deſſen Höhe ſich auf 600 Fuß belaufen mag. Seine Seiten zeigen ſich außerordentlich zerriſſen und zerklüftet, mächtige Kalkblöcke umlagern dieſelben und möchten faſt an ein Zerreißen durch vulkaniſche Kräfte mahnen. Wahrſcheinlicher iſt dieſe Zertrümmerung aber nur eine Folge der Verwitterung, durch welche weichere, tiefer gelegene Schichten aus Kalktuff zerſtört wurden, die zahlreiche Ueberreſte von Meeresmuſcheln, beſonders von Auſtern und Tellermuſcheln, meiſt in gut erhaltenem Zuſtande enthalten. Die höher gelagerten feſtern Flötze verloren durch dieſe Auflöſung ihre Unterſtützung und ſtürzten in Blöcken herab. Aufgeſchichtete Steinhaufen bezeichnen hier die Gräber unglücklicher Wanderer, welche nach den Erzählungen der Einwohner von den herabfallenden Blöcken erſchlagen wurden.

Um ſo reicher geſegnet und fruchtbarer erſcheint das Thal von Beniolid ſelbſt.

In den Schluchten grünen zahlreiche Gebüſche von Akazien, 27 Brunnen dringen aus dem Geſtein und laſſen die Gewäſſer zu Tage treten, welche im weiten Umkreiſe des Gebietes während des Jahreslaufes ſich niederſchlugen und raſch die lockern Kalkflötze durchſanken. Die ausgedehnten Berghalden und Wüſtenflächen der Umgebung darben zu Gunſten der einen bevorzugten Senkung. Die Waſſer ſpeiſen reiche Dattelpalmenwälder und Pflanzungen von Oelbäumen. Der letztgenannte Fruchtbaum findet hier, bei 31° 44′ n. Br., die Südgrenze ſeines Vorkommens. Mit ihm verſchwindet auch der Opuntienkaktus, die „Chriſtenfeige" der Araber. Dieſes urſprünglich mittelamerikaniſche Gewächs hat in der Umgebung des Mittelländiſchen Meeres ein ſeinem Gedeihen durch Wärme und anhaltende Trockenheit ſo angemeſſenes Gebiet gefunden, daß es nicht blos unter der pflegenden Hand des Menſchen gut fortkommt, ſondern auch vielfach verwildert an ſonnigen Felſen und Steinhalden auftritt. Den Akaziengebüſchen der Bergſchluchten in Beniolid, ſowie den ſchönblühenden Ginſterarten und ähnlichen Kräutern gewährt der ſehr ſtark ſich niederſchlagende Nachtthau reichen Erſatz für den ſeltenen Regen. Dr. Vogel beobachtete den Thaufall bis zu einer kleinen Hügelreihe vier Meilen vor Sokna.

Beide Thalränder von Beniolid ſind mit zahlreichen Dörfern bedeckt; auf den Felſenvorſprüngen erheben ſich Burgen, theils als Ruinen, theils gut erhalten und mit türkiſcher Beſatzung verſehen. Dr. Vogel ſtellte ſeine Beobachtungen am ſüdlichen Rande des Thales bei dem Dorfe Dahur Sebad an, von dem das türkiſche Kaſtell eine Meile nach Weſten liegt. Er ſchätzt die Bewohner dieſes fruchtbaren Thales auf 5000, welche dem arabiſchen Stamme der Urfilla (Orfilly Lyon's) angehören. Außer der Pflege von Fruchtbäumen beſchäftigen ſich dieſelben vorzüglich mit der Kameelzucht. Es ſollen gegen 12,000 dieſer Thiere hier vorhanden ſein. Mehrere Urfella treiben auch einen Induſtriezweig, den ſie vor den Türken ſehr geheim halten müſſen, nämlich die Fabrikation von Schießpulver, das freilich nur von ſehr mittelmäßiger Güte iſt. Sie verkaufen das Pfund davon für 20 Silbergroſchen und benutzen zur Darſtellung der erforderlichen Kohle das Holz eines hier häufigen ſtachligen Strauches, deſſen Blätter viel Aehnlichkeit mit unſerm Weißdorn zeigen.

Nach kurzer Raſt ſetzte Dr. Vogel ſeinen Weg nach Süden fort. Dieſer ſenkte ſich in einem Thale ſehr allmälig abwärts. Am zweiten Tage erreichte man das 7½ Meile davon entfernte Wadi Soffedſchin (Sofejin des Dr. Barth) an einer Stelle, an welcher es durch den Gella Si Amſelam, einen 400 Fuß hohen Berg, faſt abgeſchloſſen iſt.

Das Thal Soffedſchin iſt das fruchtbarſte Gebiet der ganzen Regentſchaft Tripoli. Im Norden von niedrigen Sandhügeln, im Süden von dem erwähnten hohen Kalkſteinzuge abgeſchloſſen, zieht es ſich von Sontan vom Golf von Sidra zwiſchen Meſſurata und Iſa im Oſten bis jenſeits Misda im Weſten hin und hat dabei durchſchnittlich eine Breite von zwei Meilen. Seine Hauptrichtung iſt von Südweſt nach Nordoſt. Während der Regenzeit iſt das ganze Thal faſt durchaus unter Waſſer geſetzt, das allmälig im Boden verſinkt und den Gewächſen auf ge-

ranme Zeit Nahrung bietet. Sein oberer Theil iſt reich an Palmenhainen und Feigenpflanzungen. An unbebauten Stellen bildet der Batumbaum (Pistacia atlantica) und der Sidder (Rhamnus Nabeca) Wäldchen, eine hier ſo ſeltene Erſcheinung. Oliven ſind bei Misda reichlich vorhanden; im mittlern Theile bringt die Gerſte, ſüdlich der Weizen hundertfältige Frucht und nach der See zu werden wieder die Datteln vorherrſchend. Seit alten Zeiten iſt das Wadi Soffedſchin wegen ſeiner Ueppigkeit von den Arabern geprieſen und ſogar in Verſen gefeiert worden. Die verſchiedenen Namen, welche ihm beigelegt worden, beziehen ſich auf dieſe Erzeugniſſe: Tin bedeutet „Feigen", Baſin iſt ein Kuchen oder Pudding aus Getreidemehl und Waſchin bezeichnet einen wohlſchmeckenden Teig aus Datteln gemacht.

Leider iſt auch hier die Kultur des Bodens unter den ewigen Fehden der Araber- und Berberſtämme und unter dem Druck der türkiſchen Herrſchaft ſehr zurückgegangen. Weite Strecken liegen unbebaut, die deutliche Spuren ehemaliger Bearbeitung verrathen, jetzt aber von Unkraut und Dornengeſtrüpp bewachſen ſind. Die zahlreichen Waſſerleitungen ſind vertrocknet, die Brunnen verſchüttet durch den Flugſand, die Häuſer und Burgen zerfallen. In Misda, durch welches die weſtliche Karawanenſtraße von Tripoli nach Murſuk führt und wo ein zweiter Handelsweg von Ghadames mit derſelben zuſammentrifft, waren zur Zeit, als Dr. Barth, der jenen Weg eingeſchlagen hatte, durchkam, nur drei Kühe vorhanden, um das Waſſer aus den Brunnen zur Bewäſſerung der Felder heraufzuziehen. In dem Hauptorte, der mit Mauern und Zinnen umgeben iſt, fanden ſich nur hundert waffenfähige Männer. Ein Kloſter (Saniya) mit acht heiligen Tauben, bewohnt von einem frommen Marabut, war der ſchwache Ueberreſt aus beſſern Zeiten. Auch hier ſind zahlreiche Trümmer von römiſchen Burgen und arabiſchen Kaſtellen vorhanden.

Intereſſant iſt eine unter dieſen Ruinen des Wadi Soffedſchin, welche ſich unzweifelhaft als Ueberreſt eines chriſtlichen Kloſters zu erkennen giebt. Dieſelbe ſpricht unwiderlegbar dafür, daß mindeſtens noch bis zum 12. Jahrhundert hier eine Chriſtengemeinde beſtand, wahrſcheinlich geſchützt durch irgend einen mächtigen Araberhäuptling, in ähnlicher Weiſe, wie wir ja heutzutage noch in andern muhamedaniſchen Ländern chriſtliche Niederlaſſungen und Klöſter treffen. Muhamed ſelbſt hatte ja ſeinen Gläubigen ausdrücklich befohlen, die eifrigen Prieſter und Mönche unangefochten zu laſſen. Fortwährend wurden auch in frühern Jahrhunderten chriſtliche Biſchöfe für jene Gegenden in Inner-Afrika ordinirt.

In gegenwärtiger Zeit wird das Wadi Soſſedſchin bewohnt von den Gantarar, den Sintan und den Ulad bu Sſaef, in den verwilderten Theilen weiden aber Gazellen und Strauße. Auch die Welt der kleinern Thiere zeigt bei dem reichen Pflanzenwuchſe vielfache Formen. Lerchen und andere kleine Vögel finden in den mehlhaltigen Körnern der Getreidefluren und Kräuter ausreichende Speiſe, und auf dem Baumaſt ſitzt unbeweglich das wunderliche Chamäleon und ſchleudert die keulenförmige klebrige Zunge blitzſchnell nach dem vorüberſchwirrenden Käfer, während auf dem ſandigen Grunde ſich muntere Eidechſen tummeln.

Dr. Vogel fand die Höhe des Wadi Soffedſchin 270 Fuß über dem Mittelmeere. Von hier an hob ſich der Weg wieder zu dem Plateau empor, welches die bereits erwähnten Kalkberge der Südſeite bilden. Dieſe Bergkette iſt etwa eine halbe Meile breit. An ihr liegt der von römiſchen Ruinen umgebene Brunnen Enfad, und nach einigen Stunden kommt man in das Wadi Semſem, das in gleicher Richtung mit Soffedſchin verläuft und ungefähr neun Meilen breit iſt. Eine kleine Erdwelle, etwa 50 Fuß hoch, ſcheidet es vom Wadi Beij, das ſich ebenfalls von Südweſt nach Nordoſt zieht. Eine Meile öſtlich und weſtlich von dem Punkte, in dem die Straße die Erhebung zwiſchen Wadi Semſem und Wadi Beij überſchreitet, liegen Quellen mit bitterm Waſſer, gleichfalls Semſem genannt. Sonſt giebt es außer Enfad zwiſchen Beniolid und Bondſchem kein Waſſer und durchaus keinen bewohnten Platz. Endlich, nach einem mehrtägigen Marſche durch die troſtloſe Wüſte, erreichte Dr. Vogel die Oaſe Bondſchem, die unter 31° 15′ n. Br. liegt.

Das Thal von Bondſchem wird von einer Reihe zahlreicher kleiner Hügel umſchloſſen, welche von der Ferne faſt wie künſtlich aufgeworfene Verſchanzungen ausſehen. Nirgends erquickt aber das Auge ſelbſt hier ein friſchgrüner Raſenteppich oder ein heiterer Laubwald. Blendend weiß werfen die Kalk- und Gypshügel das grelle Sonnenlicht zurück und berühren ſchmerzhaft unangenehm das Auge. Der ganze Thalgrund iſt mit Kalk- und Gypsgeröll bedeckt, das ſich in den verſchiedenſten Stufen der Verwitterung befindet. Mehr oder weniger gut erhaltene Schalen von Kammmuſcheln (Pecten) und Terebrateln, die entweder von dem Geſtein eingeſchloſſen ſind oder durch die Verwitterung desſelben bloßgelegt wurden, geben klares Zeugniß dafür, daß einſt jener Boden von den Wellen des Meeres beſpült ward. Dem reiſenden Naturforſcher, den die hier liegenden zahlreichen Reſte von Meeresgeſchöpfen um ſo lebhafter an die klaren Wellen des Oceans erinnern, von denen er vor wenigen Wochen Abſchied nahm, erſcheint die Dürre und unerquickliche Hitze eines ſolchen Wüſtenthals dann doppelt drückend. Zwiſchen dem Kalkſchutt funkeln Kryſtalle aus Gypsſpath; nur in der günſtigern Jahreszeit, wenn einzelne Regenſchauer Sand und Geröll feuchten, ſprießt ein kleines Kreuzkraut (Senecio), ein Storchſchnabel (Geranium) oder eine Grasnelke (Statice) vereinzelt zwiſchen den Geſteintrümmern hervor, in welchen ihre Samenkörner während der trockenen Jahreszeit ſchlummerten.

Ueber den weißen Kalkhügeln erheben ſich die höhern dunkelfarbigen Bergzüge des Sandſteins, aus deſſen Verwitterung ſich der loſe Wüſtenſand bildet.

Der Ort Bondſchem iſt klein und zählt nur etwa 120 Einwohner. Neben ihm erhebt ſich ein Kaſtell, um die Hütten ſchmiegen ſich einige kümmerliche Gärten. Alles iſt halb vom Sande verſchüttet. Am Brunnen des Ortes wuchert unſer heimatliches Schilf (Arundo Phragmites) in ziemlicher Menge. Das Waſſer ſämmtlicher Quellen in dieſer Oaſe iſt keineswegs ein beſonderes Labſal. Es ſchmeckt etwas ſalzig und wirkt abführend, doppelt unangenehm für den durch Anſtrengungen und kümmerliche Koſt ohnehin geſchwächten Reiſenden. In den erwähnten Gärtchen bauen die Bewohner hin und wieder etwas Baumwolle und

zwar sowol von der buschartigen als auch von der krautartigen Gattung (Gossypium arboreum und herbaceum). Einen ausgedehntern Betrieb dieser Kultur läßt freilich die kümmerliche Bodenbeschaffenheit nicht zu; man gewinnt höchstens einige Hände voll, um damit gelegentlich ein Kissen oder eine Matratze stopfen zu können. Der Ort Bondschem ward 1843 von Muhamed Pascha gegründet. Er versprach allen Denen, die sich hier ansiedelten, Steuerfreiheit und hatte dabei besonders die Absicht, dadurch die Räuber zu verscheuchen, welche sich in dieser Gegend herumtrieben und vorzüglich eine alte Burg, östlich vom jetzigen Orte gelegen, als Schlupfwinkel benutzten.

Ebenso interessant für den Naturhistoriker als für den Reisenden wird der Ort besonders deshalb, weil es von hier an nach Süden zu keine Flöhe mehr giebt. Der 31. Grad n. Br. bildet die südlichste Grenze für den Verbreitungsbezirk dieses interessanten Thierchens. Nur an zwei Orten, in Kuka und Tamkala, haben Barth und Vogel bei ihren vielfachen Kreuz- und Querzügen in Centralafrika diese Plage getroffen. Desto mehr klagt Dr. Vogel in Bondschem über die unzähligen Fliegen, die sich nicht damit begnügten, die Reisenden am Orte zu quälen, sondern ihnen auch noch weithin das Geleit gaben. „Schaaren dieser Fliegen", erzählt der Doctor, „begleiteten uns von hier aus; während des Marsches saßen sie auf oder unter den Kameelen und am Abend erfüllten sie die Zelte. Die meisten starben, bevor wir Sokna erreichten. Sonderbar war es, daß von diesem letztgenannten Platze, der auch reichlich mit Stubenfliegen gesegnet ist, keine einzige mitging, gleichsam als ob sie wüßten, daß ein Marsch über die Schwarzen Berge und durch die darauf folgende Wüste zu viel für ihre schwachen Kräfte sei."

Man hatte jetzt das Gebiet von Tripoli verlassen und war in Bondschem in die Regenschaft von Fessan getreten. Ehedem hatten auch hier im Innern der unerquicklichen Wüste die Römer Niederlassungen gegründet. Ein ziemlich gut erhaltener Thorbogen, auf jeder Seite von einem viereckigen Thurme begrenzt, ist in Bondschem noch redender Zeuge davon. Auch westlich von diesem Orte, einige zwanzig Meilen entfernt, finden sich mehrfache Ueberbleibsel aus den Zeiten der Römerherrschaft. Das Wadi Tolagga bezeichnet dort die Nordgrenze der großen Hammada, dieser Wüste in der Wüste; dort, wo die nähere, gerade von Nord nach Süd führende Karawanenstraße sich in zwei Arme spaltet, um durch das ödeste aller Wüstengebiete zu dringen, steht noch ein massiv gebauter Thorbogen bei dem verfallenen Orte „Gharia el gharbia". Eine Inschrift, von den Arabern beim Bau eines Wartthurms verwendet, aber von jenem römischen Thore stammend, sagt deutlich, daß hier das Standquartier einer Abtheilung römischer Krieger war und daß jene Befestigungen mindestens aus den Jahren zwischen 232 und 235 nach Chr., aus den Zeiten des Marcus Aurelius Severus (Antonins oder Alexander) herstammen.

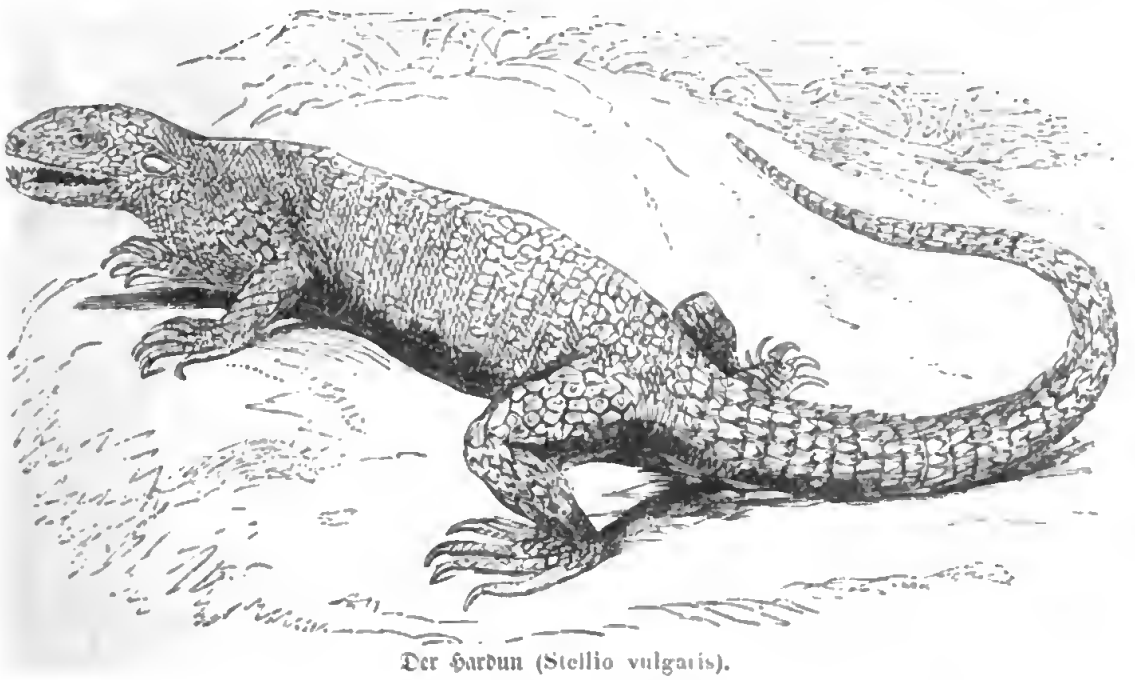
Der Ort Gharia erfreute sich ehedem eines erfreulichern Wohlstandes, bis die räuberischen Urfilla sein Gedeihen störten. Unablässig lauerten Abtheilungen dieses feindlich gesinnten Stammes in der Nähe und überfielen jeden kleinern Trupp der Bewohner, welcher sich außerhalb der Stadtmauern wagte. Gegen 300

bis 350 Dattelpalmen liefern den wenigen noch übrigen Bewohnern Speiſe; außerdem bauen dieſelben eine kleine Quantität Weizen und Gerſte. Der Ort wird aber von den Karawanen gemieden, da ſein Waſſer als ungeſund gilt. Jene räuberiſchen Urfilla waren auch Urſache, daß die gerade Karawanenſtraße von Tripoli nach Murſuk weiter öſtlich über Bondſchem und Sokna verlegt ward, während ſie früher vorzugsweiſe durch die Hammada ging.

Die vielbeſprochene Hammada, d. h. die Durchglühte, iſt eine felſige Hochebene, die in der Richtung von Nord nach Süd ſechs Tagereiſen, gegen 30 Meilen weit, ſich erſtreckt. Ihre Oberfläche ſteigt bis zum Redjm el Erhba, dem „Zeichen der Steinhaufen", zu einer abſoluten Erhebung von 1450 Fuß an und ſenkt ſich ſehr allmälig von hier aus ſowol nach Nord als nach Süd. Ihre Nordgrenze befindet ſich etwas nördlich vom 30. Grad; ihr Südrand, welcher ſchroff und ſteil abſtürzt, ſtreift den 28. Grad n. Br. Dieſe mächtige Felsplatte wird aus denſelben Geſteinlagen gebildet, welche wir bei Bondſchem bereits erwähnten und deren Glieder dem Reiſenden in den Schwarzen Bergen, die gewiſſermaßen die ſüdöſtliche Fortſetzung der Hammada bilden, wiederum unheimlich entgegentreten. Die Oberfläche bildet ein verwitterter Kalkſtein, ſtellenweiſe mit Kieſeln und Feuerſteinen untermiſcht. Streifen loſen Flugſandes kommen ebenfalls vor und verleihen durch ihre beſondere Häufigkeit einer weiten Strecke ſüdlich vom „Zeichen der Steinhaufen" den Namen „el Homrah" d. h. „die Rothe". Unterhalb des lockern Kalkes liegen Schichten von Mergel, noch tiefer lagern Thonflötze mit eingeſtreuten Gypsmaſſen, und die Sohle des ganzen Gebirgsſtockes bildet eine mächtige Schicht ſchwarzen Sandſteins, der auf den erſten Anblick dem Baſalt täuſchend ähnlich ſieht und nur auf dem friſchen Bruch ſeine wahre Beſchaffenheit verräth. Jene Färbung verdankt er einem reichen Gehalt an Eiſen. Beſonders deutlich zeigt ſich der Bau der Hammada an ihrem ſteilen, zerriſſenen Südrande, an welchem rauhe Pfade nach „dem Brunnen" („el Haſſi") hinabführen, der ebenſo der einzige Brunnen der Hammada iſt, wie dieſe ihrerſeits einzig unter den Wüſten daſteht. Der Haſſi, welcher 696 Fuß über dem Meer, alſo 760 Fuß unter der höchſten Stelle der Hammada liegt, iſt eben auch nur Brunnen, reichlich mit gutem Waſſer verſehen, ſonſt aber auch weiter nichts. Weder Baum noch Strauch umgrünt ihn, nichts gewährt dem lagernden Reiſenden Schatten und dem durch den einförmigen Wüſtenmarſch ermüdeten Auge Erquickung. Nur einige Mauertrümmer ſind in ſeiner Umgebung. Es ſind die Ueberbleibſel eines Karawanenhauſes, das in frühern Zeiten hier für die Wanderer errichtet war und das noch die Eintheilung in gegen 20 Zellen erkennen läßt. Die Fehden der Urfilla haben es zerſtört.

Die Hammada iſt nicht gänzlich ohne Regen. Zur Winterszeit werden die Nächte auf dieſer weiten Hochebene empfindlich kalt. Während der verhältnißmäßig langen Nächte kühlt ſich das Plateau, das durch nichts geſchützt iſt, ſtark ab, die Temperatur ſinkt bis auf wenige Grad, während ſie im Sommer zur Mittagszeit ſich bis zur unerträglichen Hitze ſteigert. Die Regenſchauer, welche die Hammada netzen, verleihen derſelben bei der loſen Beſchaffenheit des Geſteins nur geringe Erfriſchung. Nur wenige Gewächſe vermögen es, jene ſtarken Gegenſätze

der Wärme und die lange Faſtenzeit der Trockenheit zu ertragen. Am eheſten ſiedeln ſich krautartige Pflanzen in den Einſenkungen und flachen Thälern an, die mit vorherrſchender Richtung von Oſt nach Weſt ſich bis zu weiten Ausdehnungen erſtrecken. Gewöhnlich ſind es ſolche Gewächſe, deren ganze Entwickelung vom Keimen bis zur Reife der Samen nur wenige Wochen in Anſpruch nimmt. Ghutuf und Retem, eine Schwalbenwurzart (Vincetoxicum), werden unter denſelben namhaft gemacht. In einem jener Wadis hat ſich eine eigenthümliche niedere Strauchart, „el Djederia" von den Arabern genannt, angeſiedelt. Eine dürftige Gruppe verkrüppelter Palmen und ein einzelner Talhabaum ſind die einzigen höhern Gewächſe, welche der Reiſende während ſechs langer, mühſeliger Tagereiſen trifft. Willkommener als ſie ſind ihm die Trüffeln, welche ſtellenweiſe



Der Hardun (Stellio vulgaris).

ziemlich zahlreich auftreten und eine Abwechſelung in die einförmige Wüſtenkoſt aus Mehl mit ſtinkendem Salzwaſſer und einigen Datteln bringen. Ebenſo kümmerlich zeigt ſich das Thierleben der Hammada. Ein kleiner grüner Vogel, unſerer Ammer ähnlich, bewillkommnet die Karawane an ihrem Lagerplatze. Einem Bettler ähnlich zieht das Thierchen ſeinen Hauptunterhalt von den vorüberziehenden Karawanen, indem es das Ungeziefer von den Füßen der Kameele ableſt. Zwiſchen den Steinen huſchen Eidechſen hervor, von den Arabern Bukeſchaſch genannt und ſchonungslos verfolgt, da ſie dieſelben für außerordentlich giftig halten. Worauf die Araber ihre Meinung von der Giftigkeit dieſes Thieres gründen, iſt uns nicht näher bekannt. Es erſcheint uns ſogar möglich, daß dieſer amphibiale Wüſtenbewohner verwandt, vielleicht gar identiſch iſt mit dem von den Arabern in Aegypten Hardun genannten Thiere (Stellio vulgaris, gemeine Dornechſe), das ſich in Aegypten auf den Steinhaufen der Ruinen häufig findet und ebenfalls in den

nordafrikaniſchen Wüſten getroffen wird. Der Hardun iſt weder giftig noch gefährlich, flieht vielmehr ſo ſchnell als möglich in Steinritzen und Erdlöcher, ſobald Menſchen ſich nähern, wird aber trotzdem von den Arabern gehaßt und von ihnen getödtet, wo ſie ſeiner irgend habhaft werden können. Dieſer Haß ſoll in der Gewohnheit des Thieres, während des Stillſitzens gewiſſe raſche, nickende Kopfbewegungen zu machen, begründet ſein; die muhamedaniſchen Wüſtenwanderer ſind dadurch auf die alberne Meinung gekommen, der Hardun verſpotte ſie und ahme die Kopfbewegungen verhöhnend nach, die den Gläubigen beim Gebet vorgeſchrieben ſind. Der Rumpf des Hardun iſt einen Fuß lang, der Schwanz ebenfalls; dazu verleiht der dicke, krötenartige Kopf dem olivengrünen, ſchwarz gewölkten, auf ſeiner Unterſeite gelben Thiere ein verdächtiges Anſehn und iſt wohl geeignet, beſonders in einer ſolchen Umgebung den Widerwillen zu erhöhen, welchen der Menſch gewöhnlich gegen die Thiere dieſer Familie empfindet.

Als Richardſon mit Overweg und Barth die Hammada durchwanderte, ward ihr Reiſezug von Felſenſchwalben begleitet. Bei den kalten Regenſchauern und heftigen Stürmen, die während der Nacht die Lagernden überfielen, verkrochen ſich die zutraulichen Thierchen in die Zelte der Reiſenden und ſuchten Schutz zwiſchen den Kiſten und abgeladenen Effekten, der ihnen freilich nicht lange vergönnt blieb, da der Wind die Zelte umriß.

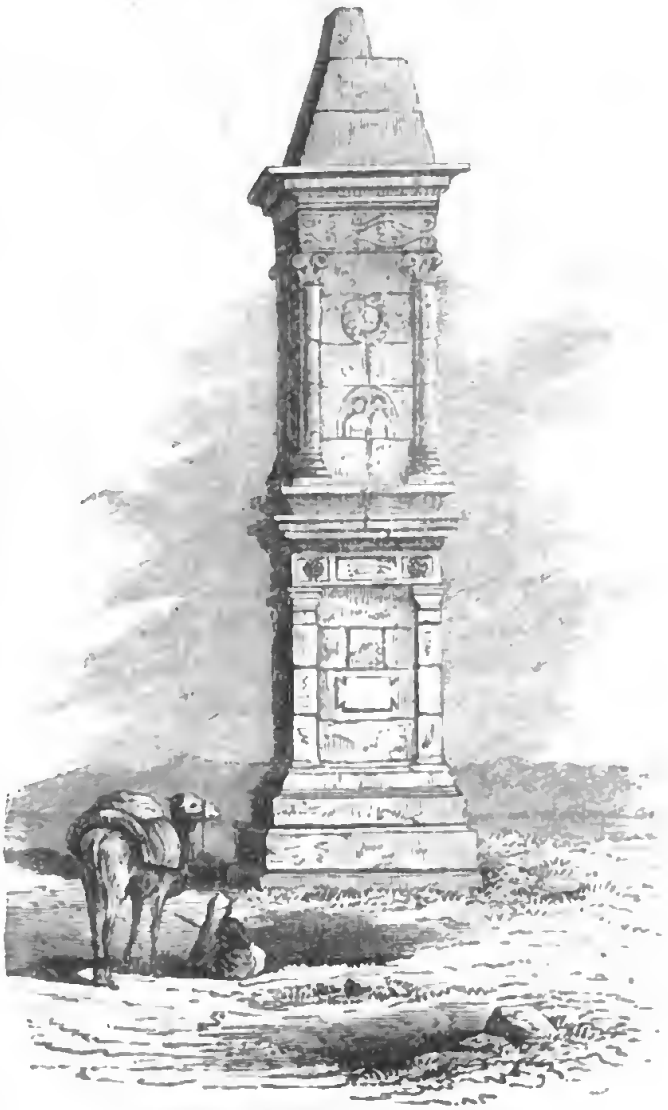
Der Nordrand der Hammada ſteigt weniger ſchroff an als der ſüdliche. Von dem mit Sidder- (Rhamnus Nabeca), Ethel- (Tamarix) und Ghurdokbäumen bewachſenen Wadi Tolagga und dem Brunnen Taboniech, deſſen Waſſer freilich brakiſch iſt, hebt ſich die Krautrinne des Wadi Lebaerek und Schak allmälig bis zu dem ebenfalls Lebaerek genannten Hügel empor. Erſt bei letzterem betritt der Wanderer das Schreckensgebiet der Hammada und wirft, dem allgemeinen Gebrauche gemäß, einen Stein auf die bereits aufgethürmten Haufen. Hier an der Grenze der Wüſte, wenige Stunden von den vorhin erwähnten Reſten der römiſchen Befeſtigung zu Gharia el gharbia, ragt noch ein ziemlich gut erhaltenes Grabmal, das vielleicht die Stätte bezeichnet, an welcher mehrere auf einander folgende Befehlshaber jener Feſte ruhen. In drei Stockwerken erhebt es ſich, wie die nebenſtehende Abbildung zeigt, vielfach verziert und reich geſchmückt, ſo daß es durch ſeine architektoniſche Schönheit auch in einer fruchtbaren und reichbevölkerten Gegend die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe des Reiſenden auf ſich ziehen würde, wie viel mehr in einer verlaſſenen Gegend, wie dieſe, am nördlichen Rande einer großen, waſſerloſen Wüſte.

„Wie ein einſamer Leuchtthurm von Macht und Bildung", ſagt Dr. Barth, „hebt ſich jenes Denkmal aus der meerähnlichen Fläche der wüſten Hochebene, die augenſcheinlich die Eroberer der alten Welt nicht abzuſchrecken vermochte, als eine in Stein geſchriebene Urkunde einer Zeit höher entwickelten Lebens empor."

Bei der Schönheit und Kunſtvollendung dieſer Denkmäler iſt es nicht zu verwundern, daß ſie von den rohen und jeder Kunſtthätigkeit unfähigen Bewohnern der Umgegend als Götterbilder oder Kultusſtätten betrachtet werden. Sie äußern abergläubiſche Scheu vor denſelben und betrachten ihre Umgebung als

einen Lieblingsaufenthalt feindlicher Dämonen und Geiſter. Und ſelbſt den aufgeklärtern Europäer ergreift ein eigenthümliches, unheimliches Gefühl, wenn er hier in der öden Umgebung, weit entfernt von europäiſchem Kulturleben, dieſen Banten gegenüber ſteht. Unwillkürlich ſieht er nach ſeinen Waffen und ſchaut ſich bedächtig nach allen Seiten um, während er vielleicht die Umriſſe des Denkmals in ſeinem Skizzenbuche entwirft.

Die Oſtſeite der Hammada wird von einem Wadi begrenzt, an deſſen Nordende Bondſchem und an deſſen Südſpitze die Stadt Sokna liegt. In dieſem Thale zog Dr. Vogel mit ſeinen Gefährten genau in der Richtung von Nord nach Süd weiter. Der Weg führte abwechſelnd über kieſigen Boden und zwiſchen Sandhügeln hindurch. Gypsſtücken und traubenförmiges Eiſenerz, ſowie gemeine Opal- und Achatſtücken bedeckten den Grund, bis man nach drei Meilen jenen ſonderbaren, 70 Fuß hohen einzelnen Kalkhügel ſah, welcher wegen ſeiner ſeltſamen Form von den Eingebornen die „Baſin-Schale" (Kuchennapf) geheißen wird. Baſin iſt das bereits erwähnte puddingähnliche Lieblingsgericht der Tuariks. Etwa zehn Meilen ſüdſüdöſtlich befindet ſich am Fuße einer Hügelkette (welche von der Straße in einer Art Paß, Chormut el Mhalle, d. i. eine Oeffnung für die Menge, Heerſtraße, — oder auch Wadi Bunage genannt, durchſchnitten wird), ein ähnlicher 120 Fuß hoher Felſen, das Zelt (Chiëma) genannt.



Römiſches Grabmal in der Hammada.

Südlich vom Wadi Bunage folgt wieder ſteinige Wüſte, im Oſten von einer Bergkette begrenzt, welche ſich in ungefähr vier Meilen Entfernung parallel mit der Straße dahinzieht. Fünf Meilen vorher, ehe man Sokna erreichte, ging der Weg über einen Höhenzug, der in der Richtung von Nordnordweſt nach Südſüdoſt ſtreicht und zwar über die öſtlichſte Spitze desſelben. Sowie man die erſten,

etwa 200 Fuß hohen Berge paſſirt hatte, traf man in einem kleinen Seitenthale auf eine Quelle, Tmad el Tar, und fand hier die erſte Spur von Waſſer, ſeit man Bondſchem verlaſſen. Tmad nennen die Araber jeden Ort, an dem man Waſſer findet, ſobald man den Sand wegräumt.

Endlich paſſirte die Karawane noch ein kleines Thal, durchſchritt einen Palmenwald und ſah in einem Thalkeſſel die Stadt Sokna vor ſich liegen. Ringsum erheben ſich die Schwarzen Berge (Soda, nach Lyon Soudah). Oeſtlich vom Meridian von Sokna bildet dieſer Gebirgszug ein vollkommen ebenes Plateau, welches bei der tiefblauen Farbe des Geſteins täuſchend den Anblick des See-Horizontes giebt. Die Stadt iſt gut gebaut und hat etwa eine halbe Stunde im Umfange. Eine gut erhaltene Mauer mit acht Thoren umgiebt ſie und im Innern zeigt ſich ein ſolcher Grad von Reinlichkeit und Wohlhäbigkeit, daß der Ankommende davon angenehm überraſcht wird. Vierzig Brunnen, deren Waſſer nach Dr. Vogel's Meſſungen 32° C. hat, verſorgen die Stadt und ihre Gärten mit hinreichendem Waſſer und es iſt deshalb Ueberfluß von Obſt und vorzüglich von Datteln vorhanden. Von der außerordentlichen Menge, in welcher dieſe Fruchtpalme hier gepflegt wird, kann man ſich eine Vorſtellung machen, wenn man erfährt, daß Abd el Gelid im Jahre 1829, als er Sokna belagerte und die Bewohner zur Uebergabe zwingen wollte, durch ſeine Leute binnen ſieben Tagen 43,000 Stück fällen ließ und daß trotzdem jetzt noch 70,000 Stämme vorhanden ſind. Hier in den Gärten von Sokna, unter 29° 4' n. Br., findet der Maulbeerbaum in Afrika ſeine Südgrenze. Die 2500 Einwohner der Stadt erfreuen ſich durch dieſen reichen Ertrag ihrer Umgebung und ihre rege Handelsthätigkeit ziemlichen Wohlſtandes. Sie ſind ein Berberſtamm und ſprechen einen beſondern Dialekt der Berberſprache, welcher ſich auch drei Tagereiſen von hier an der Straße nach Benghaſi bei den benachbarten Fok-ha findet. Schon Denham rühmt den freundlichen Charakter der Bewohner von Sokna. Das Haus, das er hier 1822 bewohnte, beſtand aus einem Hofraume von 18 Fuß im Geviert. An denſelben ſtieß ein kleines, dunkles Zimmer, wohin zwei Stufen führten; — eine idylliſche Einfachheit! Das Hauptgewicht wird bei dieſen Wohnungen darauf gelegt, daß der Hofraum, der zum hauptſächlichen Aufenthalt dient, hinreichenden Schatten gewährt; dort nimmt man Beſuche an und läßt ſich dabei auf ausgebreiteten Matten nieder.

Die Frauen in Sokna kleiden ſich faſt ebenſo wie diejenigen in Tripoli. Ihre weiten ſeidenen oder baumwollenen Gewande ſind häufig geſtreift; ihre Ohren ſchmücken ſie mit großen ſilbernen Ringen, mit eben ſolchen Zierrathen auch Arme und Füße. Bei den Aermern vertritt Glas oder Horn die Stelle des Silbers.

Der genannte Reiſende hatte bei ſeinem Aufenthalt in Sokna Gelegenheit, der Hochzeit eines reichen Einwohners beizuwohnen. Seine lebhafte Schilderung gewährt ein anziehendes Bild von den eigenthümlichen heitern Sitten jenes Völkchens.

Die Verlobung, ſo erzählt er, findet gewöhnlich ein Jahr vorher ſtatt; die Hauptfeierlichkeit der Hochzeit fällt auf den Abend. Am Morgen des Hochzeitstages ertönt die Muſik der Stadt oder des Stammes, aus einer Sackpfeife und

zwei kleinen Trommeln beſtehend. Es wird der Braut und dem Bräutigam ein Ständchen gebracht. Der letztere legt ſeinen Feſtanzug an und geht prunkend durch die Straßen der Stadt, Jung und Alt ziehen jubelnd hinterdrein. Währenddem verſammeln ſich die befreundeten Frauen in dem Hauſe der Braut, alle aufs ſchönſte geputzt; dort ſetzen ſie ſich an die Maueröffnungen, die ſtatt der Fenſter dienen und nach dem Hofe gehen. Wenn alle Platz genommen haben, die Braut auch an einem Fenſter, aber dicht in ihren Ueberwurf verhüllt, werden die Kleider der Braut, ſeidene Hemden, Schals, ſeidene Beinkleider und feine Ueberwürfe, um ihren Reichthum zu zeigen, von der Spitze des Hauſes ausgehängt, ſo daß ſie faſt die Erde berühren. Die jungen Häuptlinge dürfen dann ihre Aufwartung machen; ſie erſcheinen mit ihrer Muſik, und eine oder zwei Tänzerinnen ſchreiten in aller Form mit langſamen, abgemeſſenen Schritten voraus. So ziehen ſie bis in die Mitte des Hofes. Die Frauen begrüßen die Beſuchenden mit dem Rufe: „Luh! luh! luh!“ Dieſe erwiedern es, indem ſie, die Hand auf die Bruſt gelegt, im Kreiſe herumziehen. Hierbei haben ſie volle Zeit, die ringsum ſitzenden Schönen zu muſtern, von denen ſelten eine ihren Schleier nicht lüftet. Nachdem die Beſuchenden ihren Umgang gemacht haben, überreichen ſie das Geſchenk. Die erſte Tänzerin zeigt es, und je nachdem es mehr oder weniger koſtbar iſt, wird der Geber von den Zuſchauerinnen bewillkommnet. Zum Schluß feuern alle Angekommenen ihre Piſtolen ab und die Frauen rufen als Antwort ihr: „Luh! luh! luh!“ Kurz vor Sonnenuntergang ſchickt ſich die Braut an, das väterliche Haus zu verlaſſen. Sie beſteigt ein Kameel, das einen eigenthümlichen Käfig aus Flechtwerk trägt. Dieſer Sitz iſt mit Fellen, Schals und ſchönen Stoffen ſo verhängt, daß die darin ſitzende Dame zwar Alles ſehen kann, was um ſie herum vorgeht, ihrerſeits aber nicht bemerkt wird. Alle Bekannte und Freunde geben ihr das Geleite zur Stadt hinaus, wer es irgend möglich machen kann, erſcheint beritten und mit Schießgewehr bewaffnet. Die Reiter führen Scheingefechte auf, ſprengen zu zwei oder vier gegen einander an, während der Zug ſich rings um die Stadt bewegt, und ſchießen in der Nähe der Braut ihre Gewehre ab. Je größer die Menge von Pulver iſt, welche verwendet wird, deſto größer iſt die Ehre für die Braut. Zur Abwechſelung nähert ſich der Bräutigam dem Kameel der Braut, das von Negerinnen umgeben iſt, und wird zur großen Freude der Zuſchauer mit lautem Schreien und Kreiſchen wieder zurückgetrieben. Schließlich hält der Zug an des Bräutigams Wohnung. Hier erfordert es nun die gute Sitte, daß die Braut ſich überraſcht ſtellt und mit vielem Sträuben ſich weigert abzuſteigen. Die Umgebung verführt dabei einen großartigen Lärm, die Männer ſchreien, die Weiber kreiſchen, und nach vielen Anſtrengungen gelingt es endlich, die Braut zu bewegen, in das Haus ihres Verlobten einzutreten. Als Empfangsgruß ſteckt ihr der Bräutigam ein Stück Zucker in den Mund, ſie thut das Gleiche und auf dieſe Weiſe hat das Ehebündniß ſeinen ſüßen Anfang genommen.

Auch Dr. Vogel feierte in Sokna, zwar keine Berberhochzeit, aber doch ein Feſt in Gemeinſchaft ſeiner vertrauteſten Begleiter, ein Feſt, das ihn halb freudig im Geiſte in die ferne Heimat zurückverſetzte. Er trank hier am Geburtstage ſei-

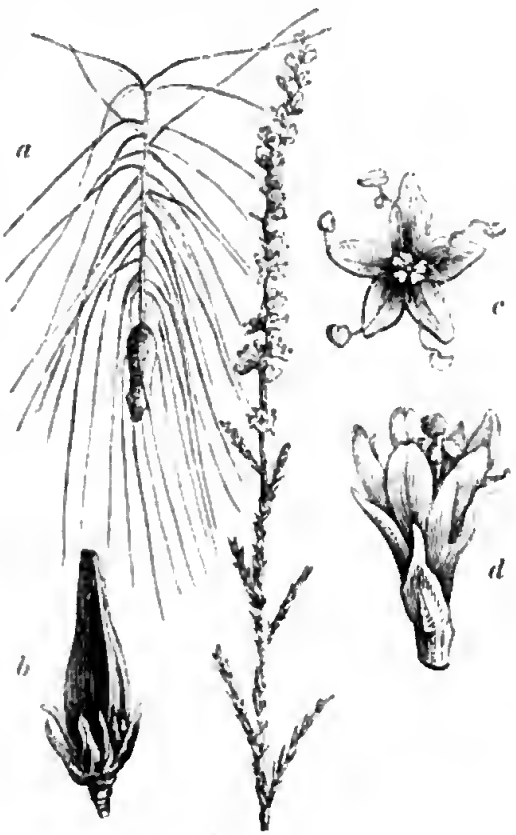
nes geliebten Vaters das letzte Glas Wein, welches von dem kleinen Reiſevorrath noch übrig war, auf das Wohl des Entfernten in der Ueberzeugung, daß die Seinen daheim in gleich warmer Weiſe ſeiner gedachten!

In der Nähe von Sokna liegen mehrere ziemlich bedeutende Ortſchaften: el Xer gegen 1¾ Meilen öſtlich, Huhu 1 Meile nördlich und Wodan 5 Meilen öſtlich. Letzteres liegt in den Bergen.

Dr. Vogel hatte gehofft, in dem wegen ſeiner Fruchtbarkeit ſo geprieſenen Thale von Sokna eine reiche Ausbeute für ſeine botaniſchen Sammlungen zu finden, wegen der vorgerückten Jahreszeit traf er aber Alles dürr und von der Sonne verbrannt. Eine Gartenraute (Ruta) und eine Schwalbenwurz (Vincetoxicum) waren das Einzige, was er an einer geſchützten Stelle unter 30° n. Br. noch friſch vorfand. Nur wenige andere Formen vermochte er aus den vertrockneten Reſten außerdem zu erkennen. Hohe Büſchel verſengter Gräſer und Teppiche von verſchrumpftem Thymian (Thymus) und Beifuß (Artemisia) zeigten ihm, welche ergiebige Ausbeute er vielleicht drei Monate früher hätte haben können. Im Gebiete von Feſſan hörte die wilde Flor faſt ganz auf, mit Ausnahme eines ſtachligen Gewächſes aus der Familie der Schmetterlingsblümler (Papilionaceae), das den Kameelen zum Futter dient und von den Arabern Agul genannt wird. Der Agul (Alhagi maurorum) ähnelt unſerer bekannten Hauhechel (Ononis), wird wie dieſe 1—2 Fuß hoch und trägt an den zähen Stengeln ſitzende einfache Blätter von eirunder Geſtalt, an deren Grunde mehrere ſcharfe Dornen entſpringen. Aus den Blattwinkeln ſproſſen kleine Büſchel blauer Schmetterlingsblüten und aus den Zweigen ſchwitzt ein ſüßſchmeckendes Gummi, das in kleinen Körnern verhärtet. Nur durch ſein kräftiges Gebiß und die durch feſte Hornhaut geſchützten Lippen wird das Kameel befähigt, eine ſolche ſtachlige Koſt zu bewältigen. Hie und da fand ſich auch ein Tamariskenſtrauch, der in ſeiner feinen, aufſtrebenden Aſtvertheilung und ſeinem zierlich kleinen, faſt ſchuppenförmigen Laubwerk einem großen Heidekraut ſehr ähnlich ſieht. Auch die roſenrothen kleinen Blumen, die Sträuße an den Zweigſpitzen bilden, erhöhen den Vergleich. Es iſt dies derſelbe Strauch, welcher Manna ausſcheidet und von manchen als das Gewächs bezeichnet wird, das der Brodlieferant der Israeliten bei ihrer Wüſtenfahrt geweſen ſei; Andere wollen auch den oben beſchriebenen Agul an dieſem Verdienſt Antheil nehmen laſſen. (Unſere nebenſtehende Abbildung zeigt in der Mitte die Spitze eines Blütenzweiges der Tamariske in natürlicher Größe; c. iſt eine Blüte von oben geſehen, ungefähr ſechsmal vergrößert, d. dieſelbe von der Seite mit einem unter ihr ſtehenden Blatte. Fig. b. ſtellt eine reife, aber noch verſchloſſene Fruchtkapſel vergrößert dar und zeigt an ihrem Grunde die vertrockneten Blütenblätter; a. iſt ein ausgefallenes Samenkorn, mit ſeiner Federhaarkrone, anſehnlich vergrößert.)

Nur Dattelpalmen zeigten ſich in ermüdender Wiederholung in den Oaſen, und unter ihren Stämmen thürmte ſich der verwüſtende und Alles begrabende Sand zu hohen Hügeln, gleichſam als wolle er verſuchen, auch ſie zu erſticken. Nach dem Aufbruch von Sokna mußte die Karawane die Schwarzen Berge erklimmen. In einem kleinen Querthale führt der rauhe Weg zunächſt nach God-

sah, einer Quelle mit sehr gutem Wasser hinauf. Die Berge gewähren einen grotesken, wilden Anblick. Sie erheben sich 400 — 600 Fuß sehr steil über die Thalsohle und sind grell kolorirt. Der Sandstein, aus dem die mächtigen obern Lagen bestehen, ist durch seinen Eisengehalt schwarz gefärbt, die tiefern Flötze gehen ins Braune und Gelbe über. Die Häupter des Gebirges schillern stark ins Bläuliche und sehen aus, als seien sie mit Reißblei bedeckt. Diese dunkle Färbung zieht sich stellenweise in das untere Gelb herab, sowie umgekehrt mitten im Schwarz kreisrunde große Flecken von Gelb und Braun vorkamen. Die Gipfel sind niedrige, stumpfe Kuppen, die Thäler meist rund oder oval, stets überall abgeschlossen. Dr. Vogel sagt, daß die ganze Scenerie bei dem gänzlichen Mangel alles pflanzlichen und thierischen Lebens auffallend an eine Mondlandschaft erinnere. Die untern Schichten des Gebirges sind Kalksteine von gelblicher Farbe, fast ganz aus Resten von Seethieren gebildet. Dieser Kalk, obgleich von ziemlicher Härte, verwittert doch leicht durch den Einfluß der Luft, durch Regen und Wind. Er bröckelt herab und giebt zur Entstehung von Höhlen Veranlassung. Auf diese Weise verlieren die obern Schichten ihren stützenden Unterbau und stürzen endlich, wenn sie sich nicht mehr zu halten vermögen, krachend herab, zu vielen Felsblöcken und Trümmern zerberstend. Auch weiße Gypsschichten kommen einzeln zwischen dem Kalkstein vor.



Tamariske (Tamarix).

Der Höhenzug der Schwarzen Berge ist sechs Meilen breit. Koloquinten (Colocynthus; siehe das Schlußbild S. 90) waren das einzige Gewächs, das unserm Reisenden hier vorkam. Diese gurkenähnliche Pflanze bedeckt zu Tausenden den Boden in den erwähnten Thälern. Ihre rauhen Blätter sind tief fiederspaltig getheilt und die Blüten wie bei unserer Gurke zweierlei Geschlechts, so daß die einen, welche nur Staubgefäße enthalten (siehe auf der Abbildung S. 90 rechts!), nach dem Verblühen ohne Fruchtansatz abfallen und nur die sogenannten weiblichen sich zu kuglichen rauhen Kürbisfrüchten entwickeln. Die Früchte derselben sind zwar nicht genießbar, werden aber von den Tibu als Medizin bei mehreren Krankheiten benutzt. Sie lassen sie etwa zwölf Stunden lang in einer Schale Milch liegen und trinken dann letztere. Die Kerne wässern sie eben so lange ein, um ihnen die Bitterkeit zu benehmen, dann werden sie unsern Kürbiskernen ähnlich geröstet und verzehrt.

Jenseits der Schwarzen Berge beginnt die Wüste Ben Asien (Serir ben

Aſien) und reicht bis nach Om el Abid. Sie iſt ein würdiges Seitenſtück zu der weſtlicher liegenden erwähnten Hammada, eine vollkommene Ebene ohne Waſſer, ohne Pflanzen und ohne Thierleben. Ein großer Unterſchied zwiſchen Barth's Reiſe durch die Hammada und Vogel's Zug durch Ben Aſien lag darin, daß erſterer von der kühlern Jahreszeit begünſtigt ward, letzterer aber die troſtloſe Strecke in der Mitte des Sommers paſſirte. Damit die Füße der Kameele nicht zu ſtark von der Hitze des Bodens angegriffen würden, wählte man die Nächte zur Reiſe.

Schon bei Sokna trifft man Salzlachen, jenſeits der Schwarzen Berge aber iſt der Boden überall bis nach Murſuk mit einer Salzkruſte überzogen. Trotzdem findet ſich hier auch ein Brunnen mit ſüßem Waſſer bei Om el Abid.

In der Nähe des Städchens Sighem, das in der Richtung nach Süden dann folgt, iſt der Brunnen Temahint, in deſſen Umgebung ſich einige Araber vom Stamme Uelad Sliman niedergelaſſen haben und hier ihre Kameele weiden. Dieſe Uelad Sliman, ein abenteuerluſtiger und raubſüchtiger Stamm, war in frühern Zeiten im Tripolitaniſchen ſeßhaft geweſen. Ihr unruhiger Geiſt hatte ſie aber getrieben, weiter nach Süden vorzudringen, und ſo hatte ſich die Hauptmaſſe derſelben bis zu den Ufern des Tſad-Sees durchgeſchlagen, während kleinere Abtheilungen auf verſchiedenen Zwiſchenſtationen ſich feſtſetzten. Ueber das Schickſal dieſes Volkes und über die zwiſchen ihnen und den Berber- und Negervölkern ſtattgehabten Kämpfe werden wir beſonders dann Gelegenheit nehmen, einige Worte hinzuzufügen, wenn unſer Reiſender das Gebiet ihres ſüdlichſten Poſtens erreicht.

Vielfach bietet ſich dem Reiſenden in Feſſan Gelegenheit, die Charakterverſchiedenheiten der Völkerſchaften zu vergleichen, welche in dem großen Wüſtenſtriche Nordafrikas hauſen.

Soweit die geſchichtlichen Ueberlieferungen uns darüber unterrichten, bewohnten die ſogenannten Berberſtämme das nördlichſte Gebiet des Erdtheils, während in Feſſan ſich eine ſchwarze Negerbevölkerung befand. Jene Berber waren ſemitiſchen Urſprungs, muthmaßlich von Oſten her eingewandert und durch nachfolgende Einwanderungen verwandter Stämme, die ſich unter einander vermiſcht hatten, wiederum in mehrere Völkerſchaften unterſcheidbar, die aber in Körperbau, Sitten und Sprache viel Uebereinſtimmendes beſaßen. Sie wurden als Libyer, Mauren, Numidier u. ſ. w. bezeichnet. Ihre Ausbreitung nach Süden war verhältnißmäßig beſchränkt, Wargela und Tauat waren noch im Beſitz der Schwarzen. Die frühern Eroberer Nordafrikas, die Römer, Vandalen und Byzantiner, verfuhren ſehr ſchonend gegen die Berber oder Imoſcharh, wie ſie vielleicht richtiger genannt werden müßten. Dieſe behielten deshalb die einmal eingenommenen Plätze an der Küſte und die einen von ihnen traten zum Judenthum über, die andern wurden Chriſten. Gewaltiger war dagegen die Veränderung, welche durch die fanatiſirten Araber hervorgerufen wurde. Letztere benahmen ſich gleichzeitig aus religiöſen und politiſchen Gründen höchſt unduldſam. Die Berberſtämme wurden im gleichen Maße nach Süden gedrängt, wie die Araber ſich in größern Mengen von Norden und Oſten her anſiedelten. Trotzdem gingen

jene Veränderungen der Wohnsitze nicht plötzlich vor sich, sondern fanden erst im Laufe größerer Zeiträume statt. Ein vorzüglicher Anstoß ward in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts gegeben, in welcher auf Antrieb des ägyptischen Ministers Ahmed ben Ali el Djerdjerani zahlreiche Araberfamilien von Aegypten aus nach den Berberstaaten übersiedelten. Ein großer Theil der nach Süden ziehenden

Tuariks (Imoscharh).

Berber nahm den Glauben ihrer Dränger an, und von dieser Aenderung der Religion erhielten sie wahrscheinlich den Namen Tuariks, d. h. Leute, welche ihren Glauben aufgegeben haben. Diese Bezeichnung wird nur von den Arabern gebraucht, sie selbst nennen sich Imoscharh. Noch jetzt sind die Feindseligkeiten zwischen den Stämmen beider Völkerschaften nicht erloschen, eifersüchtig stehen sie sich gegenüber, die Hand am Speer, und benutzen jede Gelegenheit, um das Uebergewicht über den Nebenbuhler zu erlangen.

Die Araber haben auch in Afrika, das mit ſeinem Wüſtenleben ihrer urſprünglichen Volksheimat gleicht, die alten Sitten und das alte Weſen größtentheils unverändert behalten. Dieſe wilden Geſellen, halb Hirten, halb Räuber, meiſtentheils hagere Geſtalten, fallen durch die ausdrucksvollen, mitunter ſogar ſchönen Züge ihres Geſichts auf. Das ſchlichte, ſchwarzglänzende Haar ſäumt das gelbbraune, ſonnenverbrannte Antlitz, die lebhaften ſchwarzen Augen verrathen die leicht erregbaren, ungezügelten Leidenſchaften. Trotz der Magerkeit im Bau beſitzen die Glieder bedeutende Muskelkraft und Ausdauer, ihre Bewegungen ſind ſchnell und gewandt, und wer einen Arabertrupp in Unterhaltung begriffen findet, glaubt Zeuge eines heftigen Zankes zu ſein, ſo lärmend und ſchreiend, geſtikulirend und beweglich geht Alles zu.

Vielfach mag der Fremde ſich freilich getäuſcht ſehen, wenn er bei jedem Araber die alte vielgerühmte Gaſtfreundſchaft zu finden glaubt; doch ſuchen noch zahlreiche Wohlhabendere eine Ehre darin, den Reiſenden, der ſich ihrem Schutze vertraut, zu pflegen. Begeiſtert für die Großthaten ihrer Vorfahren, lauſchen die Araber am Abend, auf dem platten Dache eines Hauſes oder neben dem glimmenden Wachtfeuer gelagert, mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit den poetiſchen Schilderungen und den aus dem Stegreif erfundenen Geſängen eines beſonders begabten Genoſſen. Es finden ſich ſolche Erzähler bei jedem Stamme einzelne, welche durch ihre Fertigkeit in der Rede, durch den Bilderreichthum ihrer Vorträge und durch die Leidenſchaftlichkeit, mit welcher ſie ihre Zuhörer fortreißen, ſelbſt den gebildeten Europäer in Erſtaunen ſetzen. In gleicher Erregbarkeit verfolgen die Lauſchenden den Gang der Erzählung und zerfließen jetzt in Thränen, während ſie kurz darauf laut auflachen oder durch Händeklatſchen ihre Theilnahme zu erkennen geben.

Von dem Araberlager bei Tamehint 2½ Meile nach Süden gelangten unſere Reiſenden nach Sebha, einem kleinen Orte mit Dattelpflanzungen, in dem vor einigen zwanzig Jahren der Häuptling der erwähnten Uëlad Sliman, Abd el Gelid, derſelbe, deſſen Zerſtörungen wir bei Sokna berührten, ſeinen Sitz aufgeſchlagen hatte. Von den 4000 Einwohnern, welche der Ort ehedem zählte, ſind nur noch etwa 400 übrig.

Um Sebha haben ſich eine Anzahl Familien von dem Berberſtamme der Tynilkum angeſiedelt und nähren ſich theils von den Früchten der Dattelpflanzungen, theils von dem Ertrag ihrer Herden, denen ſie die größte Sorgfalt widmen. Beſonders beſitzen ſie zahlreiche Schafe und Kameele, und mit den letztern übernehmen ſie für die Kaufleute in Feſſan Waarentransporte durch die Wüſte. Weithin ſind dieſe Tynilkum wegen ihrer Treue und ihres religiöſen Ernſtes in gutem Ruf. Der ganze Stamm beſteht aus etwa 350 — 400 Familien. Die Mehrzahl derſelben bewohnt die Strecken zwiſchen Murſuk und Rhat, im Weſten der erſtgenannten Stadt. Alle halten aber eng zuſammen und handeln ſtets in der größten Uebereinſtimmung mit einander. Sie ſind, wie ſie ſelbſt von ſich ſprichwörtlich ſagen, „einig wie Mehl, das durch die verſchiedenen Löcher eines Siebes in denſelben Topf fällt!“ Giebt ein Araberlager mit ſeinen Barden beim Scheine des glimmenden Nachtfeuers ein wildes Bild der Wüſtenpoeſie, ſo gewährt ein Wohnplatz der Ty-

nilkum in der Dämmerung des Abends eine ganz verſchiedene Scene. Im klaren Mondlicht ſchimmern die reinlichen Hütten, einige mit platten, andere mit ſpitzzulaufenden, kegelförmigen Dächern. Die Ordnung, die in ihnen herrſcht, zeichnet ſie vortheilhaft vor den oft unreinlichen Araberwohnungen aus. Die Frauen, angenehme, rüſtige Geſtalten, ſind emſig beſchäftigt, die Reiſevorräthe zuſammen zu tragen und zu packen. Muntere Kinder ſpielen auf dem Sandplatz in heitern Gruppen. In einiger Entfernung vom Orte aber, auf einem flachen Hügel, über den das weiße Mondlicht ſeinen Zauberſchimmer ausgießt, haben ſich die Männer des Ortes zum Gebet verſammelt. Der ernſte Klang, halb Gebet, halb Geſang, ſchwillt jetzt zu mächtigem, ſturmähnlichem Geräuſch an, dann wieder verhallt er, melodiſch ſich ſenkend, zu melancholiſch geiſterhaftem Tone. Die in ascetiſcher Weiſe lang ausgehaltenen Silben „ha, ha!" bekunden den tiefen Ernſt, die lebhafte, religiöſe Begeiſterung, welche alle Verſammelten durchglüht.

Die Tynilkum gehören zu einer neuern muhamedaniſchen Sekte, als deren Stifter Mohammed el Medani genannt wird. Dieſer Eiferer gründete ein Kloſter bei Masrata und da ſelbiges mit einigem Beſitzthum in Verbindung ſtand, war er in den Stand geſetzt, zahlreiche Pilger gaſtfrei zu verpflegen und durch dieſe Gelegenheit ſeinen Lehren viele Freunde und Bekenner zu verſchaffen. Ein Hauptverdienſt ſeiner Lehre beſteht beſonders darin, daß er die Verehrung verſtorbener Heiligen abſchaffte und ſich dadurch beſtrebte, den Muhamedanismus auf ſeine urſprüngliche Reinheit zurückzuführen. Der Heiligendienſt fand bei den Imoſcharh beſonders deshalb eine ſo leichte Aufnahme, weil die Berber vor den Verſtorbenen überhaupt die größte Scheu beſitzen. Es wird als der größte Verſtoß gegen alle gute Sitte betrachtet, den Namen eines Abgeſchiedenen auszuſprechen, denn man hat die Furcht, der Gerufene möge erſcheinen; daher iſt es allgemeiner Gebrauch geworden, ſofort bei dem Ableben Jemandes deſſen Namen zu wechſeln. Man nennt die Verſtorbenen dann ſtets mit dem neuen Namen und beruhigt ſich damit, daß man meint: der Todte wiſſe ja dieſe Bezeichnungsweiſe nicht, werde alſo auch nicht durch das Ausſprechen derſelben in ſeiner Grabesruhe geſtört.

Dr. Barth, der bei ſeinem langen Aufenthalte unter den muhamedaniſchen Stämmen Afrikas vielfach Gelegenheit hatte, das religiöſe Leben derſelben zu beobachten, geſteht, daß er dem Islam wol kräftige Lebensfähigkeit genug zutraut, und ſpricht ſeine Freude über das weitere Verbreiten dieſer ſtrengen Sekte aus, während er nicht umhin kann, ſeine Mißbilligung darüber zu äußern, wenn die Muhamedaner gleichgültig gegen die Satzungen ihrer Religion werden und ſich nur darin dem Judenthum und den Sitten chriſtlicher Völker nähern, daß ſie ſich den Genuß berauſchender Getränke und ähnliche Untugenden angewöhnen. Wir werden ſpäter, bei einem Ueberblick der Geſchichte Bornus, Gelegenheit haben, noch andere religiöſe Erhebungen innerhalb der muhamedaniſchen Völker zu erwähnen, und erinnern nur in Kürze an jene großartigen Umwälzungen, welche durch Othman unter den Fellata und durch el Kaneni unter den Bewohnern Bornus hervorgerufen wurden. Von dem Ernſt und der Strenge, mit welcher der letztgenannte Fürſt hierbei verfuhr, erzählt Denham vielfache Beiſpiele.

Zwiſchen Sebha und Rhodoa erſtreckt ſich wieder eine Wüſte von feinem Sande. Der 60 Fuß tiefe Brunnen, Sidr Muſerud Lamin genannt, beſaß leider zur Zeit keinen Tropfen Waſſer. Seitwärts weſtlich beginnt das Wadi Schergi, deſſen weitern Verlauf und nähere Beſchaffenheit unſer Reiſender bei ſeiner Reiſe nach den Natron-Seen genauer kennen lernte. Hier, bei dem Dorfe Abiah, fand Dr. Vogel noch eine Gruppe von 50 Oelbäumen, die aber hier keine Früchte mehr tragen. Mit dem Oelbaum findet auch die Aprikoſe hier ihre Südgrenze. Auf dem Sandboden des Wadi, das den fruchtbarſten Landſtrich von ganz Feſſan bildet, wuchert die bei den Schwarzen Bergen erwähnte Koloquinte in überreicher Menge und wird dadurch zum läſtigen Unkraut, da ſie keinen nennenswerthen Vortheil bietet. Um ſo willkommener wird ſie den Straußen; dieſe wagen ſich ihretwegen in die bewohnten Diſtrikte und verzehren die Samenkerne des Gurkengewächſes.

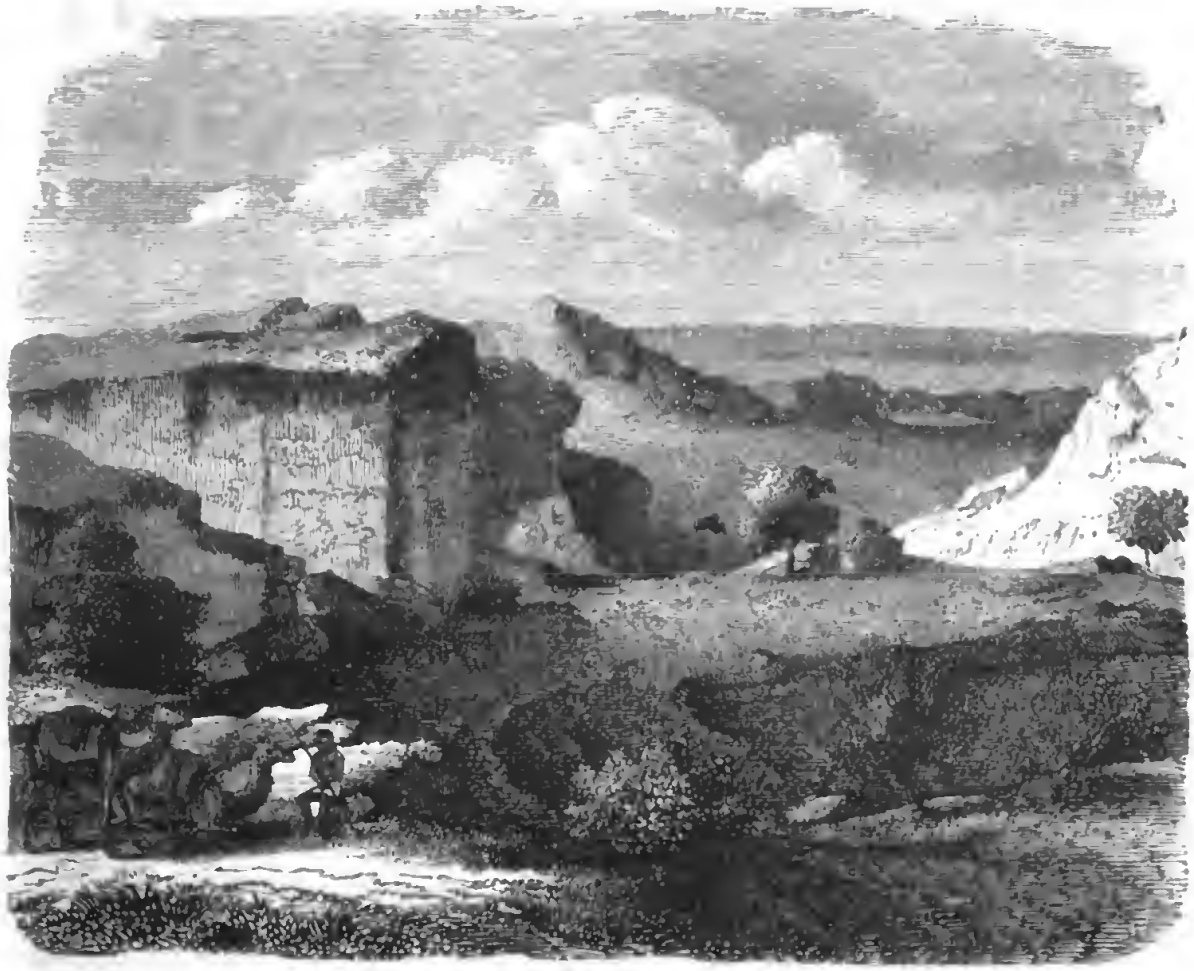
Drei tafelförmige Berge und einer, der die Geſtalt einer ſehr ſpitzen Pyramide zeigt, ſchließen hier das öſtliche Ende des Wadi Schergi ab.

Das Dorf Rhodoa, durch welches die Straße im weitern Verlauf führte, liegt inmitten ſchöner Palmenpflanzungen und zeigt Spuren frühern Wohlſtandes.

Endlich erreichte die Karawane über das Dorf Delem und Scheggua das nächſte Reiſeziel: Murſuk, die Hauptſtadt von Feſſan.

Nach einer vierzig Tage langen Reiſe durch die Wüſte, bei einer Hitze von 33—38° C. im Schatten und gegen 50° in der Sonne, ſtieg die Karawane am 5. Auguſt über die mäßig hohen Sanddünen, welche, von Palmen gekrönt, in großem Kreiſe die flache Senkung „Hofra" umgeben, in der Murſuk liegt. Alle erfreuten ſich guter Geſundheit. Von den 33 Kameelen hatte Dr. Vogel nur ein einziges verloren. Den guten Verlauf der Reiſe, die unbeſchädigte Erhaltung des zahlreichen Gepäcks, ſowie die freundliche Aufnahme, welche man überall fand, hatten die Reiſenden vorzugsweiſe den aufopfernden Bemühungen des Herrn Warrington zu verdanken.

Die Koloquinte.



Wadi Telissare.

III.

Fessan und die Natron-Seen.

Mursuk. — Die Gewächse Fessans. — Statistik. Handel und Gewerbe in Fessan. — Die Imoscharh und Imrhad. — Reise nach den Natron-Seen. Dscherma. Römisches Denkmal. — Die Garamanten. — Der Trona-See und Bahr el Dud. — Der Fessan-Wurm. — Das nordwestliche Fessan. — Eberi. — Das westliche Fessan. — Wadi Telissare. — Land der Asgar-Imoscharh. — Die Geisterburg Idinen. — Rhat.

Das sehr flache Kesselthal von Mursuk ist rings von einem Zuge Sanddünen umgeben, der im Norden ziemlich dicht mit Dattelpalmen bepflanzt ist. Im Schutze derselben gedeihen einige Obstbäume: Granaten, Pfirsichen und Feigen und eine Anzahl kleiner Gärten. In letztern baut man etwas Gemüse, Weizen und Gerste. Hütten, mit Palmenzweigen bedeckt, sind in den Gärten errichtet und gewähren den Besitzern einigen Schutz vor der Sonne. Die größern jener Hütten enthalten meh-

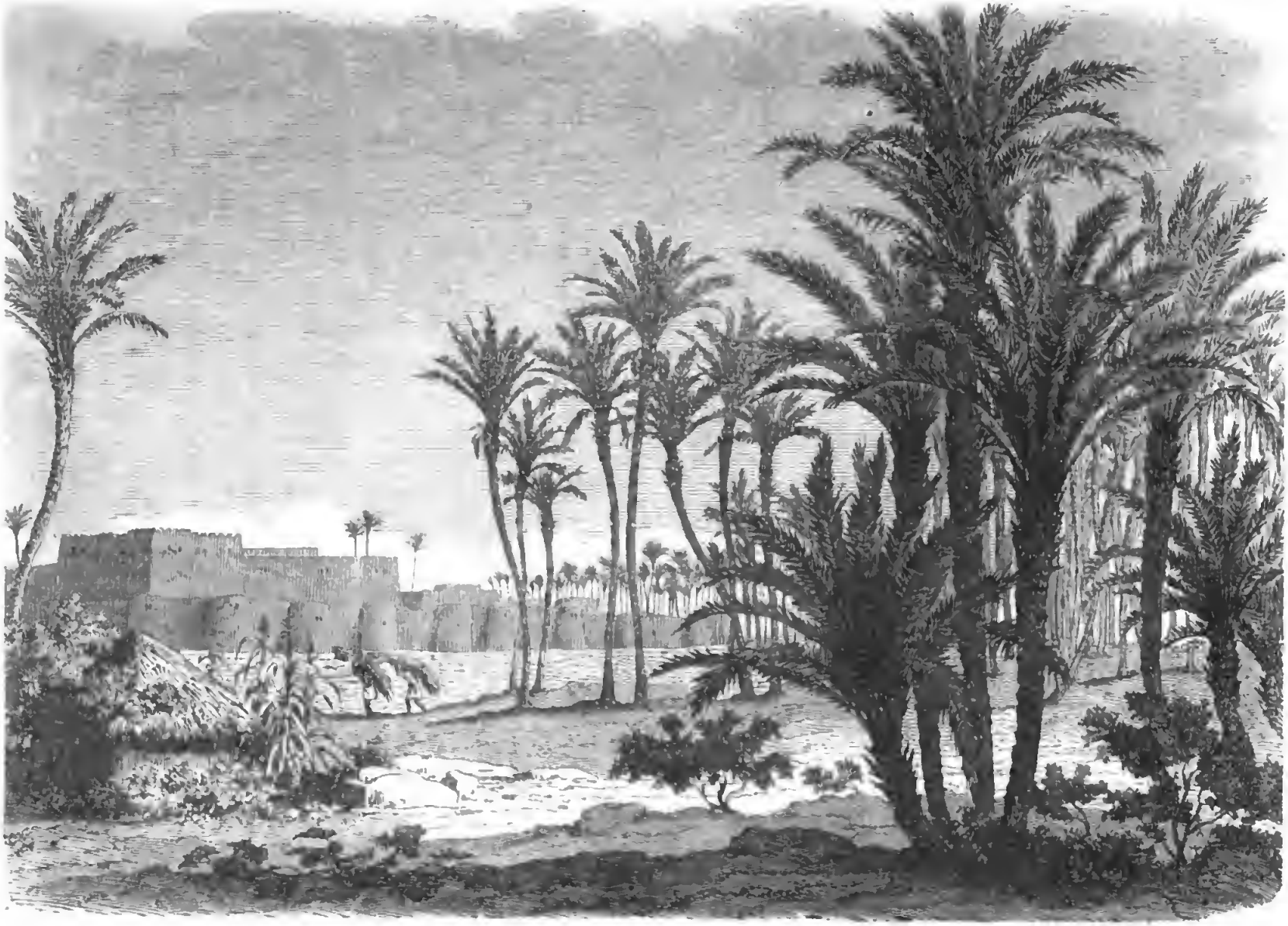
rere Zimmer und einen kleinen Hofraum, die kleinern dagegen nur ein finsteres, enges Gemach. Nach Süden zu zieht sich die Dattelpflanzung auf den Dünen entlang in unregelmäßiger Weise; bald bildet sie einen langgestreckten, schmalen, ziemlich lichten Streifen, bald wieder stellt sie dichtere, einzeln gelegene Wäldchen dar. Im Südosten fehlt sie gänzlich; hier tritt die nackte Wüste bis unmittelbar an die Mauern von Mursuk heran.

Die Stadt bildet ein ziemlich regelmäßiges Viereck von ungefähr einer Stunde im Umfange. Sie wird von Lehmmauern umschlossen, welche sich an runde und eckige Bastionen stützen. Aus diesen Mauern krystallisirt das Salz, das der Lehm in reichlicher Menge enthält, an der Oberfläche aus, so daß sie im Sonnenlicht sonderbar glitzern. Drei Thore führen in die Stadt; die an der Westseite und Nordseite befindlichen sind sehr eng, so daß kein beladenes Kameel dieselben passiren kann; das östliche ist das einzige, durch welches Karawanen einziehen können. Unmittelbar an ihm befindet sich deshalb auch das Zollhaus. Ost- und Westthor werden im Innern durch eine breite Straße verbunden. Die Südseite besitzt keinen Eingang.

Von Norden her, wo unsere Reisenden ankamen, macht Mursuk nicht gerade den besten Eindruck. Ehe die Karawane an das enge Thor gelangt, muß sie an einem großen Tümpel des faulsten Salzwassers vorüber, der ringsum die Luft durch die von ihm aufsteigenden Dünste verpestet. Die eigenthümliche Lage der Stadt, ringsum von Dünen und Palmen umgeben, hält jeden reinigenden kräftigern Luftzug ab. Höchst selten befeuchtet ein schwacher Regen den Sandboden und die drückend heiße Atmosphäre ist fortwährend mit einem Nebel von Staubtheilen erfüllt, welcher die Hitze noch mehr steigert.

Dr. Vogel ward bei seiner Ankunft in Mursuk von dem englischen Konsul daselbst, Herrn Gagliuffi, aufs freundlichste empfangen und ihm in dem Gebäude des Konsulats daselbst seine Wohnung angewiesen. Von hier aus hatte er die Aussicht auf den Bazar, der ziemlich in der Mitte der Stadt liegt und rings mit Hallen, auf Säulen aus Palmenstämmen ruhend, umgeben ist. Diese schattigen Plätze gewähren Käufern und Verkäufern behaglichen Aufenthalt zur Besorgung ihrer Geschäfte. Gerade dem Konsulatgebäude gegenüber, an der Ostseite des Bazars, zeichnet sich das Wachthaus durch seine aus sechs Säulen gebildete geschmackvolle Halle aus.

Unmittelbar an die Westseite des Konsulats stößt die Wohnung des Scheikhs und neben dem westlichen Thore erhebt sich das Kastell mit dicken Mauern und engen Gemächern. Neben demselben ist in neuern Zeiten eine Kaserne erbaut worden, ein großes viereckiges Gebäude mit einem Waffenplatze in der Mitte. Die Gemächer der Offiziere nehmen die Ostseite ein, während sich die langen Säle für die Soldaten an den übrigen Seiten hinziehen. Das Gebäude ist für 2000 Mann eingerichtet, gewöhnlich bewohnen es aber nur 400 Mann, die ebenso bequemes Quartier als gute Nahrung haben. Die tägliche Kost der gewöhnlichen Bevölkerung erscheint, mit der Nahrung dieses Militärs verglichen, wahrhaft



Murſuk, Hauptſtadt von Feſſan.

dürftig, und doch würde jeder Fessaner lieber Hungers sterben, als freiwillig in die Reihen des stehenden Militärs eintreten.

Durch die breite Straße, welche vom Bazar aus in gerader Richtung nach dem westlichen und östlichen Thore führt, gewinnt die Stadt zwar einen heitern, hellen Charakter, wird aber in demselben Grade auch heißer. Auch ihre übrigen Straßen sind gerade, obschon enger. Durch diese Bauart ähnelt Mursuk mehr den Städten des Sudan als den arabischen. Das alte Sudan, das „Land der Schwarzen" rechnete man früher schon vom Südende der Hammada und den Schwarzen Bergen an. Im engsten Sinne des Wortes versteht man das Reich der Haussa oder Fellata darunter. Wir werden dieses Wort stets nur im weitern Sinne anwenden und unter Sudan die innerafrikanischen Länder überhaupt begreifen.

Die Gesammtbewohnerschaft Mursuks mag gegen 2800 Seelen, einschließlich der Sklaven, betragen. Die Gewerbsthätigkeit Mursuks ist nur unbedeutend. Der Handel muß sich nur mit der Vermittelung der Orte begnügen und bringt keine oder nur unbedeutende eigene Produkte. Es führen von hier aus zwei Hauptstraßen nach Norden: die eine, von Vogel benutzte, über Sokna, Bondschem und Beniolid, die andere, welche Richardson wählte, durch die Hammada. Ebenso gehen auch zwei Karawanenwege weiter nach Süden, der eine östlich über Bilma nach Kuka, der andere westliche über Rhat durch die Gebiete der Tuariks und Aïr oder Asben. Mit beiden werden wir uns später näher vertraut machen. Dr. Vogel schätzt den jährlichen Ertrag des Handels gegen 150,000 Thaler, von denen sieben Achtel auf Sklaven kommen.

In Mursuk ward Dr. Vogel's Aufenthalt bis zum 15. Oktober verzögert. Von dieser Verzögerung trug hauptsächlich Hadschi Achsen, der Vetter des Sultans von Bornu, die Schuld. Es mußte Vogel in hohem Grade wichtig sein, in Gesellschaft dieses angesehenen Herrn nach Kuka zu reisen. Derselbe hatte ihm versprochen, drei Wochen nach dem Beiramfest, also Anfang August von Mursuk abzureisen; als Vogel zur rechten Zeit hier eintraf, erklärte er aber, er habe den großen Beiram, der in die Mitte September fällt, gemeint. Wenn irgend möglich, suchen es die auf strenge Ausübung der Religionsgebräuche bedachten Bornuaner zu umgehen, während der Fastenzeit die Wüste zu durchreisen, da sich Fasten und Dursten mit den Anstrengungen der Reise nicht verträgt. Das Beiramfest bildet den Schluß der Fasten und wird mit Schmaus und heitern Vergnügungen gefeiert. Achsen durfte sich um so weniger einen Verstoß gegen die fromme Sitte zu Schulden kommen lassen, da er ja so eben von Mekka zurückkam. Jeder, welcher eine Pilgerfahrt nach der heiligen Stadt ausgeführt hat, erhält den Ehrennamen eines Hadschi.

Da es nun bei dem unsichern Zustande des Landes für eine kleine Karawane unmöglich war, allein nach Bornu zu gehen, so mußte sich Vogel gedulden bis zum 13. Oktober. Er verwendete seine Zeit darauf, die von ihm auf der Reise von Tripoli bis Mursuk gesammelten Materialien zu ordnen und seine Sammlungen und Berichte nach Europa abgehen zu lassen.

Auf dieſer Wegſtrecke hatte Dr. Vogel durch zehn von ihm angeſtellte aſtronomiſche genaue Beobachtungen die Lage aller berührten Orte feſtgeſtellt. Die frühern Reiſenden hatten ſich zur Beſtimmung der geographiſchen Länge der Orte vorzugsweiſe des Kompaſſes bedient. Da indeß die Magnetnadel an den meiſten Stellen der Erde etwas von der genauen Richtung Süd-Nord abweicht, dieſe Abweichungen aber von jenen Reiſenden nicht in Rechnung gebracht worden waren, ſo hatte man alle jene berührten Punkte zu weit öſtlich auf den Karten verzeichnet. Die Chronometer erweiſen ſich zur Beſtimmung der geographiſchen Länge dem Schiffer ziemlich ſicher und laſſen aus dem Unterſchied, den ſie zwiſchen der Zeit an dem Orte, wo ſich der Reiſende befindet, und der Zeit des Ortes der Abreiſe angeben, die öſtliche oder weſtliche Abweichung vom Mittagsſtriche (Meridian) des letztern Ortes berechnen. Während einer langen Wüſtenreiſe gerathen aber ſelbſt gut gearbeitete Chronometer in Unordnung durch das unausgeſetzte Stoßen und die Erſchütterungen, welche ſie durch den ſchweren Tritt der Kameele erleiden. Nur durch Mondbeobachtungen, welche Dr. Vogel mit aller von der Wiſſenſchaft geforderten Genauigkeit, trotz Hitze und Reiſebeſchwerden, anſtellte, war es möglich, alle jene Irrthümer ſicher zu verbeſſern. Außerdem hatte Dr. Vogel auch zahlreiche Höhenmeſſungen mittelſt des Barometers veranſtaltet und möglichſt zahlreiche Steinproben und Pflanzen geſammelt. Die letztern ſandte er an Dr. B. Seemann in Kew bei London, um dieſelben dem berühmten Botaniker Brown zur Unterſuchung zu übergeben. Gleichzeitig theilte er Notizen über ſeine Erlebniſſe und beſondere Naturerſcheinungen mit, welche ihm aufgefallen waren. So berichtet er, daß er unterwegs mehrere Mal Erdbeben verſpürt, und erzählt, daß man am 7., 8. und 31. Juli eine große Anzahl Sternſchnuppen habe fallen ſehen. An den ſonſt wegen ihres reichen Sternſchnuppenfallens berühmten Tagen des 9., 10. und 11. Auguſt (die feurigen Thränen des heiligen Laurentius) bemerkte man dagegen ſehr wenige, reichlichere aber wiederum am 1., 2. und 3. Oktober.

Ueber ſeinen Aufenthalt in Murſuk berichtet er an ſeine Mutter Folgendes:

„Murſuk, den 12. Auguſt 1853.

Ich habe gerade noch Zeit, Dir in aller Kürze mitzutheilen, daß ich am 5. dieſes Monats wohlbehalten in Murſuk eingetroffen bin. Von den Folgen des Sturzes, den ich in Tripoli hatte, bin ich vollkommen wieder hergeſtellt und auch ſonſt im beſten Wohlſein, trotz der beſchwerlichen Wüſtenreiſe, die ich mitten im Sommer gemacht habe. Wir waren achtunddreißig Tage unterwegs und während dieſer Zeit dreimal fünf Tage lang ohne friſches Waſſer (in funfzehn Tagen trafen wir nur drei Brunnen), und was es heißt: Waſſer trinken, das fünf Tage in einem ledernen Schlauche geweſen, weiß nur Der zu würdigen, der es gekoſtet hat!

Als ich hier in Murſuk ankam, brachen wir Alle in einen Ruf der Freude und Verwunderung aus, daß wir durch das Waſſer, das wir tranken, hindurch bis auf den Boden des Gefäßes ſehen konnten; ein Vergnügen, das wir nicht gehabt, ſeit wir Tripoli verließen. Ich bin überall in jedem Orte, durch den ich kam, aufs beſte aufgenommen worden, ſchon meines Freundes Warrington wegen,

der bei allen Arabern in hohem Ansehn steht. Hier in Mursuk wohne ich ganz bequem und angenehm im Konsulate; die einzige Plage sind Schwärme von Fliegen, die einen fast toll machen, und zahlreiche Skorpione. Gestern Abend, wo es sehr warm war, wurden allein auf dem Platze, auf dem wir wohnen, nicht weniger als vierundzwanzig Leute von Skorpionen gestochen, und ich finde jeden Abend einen oder zwei in meiner Stube. Die Hitze ist hier mäßig, im Zimmer 32°, draußen 36, — in der Sonne am Mittag 45°. Von Abendkühle ist hier nicht die Rede. Das Thermometer sinkt höchstens ein bis zwei Grad.

Die Reise hierher habe ich theils zu Pferde, theils auf einem Kameele gemacht. Nach Kuka werde ich zu Pferde reisen, bei weitem das Angenehmste, zumal da mein Fuß jetzt wieder in Ordnung ist.

Ich denke Mitte September hier abzureisen, werde aber jedenfalls vorher noch zwei- oder dreimal schreiben und eine ausführliche Erzählung meiner recht interessanten Reise einsenden.

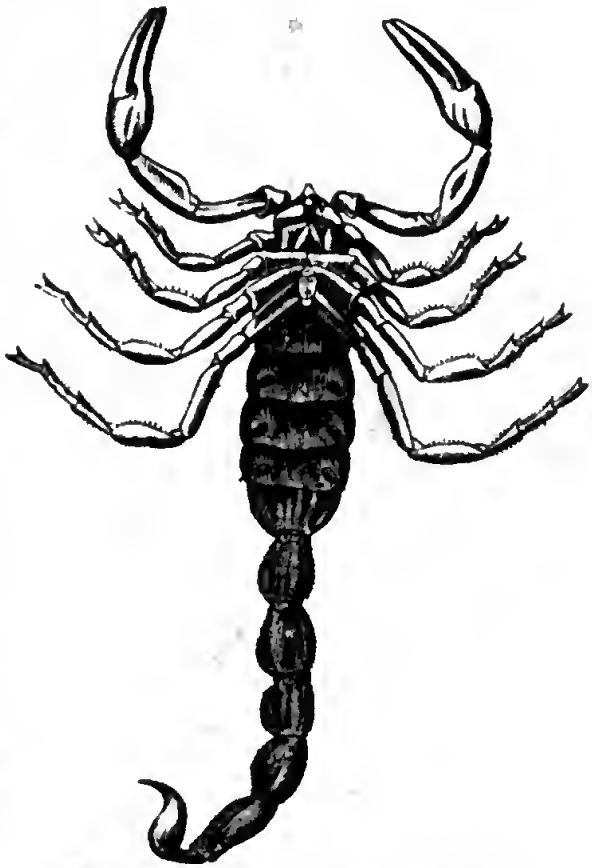
Ich heiße hier Abd el Wochad, „Sklave des einen Gottes", — meinen eignen Namen könnte kein Araber verstehen und merken."

Dr. Vogel sandte einen jener Skorpione, den er gefangen hatte, in einem Fläschchen mit Spiritus nach London und bemerkt dabei, daß diese häßlichen Thiere (Androctonus), welche in Mursuk die Stuben bevölkern, um die Fliegen zu fangen, äußerst schnell laufen und deshalb schwierig zu fangen sind. Wir geben anbei unsern Lesern die Abbildung des algerischen Skorpions (Andr. Paris), der jenem fessanischen gleich oder wenigstens sehr nahe verwandt ist. Der Stich dieser Thiere ist schmerzhafter als jener des gemeinen Skorpions und wird deshalb allgemein gefürchtet. Am ehesten beugt man den üblen Folgen dadurch vor, daß man das verletzte Glied möglichst rasch und fest unterbindet; auch bewähren sich Einreibungen mit Ammoniak hierbei als vortreffliches Gegenmittel.

Eine eigentliche Regenzeit giebt es, nach Vogel's Mittheilungen, in Mursuk nicht, wol aber kommen leichte Regenschauer zuweilen im Winter und Frühjahr daselbst vor, selten dagegen im Herbst. Die Einwohner von Mursuk sind aber so sehr an das trockene Klima gewöhnt, ihre ganzen Einrichtungen sind demselben so angepaßt, daß ein starker Regen als ein großes Unglück betrachtet wird. Die nur aus Lehm leichthin zusammengeklebten Häuser stürzen dann ein und viele Dattelbäume werden zerstört, indem der Regen die großen Mengen Salz auflöst, welche im Boden enthalten sind. Vor etwa zwölf Jahren wurden durch einen sieben Tage anhaltenden Regen in der Umgegend von Mursuk 12,000 Stück dieser Palmen vernichtet.

Die vorherrschenden Winde bei Mursuk sind südlich und östlich; die stärksten derselben kommen aber gewöhnlich aus Westen und Nordwesten. Zwei- oder dreimal sah Vogel Wirbelwinde durch die Stadt selbst passiren; auf der Wüstenstrecke zwischen Beniolid nach Mursuk hatte er aber diese Erscheinung oft beobachtet. Stets fand er, daß ihre Drehung von Ost nach Nord und die Richtung ihres Laufes

nach Süden gerichtet war. Wie neben den Pfeilern einer Brücke, hinter denen zwei verſchiedene Strömungen des Waſſers aufeinander treffen, ſich ſtets Waſſerwirbel und Strudel bilden, wie dies die Meeresſtrömungen ihrerſeits auch im Großen thun, ſo findet dieſelbe Erſcheinung auch da ſtatt, wo verſchiedene Luftſtrömungen aufeinander ſtoßen. Die außerordentlichen Wärmegrade, welche der Wüſtenſand und der pflanzenloſe Felsboden jener Gebiete bei Tage annehmen, erhitzen die untern Luftſchichten, ſtören das Gleichgewicht der Atmoſphäre und verurſachen Windſtrömungen. Jedes von Felſen beſchattete Wadi, jede vorübereilende Wolke bringt eine ſtellenweiſe Abkühlung anderer Lufttheile hervor und die einmal erzeugten Wirbel finden auf den einförmigen, meilenlangen Ebenen nichts, das ſie unterbricht oder ſich ihnen ſtörend entgegenſtellt. (Siehe Tonbild „Thierleben in der Wüſte".)



Algeriſcher Skorpion (Androctonus Paris).

Im Dezember und in der erſten Hälfte des Januar fällt in Murſuk das Thermometer bis auf den Gefrierpunkt, und an Stellen, die dem Winde ausgeſetzt ſind, erſtarrt mitunter bei Nacht das Waſſer zu Eis.

Eine ſehr naheliegende Folge dieſer Witterungsverhältniſſe, beſonders der troſtloſen Dürre in der Umgebung von Murſuk, iſt die außerordentliche Armuth an Pflanzenformen. Nur in den vorhin erwähnten kleinen Gärten, welche ſich im Schutze der nördlichen Palmenwälder befinden, zieht man mit vieler Mühe im Winter etwas Weizen und Gerſte, im Sommer aber etwas Goſub und Gafuli. Letztere bilden die Hauptnahrung der Bewohner der Sahara. Dr. Vogel ſandte von letztern beiden wichtigen Nutzpflanzen Samen nach London, um mit Hülfe derſelben die Verwirrung zu löſen, welche in Bezug auf die botaniſche Beſtimmung der erſtgenannten Pflanze noch beſteht. Von einigen Reiſenden wurde ſie bisher für Bohnen, von andern für eine Reisſorte, von noch andern für eine Hirſeart erklärt. Der bekannte Türkiſche Weizen (Mais, Zea Mais) wird unter dem Namen „Gafuli moſri" hier gepflegt und ſeine Aehren am liebſten gebrochen, ehe ſie gänzlich reif ſind. Man ißt ſie dann, indem man ſie zuvor röſtet.

Von dem geringen Ertrage, den trotz der größten Mühe der Garten- und Feldbau hier nur giebt, kann man ſich einen Begriff machen, wenn man von Dr. Vogel erfährt, daß die Bewohner von Murſuk um jede einzelne Aehre des Mais und

des Gosub ein zierlich geflochtenes Körbchen befestigen, um die wilden Tauben von den Samen abzuhalten.

Unter den wenigen Bäumen, die man in der Umgebung von Mursuk angepflanzt sieht, ist der sogenannte Kurno unstreitig der schönste. Es ist nach Vogel's Meinung eine Cornus-Art*), verwandt unserer Korneelkirsche und unserm Hornstrauch. Er scheint eigentlich in Sudan und Bornu einheimisch zu sein und am 26. Grad die nördliche Grenze seiner Verbreitung zu finden.

Den Hauptschmuck der Gärten von Mursuk bildet die bekannte hohe Sonnenrose (Helianthus annuus), die hier in größter Pracht 8—9 Fuß emporschießt und deren Samen wie bei uns gegessen werden.

Die wichtigste aller Nutzpflanzen für Mursuk und seine Umgebung ist die Dattelpalme (Phoenix dactilifera), von deren Früchten die ganze Bewohnerschaft von Fessan und halb Tripoli lebt und welchen Vogel natürlich besondere Aufmerksamkeit schenkte. Er beschreibt 37 verschiedene Sorten dieser Palme, welche sich aber nur in den Früchten deutlich von einander unterscheiden. Sobald der Baum nicht Früchte besitzt, ist selbst der einheimische Araber nicht im Stande zu erkennen, welcher Sorte derselbe angehört. Die Datteln mancher Spielarten haben nur 8, andere 20 Linien Länge, die erstern eine Breite von 5, die letztern von 10½ Linien. Die Färbung wechselt vom Fleischfarbigen, Ledergelb, Weißlichgelb, Olivengrün, Chromgelb, Kirschroth, Rothbraun bis zum Chocoladefarbig und Dunkelblau. Manche sind lebhaft glänzend, andere matt.

In Mursuk ist jede Thür, jeder Pfosten aus Dattelholz gemacht; in den Häusern besteht die Decke der Zimmer aus Dattelstämmen, zwischen und über welche Zweige gelegt sind, wie bei uns das Rohr. Die ärmern Leute wohnen in Hütten, ganz von Palmenzweigen zusammengebaut. Palmenzweige liefern das gewöhnliche Brennholz. Die armen Burschen bringen sie von ein bis zwei Meilen weit her nach der Stadt und verkaufen hier zwei Bündel, so viel der Mann schleppen kann, für 1 Piaster (2 Sgr.). Datteln sind die Nahrung für Menschen und Thiere. Kameele, Pferde, Hunde, Alles verzehrt hier Datteln. Sogar die Kerne derselben werden eingeweicht und in dieser Form dem Vieh gegeben.

Es giebt aber auch eben weiter nichts, was den Thieren ausreichendes Futter bieten könnte. Gras oder sonstiges grünes Futter für das Vieh ist nicht vorhanden, ein wenig Safsafh (Melilotus, Steinklee) ausgenommen, der mit derselben Mühe wie das Korn in Gärten gezogen wird und deshalb hoch im Preise steht. Ein Bündel, etwa so viel, als man mit beiden Händen halten kann, kostet 2 Piaster (fast 4 Sgr.). Vogel mußte seine Kameele 25 Meilen weit nördlich schicken; erst in dieser Entfernung, so weit wie von Leipzig nach Berlin, war der nächste Ort zu treffen, an dem sie hinreichend zu fressen fanden. Um Mursuk

*) Dr. Barth bezeichnet im vierten Bande seiner Reisen in Afrika den Kornu-Baum als eine Art Judendorn (Zizyphus), welcher sonach mit dem Brustbeerstrauch, dem Lotos, Nabec und Christusdorn zu derselben Gattung gehört und unserm Wegdorn (Rhamnus) nahe steht.

iſt nichts als Salz und Sand. Die 90 kleinen Gärten bedecken zuſammen nur etwa ein Sechzehntel Quadratmeile. In ganz Murſuk giebt es deshalb auch nur zwei Kühe, von denen eine dem Paſcha gehört. Ziegen waren zur Zeit, als ſich Vogel in Murſuk aufhielt, gar keine vorhanden, und die Schafe, welche man zum Verſpeiſen bedurfte, mußten aus dem Wadi Schergi, aus einer Entfernung von 12 Meilen herbeigebracht werden. „Wenn wir einmal Milch zum Kaffee haben", ſchreibt der Reiſende an ſeinen Freund Dr. B. Seemann, „ſo denken wir, es ſei ein Feiertag!"

Der Ertrag, welchen die Dattelpalmen bringen, iſt verhältnißmäßig gering: hundert große Bäume geben im Durchſchnitt 40 Centner Datteln, die hier einen Werth von 12 Thalern haben. In Tripoli würde die gleiche Quantität etwa viermal mehr koſten. Die Datteln werden, ſowie ſie geſchnitten ſind, auf dem Boden zum Trocknen ausgebreitet und, wenn ſie ſteinhart geworden ſind, in den Sand vergraben. So halten ſie ſich gegen zwei Jahre; allein ſchon nach etwa achtzehn Monaten kommen die Würmer dazu und nach dem fünften halben Jahre wird man kaum mehr als die Kerne finden.

Als Nahrungsmittel ſind die Datteln ſehr erhitzend, weshalb man ſie nicht gern den Leuten mit auf die Reiſe giebt, indem dieſelben zu viel danach trinken müſſen. Am beſten und wohlſchmeckendſten ſind ſie mit Gerſtenmehl, Zumito, zu einem Teig geknetet. Wenn man die innerſten Blätter, das Herz, aus der Palme herausſchneidet, ſo ſammelt ſich in der Höhlung ein trüber ſüßlicher Saft, „Lagbi", der recht erfriſchend und gelinde abführend wirkt. In wenigen Stunden geht derſelbe in Gährung über, wird ſauer und iſt dann ſtark berauſchend. Der Saft wird nicht abgezapft, wie irrthümlich von Andern berichtet worden iſt. Aus den reifen Früchten wird Syrup gemacht, der vorzüglich dazu dient, Lederſchläuche öldicht zu machen. Ebenſo wird ein Branntwein, „Arogi", daraus gebrannt. Im Frühjahr (Anfang April) blüht die Palme. Die Befruchtungswerkzeuge ſind bekanntlich bei ihr wie bei unſern Weiden, Hanf und Hopfen in der Weiſe vertheilt, daß die eine Palme ausſchließlich Blüten mit Staubgefäßen, die andere nur ſolche mit Fruchtknoten hervorbringt. Um einen ſicherern Ertrag zu erzielen, befruchtet man die letztern künſtlich, indem man mit einem ſpitzen Stocke die Samenblütenriſpen öffnet und ein Bündelchen mit Staubblüten dazwiſchen klemmt. Eine Palme mit Staubblüten reicht für hundert fruchttragende hin. Das iſt die einzige Mühe, die der Baum macht. Er wird keineswegs bewäſſert, nur etwa für die erſten ſechs Monate ſeines Lebens. Gewöhnlich pflanzt man ihn in ein Loch, das mit verweſtem Dünger angefüllt iſt. Später iſt ihm das Waſſer nicht nur unnütz, ſondern, wie bereits angedeutet, hier ſogar höchſt ſchädlich, da es das Salz auflöſt und in übergroßen Mengen ſeinen Wurzeln zuführt, die dadurch abſterben.

Das Dattelholz iſt ziemlich zäh, kann aber ſeiner groben Faſern wegen und wegen des eigenthümlichen Verlaufs derſelben nicht in dünne Breter zerſägt werden. Thüren und Fenſterladen ſind deshalb aus halben Stämmen zuſammengeſetzt. Aus den Baſtfaſern, welche die jungen Zweige einhüllen, fertigt man ſehr gute Stricke.

Junge Dattelpalmen bilden ein nicht zu durchdringendes Dickicht, indem die Blätter ungemein hart und spitz sind und der niedrige Stamm zahllose Zweige nach allen Richtungen hin ausstreckt. Alljährlich bringt die Palme einen neuen Kreis Blätter hervor. Der untere Kreis stirbt ab, wird aber nicht abgeworfen, sondern bleibt verdorrt stehen. An wenig bewohnten Orten, wo diese Zweige nicht für häusliche Zwecke gesammelt werden, ist dann der ganze Stamm in dieselben eingehüllt, da sie sich mit der Zeit immer tiefer hinabbeugen. Solche Wildlinge erhalten einen eigenthümlichen Anblick. Die Höhe der Dattelpalmen schwankt zwischen 40 und 70 Fuß. Sie werden bis gegen hundert Jahre alt.

Bei dem erdrückenden Klima von Mursuk, der unerquicklichen Oede der Umgebung, welche keinen Naturgenuß möglich macht und gleichzeitig rein geistige Erholungen verbietet, ist es nicht zu verwundern, daß die Bewohner des Ortes sich so viel als möglich in ihre etwas kühlern Gemächer zurückziehen und sich sinnlichen Genüssen ergeben. Die schlechte Luft erzeugt häufig Fieber und die Meisten suchen sich durch reichlichen Genuß von berauschendem Palmenbranntwein dagegen zu schützen.

Harmelraute (Peganum Harmala).

Außer dem Fieber werden die Einwohner Mursuks auch vielfach von Augenübeln heimgesucht. Als Schutzmittel dagegen gilt bei ihnen vorzüglich der Harmel (Peganum Harmala), eine unserer Gartenraute verwandte Pflanze. Man empfiehlt besonders die halbreifen Samenkapseln. Jeder Araber verschluckt im Frühjahr ein Dutzend derselben und behauptet dann in Folge dessen von jeder Augenkrankheit verschont zu bleiben. Vogel konnte nicht erfahren, ob diese Samenkapseln vielleicht blutreinigend wirken, fand aber den Gebrauch ganz allgemein, von der Nordküste bis nach Fessan.

Dr. Vogel hatte während seines längern Aufenthaltes in Mursuk gute Gelegenheit, genaue statistische Notizen über die Provinz Fessan zu sammeln. Diese Regentschaft ist in funfzehn Kreise oder Distrikte getheilt. Das früher besprochene Bondschem ist der nördlichste derselben und Gartrun oder Gatrone mit Einschluß von Tagerry der größte. In diesen Bezirken liegen 98 Ortschaften, von 10,864 fessanischen und 1025 arabischen Familien bewohnt, die eine Gesammtbevölkerung von 54,000 Seelen ausmachen. Zur Zeit rechnete man auf die Hauptstadt Mursuk 2700 freie Einwohner und 650 Sklaven, die Besatzung betrug ungefähr 240 Mann. Die Artillerie bestand aus vier sechspfündigen Kanonen. Der normale Stand der Garnison wird, wie bereits erwähnt, auf 400 Mann gerechnet; zu diesen kommen noch 22 Mann irreguläre Reiterei. Letztere sind in den übrigen Ortschaften vertheilt.

Die Einnahme des Sultans beträgt aus ganz Fessan 659,500 türkische Piaster oder 40,000 Thaler; außerdem zahlt jede Stadt 7500 Piaster (450 Thaler) jährlich

für das Recht, einen Kadi für sich zu haben, und 11,820 Piaster (720 Thaler) als Abfindungssumme für alle indirekten Abgaben.

In Mursuk befindet sich die einzige Zollstätte des Staates. Jeder Artikel, der aus dem Innern mit der Bestimmung nach Tripoli kommt, ist mit zwölf Prozent Steuer belegt. Nur die Sklaven haben das traurige Vorrecht, geringer besteuert zu werden. Bei ihnen werden für den Kopf drei Mabul (gegen 3 Thaler 20 Silbergroschen) bezahlt, was fünf Prozent ausmacht. Als Vogel Mursuk verließ, legte der Sultan plötzlich 1 Thaler 5 Silbergroschen mehr Steuer auf jeden Sklaven zur großen Entrüstung der Tibuhändler, und der Doctor fürchtete, daß sie aus Rache die Straße von Bornu unsicher machen würden. Von Elfenbein werden nur drei Prozent erhoben.

In Tripoli zahlen alle Artikel einen neuen Zoll von zwölf Prozent, Sklaven nur zehn Prozent.

Unter den Erzeugnissen des Landes steht Salz wegen seiner Häufigkeit mit an der Spitze. Ganz Fessan ist gewissermaßen eine ungeheure Saline. An den Natron-Seen gewinnt man Natron. Der kleinste derselben, der Trona-See, liefert jährlich 17,000 Centner dieses Stoffes und ist um 3750 Thaler verpachtet. Der Preis des Natrons ist von 10 Silbergroschen für den Centner, wie er ehemals galt, auf 3 Thaler 10 Silbergroschen gestiegen. In den südlichen Theilen Fessans und im Lande der Tibu wächst der Sennesblätterstrauch (Cassia lanceolata), ein vielästiges Büschchen von kaum mehr als Fußhöhe und lanzettförmigen Blättern, welche in unsern Apotheken als allgemein übliches Abführungsmittel in Gebrauch sind. Besonders häufig findet sich die Senna in Air. In frühern Zeiten wurden jährlich gegen 50,000 Pfund dieser Blätter nach Mursuk gebracht, seit aber auf dieselben eine so hohe Transitsteuer von 24 Prozent gelegt ist, wirft der Handel damit keinen Vortheil mehr ab. Die Senna wird deshalb fast kaum noch gesammelt und man kann in Mursuk jetzt 100 Pfund für 25 Silbergroschen kaufen.

Zweig vom Sennesblätterstrauch (Cassia lanceolata).

Lebhafte Nachfrage findet in Bornu nach Zink statt, das jenem Lande von Mursuk aus zugeführt wird. Aus diesem Metall werden in Bornu die schweren Arm- und Beinspangen verfertigt, mit denen sich die Frauen jenes Landes zieren. Es wird in Mursuk jährlich etwa für 3000 Mabul (4000 Thlr.) umgesetzt. Man verkauft es in Blöcken von 25 — 30 Pfund, den Centner für 20 Thlr. Auch Bernstein ist ein gesuchter Artikel, von dem jährlich für etwa 2000 Thlr. nach dem Sudan geht.

Den Hauptgegenstand des Handels bilden die Sklaven, von denen der größte Theil aus Bornu oder Sudan gebürtig ist.

Die ursprüngliche Bevölkerung Fessans, die durch Neger gebildet wurde, ist längst verschwunden. Ihre Sprache mit ihr. Von Westen drangen die Berber in das Gebiet ein, von Osten her die Araber, und obschon das Land gegenwärtig unter türkischer Hoheit steht, so finden doch so eigenthümliche Beziehungen zahlreicher Bewohner zu den in der Gegend von Rhat wohnenden Tuariks statt, daß aus denselben für den letztgenannten Stamm erhebliche Vortheile erwachsen würden, wenn es zwischen ihm und den Türken etwa zu einem Kriege käme.

Die Berberstämme der Wüste werden mit der gemeinsamen Benennung Hogar bezeichnet, ein Name, welcher so viel als „die in die Wüste Geflüchteten" bedeutet. Ein Stamm derselben sind die um Rhat ansässigen Asgar-Imoscharh, von den Arabern Tuariks genannt. Diese Imoscharh bilden eine Art Kriegeraristokratie und üben, obschon verhältnißmäßig nur in einigen Hundert Familien vorhanden, auf die übrige Bevölkerung einen bedeutenden Einfluß aus. Sie erfreuen sich aller jener Vortheile, welche auch in andern Ländern die eingedrungenen fremden Eroberer für sich in Anspruch genommen haben. Besonders zeigen die Gestalten und Physiognomien der Männer die unveränderten Merkmale der Berbernation. Die Frauen erscheinen dagegen mehr oder minder kupferfarbig, nur in seltenern Fällen mit einem schmutzigen Weiß. Ihre glänzend schwarzen Haare sind bei den einen schlicht und lang, bei andern dagegen erinnern sie durch ihre Neigung zum Lockigen schon an das Negerartige. Ebenso ist die Nase bei manchen breit, bei andern von schön ägyptischer Form. Der lange Speer, ein breites, gerades Schwert und ein Dolch sind das Kennzeichen des freien Imoscharh (Tuarik). Die Asgar sind in ihrer Haltung gemessen und ernst, wegen ihrer bevorzugten Stellung sehr für sich eingenommen und dem Fremden gegenüber zurückhaltend. Von Gesang sind sie nicht sonderliche Freunde, obschon sie mehrere Lieder besitzen, die sich durch mündliche Ueberlieferungen weiter vererben. Zwar besitzen sie Schriftzeichen, die sehr an die alten punischen erinnern, aber kein einziges Buch ist vorhanden, das mit denselben geschrieben wäre. Aus demselben Grunde ist ihre Sprache auch sehr unentwickelt geblieben. Nur an Felsenwänden und Steinblöcken findet sich gelegentlich ein Name mit diesen Zeichen eingemeißelt.

Die meisten Asgar begnügen sich mit einer Frau; freilich trennen sie sich oft von derselben, wenn sie alt wird, und ersetzen ihre Stelle durch eine jüngere. Sonst ist das Verhältniß der Frauen für letztere angenehmer Art; man begegnet ihnen mit Achtung und sperrt sie nicht eifersüchtig ein.

Die Haupteinnahme beziehen die Asgar, von denen jede Unterabtheilung unter einem besondern Häuptling steht, von den durchziehenden Karawanen. Jede Person hat ihnen einen gewissen Tribut zu entrichten für die Erlaubniß, ihr Land passiren zu dürfen. Am schlimmsten kommen hierbei die Bewohner von Tunis weg, auf welche Stadt die Asgar eifersüchtig sind; von jedem Kopf verlangen sie zehn Thaler. Diese ansehnlichen Einnahmen verwenden die Tuariks großentheils zur Anschaffung reicher Festkleider, während ihr täglicher Unterhalt durch die Imrhad herbeigeschafft werden muß.

Die Imrhad bilden die Hauptbevölkerung des Landes der Asgar, zahlreiche

Familien sind aber auch über den westlichen Theil Fessans zerstreut. Sie sind die Leibeigenen jener herrschenden Familien und zeigen schon körperlich ihre verschiedene Abkunft. Ihre Färbung ist fast schwarz, besonders diejenige der Frauen, und auch in sonstiger Körperbeschaffenheit besitzen sie viel Negerartiges. Auch die Männer haben nicht selten völlige Negerphysiognomien, dabei aber einen schlanken Wuchs. Im Gegensatz zu den Asgar, d. h. den „Wanderhirten", sind sie seßhafte Bebauer des Landes und bewohnen runde Hütten, aus Buschwerk und Gras gearbeitet, die durch ihr kegelförmiges Dach an die Wohnungen des Sudan erinnern. Der Eisenspeer und das Schwert sind den Imrhad verboten; von dem Ertrage ihrer Dattelpflanzungen und Kunstfelder haben sie ihren gestrengen Herren, den Imoscharh, einen bestimmten Theil abzugeben und so durch ihre Arbeit jene zu erhalten. Wahrscheinlich sind die Imrhad durch Vermischung untergeordneter Berberstämme mit den Resten der Negerbevölkerung entstanden. Wie sie körperlich im Vergleich mit den kräftigen Kriegergestalten der Imoscharh zurückstehen, so ist auch ihre Geistesentwickelung geringer. Dem Fremden gegenüber zwar unverschämt und keck genug, wird ihre geistige Beschränktheit aber von den Asgar selbst zum Gegenstande des Spottes benutzt. So erzählen sie z. B. von einem Imrha, der mit seinem beladenen, todmatten Esel an einen steilen Gebirgspaß kam. Aus Mitleid nahm er dem Thier die Last ab und lud sie auf seine eigenen Schultern, setzte sich jedoch selbst schließlich auf den Rücken des Thieres.

Auch dem Europäer muß es interessant sein, wenn er bei einem so entfernten und ihm in den meisten Beziehungen so fremd stehenden Volke Anschauungsweisen begegnet, die unsern heimatlichen aufs Haar gleichen. Als Beispiel führen wir eine Thierfabel der Tuariks an, die unserer bekannten Erzählung vom Fuchs und dem Löwen höchst ähnlich sieht.

Die Asgar erzählen: Ein Löwe, ein Panther, ein Tassurit (wahrscheinlich die Hyäne) und ein Schakal waren Freunde und gingen gemeinschaftlich auf Raub aus. Es glückte ihnen, ein Schaf zu erbeuten. Als es getödtet war, fragte der Löwe: „Wer soll es theilen?" — „Der Schakal!" antwortete man ihm, „denn dieser ist der Kleinste!" Der Schakal machte sich bereitwillig daran und theilte das Thier in vier gleiche Theile. Sprach der Löwe: „Welcher Theil ist mein?" — Der Schakal erwiederte: „Alle vier Theile sind gleich, wähle selbst nach deinem Gefallen!" Da erboste sich der König der Thiere und schrie: „Du verstehst nicht zu theilen!" Damit gab er ihm einen Schlag, der ihn todt zu Boden streckte. „Wer theilt nun?" fragte der Löwe wieder. „Ich will es wol thun!" antwortete der Tassurit, legte das Fleisch des Schakals zu demjenigen des Schafes und machte sechs Haufen davon. „Was soll das heißen?" knurrte der Löwe, „Du machst sechs Theile und wir sind ja doch nur unser drei?" Und der Tassurit entgegnete schnell: „Ein Theil gehört dem Könige, unserm Herrscher, der zweite Theil gehört dir, unserm Freunde, und zwei andere erhalten die rothen Augen (ein Beiname des Löwen)!" — Da schmunzelte der Löwe zufrieden und fragte den Tassurit: „Wer hat dich diese Art der Theilung gelehrt?" — „O", sagte der Tassurit, „das hat der Streich gethan, den du dem Schakal vorhin gegeben hast!"

Bahr el Mandra, der südwestlichste Natron-See Fessans.

Reise nach den Natron-Seen.

In den ersten Wochen des September machte Dr. Vogel einen Ausflug nach den Natron-Seen Fessans und bestimmte deren genaue geographische Lage. Zwei von den vier vorhandenen Seen, den Trona-See und Om el Hassan, besuchte er zwar nicht selbst, verbürgt aber die Richtigkeit der von ihm angegebenen Lage, da die von den Arabern bezeichneten Entfernungen von Sebha, Mandra, Dscherma (Germa) und Mursuk alle genau stimmten.

Sämmtliche Seen liegen ungefähr in der Mitte zwischen dem Brunnen „Hassi" am Südrande der Hammada, und Mursuk, von letzterem Orte aus nach Nordwesten. Eine Umschau über jene Gegenden vervollständigt uns das Bild, was wir von der nördlichen Wüste zusammenzustellen versuchten.

Das Land zwischen der Hammada und Mursuk, etwa zwei Breitengrade, 30 Meilen umfassend, ist vorherrschend Wüste, die „Ramle" genannt, und zwar meistens in ihrer wildesten, schreckenreichsten Gestalt; nur zwei ansehnlichere Fruchtthäler durchziehen die Einöde in derselben Richtung wie die früher bereits geschilderten Wadis, von Ost nach West; es sind das Wadi Cherbi und Schergi im Süden und das Wadi Schiati im Norden.

Wadi Schergi und Wadi Cherbi bilden gemeinschaftlich „das Wadi", eines ist die Fortsetzung des andern. Die Richtung dieses Thales wird sehr gut durch

eine Linie bestimmt, welche man durch Bimbeja und Dscherma zieht, die beide nahe am Nordrande liegen. Die Breite schwankt zwischen drei und vier Meilen, der Südrand ist begrenzt von schroffen Felsen weichen Sandsteins, der hin und wieder von Eisen schwarz und rothbraun gefärbt ist. Es ist sonderbar, daß das lange Thal zwei ganz verkehrte Namen hat; der westliche Theil heißt Wadi Cherbi, d. i. Ostthal, als wenn er von Leuten von Rhat kommend benannt worden wäre, der östliche Wadi Schergi, d. i. Westthal, als hätten ihm die Bewohner von Sebha oder Rhodoa den Namen gegeben.

Von Mursuk aus führt der Weg theils über Sandebene, theils durch Hügelland und Schluchten. Manche der letztern zeigen ein malerisch wildes Ansehn. Die Seiten sind mitunter mit Steinblöcken bedeckt und treten eng an einander. Die Sandsteinfelsen sind von dünnen Schichten Alaunschiefer durchsetzt, dazwischen zeigen sich Schichten von blauem oder von porphyrartigem Thon. Da die Natur hier höchst selten eine Pflanzengestalt dem Reisenden bietet, so ziehen die Lagen und Gestalten der Gesteinbildungen um so mehr die Aufmerksamkeit auf sich, zumal deren Formen und Tinten sonderbar fremdartig ihn anmuthen. Durch Verwittern und Abbröckeln der untern Flötze entstehen Aushöhlungen in den Seiten der Schluchten. Die überhängenden, drohend aussehenden Felsen aus feinem Sandstein, welche die Spitze der Hügel bilden, stürzen endlich, ihrer Unterlage beraubt, herab und vermehren durch ihre Trümmer die Wildheit der Gegend, während der feinere Sand, hier vorherrschend gelbe Färbung annehmend, dem Sandocean neuen Zuwachs liefert. Nur Akazienbäume klammern hie und da ihre zähen Wurzeln an das kahle Gestein und strecken ihre stachligen Zweige der glühenden Sonne entgegen. Benetzt sie ein Regenschauer, der freilich mitunter in manchen Landstrichen lange genug ausbleibt, so entfalten sie rasch die zartgefiederten Blättchen und locken mit ihren duftenden Blütenbüscheln einige genügsame Insekten herbei, obschon letztere nur spärlich vorhanden sind. Die meiste Zeit über schlummern sie aber als „vegetabilische Mumien", durch Trockniß zu langer Ruhe verurtheilt. Die Dürre bringt hier dieselbe Erscheinung hervor, wie in den Polarländern und auf den Spitzen der Hochgebirge übergroße Kälte. Wie an letztern Lokalen das niedere Kraut und die fingerlange Weide jahrelang unter übermäßiger Schneedecke schlummert, die nur ein besonders günstiger Sommer wegzunehmen vermag, dann aber in größtmöglicher Hast aus dem Wurzelstock oder dem Zweig Blütentheile und Blätter entwickelt und die Samen zu reifen sucht, so verharren die Gewächse der Wüste während des Sommers im Zustande des Schein-

Die Gummi-Akazie (Acacia nilotica).

todes, bis sie durch die belebenden Tropfen geweckt werden. Aus den Zweigen der Akazie dringt der bekannt Stoff, der als arabisches Gummi im Handel gebräuchlich ist. Nach dem Regen oder in Folge starken Thaues schwillt die Rinde der Zweige auf, da sich unter ihr der Saft häuft. Tritt nun trockner heißer Wind ein, so zieht sich die Rinde zusammen, reißt und preßt den Gummisaft aus. An den Bäumen, die der Straße nahe stehen, findet der Reisende selten Gummi, denn die vorbeiziehenden Araber nehmen es ab und verzehren es, in abgelegenern Thälern ist es aber genugsam vorhanden. Stücke, welche eben frisch vom Baume genommen und innen noch saftig sind, bieten auch wirklich eine angenehme Erquickung. Das meiste Gummi wird von Tuariks nach Mursuk gebracht und von denselben in der Gegend zwischen Dscherma und Rhat gesammelt.

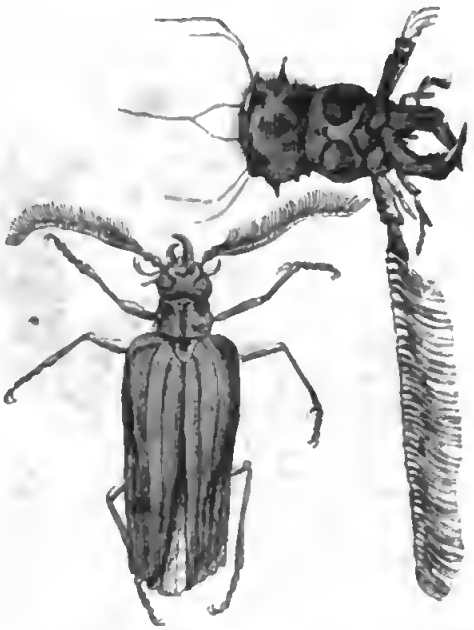
Der Schakal.

Nur wenige andere Baumarten vermögen an solchen ungünstigen Stellen auszudauern, am ehesten tritt noch der Ethelbaum (Tamarix orientalis) und der Talhabaum auf. Von krautartig niedern Gewächsen findet sich einzeln der Retem (Vincetoxicum), ein Giftgewächs mit milchigem Saft, der Agul, der dem Besenpfriemen oder Hülsendorn (Ulex) ähnelt und schöne Schmetterlingsblüten trägt, hie und da auch wol eine wohlriechende Raute. Am liebsten begegnet der Reisende der Schia (Artemisia odoratissima), einer Art sehr wohlriechenden Beifuß, die das Lieblingsfutter der Kameele ist.

Ebenso spärlich ist das Thierleben entwickelt, das ja eng an die Pflanzenwelt geknüpft ist. Die Fußspuren im Sande verrathen die Gegenwart flüchtiger Antilopen; Schakale bergen sich in dem Geklüft und horchen auf den Tritt des Kameeles, stets bereit, das erschöpft dahinsinkende Thier zu verzehren. Auch der unverwüstliche Allerweltsbewohner, Reinecke Fuchs, ist hier zu Hause und sucht es möglich zu machen, von den zwei Hühnern des armen Arabers eines für sich zu erbeuten.

Im wenig besuchten Seitenthale trifft der Wanderer die Schalen von Strau-

ßeneiern, und vielleicht glückt es ihm auch, die Rieſenvögel am Saume der Oaſe zu belauſchen, wo ſie die melonenähnlichen Früchte der Koloquinte mit kräftigen Schnabelhieben zerlegen, um die Kerne zu verſpeiſen. Im Sande marſchiren Ameiſen, anders geformt und anders gefärbt als ihre europäiſchen Schweſtern. Ihre Zangen zeigen in der Form Aehnlichkeit mit den großen Scheeren der Krabben und ihr lichtbrauner Körper iſt mit ſilberweißen Flecken beſetzt. Einen einzigen Käfer fand Dr. Vogel in dem an Inſekten armen Lande. Wir fügen das von ihm ſelbſt entworfene Bild desſelben hier bei, ohne leider die Art genau beſtimmen zu können, welcher er angehört. Höchſt wahrſcheinlich iſt er zur Gattung Prionus gehörig, den Bockkäfern verwandt, welche ſich von ausſchwitzenden Pflanzenſäften oder von Knospen ernähren.



Bockkäfer (Prionus) aus Feſſan.

Mitten durch das weite Wadi zieht ein breiter Streifen ausgeblühten Salzes. Dattelgeſtrüpp tritt in Menge auf und die höhern Stämme zeigen ſich in ihrer ganzen wilden Schönheit, die braunen, verdorrten Blätter früherer Jahrgänge rings am Stamme herabhängend, während droben die ſcharfgeſchlitzten friſchen Fiedern, mattgraugrün glänzend, wie Dolche emporſtarren. So maleriſch der Anblick iſt, ſo verräth er doch gleichzeitig, daß ſich wenig Induſtrie und wenig Betriebſamkeit bei den Bewohnern des Thales findet, und daß ſie ſelbſt die verhältnißmäßig ſo ſpärlich zugemeſſenen Gaben der Natur nicht benutzen. In der Nähe der Wohnungen trifft der Wanderer bewäſſerte Fruchtfelder, deren Pflege meiſtens durch Negerſklaven beſorgt wird. Männer und Frauen verrichten hier, faſt nackend, die anſtrengende Arbeit des Waſſerziehens oder des Einerntens während der Sonnenglut mit Geſang und leichtfertigen Geberden und geben durch ihr oft unanſtändiges Benehmen einen Beweis von den lockern Sitten, durch welche die Bewohner des Wadi Cherbi berüchtigt ſind.

Ein Streifen von Dattelpalmen zieht ſich längs des Nordrandes durch das ganze Thal hin, mit zahlreichen Quellen und gleich zahlreichen Dörfern; Bimbeja, Kerkiba (4 Meilen von Dſcherma) und Dſcherma (Germa) ſind darunter die wichtigſten.

Dſcherma war die erſte Stadt, die Dr. Vogel hier im Wadi Cherbi berührte. Er befand ſich im Lande der alten Garamanten. Dſcherma iſt das Garama der Römer. Das Volk der Garamanten, deſſen ſchon Herodot erwähnt, ſoll ehedem nicht blos im alleinigen Beſitz von Feſſan geweſen ſein, ſondern auch über zahlreiche kleinere libyſche Völkerſchaften gegen Norden hin bis nahe zur Küſte ſeine Herrſchaft ausgedehnt haben. Als Südgrenze ihres Gebietes werden ſogar

der südliche Bagradesfluß (der heutige Steppenfluß von Agades) und Darfur, sowie die Quellen des Nil und die Mondberge bezeichnet. Die Tibu sollen die Ueberreste der nach Süden zurückgedrängten Garamanten sein.

Zur Seite der Ruinen der alten Stadt starren jähe Felsenrisse 300 — 400 Fuß hoch steil empor. Ueberreste von Thürmen aus Lehm, innerlich oft mit wunderlichen Einrichtungen versehen, deuten den ehemaligen Umfang des Ortes an, der 5000 Schritte beträgt. Neu-Dscherma wird nur von zehn Familien, etwa vierzig Seelen in Summa, bewohnt. Nicht viel ansehnlicher ist das nahe dabei liegende Tuasch, obgleich dasselbe aus drei getrennten Theilen besteht, nämlich einem Tuarikdorf, aus Hütten von Palmenzweigen, einer äußern Vorstadt vereinzelter Lehmwohnungen und einem kleinen, regelmäßig viereckigen Platze, von einer Erdmauer umgeben und mit zwei Thoren versehen, einem an der Ost- und einem an der Westseite. Die Straßen sind regelmäßig und kreuzen einander in rechten Winkeln.

Etwas östlich von Dscherma findet sich das südlichste Denkmal durch Römer gebaut, das südlichste sichere Zeichen, wie tief jenes Volk ins Innere von Afrika gedrungen. Jenes Bauwerk ist nur ein Stock hoch und scheint auch nie höher gewesen zu sein. Jede Seite seines Grundes mißt gegen sieben Fuß. Innen befindet sich eine geräumige Grabkammer. Von den Seiten des Hauptkörpers messen zwei 5½ Fuß, die andern beiden 7 Fuß. Sie sind mit korinthischen Säulen geschmückt. Es ist aus demselben Sandstein gebaut, aus dem die benachbarten Hügel bestehen. Der Zug, welchen die Römer bis in diese entlegenen Gegenden unternahmen, fällt in das Jahr 735 nach der Erbauung der Stadt Rom oder 19 vor Christus. Damals drang Lucius Balbus Gaditanus bis hierher, aber nicht auf der Straße von Misda, die damals noch nicht bekannt war. Balbus war ein geborner Spanier, hatte aber römisches Bürgerrecht und Konsulat erhalten und unternahm jenen Zug muthmaßlich als Prätor von Afrika. Höchst wahrscheinlich hatten die Garamanten durch räuberische Ueberfälle den Karawanenhandel gestört und dadurch den Kriegszug hervorgerufen. In jenem Jahre hielt Balbus einen Triumpheinzug in Rom als Eroberer von Cydamus (Ghadames) und von Garama (Dscherma). Das noch gut erhaltene Denkmal beweist, daß die Herrschaft der Römer hier keineswegs eine so ganz schnell vorübergehende war; da aber der Triumph des Balbus gerade in die unruhige Zeit nach Cäsar's Ermordung fiel, so gerieth das Andenken an die Erfolge jenes Zuges unter wichtigern Dingen in Vergessenheit.

Auch eine Brunneneinfassung fand Dr. Vogel in Dscherma, welche unzweifelhaft römischen Ursprungs war. Die alten Thürme und Gräber dagegen, welche er zwischen Dscherma und Kerkiba antraf und anfänglich auch für römischen Ursprungs hielt, da die jetzigen Bewohner dieselben als Werke der Heiden bezeichnen, erkannte er später als Bauwerke der ältesten Bewohner von Fessan. Ein solcher Irrthum war sehr verzeihlich, da die Gräber gar zu sehr von jenen kaum fußtiefen Gruben abstechen, in die Türken und Araber jetzt ihre Todten einscharren. Zahlreiche Schlösser und Thürme, Alles Bauwerke jener alten Fessaner,

fand Vogel an fast ganz verödeten Orten, ja geradezu mitten in der Wüste. Daß jene Bauwerke nicht römischen, sondern fessanischen Ursprungs sind, erkannte der Doctor bei einem Besuche von Sesan. Sein Freund, der berühmte Geograph A. Petermann, meint, daß dieses Sesan wahrscheinlich gleich sei mit dem von Lyon Zaizow genannten Orte, welcher 2½ Meilen östlich von Mursuk liegt. Sesan ist eine der ältern Städte des Landes und war nach Zuëla die bedeutendste in Fessan. Vogel fand daselbst ganz dieselbe Art von Ziegeln und Mauerwerk, sowie sonderbarer Weise überall statt gewölbter Fenster dreieckige. Die Blütezeit von Sesan fällt um etwa 1000 n. Chr. Die Gräber erinnern an die Art und Weise, in der die Tibu ihre Todten begraben; sie werfen die Leiche in eine tiefe Grube und füllen dieselbe mit den schwersten Steinen, die sie nur auftreiben können, um den Gestorbenen am Wiederkommen zu verhindern.

Die alten Schlösser bestehen aus etwa 20 Fuß hohen Mauern, die einen quadratischen Raum von 40—60 Fuß Seite umschließen und an den Ecken mit Thürmen versehen sind. Um sie herum läuft ein niedriges Außenwerk. Dr. Vogel fand Niemand, der ihm hätte Kunde geben können, wann und von wem sie gebaut sind; er glaubt, daß sie sich aus der Blütezeit Fessans, etwa um 800 n. Chr. herschreiben, doch hält er es für möglich, daß sie älter sind, da die Schollen mit Salzwasser getränkter Erde, aus denen sie errichtet sind, in diesem trockenen Klima Jahrtausenden zu trotzen vermögen.

Der Hauptgrund davon, daß die Ortschaften Fessans in der gegenwärtigen Zeit so sehr an Bewohnern verlieren, liegt außer in dem Druck, den die Türken durch ihr Steuersystem auf das Land ausüben, hauptsächlich in dem Abscheu, welchen die Eingebornen gegen den Militärdienst empfinden. Nicht wenige schlagen sich lieber einige Zähne aus, verstümmeln sich Finger oder andere Glieder, als daß sie sich entschließen, Kommißbrod zu essen, und nicht wenige Familien ziehen sich mit ihren Herden in entlegnere Gegenden zurück, in denen sie von jenem Zwange befreit sind.

Vom Wadi Cherbi aus drang Vogel nach den mehrfach erwähnten Natron-Seen vor. Die Wüste, in der sie liegen, ist fürchterlich, ein System von Bergen, Thälern und Abgründen von und im feinsten Flugsande, in den die Thiere bis an den Bauch einsinken und in dem buchstäblich keine Quadratelle ebener Grund ist. Um das Zelt und Kochgeschirr nebst zwei Wasserschläuchen fortzuschaffen, Alles zusammen etwa 350 Pfund Gewicht, brauchte Vogel nicht weniger als fünf Kameele und legte trotzdem in 18 Stunden nur etwas über zwei Meilen zurück. Was für anständige Hügel von Flugsand die erwähnten sind, kann man aus einer trigonometrischen Messung sehen, die der Doctor von den am Südufer des Wurm-Sees gelegenen gemacht hat. Er fand dieselben aus drei sehr gut stimmenden Beobachtungen 530 Fuß über dem Spiegel des Wurm-Sees. Vogel hätte gern die Erhebung des Sees über den Spiegel des Mittelländischen Meeres bestimmt, es war aber unmöglich, ein Barometer dahin zu transportiren.

Oudney, der früher diese Gegend bereiste, hatte den nordwestlichsten der Natron-Seen, den Mandra-See (siehe das Bild auf Seite 104) besucht und denselben anschaulich beschrieben. Er fand ihn von einer Gruppe Dattelpalmen umge-

ben und seine Ufer überall mit Gras und einer großen Binsenart bedeckt. Er ist ungefähr eine Viertelstunde lang und über 200 Ellen breit. Im Juli, als sich Oudney an ihm befand, war er nicht tief und an manchen Stellen sogar trocken, die während des Winters und Frühjahrs bedeckt sind. Am Grunde des Sees krystallisirt das Salz beim Verdunsten des vollständig damit gesättigten Wassers. Nimmt dann die Wassermenge wieder zu, so löst sich ein Theil des Natrons wieder auf. „Das Wasser ißt das Salz!" pflegen die Araber zu sagen. Die abgelagerte Salzschicht ist von verschiedener Stärke, die größte Dicke beträgt 2—3 Zoll. Die Oberfläche am Grunde fühlt sich rauh an, obgleich das Auge keine hervorstehenden Krystalle bemerkt. Das Wasser unmittelbar darüber ist voll von zahlreichen kleinen, schönen Krystallen von Salz; die Linie, wo sie zusammenstoßen, ist immer bemerkbar. Wenn nicht durch kleinere Salztheilchen an der Oberfläche die Natronschicht undurchsichtig gemacht wird, sieht man die kleinen tafelförmigen Salzstücken, aus denen sie besteht, in jeder Lage. Die Oberfläche des Wassers ist an manchen Stellen mit großen dünnen Salzschichten bedeckt, so daß es aussieht, als wenn der See theilweise gefroren wäre: es bildet sich ein Häutchen nach dem andern, bis das Ganze ziemlich dick wird. Der Boden des Sees besteht aus dunkelbraunem Sande, der ins Schwarze spielt, klebrig und schleimig anzufühlen ist. An den nicht lange vom Wasser entblößten Stellen der Ufer quillt etwas hervor, das wie Erdöl oder Naphtha aussieht. Die Menge Natron, welche man jährlich vom Trona-See wegholt, rechnet man zu 4—500 Kameelladungen, jede zu etwa vier Centnern. Man entnimmt es dem See erst, sobald es verlangt wird. Das Verfahren dabei ist sehr einfach: man bricht es am Ufer los, entfernt so viel als möglich die anhängenden Schmutztheile und Grasstengel und macht viereckige Stücke daraus, die man mit den zähen Fasern der Palmblätter zusammenbindet. Das Meiste dieses Salzes, was nicht in Fessan selbst verbraucht wird, geht nach Tripoli.

Dr. Vogel wendete besonders dem sogenannten Wurm-See (Bahr el Dud) seine Aufmerksamkeit zu, den seiner wilden, schwer zugänglichen Lage wegen vor ihm noch kein Europäer besucht hatte. Man hatte Vogel erzählt, dieser See sei unergründlich tief, und jedes lebendige Wesen, welches hinein gelange, würde von dem finstern Wasser verschlungen. Seine Begleiter waren deshalb nicht wenig entsetzt, als er frisch hineinsprang, um mit der Senkleine in der Hand die Tiefe desselben zu messen. Diese war im Durchschnitt nicht mehr als 18 Fuß und an der von den Eingebornen als die tiefste bezeichneten Stelle 24. Die dunkle Farbe des Wassers macht den See tiefer erscheinend, als er wirklich ist. Seinen Ruf hat derselbe — außer seinem Salzreichthum — besonders den kleinen sogenannten Fessan-Würmern zu verdanken, die ihn in unzähligen Schaaren bevölkern. Vogel entwarf eine Zeichnung von denselben, nach welcher nebenstehende Figur gefertigt ist. Er sagt von ihnen bei dieser Gelegenheit: „Diese Würmer sehen recht niedlich aus und schmecken rein salzig. Die Farbe ist glänzend roth, genau die des Goldfisches. Beim Schwimmen schlängeln sie den Leib wie eine Schlange und bewegen die Füßchen (etwa elf oder zwölf an jeder Seite) mit großer Geschwindigkeit vor- und rückwärts. Die Länge eines ausgewachsenen

Exemplars beträgt $3^{7}/_{12}$ Pariser Linien, die Breite dicht unter dem Kopfe $1^{1}/_{4}$ Par. Linien. Während der Tageshitze ziehen sich die Würmer in die Tiefe des Sees zurück, Morgens und Abends erscheinen sie an der Oberfläche des Wassers. Man fängt sie mit Kattunnetzen und dabei zugleich unzählige Exemplare einer Fliegenlarve, von denen der See voll und seine Oberfläche bedeckt ist; Alles zusammen wird mit einer rothen Dattel zu einem Brei verarbeitet, der einen starken Heringsgeruch und Salzgeschmack hat und von den Bewohnern Fessans anstatt Fleisch zum Basin u. s. w. gegessen wird. Die erwähnten Fliegenmaden sind Feinde des Wurmes und fressen ihn." Oudney sagt von ihnen, sie seien einen Zoll lang, bestänben aus Ringen und hätten an jeder Seite sechs Füße, sowie zwei schmale hornförmige Auswüchse am Schwanz.

Wenn die geschilderten Seethierchen „Würmer" genannt worden sind, so ist dies Wort hierbei nicht im Sinne der Wissenschaft gebraucht worden. Ihrem Körperbau nach gehören die Fessan-Würmer (Artemia Oudneyi) zu der großen Abtheilung der Krustenthiere und sind somit Verwandte des bekannten Krebses, wenn auch nur weitläufige. Mit dem in Regenpfützen und Sumpflachen bei uns einheimischen Kiemenfuß (Brachiopus) werden sie zu der Ordnung der Blattfüßer gestellt, die durch den eigenthümlichen Bau ihrer Füße gekennzeichnet wird. Letztere zeigen drei Theile und dienen ebensowol zum Fortbewegen als auch zum Athmen, deshalb sind sie auch, selbst wenn das Thier ruht, in ununterbrochener Schwingung. Als Hauptnahrung dienen dem kleinen Geschöpf vorzugsweise Infusionsthierchen. Eine nahe verwandte Art Salzwürmer (Artemia salina) bevölkert in ebenso zahlreichen Mengen die Lachen eingedämmten Seewassers, aus welchen man durch Verdunstung in England, Portugal und Südfrankreich Salz gewinnt, und ist daselbst von den Salzsiedern gern gesehen, da man die Meinung hegt, daß sie viel zur Reinigung der Soole beitrügen. Aus diesem Grunde versetzt man sie auch sorgfältig aus einer Lache in die andere. Ihre Vermehrung schreitet in Erstaunen erregendem Grade vorwärts.

Der Fessan-Wurm, Dud (Artemia Oudneyi), nach Dr. Vogel's Zeichnung. Der beigezeichnete Strich ist die natürliche Größe.

Der Fessan-Wurm (Dud) findet sich nicht ausschließlich in dem insonderheit nach ihm genannten Wurm-See, sondern bevölkert auch die übrigen Natron-Seen dieser Senkung.

Nördlich von den Seen behält das Land denselben Charakter bis zu dem gegen sechs Meilen nördlicher liegenden Wadi Schiati. Hohe Sandhügel aus feinem Flugsand erschweren das Fortkommen unendlich. Nicht selten bildet der Wind aus dem Sand ähnliche scharfe Vorsprünge und Kanten, wie sie uns eine schneebedeckte Winterlandschaft nach anhaltendem Windwehen und Schneegestöber zeigt. Der Reisende ist gezwungen, stellenweise vorauszugehen und mit den Händen die hinderlichsten Stellen abzuflachen, um den beladenen Kameelen, die bei jedem Fußtritt tief einsinken, das Weiterkommen zu ermöglichen. Besonders fremdartig wird der Anblick, den diese Sandwüste zur Nachtzeit bei heller Mondbeleuchtung gewährt.

Das weiße Licht, das vom dunkeln Himmel herabstrahlt, nicht durch das kleinste Wölkchen getrübt, contrastirt scharf mit der tief goldgelben Färbung des Sandoceans. Ein einzelner Hügel trägt eine Gruppe Palmen mit malerisch wild herabhängenden Blättern, umstarrt von Gestrüpp; gleich Ertrinkenden strecken einige Dattelbäume im Thale daneben ihre Häupter aus dem Flugsande empor, der ihre Stämme verschüttet hat. Selten unterbricht ein lebendiges Wesen die lautlose Stille; das Heulen einer fernen Hyäne, das Kläffen eines Fuchses sind die einzigen Töne, welche die Wüstenruhe stören. Der kühle Ostwind treibt ein leichtes Sandwölkchen gleich einer Geisterschaar vor sich her und kräuselt es um die schwarzblauen Felsklippen, welche wie Dämonen der Unterwelt in der Ferne hervorschauen.

Das Wadi Schiati liegt um ein Ansehnliches höher als das große Wadi Cherbi; eine Reihe hoher Sanddünen, hier weiß von Farbe, begrenzt es im Süden, nach Norden zu verläuft es sich flacher. Zahlreiche Brunnen werden hier zu Spendern des Lebens. Ihre geringe Tiefe erfordert nur eine mäßige Anstrengung, um das Wasser in die Rinnsale zu leiten, welche die Felder erquicken, ja manche sind so flach, daß sich ihr Wasser von selbst in größere Becken sammelt, um von hier aus die Pflanzungen zu speisen. Getreidefelder gedeihen in weiter Ausdehnung, freundlich grüne Krautstreifen breiten sich neben den fruchtschweren bräunlichgelben Saaten und gewähren den Kameelherden reiche Weide, die gleichzeitig ohne Beihülfe des Menschen aus den flachen Quellbrunnen den Durst zu löschen vermögen. Aber dicht daneben erstrecken sich wieder schwarze Züge unfruchtbarer Sandsteinklippen und erheben sich zu ansehnlich hohen, malerisch zerrissenen Hügelketten. Von ihnen stechen die weißen Sanddünen des Südrandes grell ab, und in der Mitte des Thales ist der tiefschwarze, kahle Boden mit einer weißen Kruste ausblühender Salzkrystalle überzogen, welche bei der glühenden Mittagssonne dem aus Norden stammenden Fremdling das Bild einer Schneefläche sonderbar vorspiegeln. Ein großer Dattelhain, welcher in langen engen Streifen sich über einen weiten Raum erstreckt, leitet den Blick an den zahlreichen kleinern Dörfern mit ihren Palmblattdächern und Lederzelten vorbei nach dem größern Ederi, das durch seine Lage die Aufmerksamkeit vorherrschend fesselt.

Das alte Ederi bedeckte den Gipfel eines terrassenförmig ansteigenden ansehnlichen Felsens von ziemlicher Höhe (190 Fuß). Die schwarzen Wände fallen nach Süden schroff ab und lassen nur einen Zugang von der Nordseite zu. Durch diese Lage begünstigt, die eine seltene Ausnahme unter den Ortschaften Fessans ist, gelangte die Stadt zu einem politischen Uebergewicht über ihre Nachbarn und behauptete ihre Herrschaft auch bis zu Anfang der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts. Zu dieser Zeit ward sie durch die Tyrannei Ali el Djelil's, des kriegerischen Häuptlings der Uëlad Sliman, zerstört und der unabhängige Sinn ihrer Bewohner gebrochen. Die Trümmer, welche noch jetzt die Felshöhe bedecken, sprechen von der dichten Bevölkerung, deren sich der Ort erfreute. Die Straßen waren eng und zogen sich steil an der Nordseite hinauf. Die neuere Stadt ist am Fuße des Berges angelegt worden, da die türkische Regierung das Bedürfniß nach

beſeſtigten Plätzen weniger lebhaft empfinden läßt, obſchon ſie das Land nichtsdeſtoweniger auf andere Weiſe ebenſo ausſaugt.

In der Südſeite des Felſens und in einem zweiten benachbarten, ähnlich geſtalteten Sandſteinberge finden ſich unterirdiſche Wohnungen eingearbeitet, deren Entſtehung aus den Urzeiten des Landes ſich herſchreibt und über welche keine geſchichtlichen Nachrichten uns überliefert ſind. Der Grundriß vieler ähnelt einem Kleeblatt. Der Eingang iſt durch herabgeſtürzte Steine und eingewehten Sand bei mehreren verſperrt, und die abergläubiſche gegenwärtige Bevölkerung meidet ſie als Orte der Furcht und Sitze feindlicher Dämonen.

Die Landſchaft zwiſchen dem Wadi Schiati und dem Südrande der Hammada giebt an Unfruchtbarkeit und Oede den ſüdlichern Diſtrikten nichts nach. „Wüſt und grauenhaft" nennt ſie Barth, „ein Bild von Wüſtenei und Wildheit, gleichſam ein unvollendetes Gebiet der Schöpfung." Nur nach dem Nordrande hin bringt der Granit, welcher hier auftritt und durch ſeine felſigen Erhebungen und Klippen den Pfad zu mäanderartigen Krümmungen zwingt, einige Abwechſelung hervor, und das von den Kameelen ſo geliebte Schia (der wohlriechende Beifuß) bedeckt einzelne Thalgründe mit erfreulicher Ueppigkeit.

Im Süden wird das Wadi Cherbi von dem Plateau von Murſuk begrenzt, das ſich in einer mittlern Erhebung von 1000 Fuß über dem Meere gegen 30 Meilen weit nach Weſten hin erſtreckt. Der Karawanenweg von Murſuk nach Rhat, der das Plateau entlang führt, folgt dem Wadi Berdhuſch, das ſich viele Meilen weit von Oſt nach Weſt hinzieht. Nach ſeiner Mitte zu ſenkt es ſich bis gegen 900 Fuß, ſteigt aber im Weſten bis zu 2000 Fuß an. Sand, Kies und Kalkgeröll bilden den Boden des Thales, ſtreckenweiſe begleiten es Sandſtein und Kalkwände, an andern Stellen Sandhügel, und wiederum an andern verflacht es ſich zur ebenen Wüſte. Der ferne Südhorizont zeigt ſehr gebirgiges Land. Unverkennbar ſind in dem Wadi die Spuren, welche heftige Regenſtröme zurückgelaſſen haben. Dergleichen Ergüſſe ſind hier keineswegs zu ſelten. Die ſchweren Wolken entladen ſich, von ſtarken Wirbelwinden begleitet, in überreichem Maße. Die großen ſchweren Tropfen fallen in einer Dichtigkeit und Menge, daß wir jeden dergleichen Regen mit dem Namen Wolkenbruch bezeichnen würden. In jedem der über hundert Seitenthäler ſammeln ſich die Waſſer zu Regenbächen, und im Laufe von wenig Stunden entſteht in dem Hauptwadi ein mächtiger Strom, der ſich brauſend und ſchäumend über die Felsterraſſen ſtürzt, mitten im Wüſtengebiet die Erſcheinung von Katarakten bietend. An andern Stellen wühlt der ephemere Fluß den Grund tief auf und reißt die Sanddünen, die ihm der Wind hemmend in den Weg gebaut hat, aus einander, ſo daß nur die einzelnen, mit Tamariſken gekrönten Hügel übrig bleiben. Ebenſo ſchnell als ſie entſtanden, verlaufen ſich die Waſſermaſſen auch wieder. An den tiefſten Thalſtellen bilden ſie Teiche oder kleinere Sumpfflachen, das übrige Waſſer verdunſtet oder ſinkt in den lockern Grund ein. Gräbt hier der Reiſende einen Brunnen, ſo ſtößt er ſchon bei geringer Tiefe auf die gewünſchte Erquickung. Ein heiteres Leben ſammelt ſich um jene Wüſtenteiche im Wadi. Gräſer, deren langhinkriechende Wurzeln und

harte Samen unbeschadet lange im dürren Boden schlummerten, sprossen auf und bieten den Kameelen reichliches Futter. Die Akazienbäume bedecken sich mit Laub, die Tamarisken beginnen ihre Blütensträuße rosig zu entfalten. Mit Freudengeschrei begrüßen die durstenden Dromedare der anlangenden Karawane den Wasserspiegel. Der Ruf der Treiber ist nicht nöthig, um sie zur Eile anzuspornen. In langen Zügen schlürfen sie das Labsal, während die von der Hitze ermatteten Pilger sich durch ein langentbehrtes Bad erquicken. Hat der Reisezug gestärkt und erfrischt den Teich verlassen, so naht sich demselben das verscheuchte Wild. Antilopen kommen aus den Seitenthälern in kleinen Rudeln herbei, Schwärme von Flughühnern und Felstauben treiben am Ufer heitere Spiele und zahlreiches kleineres Geflügel, Steinschmätzer, lerchen- und drosselähnliche Vögel finden sich zur Tränke ein; ja selbst ein seltener Schmetterling und eine Libelle gaukeln über dem Wasserspiegel, ein fremdartiger Anblick im Wüstenland!

Ungefähr in der Mitte zwischen Mursuk und Rhat, wenige Meilen von dem Westrande des Plateaus von Mursuk entfernt, bildet das Wadi einen Thalkessel, der unter dem Namen Wadi Telissare (siehe das Anfangsbild S. 91) bekannt ist. Ein Seitenthal mündet hier in die Hauptsenkung und die zusammentreffenden Regenwasser sammeln sich zu einem Tümpel, der wenigstens einige Monate hindurch einen ziemlichen Wasservorrath bewahrt. Mimosen bieten im Thalgrunde angenehmen Schatten und mancherlei aufsprossendes Grün, Kräuter und Gräser machen das Plätzchen dem Reisenden und seinen Lastthieren zu einem angenehmen Rastort. Das Interesse des Europäers wird aber besonders durch die Skulpturen gefesselt, welche er an den senkrechten Felswänden eingemeißelt findet.

An einer senkrechten Felswand im Thale fand Dr. Barth eine ganze Gruppe Rinder in den verschiedensten Stellungen abgebildet. Alle bewegten sich nach der rechten Seite hin, an der wahrscheinlich der Tränkplatz angedeutet war. Weiterhin im Gebirge sind mehrfach Opferkreise, aus Quadern erbaut, vorhanden und Büffel, Strauße, kleinere Vögel und ähnliche tägliche Begleiter des Wüstenbewohners in die Blöcke eingearbeitet. Nirgends findet sich jedoch eine Abbildung des Kameels, und es wird dadurch die Thatsache bestätigt, daß dieses mit dem Haushalt der jetzigen Nomaden so innig verwachsene Thier früher hier gänzlich unbekannt war. Der Waarentransport geschah in jenen Zeiten mit Hülfe der Rinder, und es ist deshalb interessant, zu erfahren, daß noch ums Jahr 1848 ein Reisezug von Kano nach Rhat mit Hülfe von Rindern ausgeführt wurde, die man jeden zweiten Tag tränkte. Erst durch die Araber ward das Dromedar in Nordafrika eingeführt und hat hier seine zweite Heimat gefunden.

Von der Hochebene von Mursuk hinab nach dem Thale Ilaghlarhen und von diesem wiederum nach der noch tiefer gelegenen Ebene von Rhat gelangt der Reisende nur durch enge wilde Schluchten. Wahrscheinlich sammeln sich in den höhern Thälern des hier hoch aufstarrenden, vielfach zerrissenen Gebirges bei Regengüssen bedeutende Wassermassen an, die sich dann durch dieselbe Kluft den Weg bahnen, welche den Karawanen als Pfad dient. Sechshundert Fuß tief zieht sich letzterer hinab und besitzt dabei streckenweise nur eine Breite von sechs Fuß. Die

Sandsteinmassen sind wild zerborsten und starren links und rechts senkrecht, ja an vielen Stellen überhängend bis 100 und mehr Fuß empor. Die untere Hälfte der Wände besteht aus Mergellagern mit Ueberresten von Seemuscheln, aus den Urzeiten ihrer Entstehung stammend. Zwischen dem thonigen Mergel lagern wiederum Flötze von Kalkstein und Eisenerzen. In Vertiefungen der Seiten haben sich einzelne Talhabäume angesiedelt und bringen mit ihrem freundlichen Grün einiges Leben in die wilde Scene der Zerstörung. Vielfach windet sich der enge Weg in scharfen Winkeln links und rechts und ist auf weite Strecken sowol an seinem Grunde, als auch an den Seiten so glatt, als sei er von Menschenhand mit dem Meißel bearbeitet worden. Dieser enge Paß, der nahe der Grenze zwischen Fessan und dem Gebiete der Tuariks liegt, würde ein höchst wichtiger Punkt werden, sobald ein Krieg zwischen beiden Völkerschaften entstände.

Die Geisterburg Idinen.

Vier Stunden bedarf der Reisende, ehe er durch die erste Schlucht, Rhalla genannt, nach dem tief eingefurchten Thale von Erasarn Tesse gelangt, das mit Kraut und einigen Talhabäumen bewachsen ist und gegen 1500 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Hat der Wandrer die zweite ähnlich wilde und von zerrissenen Felsen umgebene Schlucht passirt, die ihn nach der Ebene von Rhat führt, so sieht er im Westen der letztern, in etwa anderthalb Meilen Entfernung, das berüchtigte Teufelsschloß Idinen vor sich, ein halbmondförmiges Gebirge mit einem jähen, tief zerrissenen Kamm von flimmernd blendendweißer Farbe und hochrothem, flacherem Fuße aus Mergelschichten.

Hier hausen nach dem Glauben der Asgar Schaaren von Dämonen, hier versammeln sich die Geister der Wüste, die Schrecken der Hirten. Zwischen ihnen und den Asgar besteht, den überlieferten Erzählungen zufolge, die Uebereinkunft, daß keiner der letztern das geheimnißreiche Felsenlabyrinth betreten darf,

wenn er nicht sein Leben verlieren will. Die Dämonen ihrerseits haben die Felsenmauern in Westen als Bollwerk für die Bewohner aufgeführt und lassen ihnen in der Wüste ihren Schutz angedeihen. Nur ein einziger, schwer zu findender Brunnen ist in der ganzen Umgebung von Idinen zu finden, und Felsklüfte, zerbröckelnde, stürzende Blöcke, mit Flugsanddünen wechselnd, bieten wirkliche Gefahren genug, um der Phantasie der abergläubischen Asgar Nahrung zur Bildung jener Sagen zu geben. Wir brauchen uns nur an die Teufelssagen unsers heimatlichen Brockens und Riesengebirges zu erinnern, in denen die Gefahren des Gebirges Fleisch und Bein erhalten haben, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn die Tuariks, deren Furcht jeden Hügel mit einer Sage von kameelgroßen Schlangen, von verscharrten Schätzen, die Marabutgeister bewachen, u. dgl. belebt, aus den zerrissenen Riffen und Kämmen jenes Gebirges eine Geisterburg geschaffen haben. In gleichem Grade, wie jene Sagen jeden Eingebornen von einem Besuche des Gespensterschlosses abhalten, fühlt sich der vorurtheilsfreie, vom Forschereifer getriebene Europäer angespornt, dasselbe zu besuchen und den geheimnißvollen Schleier zu lüften, der darüber ausgebreitet ist. Nicht daß man die wirklichen Gefahren des öden Gebirges verkennte und sie muthwilliger Weise unbesonnen herausforderte, — die Geistersagen der Asgar knüpfen sich gar zu oft an Inschriften, Skulpturen und andere Zeichen, die eine frühere Bevölkerung zurückgelassen hat und die dem Geschichtsfreund eben so viele Anziehungspunkte bieten, als dem Geologen die zerklüftete Gebirgsart Aufschlüsse über die Formationen jener Gebiete verspricht. Alle Europäer, die bis Rhat vordrangen, unternahmen es, die Geisterburg zu besteigen, alle hatten mehr oder minder unglücklichen Erfolg, den die Eingebornen natürlich aus der Macht der Geister herleiteten.

Schon Oudney hatte es versucht, das Teufelsschloß zu besteigen. Er fand den Berg so steil, mit so vielen losen Steinen umlagert, daß er nur auf eine der Höhen gelangen konte. Ein tiefer Abgrund, den er antraf, verwehrte ihm jegliches Weiterkommen. Richardson hatte bei seiner ersten Reise nach Rhat ebenfalls eine Besteigung unternommen, auf dem Rückwege aber sich verirrt und dabei fast das Leben verloren. Barth und Overweg wagten den Besuch des Teufelsschlosses auch, jeder für sich, der erstere geschichtliche, der letztere geologische Forschungen im Auge behaltend. Keiner der Tuariks wollte ihnen als Führer dienen; Richardson, der im Lager blieb, bewog endlich einen Neger, Overweg mit einem Wasserschlauche zu folgen. Keiner der beiden Europäer kehrte zurück, obschon sie wußten, daß die Karawane nur während der heißesten Stunden des Tages hier rasten würde. Gegen 5 Uhr Nachmittags langte Overweg, von dem Neger unterstützt, im Zustande äußerster Ermattung an. Von Dr. Barth fand man nicht die geringste Spur, hing deshalb bei einbrechender Nacht eine Laterne in den Gipfel eines hohen Baumes und zündete Signalfeuer an, um dem Verirrten Zeichen zu geben.

Es hatten sich mehrere Umstände vereinigt, das Gelingen von Barth's Unternehmen zu erschweren. Unglücklicher Weise war den Tag vorher gerade der erfrischende Teig aus Gerstenmehl zu Ende gegangen, der sonst die Haupterquickung

des Reisenden bildete. Er konnte also nur etwas Schiffszwieback und einige Datteln als Mundvorrath mitnehmen, und dies war gerade unter diesen Umständen die allerungeeignetste Kost. Ein kleiner Wasserschlauch und ein Paar Pistolen bildeten das übrige Gepäck, gerade hinreichend schwer für den durch die vorhergegangenen Anstrengungen ermatteten Wandrer. Die Halsstarrigkeit der Führer verweigerte ihm ein Kameel bis zum Fuße der Geisterburg; würde er bis dorthin haben reiten können, so hätte er leicht mit frischen Kräften den Berg erstiegen. Nachdem Barth, ohne zu wissen, daß Overweg ihm folgte, die weit ausgedehnten Vorhöhen überschritten, die theils aus losem Sand, theils aus schwarzem Kieselgeröll bestanden, langte er an dem Teufelsschloß selbst an. Sehr ermattet klomm er einen tiefen Abgrund hinab und an der jenseitigen Wand desselben empor, bis er zu einem förmlichen Felsenrande von Klippen und Blöcken gelangte, ohne an denselben eine Spur von Inschriften oder Skulpturen zu entdecken. Ebenso wenig gewahrte er das Geringste von den herrlichen Palmenhainen, die nach den phantastischen Erzählungen der Asgar sich daselbst finden sollen; nichts bot sich dem Auge dar, als Steintrümmer und Sandfelsen, einige der grotesken Bildungen an ihrem Fuße tiefschwarz und in dem obern Theile blendendweiß. Keine Handbreit Schatten gewährte dem Erschöpften Erquickung; eine kurze Rast in der sengenden Mittagsglut, ein Schluck warmen Wassers von dem geringen Vorrath erfrischten ihn nicht. Von der mitgenommenen Speise konnte Barth nichts genießen. Er dachte an den Rückweg und verfolgte ein Thal, von dem ihm der Tuarikführer gesagt hatte, daß es zu dem einzigen Brunnen der Gegend führe, und durch welches er wieder zu seinen Gefährten kommen würde.

Nach langem Herumirren sah er erfreut einige Hütten zur Seite eines vertrockneten Baumes, schleppte sich mühsam bis zu ihnen hin und fand sie zerfallen, allem Anschein nach seit langen Zeiten von ihren Bewohnern verlassen. Er konnte vor Ermattung nicht weiter. Auf Nothschüsse, die er abfeuerte, erfolgte keine andere Antwort als das höhnende Echo der Geisterburg. An dem Baume sank er, von heftigem Fieber befallen, nieder und verbrachte die Nacht, die schnell hereinbrach, in einem gräßlichen Zustande. In der Ferne leuchtete ihm das Signalfeuer der Karawane, aber es gebrach ihm an Kraft, ein gleiches anzuzünden. Die aufgehende Sonne brachte ihm neue Hoffnung, aber auch neue Schrecken. Der wüthende Durst quälte ihn bis zu dem Grade, daß er sein eignes Blut trank. Die täuschenden Bilder der Luftspiegelung malten ihm die herannahende Karawane vor und erklärten ihm leicht, wie der Nomade der Wüste die letztere mit Dämonenschaaren bevölkert. Kaum besaß er noch so viel Kraft, daß er sein fieberkrankes Haupt fortrückte, wie sich der dürftige Schatten des Baumstammes nach dem Stande der Sonne veränderte. Zu Mittag schwand endlich der letzte Rest von Schatten und die glühenden Strahlen fielen sengend auf den Unglücklichen. Er verfiel in einen Zustand halber Bewußtlosigkeit und erwartete hoffnungslos seinen Tod, — da traf der Schrei eines Kameeles sein Ohr. Barth gesteht, daß nie in seinem Leben eine Musik ihm lieblicher geklungen habe! Ein Asgar auf einem Dromedar war in der Nähe und spähte nach den Fußtapfen im Sande, die er bemerkt hatte und deren

weiterem Verlauf er aufmerksam folgte. „Wasser! Wasser!" waren die einzigen Worte, welche der Verschmachtende zu stammeln vermochte. „Ja, ja!" erscholl als Gegenantwort. In wenig Augenblicken war der Retter bei ihm und wusch ihm vorsichtig das Haupt mit Wasser. Der Trank, den er ihm dann einflößte, dünkte dem Armen gallenbitter zu sein. Auf dem Kameel festgebunden, langte Barth mit seinem Begleiter bei der Karawane an und ward hier mit Jubel begrüßt. Man hatte funfzig Dollar Demjenigen als Belohnung verheißen, der den Verirrten auffinden würde, und die Tuariks waren erstaunt, daß er noch lebte, denn Niemand, sagten sie, könne in der Wüste länger als zwölf Stunden ohne Wasser dem Tode entgehen. Während der nächsten drei Tage war Barth aber kaum im Stande etwas zu essen und erholte sich nur allmälig wieder.

„Auffallend ist es", sagt er selbst über diese vollständige Ermattung, „wie der Europäer in diesen Gegenden nur von Dem lebt, was er augenblicklich zu sich nimmt, und daß er, so wie er einen Tag verhindert ist, das gewöhnliche Quantum von Nahrung zu genießen, augenblicklich um alle seine Kräfte kommt."

Südlich von dem Berge Idinen liegt Rhat, die Hauptstadt des Asgargebietes. Sie zieht sich am nordwestlichen Fuße einer felsigen Anhöhe entlang, die in die Mitte des Thales vortritt und an ihrer Westseite mit Sandhügeln umgeben ist. Palmenpflanzungen umgrünen sie, theils als langgestreckte Streifen, theils als kleinere geschlossene Gruppen. Die Stadt gewährt einen freundlichen Anblick. Die Mauern ringsum sind aus weißem Thon und Sand aufgeführt und die Häuser aus gleichem Material gebaut, wodurch das Ganze einen heitern Anstrich bekommt. Der Begräbnißplatz ist in zwei Theile getheilt, einer für die Erwachsenen bestimmt, der zweite für die Kinder, und befindet sich außerhalb der Stadt. Die Einrichtung der Häuser ist ähnlich wie diejenige in Mursuk; die Lagerstätten zur nächtlichen Ruhe sind aus Palmenblättern gearbeitet und fünf Fuß über dem Boden erhaben, da man sich auf diese Weise leichter vor den häufigen Skorpionen schützt. Den sonderbarsten Anblick gewähren dem Fremden die Kinder des Ortes. Man pflegt denselben nämlich das Haar in der Weise zu scheeren, daß nur ein von der Stirn über den Scheitel laufender Kamm stehen bleibt.

Die Moschee von Rhat ist schöner als irgend eine in Fessan und befindet sich ziemlich dicht am Fuße des erwähnten Berges. Auf dem letztern soll ehedem die alte Stadt gestanden haben, durch Einsturz des Felsens aber zerstört worden sein, bei welcher Gelegenheit auch eine große Anzahl Einwohner ihr Leben verloren.

Trotzdem daß der Ort verhältnißmäßig klein ist und nur etwa 250 Häuser zählt, besitzt er doch für den Handel besondere Wichtigkeit. Die letztere würde sich noch um ein Bedeutendes steigern, wenn nicht die Eifersucht des weit nordwestlich gelegenen Tuat den Asgar feindlich entgegen träte, sobald letztere eine unmittelbare Verbindung mit dem fernen Timbuktu versuchen. Die Bewohner von Tuat suchen mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln den Gütertransport zu dem bedeutenden Umwege über ihre Stadt zu zwingen.

Dr. Vogel beim Sultan der Tibu in Aſchenumma.

IV.

Reiſe von Murſuk nach dem Sudan.

Traghan. — Gerthrun. Die Sklavenkarawane. — Tegerry. — Meſcheru. — El Wahr. — Thierleben in der Oaſe. — Maddema. — Tibeſti. — Mafras. — Yat. — Ikeba. — Das Thal Kauar. — Aſchenumma und Bilma. — Salz. — Die Tibu und ihr Sultan. — Die Kelowi und das Land Asben. Berge von Asgar. — Wadi Egeri. — Barakat. — Berg Tiska und Mariau. — Alpenland von Asben. Regenflut. — Tintarhode. — Agades. — Der Sultan von Agades. — Von Bilma nach Bornu. Mußkatenu. — Sankura. — Dibbela. — Agadem. Erdſchoten. — Wüſte von Tintumma. — Belgahſchiferri. — Unghurutua.

Mit friſchem Muthe brach Dr. Vogel am 11. Oktober 1853 von Murſuk auf, um ſeinem fernen Ziele, dem Tſad-See, entgegen zu eilen. Ein Weg von mehr als zwei Monatsreiſen lag vor ihm, ausgeſtattet mit allen Schreckniſſen der Wüſte, wie ſie eine feindliche Natur und räuberiſche Menſchen nur bieten können. Trotzdem war der kühne Reiſende, für ſein großes Unternehmen in edler Begeiſterung durchglüht, voll unverzagter Heiterkeit, ſo daß er, kaum von dem

anstrengenden Ausfluge nach den Natron-Seen zurückgekehrt, am Tage vor der Abreise seinem Freunde Dr. A. Petermann schrieb:

„Morgen früh heißt es endlich: „Frisch auf, Kameraden, zu Pferd, zu Pferd!““

Kaum daß der Reisende die Palmenpflanzungen Mursuks im Rücken hat, empfängt ihn auch schon die traurigste Oede. Die weite Sandebene ist hier vollständig mit Salz inkrustirt, der Boden vielfach aufgesprungen. Letzterer ähnelt einem frischgepflügten Acker, die Erdschollen sind dabei hart, so daß sie sich nicht zerbrechen lassen. Hie und da ist die dunkle Erdoberfläche von schneeweißen Streifen und Flecken unterbrochen. In den breitern Spalten hängen einige Fuß tief schöne Salzkrystalle, die hier ausgeblüht sind. Da wo der Sand vorherrschend wird, erhält die ganze Fläche ein unheimlich rothes Kolorit. Die Körner des Flugsandes sind ziemlich klein und zeigen durch ihre abgerundete Gestalt, daß sie vielfach ihren Platz verändert.

Ortschaften sind nur wenige und meist höchst ärmliche vorhanden. Unweit Mursuk ist Traghan die ansehnlichste und erfreute sich ehedem eines besondern Wohlstandes. Es wurden hier zu Denham's Zeit Teppiche verfertigt, die an Schönheit denjenigen von Konstantinopel gleichkamen. Der durch seine Heiligkeit damals besonders berühmte Marabut, der als Hauptperson des Ortes die Herrschaft über denselben verwaltete, war im Stande, eine Heeresmacht arabischer Truppen, welche die Stadt mit Plünderung bedrohte, mit 60,000 Dollars aus seinem Privatvermögen zu befriedigen.

In den Sandhügeln zwischen Mursuk und Mafun fand Vogel in großer Menge versteinerte Wurzeln von Tamariskensträuchern (Tamarix gallica); ebenso sammelte er Proben von Salz, das nördlich vom letztgenannten Dorfe eine Strecke von ¾ Meilen Länge und Breite bedeckt. Es bildet daselbst ungeheure Schollen und ist stark mit Thon vermischt. Der Kalkstein der Wüste Mastuta war vom Flugsand förmlich polirt. Unter den folgenden Dörfern Yesse und Bedan ist nur das erstere wegen seiner Lage an einem lichten Palmenhain ausgezeichnet. Der Brunnen Dekir auf dem Wege nach Gerthrun (Gatron nach Barth) ist nicht selten so vom Sand verschüttet, daß die anlangende Karawane ihn erst mühsam aufgraben muß, ehe sie einen nothdürftigen Trunk erhält.

Zwischen Mursuk und Gerthrun ward der Reisezug Dr. Vogel's von einem heftigen Sandsturm überfallen. Diese Sandorkane sind für den Wandrer viel unangenehmer und gefährlicher als die seltenen Gewitterstürme. Dichte Sandmassen werden dem Pilger mit Heftigkeit ins Gesicht geschleudert, die Kameele wollen nicht mehr fort, die Pferde schlagen aus und, was das Schlimmste ist, gar zu leicht verliert die Karawane den Weg. Nur durch die ausgezeichnete Ortskenntniß des Führers Hadschi Achsen's glückte es Dr. Vogel und seinen Begleitern, halb erstickt und alle Falten ihrer Kleider voll Sand am Abend die Ruinen des sogenannten rothen Schlosses zu erreichen. Von hier hatten sie noch 2½ Meile bis Gerthrun.

Dieser Ort, aus mehreren, eng beisammen liegenden Hüttengruppen bestehend, liegt am Saume eines lichten Dattelhaines und bildet ein angenehmes

Ankunft der Sklaven-Karawane.

Zu Vogel's Reisen. S. 121.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Bild gegenüber der nackten, traurigen Sandwüste ringsumher. Die Sandhügel und Erdhaufen in der Nähe sind mit Tamarisken gekrönt.

In Gerthrun war Dr. Vogel zu einem achttägigen Aufenthalte genöthigt. Man wartete auf den Schwager des Paschas, der etwas später aufgebrochen war. Während des erwähnten Sandsturmes war er vom Wege abgekommen und drei Tage lang in der Irre herumgezogen, da der Wind die Spuren der vorangegangenen Karawane verwischt hatte. Zwei Tage nach Dr. Vogel's Ankunft in Gerthrun brachte die von Bornu eintreffende Sklavenkarawane eine wenn auch ergreifende und traurige Abwechselung in die ermüdende Einförmigkeit des Wüstenlebens. Das Bild, welches er von derselben entwirft, ist furchtbar und ergreifend.

Der Sklavenzug zählte 4—500 unglücklicher Schwarzen. „Da habe ich", sagt er, „zuerst gesehen, was Sklaverei und Sklavenhandel ist! Die Tibu zwingen ihre unglücklichen Gefangenen, meist Mädchen und Kinder unter 12 Jahren, Lasten von 25 Pfund auf dem Kopfe zu tragen, und in Folge dessen hatten fast alle die Haare gänzlich verloren und war die Kopfhaut ganz abgerieben. Dadurch ersparen die Treiber eine Menge Kameele und es begleiteten den ganzen ungeheuren Zug nur etwa 35. Bis nach Tedgerri sind alle Sklaven gefesselt, mit einem Eisen um den Hals, an welches die rechte Hand mit ledernen Riemen gebunden ist. Erwachsene Männer (von denen ich höchstens 15 einbringen sah) bleiben in Ketten bis nach Mursuk. Alle waren fast ganz nackt oder nur mit den allererbärmlichsten Lumpen bedeckt. In Mursuk zwingt ein Gesetz des Paschas die Händler, jedem Sklaven eine Mütze und ein Hemd zu geben. Zu all dem Elend eines siebzigtägigen Marsches durch die Wüste kommen noch die grausamsten Mißhandlungen; die meisten der eingebrachten Unglücklichen zeigten deutliche Spuren davon. Sowie die Kameele abgeladen sind, müssen die Sklaven anfangen, Gosub und Gafuli in hölzernen Mörsern zu Mehl zu zerstampfen, eine Arbeit, die gewöhnlich 3—4 Stunden dauert. Dieses Mehl wird dann mit Wasser und ein wenig Salz zu einem dicken Brei gekocht, und das ist die ganze Nahrung, die sie erhalten. (Siehe das beigegebene Thonbild.)

Da Sklaven in Bornu sehr billig sind, so geht die Gleichgültigkeit gegen das Leben eines einzelnen ins Unglaubliche. Als die Karawane abgezogen, fand ich unter einem Baume ein menschliches Wesen buchstäblich bis zum Gerippe abgezehrt in den letzten Zügen, den Hungertod sterbend. Ein wenig Fleischbrühe brachte den armen Mann wieder zu sich und bald konnte er, mehr durch Zeichen als durch Worte, erzählen, daß man ihn schon drei Tage ohne Nahrung gelassen, weil er seiner wunden Füße wegen nicht mehr gehen konnte, nachdem man vorher vergeblich versucht, ihn durch Stockschläge zu kuriren. Am Abend vermochte ich einen Bewohner Gerthruns, den Unglücklichen in sein Haus aufzunehmen, wofür ich ihm eine kleine Summe zu seinem Unterhalte gab.

Einige Stunden südlich von Gerthrun fand ich drei Tage später die Leiche eines Sklaven an der Straße liegen, halb von den Schakals gefressen. Ich war der Karawane um einige Meilen voraus, in Begleitung meines Bedienten und zweier Araber, und so machten wir mit unsern Peitschenstielen ein Grab, in das wir die armen Reste hineinlegten. Nachdem wir einen Steinhügel darüber gebaut,

Digitized by Google

ſprach einer ein arabiſches Gebet, und weiter zogen wir durch die Wüſte, auf einem Pfade, auf dem faſt bei jedem Schritte menſchliche Gebeine anzeigten, daß es der Weg der Sklavenkarawane ſei."

Von den eingebrachten Sklaven war der größte Theil von Bornu oder Sudan gebürtig. Unter 500, die Vogel ſah, waren nur drei Fellata, Mädchen von etwa 14 Jahren, die durch ihre tiefe Melancholie ſogleich auffielen. Als er zu ihnen kam, baten ſie ihn, daß er ſie doch kaufen möchte, und als er dies abſchlug, fragten ſie, ob er ſie nicht leiden könne. Man ſagte ihnen, die Religion des Reiſenden verbiete ihm, Sklaven zu kaufen, worauf ſie bemerkten, daß dieſelbe viel beſſer ſein müſſe als der Muhamedanismus. Unter den übrigen Sklaven fand Vogel 20 Mußgo (Heiden), alles Knaben von 10—12 Jahren, eben ſo viel Kanembu-Mädchen und vom Reſt zwei Drittel Bornaui und ein Drittel Sudani.

Ungefähr vier Meilen ſüdlich von Gerthrun liegt Tegerry, das nächſte Reiſeziel Vogel's und der letzte Ort des Gebietes von Feſſan.

Als im Dezember 1822 Denham und ſeine Genoſſen Gerthrun verließen, um die gefährliche Wüſtenreiſe anzutreten, gab ihnen der Marabut des Ortes das Geleite bis vor die Stadt. Dort zeichnete er, nicht einen Zauberkreis, ſondern ein Parallelogramm in den Saud und ſchrieb bedeutungsvolle Worte aus dem Koran in dasſelbe. Dann bat er die Reiſenden, einzeln über den von ihm geweihten Platz zu reiten, und ſprach ſchließlich das Gebet (Fatah) über die Scheidenden. Alles geſchah ſo ernſt und würdevoll, daß es einen tiefen religiöſen Eindruck machte.

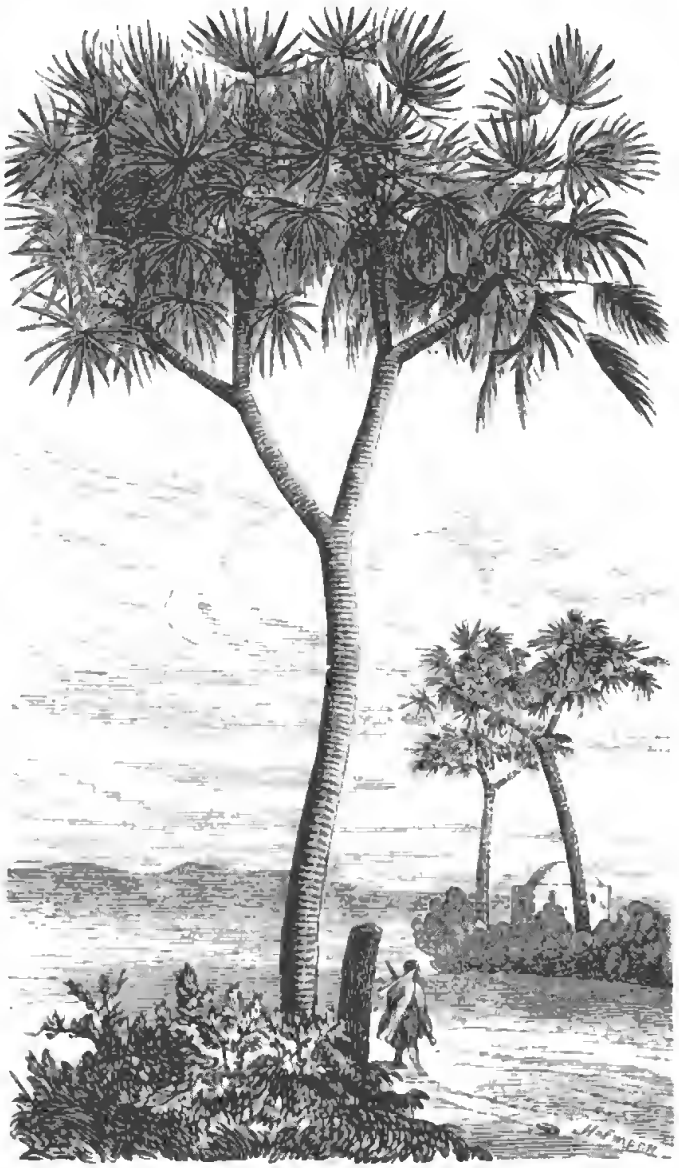
Nachdem der Reiſende ungefähr acht Meilen ſüdlich von Gerthrun gezogen iſt, zeigt ſich ihm zwiſchen den dichten Kronen zahlreicher Dattelpalmen das Grenzörtchen Tegerry, umgeben von hohen, kaſtellähnlichen Thonmauern. An der Südſeite der Stadt iſt ein kleiner Salzwaſſerteich. Der Eingang iſt gut geſchützt, ſehr ſchmal und niedrig und könnte eher für ein Pförtchen zu einem Ausfall angeſehen werden, als für ein Stadtthor. Sowol in der Thormauer als auch in der zweiten Mauer dahinter ſind Schießſcharten angebracht, und über dem innern Thore befindet ſich eine Oeffnung, durch welche man Geſchoſſe und Feuerbrände auf angreifende Feinde werfen kann. Der Ort beſitzt freilich nicht viel, um etwa die Habſucht der Feinde zu locken. Alle Reiſenden ſtimmen darin überein, daß ſie ſich über die Armuth der Bewohner beklagen, von denen ſie faſt nichts weiter erhalten konnten als Datteln; eine Zwiebel oder ein Huhn gehören ſchon zu den Luxusgegenſtänden. Die Datteln ſind aber von ganz beſonderer Güte und alle Karawanen pflegen hier ihren Hauptvorrath davon einzunehmen, denn während der nächſten zehn Tagereiſen nach Süden führt der Weg durch eine vollkommen pflanzenleere Wüſte. Dr. Vogel hatte für ſeinen Bedarf allein ſechs Kameelladungen, etwa 25 Centner, nöthig und hielt ſich deshalb zwei Tage lang in Tegerry auf.

Von der Quelle an dem Thore des Kaſtells erzählen die Bewohner von Tegerry Wunderdinge. Sie behaupten, daß ſie an dem Stande des Waſſers jedesmal das Herankommen einer Karawane bemerken könnten. Ehe eine ſolche nahe, ſteige das Waſſer, nachher ſinke es, und ſie zeigen dem Staunenden gläubig

die veränderte Höhe des Waſſerſpiegels, ohne daran zu denken, daß eine ſolche durch das Tränken ſo zahlreicher Kameele herbeigeführt werden muß.

Das Wetter war glücklicher Weiſe etwas kühl geworden und das Thermometer hatte ſelbſt Mittags noch nicht 30° erreicht; am 3. und 2. November hatte Vogel heftige Regenſchauer erlebt, eine in dieſem Landſtriche ſehr ſeltene Erſcheinung.

Eine Reihe niedriger Hügel umgiebt den Ort gegen Oſten. Auf den Salzlachen unweit der Stadt ſind wilde Gänſe, Enten und Schnepfen gerade nicht ſelten. Dr. Vogel machte während der Raſt einen Ausflug in die Umgegend und fand hier die erſte und einzige Dumpalme (Hyphaene thebaica), welche in der ganzen Gegend vorhanden iſt. Von der Gruppe, die Lyon und Denham erwähnen, war nur noch dieſer eine halbabgeſtorbene Stamm übrig und es drängte ſich Vogel die Befürchtung auf, daß nach zwei oder drei Jahren auch die letzte Spur davon verſchwunden ſein werde. Die Dumpalme unterſcheidet ſich von der Dattel ſchon aus der Ferne durch die mehrfach wiederholte gablige Theilung ihres Stammes, deſſen Enden nicht wie bei der Dattel gefiederte, ſondern ſchirmähnliche Fächerblätter tragen. Ihre kugligen Früchte ähneln im Geſchmack dem Lebkuchen und werden als eine beiläufige Nahrung benutzt. Die Hauptverbreitung hat dieſe Palme im Sudan von der Oſtküſte Afrikas bis nach dem Golf von Guinea. Die Gruppe bei Tegerry bildete den äußerſten Vorpoſten nach Norden.



Die Dumpalme (Hyphaene thebaica).

Die Bewohner von Tegerry ſind zur Mehrzahl Tibu, ſchwarz von Farbe, ohne entſchieden eigentliche Negerphyſiognomien zu beſitzen. Ihre Geſtalt iſt mehr ſchlank zu nennen. Die platte Naſe, der große Mund und die hervorſtehenden

Backenknochen lassen sie nicht gerade angenehm erscheinen. Dazu kommt noch, daß ihre Zähne meist in Folge des Tabakkauens schwarzfleckig erscheinen. Sie sind so große Freunde dieses Genusses, daß sie selbst Schnupftabak, den sie erhalten können, in den Mund stecken. Die Hauptwaffen der Männer sind zwei Dolche, einer von 18, der andere von 6 Zoll Länge; letztern pflegen sie am Arm zu tragen. „Der große", sagte ein Tibu zu Major Denham, „ist meine Flinte und der kleine ist meine Pistole!"

Der Weg von Tegerry nach Bilma ist einer der schauerlichsten der ganzen Erde. Nicht die trostlose Wüste aus Flugsand, Steingeröll und Felsenklippen, fast gänzlich des Pflanzenwuchses bar, nicht die unbarmherzige Sonne, die hier eine Hitze entwickelt, wie fast an keinem andern Orte der Erde, die nicht als Lebenerzeugerin, sondern als tödtende Gewalt erscheint, nicht die Sandstürme und sonstigen Schrecken der Natur sind es allein, welche die Straße als einen grausen Pfad des Todes erscheinen lassen. Der gräßlichste Eindruck wird hervorgerufen durch die furchtbaren Spuren, welche die Gefühllosigkeit der Menschen, die Unmenschlichkeit der Sklavenhändler hier zurückgelassen haben. Man hebt es als eine schauerliche Merkwürdigkeit Valparaisos hervor, daß an einer Stelle des Trottoirs Gebeine der besiegten und gefallenen Spanier, der ehemaligen Unterdrücker des Volks, als Pflaster verwendet sind — hier in der Wüste ist die weite, weite Karawanenstraße mit Knochen und Menschengerippen gezeichnet. Man denke sich, welchen Eindruck ein solcher Reiseweg auf den europäischen Reisenden machen muß, der vielleicht bereits fühlt, welche zerstörenden Wirkungen die verderblichen Witterungsverhältnisse des fremden Landes und die Mühsale der langen Wanderschaft auf ihn ausüben! Sein Pferd stolpert, — er schrickt aus seinem stummen Sinnen auf und sieht nach dem Gegenstande, über den sein treues Thier strauchelte. Es zertrat mit den Hufen knirschend ein paar Menschengerippe! Der abgebrochene Kopf des einen Unglücklichen rollt im Sande weit hin. Nicht weit davon liegen neue Leichen, natürliche Mumien, Fleisch und Haut ausgedörrt und zusammengeschrumpft, bei dem oder jenem noch die Gesichtszüge in etwas erkennbar. Gegen hundert Gerippe umlagern den halbversandeten Brunnen; eben so viel waren während der letzten wenigen Stunden die Wegweiser. Dazu gesellt sich die rohe Gefühllosigkeit der begleitenden Araber. Halb zur Unterhaltung, halb aus brutalem Uebermuth zerschlagen sie mit dem Flintenkolben hier einen Schädel, dort ein Skelett und begleiten ihr gefühlloses Benehmen mit den empörendsten Bemerkungen: „Das war ein Mädchen! — Dieser war noch jung! Hol' der Henker ihre Väter! Es waren ja nur Sklaven!" — „Jener dort war mein Diener", äußert der Eine, „vor vier Monaten ließ ich ihn hier zurück!" — „Geschwind bring ihn auf den Sklavenmarkt", erwiedert ein Anderer, „damit dir Niemand zuvorkommt!" Ein widerwärtiges Gelächter der Schaar folgt dem unmenschlichen Witz.

Schon bei dem Brunnen von Omah, dem ersten, den der Karawanenweg von Tegerry nach Bilma berührt und der von Palmen umgeben ist, liegen zahlreiche Knochen umher, in besonders schreckenerregender Menge finden sie sich aber bei dem dann folgenden Brunnen Meschern, dessen Umgebung die Araber des-

halb mit boshaftem Witz die „Promenade des Ministers" (dendal Ghaladima) genannt haben. Ununterbrochen peitscht der Wind beim heftigen Wehen die Reste der umgekommenen Unglücklichen in den Brunnen, und es ist zu verwundern, daß trotzdem das Wasser wegen seines guten Geschmacks von den Reisenden gelobt wird.

Zwischen Tegerry und Mescheru traf Vogel viel versteinertes Holz zerstreut herumliegend. Am auffallendsten war ihm darunter ein versteinerter Palmenstamm von 25 Fuß Länge und 18 Zoll im Durchmesser, den er halb im Sande begraben fand.

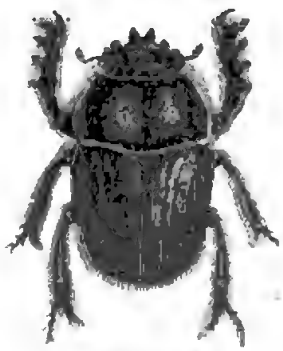
Südlich vom Brunnen Mescheru wird die Thalsenkung, die sich von Tegerry aus bis hierher erstreckt, durch einen steilen Bergzug abgeschlossen, auf welchen der rauhe Paß Thnie el Kebira führt. Die Gebirgsformation ist ganz den früher mehrfach geschilderten ähnlich. Zu unterst lagert ein feiner weißer Sandstein, stark mit Kalk vermischt; auf diesem breitet sich Thoneisenstein aus, mit Schichten von blauem Thon gemischt. Ueber demselben befindet sich Alaunschiefer und zu oberst sind einige Flötze jenes schwarzgefärbten, eisenhaltigen Sandsteins, der dem Basalt auf den ersten Blick so ähnlich sieht. Einzeln finden sich auch hie und da versteinerte Baumstämme, deren Kern kalkartig, deren Fasern und äußere Lagen aber verkieselt sind. Dr. Vogel fand hier auch eine Versteinerung, welche ihm der Abdruck eines Baumblattes zu sein schien. Seit wir durch die Herstellung des Wasserglases wissen, welche ansehnliche Mengen Kieselerde das salzhaltige Wasser aufzulösen im Stande ist, erscheint das Verkieseln von Holzmassen kein so unlösbares Räthsel mehr als früher. Sind auch die Regengüsse in den Wüstenstrecken selten, so wird anderntheils durch die Trockenheit der Luft der Fäulnißprozeß in gleichem Grade verlangsamt, und es ist nicht gerade nöthig, das Entstehen dieser Hölzer durchaus frühern Erdperioden zuzuschreiben. In den nördlichen Theilen der afrikanischen Wüste haben Ehrenberg, Unger und andere Forscher mehrfach ähnliche fossile Stämme, hier theils untergegangenen, theils noch bestehenden Pflanzengeschlechtern angehörig, aufgefunden.

Der Paß, durch welchen die Karawane auf die Berghöhen gelangt, ist sandig und sehr schwierig zu passiren, so daß nur vorsichtig und langsam vorwärts geschritten werden kann. Eine Tagereise weiter südlich gewinnen die Felsen ein sehr wildes und wegen ihrer schwarzen Färbung zugleich unheimliches Ansehn. Sie erscheinen wie die gekräuselten Wellen eines aufgewühlten und versteinerten Meeres. Während der folgenden funfzig Meilen (3½ Grad) war es Dr. Vogel nicht möglich, auch nur eine einzige astronomische Beobachtung anzustellen; die Gegend, durch welche der Weg führte, war zu rauh, die Anstrengungen waren zu groß.

Acht Meilen südlich von Mescheru liegt der Brunnen el Wahr oder Temmi in einem tief einstürzenden Thale, dessen Sohle aus grobem Kies gebildet ist. Zu beiden Seiten treten Felsklippen, 5—600 Fuß hoch, schwarz und wild aussehend, eng heran und gewähren dem Auge, das durch die vorhergegangene weite Sandebene ermüdet ist, einige Erholung. Das eng gewundene Thal führt in seinem weitern Verlauf mitten in eine zerrissene, zerklüftete Berggruppe,

welche kegelförmige Spitzen und säulenförmige Vorberge zeigt. Besonders großartig und imposant erscheint die ganze Scene von dem am Anfange der Schlucht befindlichen gewöhnlichen Karawanenlagerplatze aus, wenn in stiller Nacht die schmale Mondsichel ein schwaches Dämmerlicht über die Riffe und die bleichen Skelette an ihrem Fuße ausgießt. Der Weg nach dem Brunnen hinab ist äußerst beschwerlich, und durch das scharfe Steingeröll werden die Füße der Kameele leicht wund. Während der heißen Tageszeit bietet eine Höhle, die am Anfange des Thales ist, einigen Schutz vor dem unmittelbaren Sonnenstrahl. In dieser Höhle sammelt sich auch das schöne frische Wasser, um dessen willen das Wadi besucht wird.

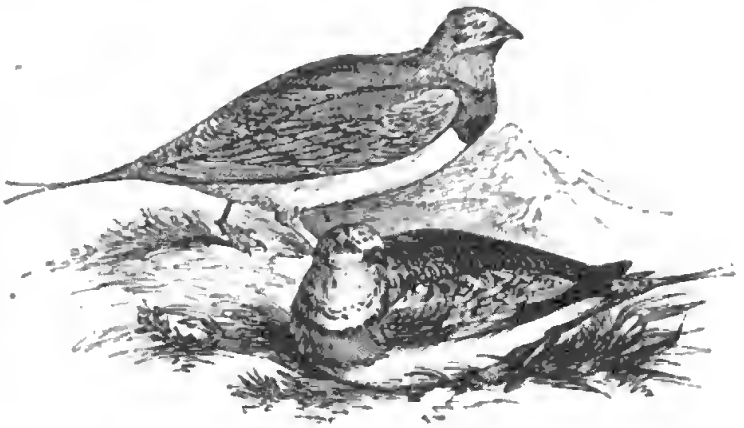
Vierthalb Meilen weit folgt wieder dürre Sandwüste; dann unterbricht ein flaches Thal die trostlose Einförmigkeit und bietet unter reichlich vorhandenen Talhabäumen dem Wandrer angenehmen Schatten und in den mancherlei Wüstenkräutern seinen Thieren etwas Erquickung. Das Gestrüpp wird als Brennmaterial zusammengebunden und zur Weiterreise mitgenommen. Der Kalkstein, der in großen Blöcken zwischen el Wahr und el Achmar zu Tage tritt, zeigt nicht die geringsten Spuren von Versteinerungen. Ungefähr zwei Meilen südlicher liegt der Brunnen el Achmar oder Maddema. Seine Umgebung bietet ein von dem vorigen etwas verschiedenes, wennschon sehr ähnliches Bild. Der Brunnen selbst liegt in offener Wüstenlandschaft; im Westen wird dieselbe aber von einem großen imposanten Bergzuge begrenzt. Weithinkriechende Koloquinten (von den Arabern Handal genannt) ranken über die zahllosen Menschenknochen, die den Boden ringsum bedecken. Dazwischen sproßt anderes Wüstengestrüpp, Chareb und Kaie von den Nomaden bezeichnet. An diese Pflanzenwelt schließt sich auch einiges Thierleben. Eine Herde Gazellen findet hier Nahrung und Trank. In außerordentlicher Menge beleben Käfer den Boden. Die am häufigsten in den Krautflecken der Wüste vorkommende Käferart ist der Strahlenkäfer (heiliger Ateuchus; Ateuchus sacer), der daselbst unsere einheimischen Pillenkäfer vertritt. Aus dem Mist der Kameele und Gazellen formt das Insekt Kugeln, legt in selbige seine Eier und rollt sie dann nach geschützten Vertiefungen und gescharrten Löchern. Als der reisende Naturforscher Professor Ehrenberg die Wüstengebiete Nordafrikas durchzog, stand er eines Nachts mit geladener Flinte neben dem Lager seiner Gefährten auf Wache, da man räuberische Beduinen in der Nähe vermuthete. Mitten in nächtlicher Stille hörte er ein sonderbares Geräusch und fürchtete, es möge etwa ein Räuber sein, der auf dem Bauche kriechend sich nähere. Er rief nach Licht und beim Scheine der Laterne gewahrte man im Sande die regen Strahlenkäfer, welche emsig ihre aus Sand und Dung zusammengeklebten Ballen vor sich herschoben. Den alten Aegyptern war das interessante Thierchen deshalb zum Symbol der Kraft geworden, welche den Kreislauf des Jahres durch Bewegung der Gestirne bewirkt. Sie meinten, daß die Bewegung der Kugeln immer



Der Strahlenkäfer (Ateuchus sacer).

von Oſt nach Weſt geſchähe, und erblickten in den Zacken des Bruſtſchildes Andeutungen der Sonnenſtrahlen, ſowie in den dreißig Gliedern der ſechs Tarſen die Zahl der Monatstage. Man erwies dem Käfer deshalb göttliche Verehrung und ſtellte Abbildungen von ihm dar, ſowol im rieſigen Maßſtabe aus Granit, wie auch als kleine Talismans aus Edelſteinen und Metall geſchnitten. Letztere trugen beſonders die Krieger als Schutzmittel um den Hals oder an Fingerringen.

Auch Vögel beleben zu Zeiten den Wüſtenquell, vorzüglich die bereits genannten Wüſtenhühner (Pterocles), von den Naturforſchern Flughühner, von den Arabern Chata genannt. Abweichend von den Sitten der meiſten Hühnervögel beſitzen dieſe Flughühner im Laufen nur geringe Ausdauer, eine deſto größere dagegen im Fliegen. Zur Paarungszeit ziehen ſie ſich nach den bewohntern Landſchaften und fruchtbarern Gegenden zurück, in denen reichliche Samen ihren Jungen Nahrung bieten. Ein eigentliches Neſt bauen ſie nicht, ſondern ſcharren zum Brüteplatz nur eine flache Vertiefung in den Sand. Sind die Jungen erwachſen, ſo kehren die Alten mit ihnen nach den ebenen Wüſtengebieten zurück, in denen ſie ſich am behaglichſten zu fühlen ſcheinen. Dort vereinigen ſie ſich mitunter zu maſſenhaften Flügen, die in der Ferne eilenden Wolken gleichen. Die Hauptnahrung liefern den Flughühnern die harten Samenkörner der zahlreichen Leguminoſen, welche einen Hauptbeſtandtheil der Wüſtenflora bilden, z. B. des genannten Agul (Alhagi camelorum), Ginſterarten, Akazien, Senna u. ſ. w. Vielleicht gerade durch dieſe harte, trockne Koſt dazu gezwungen, können die Vögel das Waſſer nicht gut entbehren; mehrere Male des Tages trinken ſie in langen Zügen am Quell, und wenn ſie es irgend haben können, baden ſie ſich auch gern. Den Wüſtenreiſenden liefern ſie eine erfreuliche Abwechſelung bei ſeiner elenden, einförmigen Koſt. Freilich iſt ihr Fleiſch hart und ſchwärzlich und würde dem Europäer keineswegs ſo munden wie ein Rebhuhn, dem das Flughuhn an Größe gleichkommt. Das iſabellfarbige Gefieder iſt mit abwechſelnd ſchwarzen und ſilbergrauen Querſtreifen gezeichnet. Ueber die Bruſt zieht ein dunkelbraunes, ſchwarzeingefaßtes Querband und ein ähnliches ſteht an der Kehle. Die zwei mittlern Federn des Schwanzes haben verlängerte Spitzen.



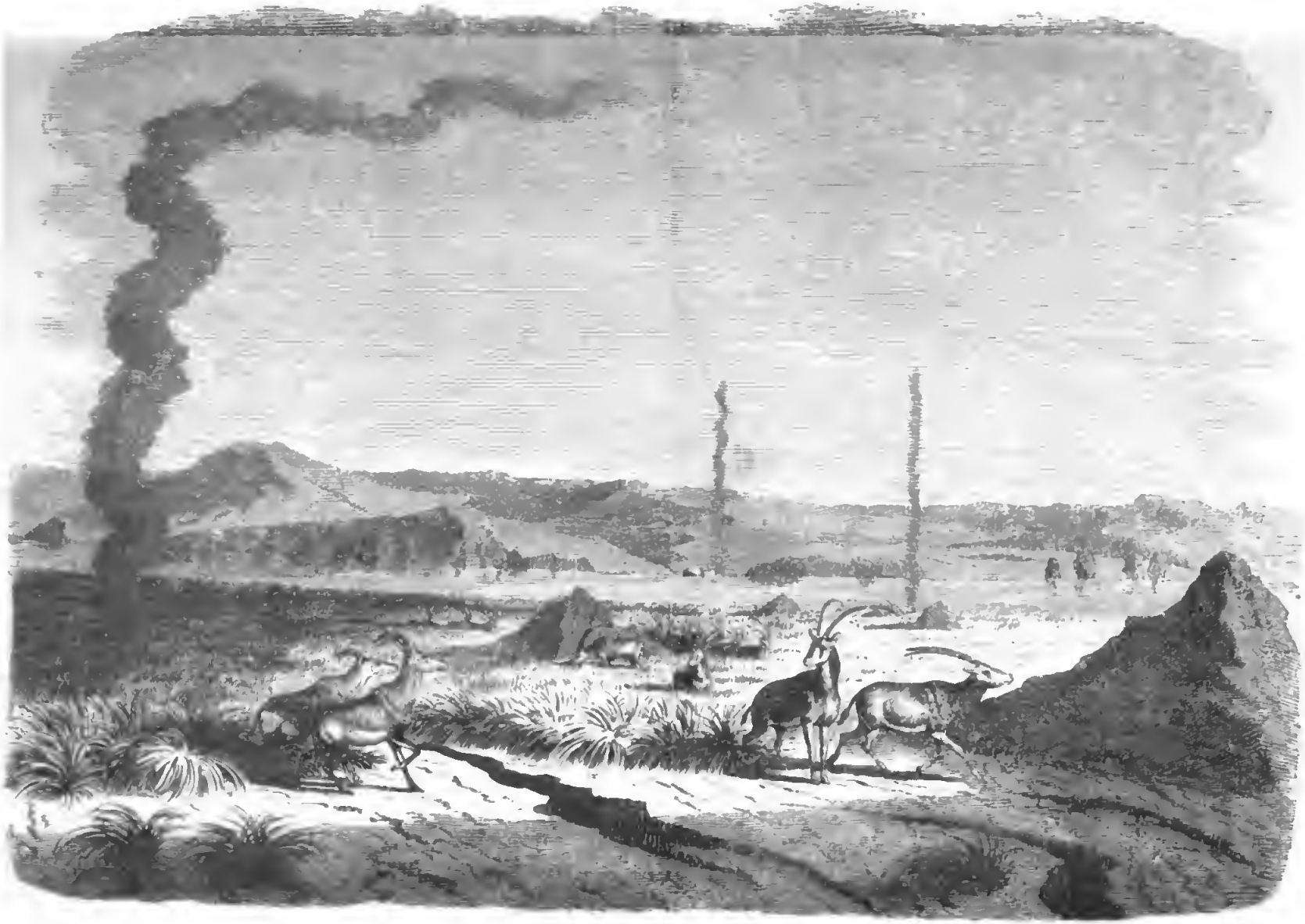
Flughühner der Wüſte.

Unter den wenigen Säugethierarten, die in den ausgedehnten Wüſtenſtrecken Nordafrikas ihre Exiſtenz zu friſten vermögen, iſt die Kuhantilope (Antilope bubalis; ſiehe auf der Abbildung im Vordergrunde links), der ſogenannte wilde Ochſe, eines der anſehnlichſten. An Größe einen Hirſch übertreffend, ähnelt ſie in

der Bildung ihres Kopfes und ihrer ganzen Geſtalt ſehr einem Rind, obſchon ihr Bau etwas ſchlanker iſt. Ebenſo vermag ſie auch eine bedeutendere Schnelligkeit zu entwickeln und ſetzt ſich, in die Enge getrieben, mit ihren leierförmig gebogenen Hörnern ſehr erfolgreich zur Wehre, indem ſie ihren Feind wie der Ochs empor zu ſchleudern ſucht. In ihrer Geſellſchaft findet ſich auch eine andere große, ſtämmige Antilope, der Wadan oder Audad (Oryx Gazella). Beide ziehen ſich am liebſten in die gebirgigen Bezirke der Wüſte zurück, in denen ihnen geſchützte Thäler mit Krautwuchs und wenig beſuchte Brunnen Unterhalt gewähren. Auf beigegebener Abbildung hat der Zeichner ein Rudel jener Antilopenart dargeſtellt, welche von den Arabern Abu-harb (Antilope leucoryx) genannt wird und welche ebenfalls in Nordafrika einheimiſch iſt. Die tiefen Erdriſſe des Vordergrundes erinnern uns an die Dürre und Trockenheit des Bodens, für welche auch die Luftſpiegelung am Fuße des Höhenzuges und die Sandwirbel lebhaft ſprechen. Nur der Graswuchs möchte in Wirklichkeit etwas ſchwächer ausfallen.

Als Dr. Barth bei ſeiner Rückreiſe am Brunnen Maddema lagerte, zeigte ihm das Thermometer um 2 Uhr Nachmittags im ſchönſten Schatten 45° und ſelbſt bei Sonnenuntergang noch 40 Grad. Im weitern Verlauf führt die Straße nach dem Brunnen Mafaras. Unterwegs bleibt der Berg Fadja etwa zwei Meilen ſeitwärts und bezeichnet die Richtung, welche der von hier abgehende Weg nach Tibeſti führt. Unter dem Namen Mafras ſind zwei verſchiedene Brunnen bekannt. Am nördlichſten derſelben ſtellte Vogel aſtronomiſche Beobachtungen an. Sein Barometer belehrte ihn, daß die Sahara nicht, wie bisher vielfach geglaubt worden war, eine Tiefebene von geringer Erhebung über dem Meere ſei, ſondern daß ſie eine Hochebene von ungefähr 1300 Fuß mittlerer Höhe darſtelle. Von den Schwarzen Bergen bei Sokna an ſetzt ſie ſich in ziemlicher Gleichförmigkeit fort, nur 1—200 Fuß in Höhe wechſelnd; nur einmal, unter dem 22. Grade nördlicher Breite, ſteigt ein Gebirgskamm bis zu 2400 Fuß Höhe auf. Oeſtlich von hier, in Tibeſti, vermuthete er aber höhere Berge, da der von dort her wehende Wind bitter kalt war. Das nach Oſten gelegene Land Tibeſti, von Tibu (Tiurtſchade) bewohnt, war ehedem zu mancherlei geographiſchen Uebertreibungen Veranlaſſung geweſen. Man hatte erzählt, daß ſich daſelbſt vulkaniſche ſchwarze Berge befänden, die ſo hoch wären, daß man — nach der Beſchreibung der Araber — die Mütze vom Köpfe verlöre, wenn man nach der Spitze derſelben hinaufſähe. Durch eine ſolche Höhenbeſtimmung iſt freilich nicht viel gewonnen. „Das Nämliche", ſchrieb Dr. Vogel an Petermann, „könnten Sie auch von der Nelſon-Säule ſagen, wenn Sie ſich nur nahe genug an den Fuß derſelben ſtellen." Als zweites Märchen berichtete man von Quellen, in denen kochendes Waſſer und Schwefel emporſprudelte. Die Tibu lachten, als Vogel ſie nach ſolchen Sachen fragte, doch erfuhr er, daß ſich Quellen in jenem Lande vorfinden, in denen große Luftblaſen in ähnlicher Weiſe emporſteigen, wie dies in den Kohlenſäurebrunnen Weſtfalens der Fall iſt. Sie zeigen dabei ganz das Ausſehn, als ob das Waſſer koche, beſitzen aber nur die gewöhnliche Temperatur.

Der zweite Brunnen gleichen Namens liegt fünf Meilen von dem erſtern



Thierleben in der Oase.

nach Süden. Die Strecke zwiſchen beiden iſt eine wahre Spiegelfläche, offen und vollkommen öde, nur durch die nie fehlenden Knochen traurig genug bezeichnet, und wirkt auf den Wandrer um ſo erdrückender und peinlicher, weil ſowol er als ſeine Thiere nach den zurückgelegten Strecken erſchöpft ſind. Sowie Tegerry der ſüdlichſte bewohnte Ort von Feſſan iſt, bildet der Brunnen Mafaras die ſüdlichſte Grenzmarke dieſes Landes überhaupt. Er liegt unterhalb einer Reihe weißer Sandſteinhügel, die mit Kalkſteinen wechſeln. Selten zeigt er unmittelbar das Waſſer ſelbſt, ſondern iſt gewöhnlich ſo verſandet, daß die Karawane nur an einer kleinen Gruppe verkrüppelter Palmbäume die Stelle erkennt, an welcher ſie beim Nachgraben etwas Feuchtigkeit findet. Da das Waſſer nur ſpärlich zuſammenſickert, iſt eine geraume Anzahl von Stunden erforderlich, um eine einigermaßen zahlreiche Kafla zu tränken.

Während dieſer Wartezeit gewähren eine Anzahl ſchöner Talhabäume dem Reiſenden angenehmen Schatten und laſſen ihn den Ort im Vergleich mit der Oede umher als einen lieblichen Aufenthalt preiſen. Auch eine Dumpalme ſteht daſelbſt und der Stumpf einer zweiten deutet an, daß ehedem noch mehrere hier wuchſen. Zwei und eine halbe Meile weiter führt der Weg über die Berggruppe Tiggera n dumma, die Grenze von Feſſan; er durchſchneidet ein Thal, reich mit Kräutern beſetzt und einigen Talhabäumen. Wieder eine Strecke von etwa zwei Meilen zwängt ſich der Pfad zwiſchen rauhen, ſchroff zuſammentretenden Felſenhöhen hindurch, bis man in das flache Thal von Yat oder Djenham (Izha des Denham) gelangt. Auf dem blendendweißen Sande, der die ganze Fläche bedeckt und deſſen grell zurückgeworfenes Licht das Auge ſchmerzhaft berührt, verurſachen die erhitzten Luftſchichten vielfach täuſchende Spiegelungen. Die Spitzen der Hügelreihen und Felszüge, die zeitweilig über dem Horizont auftauchen und auf ihren obern Kanten dürftiges Geſtrüpp tragen, erſcheinen als palmenreiche Wadis, als das erſehnte Ziel, welchem die todmüde Karawane zuſtrebt. Und gerade hier, wo man ſich den von Tibuſtämmen bewohnten Gegenden nähert, geſellt ſich zu den bisherigen Gefahren zum Ueberfluß noch die des räuberiſchen Ueberfalls. Die Aufmerkſamkeit der Reiſenden iſt geſchwächt, ihre Kräfte ſind erſchöpft, und dies benutzend ſchleichen gewandte Diebe entweder unbemerkt herbei oder verſuchen durch kecken, ſchnellen Ueberfall etwas zu erbeuten. Für ſolche Fälle iſt es nöthig, daß jede Karawane ein paar Pferde in ihrem Gefolge hat, ſo viele Beſchwerden es auch verurſacht, ſie durchzubringen. Ein paar Reiter müſſen bei dem geringſten Zeichen der Gefahr ſeitwärts auf Kundſchaft abſchweifen und Räuber, welche ſie in der Nähe entdecken, entweder durch ihr Erſcheinen zurückſchrecken oder ſelbſt mit bewaffneter Hand einen kühnen Angriff auf ſie unternehmen. Jeder Tibu-Kaufmann, der mit ſeiner Karawane die Wüſte nach Bornu paſſirt, hat ein Pferd bei ſich und auf demſelben auch ſtets einen kleinen Waſſerſchlauch. Mit dieſem iſt er dann im Stande, ſich und ſeine werthvollſte Habe zu retten, ſobald eine ernſtere Gefahr plötzlich hereinbricht. Die Tibu-Pferde ſind von kleiner Statur, dabei aber lebhaft und von großer Ausdauer. In Ermanglung anderer Nahrung füttert man ſie ſogar mit Kameelmilch, ſaurer oder ſüßer, die ihnen ganz gut bekommt.

Nachdem die längſt erblickte Berggruppe überſtiegen iſt, welche, von Weſt nach Oſt ziehend, den Weg verſperrt, gelangt die Karawane in die Oaſe Sſiggedim. Die Wanderer begrüßen ſie mit Jubel und lagern ſich im Schatten der zahlreichen Dum- und Dattelpalmen. Gerredh (Mimosa nilotica) gewährt mit ſeinen friſchgrünen Blättern dem Auge angenehme Erquickung; nur ſtreckenweiſe iſt der Boden frei und mit einer Salzkruſte überzogen, ſonſt aber reichlich mit Sſebot überwuchert. Einige Steinwohnungen, auf einem vorſpringenden Felſenriffe errichtet, geben Zeugniß davon, daß die Oaſe wenigſtens zeitweiſe bewohnt wird. Leider ſteht gerade dieſer Platz in dem Rufe, daß er räuberiſchem Geſindel als Zufluchtsſtätte diene.

Eine über zwei Meilen weite Kiesfläche ſcheidet die Oaſe Sſiggedim von dem Wadi Ikeba oder Ikbar, das ſich als eine flache Einſenkung am weſtlichen Fuße einer Berghöhe ausbreitet. Um den Brunnen, deſſen Waſſer erfriſchend kühl iſt, erheben eine große Menge Dumpalmen ihre gabeltheiligen Gipfel und erzeugen mit ihren fächerförmigen Blättern angenehmen Schatten. Der Boden iſt von Kräutern und Gras bedeckt und das ganze Plätzchen erſcheint dem Ankommenden, den die troſtloſe Einförmigkeit der vorherigen langen Wüſtenfahrt bis zum Aeußerſten ermüdet, als ein kleines Paradies. Dr. Vogel ſammelte hier Steingebilde eigenthümlicher Art, die er geneigt war, für verſteinerte Knochen zu halten. Die Oaſe war damit buchſtäblich bedeckt, an einigen Stellen fußhoch. Kleine Karawanen dürfen es aber der Räuber wegen nicht wagen, hier zu lagern. Das Wadi Ikbar bildet den nördlichſten Anfang der großen Senkung, die durch das Wadi von Bilma (das Thal Kauar) gebildet wird und die ſich ziemlich über zwei Breitengrade, alſo gegen dreißig Meilen in der Richtung von Nord nach Süd erſtreckt. Eine hervorragende Bergſpitze dient als Wegweiſer; „Tummeras kumma" d. h. „Ihr werdet bald Waſſer trinken!" haben ſie die Araber benannt. Zwei kegelförmige Berge, etwa eine halbe Stunde von einander gelegen, bilden gleichſam die Thorpfeiler. Durch einen felſigen Engpaß geht der Pfad vom höhern Wüſtenplateau nach dem Wadi hinab und die Karawane begrüßt bald das erſte Tibu-Dorf Anai, eine halbe Meile vor dem größern Anikimma. Der Ort Anai liegt auf einer gegen hundert Fuß hohen Sandſteinmaſſe von dunkler Färbung und ziemlich weicher Beſchaffenheit. Eine Anzahl Hütten liegen auf dem Berge, einige andere befinden ſich am Fuße desſelben; ihre beſten Habſeligkeiten bergen die Eingebornen aber auf dem Gipfel des Felſen. Sobald die räuberiſchen Tuariks und Kelowis ihre Einfälle machen, was mitunter im Laufe eines Jahres mehr als einmal geſchieht, flüchtet ſich Alles hinauf auf den Felſen, der nur mittelſt einer Leiter zu erſteigen iſt. Letztere wird dann hinaufgezogen und mit Steinen und Geſchoſſen die natürliche Feſtung erfolgreich vertheidigt. Die Hauptwaffen der Tibu bilden die Speere; meiſtens hat deren jeder Mann vier größere und einen kurzen. Mit ihnen wiſſen ſie ſehr geſchickt umzugehen; beim Werfen derſelben wird der Arm gebogen und die Hand in der Höhe der rechten Schulter gehalten. Sowie der Speer geſchleudert wird, giebt man ihm einen Druck mit den Fingern und er dreht ſich in der Luft um ſich ſelbſt. Junge kräftige Tibu vermögen dieſe Waffe bis

auf 80 Fuß weit zu ſchleudern. Prallt ſie dabei auf dem Boden auf, ſo fliegt ſie noch weiter. Schwerter haben die Tibu mitunter drei, vier in ihrem Beſitz; dieſelben haben eine ganz beſondere Geſtalt und werden von ihnen Humgamunga genannt. Nicht weit von hier liegt das Städtchen Geſſibi (Kisbee), in dem ehemals der Sultan der Tibu ſeinen Sitz hatte. Es befindet ſich an der Weſtſeite des Thales und hatte früher ſeine Bedeutung beſonders dadurch erhalten, daß die Straße nach Aſaneres an ihm vorbeiging. Die durchziehenden Karawanen zahlten dem Herrſcher daſelbſt einen Tribut. Seit der Weg verlegt ward, ſteht es verlaſſen und ſeine Hütten ſind zerfallen, Schlupfwinkel für Hyänen und Schakale.

Bei Anikimma tritt ein vereinzeltes Vorgebirge vom Seitenrande des Thales weit in das Innere des Wadis und ſtellt eine Art von Einbuchtung dar. Jenſeits dieſes Felſenzugs nimmt ein Palmenhain den Wandrer auf und er begrüßt Aſchenumma, den Ort, wo die erſte Hälfte der großen Wüſtenſtrecke beendigt iſt und er ſich auf den noch übrigen Theil vorbereitet. Die Oaſe Kauar, von den Tibu Henderi Teje oder Tedä genannt, iſt für den ganzen Verkehr zwiſchen Nord- und Südafrika von der größten Wichtigkeit, indem ſie die weit getrennten Völkerſchaften des Sudan mit dem Norden in Verbindung ſetzt.

Aſchenumma iſt gegenwärtig der Sitz des Häuptlings der Tibu. Am Fuße eines hohen, ſehr ſteilen Felſens, deſſen Formen an die bekannte Geſtalt des Königſtein erinnern, ſind etwa 120 niedere Hütten über eine niedere Terraſſe zerſtreut. Ohne Ordnung und Symmetrie bedecken ſie zerſtreut den Abhang. Eine einzige unter ihnen iſt aus Steinen, die übrigen ſind aus dunkelfarbigem Thon und Palmenblättern gebaut. Daneben ſind einige Gärten, von Palmenblättern eingezäunt und mit Safsfah (Steinklee, Melilotus), einigen Zwiebeln und etwas Gemüſe bepflanzt. Einzelne Hütten zeigen auch ſchon die runde Form, wie ſie im Sudan gebräuchlich iſt, und daneben von Palmenzweigen umzäunte und halbbedeckte Hofräume. Die Hitze, durch die von den hellfarbigen Felſenklippen zurückprallenden Sonnenſtrahlen erzeugt, ſteigert ſich zu einer außerordentlichen Höhe, häufig erreicht ſie einige vierzig Grad. Rings um den Ort zieht ſich ein lichter Palmenhain und am Fuße einzeln ſtehender Sandſteinfelſen dringen Quellen mit friſchem Waſſer im Kiesboden zu Tage. Weiter nach Weſten zu bringen zwei Salzſeen mit ihrem blinkenden Waſſerſpiegel einen ſeltenen Schmuck in die Landſchaft. Das Innere der Wohnungen iſt meiſtens reinlich und hübſch, obſchon überaus ärmlich. Die Männer der Tibu ſind kaum mehr als vier Monate im Jahre mit ihren Familien zuſammen, in der übrigen Zeit durchziehen ſie als Kaufleute die Wüſte und gehen dabei gewöhnlich ſüdlich bis Bornu und nördlich bis Murſuk.

Die Wohnung des Häuptlings zeichnet ſich in keiner Weiſe vor den übrigen aus. Der allgemeine Titel des Häuptlings iſt „maina“ und der beſondere Name des gegenwärtigen iſt Bakr oder Abu Bakr, gewöhnlich wird er Mai Bakr genannt. Dr. Barth, der ihn auf ſeiner Rückreiſe beſuchte, nennt ihn einen Mann von achtungswerthem Benehmen in vorgerücktem Alter.

Die Audienz, welche Dr. Vogel bei ihm hatte, laſſen wir letztern ſelbſt erzählen. Er ſchreibt darüber an ſeine Mutter Folgendes:

„Aſchenumma, Tibu, den 26. November 1853.

Ich habe ſo eben einen Mann aufgetrieben, der mit Depeſchen von mir nach Murſuk gehen will, und da kann ich denn nicht umhin, Dir den erſten und einzigen Brief zu ſchreiben, den je ein Sterblicher von Aſchenumma (einer Oaſe, in der Mitte der großen Wüſte Sahara gelegen) empfing. Ich habe eine ſehr beſchwerliche Reiſe von Murſuk bis hierher gehabt und funfzehn Tage lang nichts als Sand und Himmel geſehen, auch nicht das kleinſte Hälmchen Gras! Jetzt bin ich, Gott ſei Dank, nur noch zwanzig Tage weit vom See Tſad und dem prächtigen grünen Bornu. Allen Aufenthalt eingerechnet, hoffe ich ſicher Neujahr in Kuka feiern zu können.

Ich bin ſo wohl, als es die Umſtände erlauben, nur etwas matt, was ſehr natürlich iſt, wenn man bedenkt, daß ich in zwanzig auf einander folgenden Tagen täglich dreizehn Stunden zu Pferde geſeſſen habe und dabei jede Nacht zwei Stunden Wache gehalten, ohne irgend eine andere Nahrung als Reis und eine Art Graupen von Weizenmehl in Waſſer gekocht und hin und wieder eine Hand voll Datteln!

Hier haben wir Fleiſch in Ueberfluß; ich genieße nur die Brühe davon, da mein Magen etwas ſchwach iſt und man ſich hier mehr als irgendwo vorſehen muß, nichts Schwerverdauliches zu genießen.

Wenn Du einen Blick auf dieſe Gegend werfen könnteſt! dies Meer von Sand mit ſeinen Inſelchen von Palmen und den ſchwarzen Felſen, die überall nackt und kahl emporſtarren; und wenn Du mich ſehen könnteſt, faſt ſchwarz verbrannt von der Sonne, in halb arabiſcher, halb europäiſcher Kleidung, in meinem Zelte platt auf der Erde liegend, während ich dieſe Zeilen ſchreibe, denn mein ganzes Ameublement beſteht aus einem Feldſtuhl und einer Matratze nebſt zwei Strohmatten. Mein Tiſch hat ſchon lange vorher in Zeltflöcke und Brennholz verwandelt werden müſſen!

Da Du eine ſo große Freundin von Thieren biſt, ſo würden Dir meine beiden Pferde, ein graues und ein braunes, viel Freude machen; ſie ſind ſo zahm, daß ſie mir wie Hunde überall nachlaufen und, wenn ich eſſe, ſicher kommen, um ſich ein paar Datteln zu holen. Das graue Pferd iſt ſehr ſchön und ein Geſchenk von Haſſan Paſcha, dem Gouverneur von Murſuk; das braune, auf dem ich in Tripoli reiten gelernt, iſt auch recht hübſch und ſo unbändig, daß keiner meiner Begleiter es je beſteigen will. Ich bin die einzige Perſon, die es nicht abwirft.

Geſtern machte ich meine officielle Viſite beim Sultan von Tibu, in deſſem Lande ich mich augenblicklich aufhalte. Er lebt in einem kleinen Erdhäuschen, mit Palmenzweigen bedeckt, und empfing mich in einem Zimmer, das außer ihm und den Vornehmſten ſeines Volkes noch zwei Ziegen und ein Pferd beherbergte. Se. Majeſtät ſaß auf einer niedrigen Bank von Rohr, gekleidet in eine blaue Blouſe mit einem ungeheuren, furchtbar ſchmutzigen Turban auf dem Kopfe. Ich ging

auf ihn zu und gab ihm die Hand, zum Zeichen, daß ich ihn für keine über mir stehende Person halte (zum Erstaunen aller Tibu), und erkundigte mich nach seinem Befinden. Er fragte, wie ich die Königin von England verlassen, und versicherte mich, daß ich ohne alle Bedenken sein Land durchziehen könne, da er Alles für mich thun werde, was er könne. Er war sehr erfreut über meinen Plan, einen Kurier nach Mursuk zu senden (den ersten einzelnen Boten, der je die Reise gemacht hat), und versprach mir, etwaige Briefe, die ich von Kuka schicken werde, sicher zu befördern. Ich beschenkte ihn darauf zu seiner großen Freude mit einem rothen Burnus und Kaftan, einem Stück Musselin, einer rothen Mütze, zwei Rasirmessern und einigen Stücken grauen Calicots. Sowie ich zu meinen Zelten zurückgekehrt war, schickte er mir dagegen zwölf große Schüsseln mit gekochtem Reis und ein fettes Schaf, welche Vorräthe von meinen Leuten in weniger als einer Stunde verschlungen wurden.

Was denkst Du wol, daß ich dem Boten gebe, der mit diesen Zeilen über 150 Meilen weit durch eine Wüste ohne alle Spur von Vegetation geht und dann denselben Weg wieder zurückkommt, dabei ein Kameel und sich erhalten muß und keinen Augenblick seines Lebens sicher ist? — Alles in Allem etwa drei preußische Thaler! — Ich wurde so eben am Schreiben durch etwa ein Dutzend des schönen Geschlechts unterbrochen, die, eine augenblickliche Abwesenheit meines Bedienten benutzend, sich in mein Zelt gedrängt hatten, wo ich alle Noth hatte, sie mir vom Leibe zu halten. Ich beschenkte jede, galant wie ich immer bin, mit vier Nähnadeln, über welche sie höchlichst entzückt waren. Die Damen hier tragen im linken Nasenflügel einen großen Knopf von rother Koralle und ihre Kleidung besteht aus einem Stück Kattun von etwa einer Elle Breite und drei Ellen Länge, welches sie um den Leib wickeln. Uebrigens ist ihre Haut glänzend schwarz und sie suchen dieselbe durch übermäßiges Einölen zu verschönern. Ihr Haar ist in unzählige kleine Zöpfchen geflochten, die gleichfalls von Fett triefen.

Höchst unangenehm und drückend fühle ich hier den gänzlichen Mangel an Geld. Alles wird mit Stückchen Calicot bezahlt, und das giebt natürlich ein ewiges Ausmessen und Abschneiden, was höchst lästig ist.

Der Ort liegt an einem großen steilen Felsen, der fast wie der Königstein aussieht und der in jeder Richtung durchwühlt ist. Dieser Felsen bildet den Zufluchtsort der Eingebornen, wenn sie von den Tuariks, einem räuberischen Stamme, westlich von hier wohnend, angegriffen werden. Ein solcher Angriff erfolgt alle zwei Jahre etwa und wird dabei Alles mitgenommen, was irgend transportabel ist. Die Männer werden niedergemacht und Weiber und Kinder in die Sklaverei geführt. Dieselben Herren wollten auch unserer Karawane einen Besuch abstatten, und drei Nächte hindurch schlief ich nicht anders als mit dem Revolver zur rechten und einer Doppelflinte zur linken Hand. Sie fanden uns aber stets zu sehr auf der Hut und zu stark, und so sind wir bisjetzt ungestört und unbelästigt geblieben. Doch ich muß schließen, da eben eine Anzahl der Vornehmen des Ortes angemeldet werden, die gern meinen Kaffee kosten wollen. Mach Dir

keine Sorge, wenn Du nun für lange Zeit nichts von mir hörſt, nach Bornu geht noch keine Poſt und noch kein elektriſcher Telepraph."

An ſeinen Vater fügt Vogel in demſelben Schreiben hinzu, er habe gefunden, „daß die große Wüſte ein Plateau ſei, von ziemlich gleichförmiger Erhebung (zwiſchen 15 — 1200 Fuß) mit einem Randgebirge von 2700 Fuß (bei Sokna die Schwarzen Berge) und einem andern Kamme unter dem 22. Grade nördlicher Breite, der ſich bis 2400 Fuß erhebt, von Kalkſtein und ſchwarz gefärbtem Sandſteine (nirgends Baſalt); überall wo die Felſen fehlen, Salz in Menge. Es iſt ein Irrthum, wenn geſagt wird, daß die Dattelpalme bei Tegerry aufhöre; ſie iſt hier, fünf Grad ſüdlicher, im Ueberfluß. Das Wetter iſt hier recht unausſtehlich, fortwährend Nordoſtwind und Staub, der die Sonne verdunkelt; am Morgen eine Temperatur von 8 Grad und am Mittag von 30 Grad." In den gegen 20 Fuß hohen Hügeln bei Bilma traf Vogel einzelne dünne Lagen von Holz in einem der Braunkohle ſehr ähnlichen Zuſtande, das ſich bei der Berührung in Staub verwandelte.

An Ritter Bunſen theilte Dr. Vogel aus derſelben Oaſe, von Schimotiſon, 7 Meilen nördlich von Bilma, unterm 26. November 1853 dieſelbe Bemerkung über die Bodenbildung des Landes mit und fügt hinzu:

„Ich habe mir den Sultan von Tibu, in deſſen Lande ich mich befinde, durch ein Geſchenk im Werthe von 7 Pfd. Sterl. zum guten Freunde gemacht; ich glaubte dieſen Aufwand machen zu müſſen, um mir die Verbindung mit dem Norden offen zu erhalten. Es iſt ganz in der Macht der Tibu, jede Communikation zu unterbrechen, und ich könnte dann nur mit den Karawanen, die nicht öfter als einmal im Jahre abgehen, ſchreiben.

Ich bin bisher recht glücklich geweſen und habe auf dem ſehr beſchwerlichen Marſche von Feſſan bisher auch nicht ein einziges Kameel verloren. Die Gegend iſt fürchterlich, auf 600 (engl.) Meilen auch nicht die geringſte Spur von Vegetation, Alles Sand und ſchwarze Sandſteinfelſen. Hier haben wir die erſten grünen Bäume geſehen, ſeitdem wir Tegerry verlaſſen. Wir ſind nur 17 Tagemärſche entfernt von den Ufern des Tſad-Sees und werden in zwei Tagen dahin aufbrechen. Wir haben hier drei Tage Halt machen müſſen, theils der Thiere wegen, theils auch, um die nöthigen Vorräthe von Mehl und Butter einzunehmen.

Meine Begleiter und ich ſind, Gott ſei Dank! bisher immer ſo wohl geweſen, wie man nur erwarten konnte. Ich leide etwas am Magen, aber denke, daß ein wenig Ruhe und gutes Leben in Bornu Alles wieder gutmachen werden. Hadſchi Achſen, der Vetter des Sultans von Bornu, der mich begleitet, hat ſich als ein braver Mann gezeigt; er thut Alles für mich, was in ſeinen Kräften ſteht, und iſt mir vom größten Nutzen geweſen."

Südlich von Aſchenumma liegen noch mehrere Ortſchaften, deren Bewohner ſich alle mehr oder weniger von der Gewinnung des Salzes und von dem Handel mit dieſem Mineral ernähren. Zunächſt ſind die beiden Dörfer Elidji und Tegimani, dann folgt die Stadt Dirki. Dieſe iſt ſammt den ſie umgebenden Mauern aus demſelben ſchwärzlichen Thonſchlamm gebaut, welcher den Boden der Salz-

becken bildet. Er wird zwar beim Austrocknen ziemlich feſt, gewährt aber im Gegenſatz zu den weißgetünchten Wohnungen Aſchenummas einen trübſeligen Anblick. Dazu kommt noch, daß ſowol die Mauern als auch viele Hütten zerfallen ſind. Die Salzlachen, in der trocknen Jahreszeit zu ſtinkenden, widerlichen Schlammtümpeln austrocknend, erhöhen noch das Unangenehme der Scene. Für den zu Pferde Reiſenden erhält der Ort nur deshalb eine Bedeutung, die freilich wichtig genug iſt, weil hier der einzige Hufſchmied der ganzen Oaſe wohnt, ein Mann, von dem möglicher Weiſe ſein Leben abhängig werden kann. Jenſeits der Dattelpflanzungen von Dirki liegt das Dorf Schemidderu, halb auf Felsklippen, halb am Fuße derſelben; von Palmenſtreifen umſäumt dann das Dorf Emimaddama. Das Südende des ganzen Wadi zeigt ein maleriſches Anſehn. Felſenriffe ſenken ſich in Terraſſen von den ſteilen Seitenwänden nach der Thalſohle herab, an andern ſetzen ſie als niedere Rücken quer durch die ganze Breite der Oaſe. Zwiſchen den lebhaft gefärbten Geſteinen breiten ſich grüne, kräuterreiche Weiden, von Palmenhainen unterbrochen. Gemüſegärten, durch Ziehbrunnen bewäſſert, erzeugen mancherlei erquickende Küchenkräuter. Wild wachſend ſproßt der von den Kameelen ſo ſehr geliebte Agul (Alhagi camelorum), eine blaublühende, Mannatropfen ausſchwitzende Leguminoſe, ebenſo die als Gemüſe verwendete Moluchia (Corchorus olitorius). Stellenweiſe finden ſich auch neben den wildwachſenden Akazien gepflegte Kalabaſſenbäume, deren Fruchtſchalen vielfache Hausgeräthe abgeben. Herden von Rindvieh verkünden dem Fremdling, daß es ihm möglich iſt, ſich einen lange entbehrten Genuß, einen Trunk friſche Milch, ſowie Tibu-Käſe zu verſchaffen. Letzterer iſt ſehr wohlſchmeckend, aber ſo hart, daß er in Waſſer eingeweicht werden muß, bevor er genießbar wird.

Die Hauptbedeutung der Oaſe liegt aber, wie bereits angedeutet, in ihrem Salzreichthum. Man möchte das ganze große Thal eine gewaltige Saline nennen. Beſonders ſcheinen die Thonlager reich an Natron zu ſein. Die Regenwaſſer, hier nicht, wie im nördlichen Afrika, während der kühlern Jahreszeit, ſondern gewöhnlich zur Zeit der größten Hitze fallend, ziehen ſich in dieſen ſie aufhaltenden Schichten nach der Rinne des Wadi und werden dort zur geſättigten Sohle. An verſchiedenen Stellen bilden ſie Seen und Teiche, von Sumpfvögeln belebt, unter denen ſich beſonders der unſerm Kiebitz ähnliche Spornflügler bemerklich macht. Ehedem begnügte man ſich mit dem Einſammeln der Salzkryſtalle, die beim Verdunſten des Waſſers am Rande der Lagunen ſich anſetzten; bei geſteigertem Bedürfniß warf man den naſſen Schlamm auf kegelförmige Haufen und ſammelte das Salz, welches an dieſen ausblühte. Heutigen Tages hat ſich dieſer Induſtriezweig noch weiter vervollkommnet; man gießt das Salzwaſſer in viereckige Thonformen und läßt es in denſelben verdunſten, während man das durch die Natur freiwillig auskryſtalliſirte auch einſammelt. Letzteres iſt pulverförmig und für den Europäer das einzig genießbare, freilich auch dreimal höher im Preiſe als die in viereckigen Stücken vorkommende Sorte, die bitter ſchmeckt und Dem, welcher nicht an ſie gewöhnt iſt, jegliche Speiſe verdirbt. Die letzern packt man zu zuckerhutähnlichen Säulen aufeinander und umwickelt ſie mit Palmenblättern oder

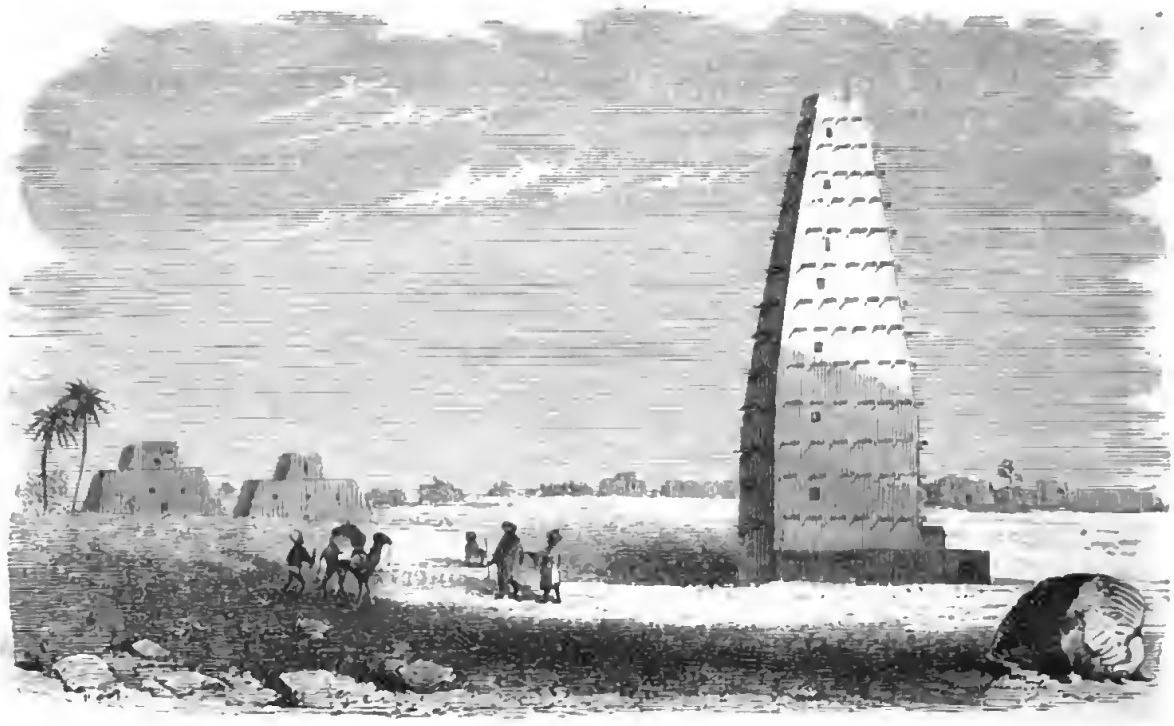
Matten aus den Fasern der Dattelpalme. Vogel sandte Proben von dem Salze von Bilma nach London und bemerkt dabei: „Die Säulen Salz, etwa 25 Pfd. im Gewicht, werden nach Sudan verkauft und kosten etwa 16 derselben einen spanischen Dollar. In Sudan hat jede einzelne diesen Preis.“ Jährlich zieht eine große Karawane, ausschließlich mit Salz beladen, nach dem Süden und Westen. Freilich theilen sich die Kelowi, ein Volksstamm westlich von Bilma, mit den Tibu in den Ertrag. Wir werden später ein Näheres über diese Concurrenten berichten. Die einzelnen Häuptlinge, deren mancher 200 und mehr Kameele mit Salz beladen hat, sammeln sich zu einem gewaltigen Reisezug, der ein eigenthümliches, lebensreiches Bild in der Wüste darstellt. Der angesehenste Häuptling stellt sich an die Spitze, um ihn sammeln sich die einzelnen Trupps, jeder mit einem Trommler oder auch mit einem Pfeifer versehen. Hochlodernde Lagerfeuer erhellen die Nacht vor dem Aufbruch, bis das Dämmerlicht zur Rüstung mahnt. Da erschallt Trommelwirbel durch die Stille des Morgengrauens; die Trommler bearbeiten mit rasendem Eifer aus Leibeskräften das Fell, welches über einen hohlen Kürbis gespannt ist, und suchen eine Ehre darin, einander zu übertreffen. Ein allgemeiner Jubelruf aller Personen im Lager antwortet ihnen. Die Kameele, die Bedeutung des Zeichens verstehend, schreien dazwischen; sie werden bepackt, und in kriegerischer Ordnung rückt ein Trupp nach dem andern aus, jeder mit seinem besondern Führer an der Spitze. Eine dieser Salzkarawanen, welche Dr. Barth antraf, zählte 10,000 Kameele, die mit Salz beladen waren. Der dritte Theil davon ging nach Kano und hatte daselbst den Werth von etwa 50—80 Millionen Kurdi (Muscheln). Gewöhnlich versehen sich die Salzhändler ihrerseits mit denjenigen Artikeln, die ihrer Heimat fehlen. Sie kaufen hauptsächlich Baumwolle und Korn ein, die nach Kuka ziehenden besonders gern eine Art getrockneter Fische, die den Tsad-See beleben. Dieser Fisch hat zwar für eine europäische Nase einen unerträglichen Gestank, bildet aber die höchste Delikatesse für einen Tibu. Sind alle seine übrigen Bedürfnisse gestillt und es fehlt ihm der Fisch, so hat das Leben wenig Anziehendes für den Tibu. Vorzugsweise zum Transport dieses Stinkfisches verwendet der Tibu seine Sklaven und zwingt diese Unglücklichen, die schauerliche Wüste von Kuka nach Bilma zu Fuß zu durchschreiten, ein Bündel jener Waare auf dem Kopfe, welche dem Eigenthümer viel mehr gilt als das Leben des Sklaven. Er übertrifft hierin noch weit die Araber und Tuariks an Grausamkeit.

Durch die Lage der Salzseen wird auch die politische Stellung der Bewohner des Wadi zu einer sehr verschiedenen. Die Leute von Dirki und Bilma werden wegen ihrer Stellung als Vermittlungsglied im Salzhandel von den Tuariks geachtet und ihr Eigenthum geschont; sie halten ja für diese Halbnomaden das Salz in Bereitschaft. Die Kelowi plündern sie nicht aus, beschützen sie im Gegentheil, und in Folge dessen reisen Kaufleute von Dirki und Bilma über Asben nach Haussa. Die Einwohner von Aschenumma und andern Plätzen dagegen sind jeder Art von Bedrückung und Ungerechtigkeit preisgegeben, werden nicht blos zeitweise in ihren Wohnorten mit Ueberfällen bedroht, sondern laufen stets Gefahr

erſchlagen zu werden, wenn ſie vereinzelt mit Tuariks oder Kelowi zuſammentreffen.

Zwiſchen Tuariks und Tibu (oder Tubu) beſteht auch in der Sprache keine Verwandtſchaft, dagegen weiſt letztere entſchiedene Aehnlichkeit mit derjenigen der Kanori, der Bewohner von Bornu, nach, obſchon ſie ſich als Mundart ſtark von ihr ſcheidet. Andere Stämme der Tibu ſind über Kumadugu Waube, Mandara Daſa, Edere und andere Bezirke des Südens verbreitet. Ehedem bildeten die Tibu eine ſehr angeſehene, mächtige Nation, deren Glanzperiode in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts fällt. Damals gebot über ihr Reich die Dynaſtie der Bulala, welche ſich vorzugsweiſe auf die Tibu ſtützte. Von der Mitte des 13. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts waren die Tibu dem Bornureiche einverleibt, da ſich dieſes bis Feſſan erſtreckte. Abgeſehen von den Ungerechtigkeiten und Bedrückungen, welche die Tibu durch Tuariks und Kelowi zu leiden haben, da ihnen beide Volksſtämme durch ihre Feuergewehre, beſonders aber durch kriegeriſchen Geiſt weit überlegen ſind, erfreuen ſie ſich eines ziemlichen Wohlbefindens und eines Grades von Wohlſtand, den man im Herzen der Sahara nicht vermuthen ſollte. Bei einem feſtlichen Aufzuge, den Dr. Barth in Aſchenumma mit anſah, befanden ſich nicht weniger als zehn Pferde, und bei ſolchen feſtlichen Gelegenheiten wird die allgemeine Heiterkeit durch die Aufführung von Nationaltänzen erhöht. Im Schatten eines großen Talhabaumes verſammeln ſich die Frauen, von reichlichem Oele glänzend, die dreieckigen Zöpfe zu beiden Seiten des Geſichts herabhängend. Außer dem gewöhnlichen Korallenſchmuck in linken Naſenflügel ziert den Hals einzelner eine Bernſteinkette; am Gewand, das auf der linken Schulter zuſammengeknüpft iſt und die rechte Bruſt frei läßt, hängt bei einigen ein Schlüſſelbund. Andere tragen in der Hand einen Zweig, andere einen Fächer, aus weichem Graſe geflochten, noch andere einen ſolchen aus Straußenfedern. Die Trommel bildet das Hauptmuſikinſtrument. Die Tänzerinnen nähern ſich einander mit mancherlei Bewegungen des Kopfes und der Hände, ſowie des Oberkörpers, den ſie von einer Seite zur andern werfen, ſchwingen und wiegen, ohne die Füße zu bewegen. Plötzlich wird der Takt der Muſik ſchneller und ſchneller und zugleich lärmender, dann gehen die Tänzerinnen zu den heftigſten Bewegungen über, werfen den Kopf wild umher, knirſchen mit den Zähnen, ſchütteln die Hände gegen einander, ſpringen zugleich bald rechts, bald links, bis gänzliche Erſchöpfung ſie zwingt, ihre Stelle andern zu überlaſſen.

Bei ſolchen Gelegenheiten wird auch den Sklaven ihr beſonderes Vergnügen erlaubt. Sie bilden einen dichtgeſchloſſenen Kreis; einer von ihnen tritt in die Mitte desſelben und ſucht den Ring zu durchbrechen, indem er mit behendem Sprunge bald gegen den einen, bald gegen einen andern anprallt, wird aber eben ſo kräftig von jedem zurückgeſtoßen. Hat er in dieſer Weiſe die Runde gemacht, ſo löſt ein anderer ihn ab.



Thurm in Agades.

Die Kelowi und das Land Asben.

Die Salzlagunen von Bilma sind fortwährend der Gegenstand der Eifersucht der benachbarten Völkerstämme gewesen, deren Existenz mehr oder weniger ebenso mit denselben eng verknüpft ist, als die der Tibu selbst. Am meisten findet dies mit den bereits genannten Kelowi statt. Dies ist ein Volksstamm, welcher das Land Asben oder Aïr, etwa 60 Meilen gerade westlich von Bilma, bewohnt und sich seit ungefähr hundert Jahren daselbst niedergelassen hat. Schon vor jener Zeit wurde der genannte Landstrich durch einen halb libyschen Volksstamm bewohnt, der sich mit der frühern schwarzen Bevölkerung vermischt hatte. Bei der Eroberung wurden wahrscheinlich die Männer größtentheils getödtet und die Ueberlebenden zu einer Art Sklaven oder Leibeigenen gemacht, denen man jedoch zusicherte, daß sie nicht außer Landes verkauft werden dürften. An der Nordseite der Gebirge von Asben wird noch gegenwärtig ein Hügel als die Stelle bezeichnet, an welcher jener Vertrag zwischen beiden Völkerschaften abgeschlossen worden sei. Sobald Karawanen dort vorbei kommen, erhalten die Sklaven die Erlaubniß, ausgelassen heiter sein zu dürfen. Sie führen dann wilde Gesänge und Kriegstänze auf und haben das Recht, von jedem Freien des Reisezugs irgend ein Geschenk zu erbitten. Die Frauen bekamen mancherlei Vorrechte, die sich bis in die neuesten Zeiten erhalten haben. So zieht z. B. bei Verheirathungen die Frau nicht in den Wohnort ihres Mannes, sondern letzterer ist durch die Sitte genöthigt, sich in der Heimat der Frau niederzulassen. Eigenthümlich ist auch die Bestimmung, welche aus der Vermischung beider Volksstämme hervorgegangen ist, daß der aus dem Berberstamm gewählte Häuptling nur mit schwarzen Frauen oder Sklavinnen

Kinder zeugen soll, die ihm aber in der Herrschaft keineswegs folgen. Als Thronerbe wird der Sohn der ältesten Schwester bestimmt. Es ist dies ein Gebrauch, der sich auch bei den Stämmen in den Gebieten zwischen dem untern Niger und den Aschanti, desgleichen in manchen Gegenden Indiens wiederfindet. Den Berberstämmen scheint er ursprünglich fremd gewesen zu sein, da er von den edlern Stämmen der Tuariks mit Verachtung als ein Zeichen betrachtet wird, wie wenig Vertrauen jene Völkerschaften in die eheliche Treue ihrer Frauen setzen. Das Familienleben der Kelowi ist auch weit entfernt von jener Strenge, durch welche sich die Tuariks auszeichnen. Häufig lebt der Mann an einem andern Orte als die Frau und besucht dieselbe nur gelegentlich. Untreue von beiden Theilen ist dann nicht selten. Das aus dieser Vermischung von Berbern und der ursprünglichen Bevölkerung entstandene Volk der Kelowi hat die edle Gestalt und den Ernst der Tuariks eingebüßt und ihr Charakter, sowie ihre Sitten haben mehr die Heiterkeit der Haussavölker angenommen. Von den Tuariks werden sie geringschätzig behandelt. Aus Vermischung der Targi oder Imoscharh-Frauen mit schwarzen Männern oder selbstmit Sklaven entstanden die Busaua, Leute mit berberähnlichen Zügen, aber verwahrlosten Sitten, die besonders die südlichen Theile der Wüste als arge Räuber durchziehen.

Die Kelowi vermögen an 10,000 bewaffnete Männer ins Feld zu stellen, sobald ein allgemeines Interesse sie dazu veranlaßt; gewöhnlich sind ihre einzelnen Abtheilungen nicht in dem Grade einig, daß sie fest zusammenhielten. Die Kelowi-Krieger sind mit Speer, Schwert und Dolch bewaffnet, führen aber außerdem einen großen Schild aus Ochsen- oder Antilopenhaut, mit dem sie sowol sich selbst als ihr Reitthier gut zu decken verstehen. Viele von ihnen haben auch, ähnlich wie die alten Assyrer, Bogen und Pfeil. Flinten besitzen nur wenige und selbst diese mehr zum Schein als zu einem wirksamen Gebrauch. Mit ihren Nachbarstämmen, den Kelgeres und Itissan, führen die Kelowi vielfach Fehde, und obschon sie denselben an Zahl überlegen sind, so haben die erstern doch den Vortheil größerer Einigkeit und erhalten besonders auch durch ihre Berbersitte, vorzugsweise Pferde zu benutzen, ein Uebergewicht. Im Kampfe ist der Reiter zu Pferd stets gegen den Kameelreiter in Vortheil. Das Land der Kelowi, Aïr oder Asben, vermag nicht die dichte Bevölkerung, die es trägt, zu ernähren, obschon es viel mehr erzeugen könnte, wenn seinem Anbau größere Sorgfalt geschenkt würde. Ein großer Theil der Kelowi ist deshalb darauf angewiesen, sich dem Salzhandel zu widmen und durch denselben Getreide, Kleiderstoffe und andere Lebensbedürfnisse aus dem Sudan zu beziehen.

Ehe wir die Beschaffenheit des Landes Asben selbst schildern, werfen wir einen Blick auf das ungefähr 90 Meilen in der Richtung von Süd nach Nord umfassende Gebiet, welches sich zwischen demselben und dem Lande der Asgar-Tuarik in der Umgebung von Rhat befindet und welches gegen 60 — 70 Meilen westlich von dem Reisewege Dr. Vogel's entfernt ist. Seine Kenntniß verdanken wir ausschließlich dem Zuge der Herren Richardson, Barth und Overweg, der ersten Europäer, die in jene Theile Afrikas drangen.

Das weite Land zwischen Rhat, ungefähr unter 25°, und Tintelluſt in Asben, unter 19° nördlicher Breite, ist Wüste, aber Wüste eigenthümlicher Art. Durchaus abweichend von Dem, was man früher als das Bezeichnende der Wüste betrachtete, Tiefebene mit Flugsand, und wie die Umgebung der beschriebenen Natron-Seen in Fessan sich darstellt, wird dieses Gebiet meistens durch Felsen gebildet. Auf dem Plateau, das den ganzen Raum zwischen beiden Städten füllt und gegen 2000 Fuß mittlere Höhe behält, erhebt sich im Norden das Gebirge von Asgar, im Süden dasjenige von Asben, jedes um mehr als 2000 Fuß die Hochfläche übersteigend, also viertausend und einige Hundert Fuß über den Meeresspiegel emporgipfelnd. Zwischen beiden wechseln weite ebene Spiegelflächen aus Felsengrund und Geröll und mehrere einzelne Ketten und Berggruppen von geringerem Umfange.

Die Berge von Asgar sind durch wildzerrissene Sandsteinmassen gebildet, zwischen denen sich in tiefen Schluchten der Karawanenpfad hinwindet. Einer dieser Thalrisse ist das Wadi Egeri, das die beistehende Abbildung darstellt. Der Boden zeugt deutliche Spuren, daß er zur Zeit der mächtigen Regengüsse das Bett eines Wildbaches bildet. Herabgestürzte Felsblöcke bedecken ihn, und seine hellgelbe Färbung, durch Kies und Sand hervorgerufen, hebt sich malerisch ab von den in verschiedenem Braun schattirten Seitenflächen der Schlucht. Südlich von den Asgarbergen treten mächtige Granitmassen zu Tage, und gerade an den Stellen, wo die beiden Gesteinformationen mit einander in Berührung kommen, ist die Zerklüftung des Sandsteins am großartigsten und wildesten. Wegen der ansehnlichen Erhebung würde dieses Gebirgsland einen sehr gesunden Wohnplatz bieten, leider aber wird dies durch die große Unfruchtbarkeit unmöglich gemacht. Nur in wenigen vereinzelten Thälern ist etwas Krautwuchs vorhanden. Ueber das ganze Gebirge zerstreut finden sich tiefeinstürzende Kesselthäler, deren Grund von ansehnlichen Alpenseen gebildet wird. Mehrere sind so groß, daß sie sogar für Krokodile als Aufenthaltsorte ausreichen. Sie werden nur durch zusammenlaufende Regenwasser gebildet, haben dabei aber eine ansehnliche Tiefe und halten das ganze Jahr hindurch Wasser. Oryxantilopen und wilde Ochsen (Antilope bubalis), sowie Schaaren von Flughühnern finden in diesen abgelegenen Gebirgsthälern Zuflucht und Unterhalt und die am besten bewachsenen Plätze werden von schwarzen Hirten aufgesucht, die nur einen Lederschurz als Kleidung tragen und hier ihre Herden von Ziegen und kräftigen Eseln weiden.

Bei Barakat schon deutet der häufig angebaute Negerhirse (Pennisetum typhoideum) den fernen Sudan an, Weizen und Gerste beginnen in gleichem Grade zurückzutreten; am Südfuße der Asgarberge zeigen auch die wildwachsenden Kräuter eine solche Veränderung. Die Talhabäume sind zwar noch herrschend und die vielfach erwähnten Bittergurken (Koloquinten) ranken in derselben Einförmigkeit über den Boden der Wadis wie in Fessan, aber außer ihnen wird die riesige Asklepias (Asclepias gigantea) auffallend häufig; von den Tuariks wird sie Turfafia, in Sudan Aschur (d. i. der Zehend, der Feldzins) genannt. Sie verdient als einjähriges Gewächs ihren Beinamen vollständig, denn sie schießt bis zu

20 Fuß Höhe empor. Die Tamarisken (Ethelbäume) erreichen hier eine ansehnliche Größe.

Südlich von der 600 Fuß über dem Thale sich erhebenden Tiska-Berggruppe und bei der steilen Bergkette Mariau beginnt eine weite Granitfläche, mit ihrer dunkelblauen Färbung an den Spiegel des Oceans erinnernd. Statt des Sandes

Das Wadi Egeri.

deckt Kies und Granitschutt den Boden; vielfach finden sich auch Brocken porphyrartigen Gesteines mit großen Feldspathkrystallen. Am Südende der Granitebene fangen einzelne Sandhügel an, die Nähe einer andern Gesteinformation anzudeuten. Ethelgebüsche krönen ihre Gipfel, Gräser und Kräuter gedeihen zwischen ihnen und bunte Schmetterlinge, schillernde Libellen lassen selbst diese Dünen als ein bevorzugtes Plätzchen erscheinen gegenüber dem Granitplateau, das durch vollständige Unfruchtbarkeit und durch den Mangel jeglicher Lebensspur

gekennzeichnet iſt. Noch wechſeln dunkelblaue Granitſchichten mit weißen Sandhügeln, zwiſchen denen häufig Luftſpiegelungen den täuſchenden Anblick von glitzernden Waſſerflächen vorgaukeln; endlich aber verſchwindet der Granit und Sandſteine ſowie Schieferfelſen treten an ſeine Stelle.

Das Alpenland von Asben ſteigt mehr als dritthalbtauſend Fuß über die Thalſohle der Umgebung empor und gewinnt durch ſcharfgeſchnittene ſchmale Kämme mit ſteilabſtürzenden Seiten groteske Formen. Hier machen ſich die Pflanzenformen des Sudans in immer ſtärkerem Grade bemerklich. Zu den ſtachligen Talhabäumen tritt der Hadjilidj (Balanites aegyptiaca), deſſen weithinkriechende ſeilähnliche Wurzeln oft von den Regengüſſen bloßgelegt ſind und von den Kelowi zu vortrefflichen Lanzenſchaften verwendet werden. In den von ſteilen Sandſteinfelſen umſchloſſenen Thälern gedeihen mancherlei Gräſer und Kräuter. In einigen Thälern wuchert das „Neſſi" (Panicum grossularium), ein unſerm Hirſe verwandtes Gras, in andern gedeiht „Burekkeba", in wieder andern „Hhad", Alles vortreffliche Futterkräuter. Auch der Abisge (Capparis sodata), im Sudan unter dem Namen Schiwak (Sſiwak) bekannt, beginnt hier und liefert mit ſeinen korinthenähnlichen Beeren eine nicht unangenehme Zukoſt.

Manche Theile des Gebirges von Asben werden aus mächtigen Zügen weißen, feſten Marmors und aus Gneisfels gebildet und beſonders die letztern entwickeln in ihren Thälern eine wahrhaft tropiſche Ueppigkeit. Die Talhabäume erlangen eine bedeutende Größe; mehrere andere Akazienarten treten dazwiſchen auf, zahlreiche Dumpalmen geſellen ſich dazu, theils als hohe verzweigte Stämme, theils als Geſtrüpp mit maleriſchem Schmuck fächerförmiger Blätter, und auch einzelne Datteln ſind vorhanden. Vielfach verſchlungene Schmarotzergewächſe und Orchideen ſchmücken die Zweige der Waldbäume.

Jene üppige Pflanzenwelt hängt innig mit den Witterungsverhältniſſen zuſammen. Die zur heißen Jahreszeit, beim höchſten Stande der Sonne eintretenden Regengüſſe haben einen vollendet tropiſchen Charakter. In kurzer Friſt zieht das am Horizont meiſtens ſüdweſtlich erſcheinende Gewölk herauf. Heftige Windſtöße brechen plötzlich und ſo mächtig herein, daß ſie den Reiter faſt von ſeinem Thiere werfen, und kurz darauf ſtürzen Waſſerfluten in ſolcher Menge herab, daß der Reiſende ſammt ſeinem Gepäck völlig durchnäßt iſt. Wohl dem Wanderer, der, vertraut mit dieſen Eigenthümlichkeiten der Gegend, einen ſichern Hügel zu erreichen ſuchte, denn im Thal, wo ſonſt am liebſten die Karawanen raſten, ſchwillt der trübe Strom zu einem See, ſteigt höher und höher, brandet ſchäumend an den Baumſtämmen der Seitenwände und wälzt Steinblöcke vor ſich her.

Richardſon erlebte mit ſeinen Reiſegenoſſen einen ſolchen Regenguß, der ihnen beinahe Gut und Leben gekoſtet hätte. „Ich ſtand gerade am 31. Auguſt an meinem Zelte", erzählt er, „und bewunderte die neue Landſchaft, in die wir gerathen waren, eine Landſchaft mit üppiger Vegetation und feuchter Atmoſphäre, als wildes Geſchrei ertönte. Die Waſſerſtröme ſtürzten wieder über uns ein! Der Wady kommt! Deſſenungeachtet begnügten unſere Leute ſich anfänglich mit dem Geſchrei und machten keine Vorbereitungen, dem Waſſerſtrome Einhalt zu thun; allein

nach kurzer Zeit bequemten sie sich doch, mit Hülfe von Aexten und Stöcken einige Dämme aufzurichten. Diese Vorkehrungen hatten natürlich so gut wie gar keinen Sinn. Das Wasser stieg immer höher, und die schäumenden Wogen stürzten wirbelnd zwischen uns herein. Ich rief dem Yusuf zu, daß er einen hohen Ort ausfindig machen möchte, wohin wir unsere Sachen transportiren könnten. Er gab jedoch eine ausweichende Antwort, durch welche er verstehen ließ, daß die Ueberschwemmung sich schon geben würde, wie sie es früher gethan, und daß uns wol weiter nichts geschehen würde, als ein wenig durchnäßt zu werden. Alle niedrigen Stellen im Thale waren schon von dem schlammigen Wasser bedeckt, welches sich gewaltsam an den Stämmen der Bäume brach und endlich so hoch stieg, daß es auch unser Zelt bedrohte. Yusuf errichtete nun, so gut es gehen wollte, einen kleinen Damm rings um das Zelt; allein binnen wenigen Minuten war derselbe hinweggeschwemmt, und wir standen im Wasser.

Jetzt aber trat für uns die unvermeidliche Nothwendigkeit ein, abzuziehen. Unsere Leute, die, wie es schien, bis jetzt von der Feuchtigkeit gelähmt gewesen waren, wie man es in den arktischen Gegenden von der Kälte werden kann, fingen an sich anzustrengen und führten unsere Zelte und unsere Bagage auf einen andern Boden hinüber, welcher sich bedeutend über den Thalgrund erhob und von brausenden Gewässern umgeben war. Der Rest der Karawane ahmte uns nach und bald sahen wir alle auf den Gipfeln der kleinen Inseln campiren, wohin gleichfalls die Kameele getrieben wurden, wenigstens diejenigen, die nicht schon von selbst auf solchen Inseln eine Zuflucht gesucht hatten. Hier bot sich eine gute Gelegenheit dar, den afrikanischen Charakter zu studiren. Die Kelowi machten keine Vorbereitung gegen die Ueberschwemmung, bis der letzte Augenblick da war, und es schien dann, als wollten sie dieselben so verkehrt als möglich ins Werk setzen. Sie rollten ihre Ballen mit Waaren ins Wasser, als seien es Holzblöcke, obgleich dieselben, wenn sie ein wenig in die Höhe gehoben worden wären, hätten trocken erhalten werden können. Unterdessen sangen und tanzten die schwarzen Sklaven und spielten im Wasser herum, als wenn irgend ein großes Glück sie betroffen hätte. Das Wasser stieg noch immer und schäumte über den Rand der Insel. Wir wurden allmälig genöthigt, uns bis in die Mitte derselben zurückzuziehen, und da kein Zeichen vom Fallen des Wassers vorhanden, das ganze Thal vielmehr schon eine brausende Flut mit schwimmenden Bäumen geworden war, begannen finstere Befürchtungen mich zu erfüllen. Ich berechnete mit gespannter Aufmerksamkeit und Besorgniß, wie viel Zoll die Gewässer wol steigen müßten, bis sie ganz und gar unsere Habe zerstören könnten, und wie viel Zoll, bis sie unser Leben in Gefahr bringen würden. Während ich dastand und mich selbst mit beunruhigenden Gedanken quälte, waren unsere Leute die leichtfertigen Kinder des Augenblicks, die, ohne einen Gedanken für den nächsten Tag, damit zufrieden waren, daß die Wellen sie noch nicht erreicht hatten, und die unter Gelächter und Scherz der Fluten zu spotten schienen, welche stets höher und höher steigend die höchsten Bäume umwarfen, die Gebüsche wegspülten und im wilden Tanze die Ränder der kleinen Inseln umbrausten. Vielleicht wußten sie, daß wenigstens ihr Leben gesichert sei, dachten aber nicht daran,

Digitized by Google

daß, ſelbſt wenn wir nach der Küſte hinüber ſchwimmen könnten und unſere Habe preisgeben würde, wir doch immer im Lande eines Feindes uns befänden, ohne Mittel, die Gier des erſten Banditen, der Luſt verſpüren möchte, uns anzugreifen, zu befriedigen. Aengſtlich ſtand ich da und beobachtete die Fortſchritte, welche die Ueberſchwemmung machte. Da ſchien dieſelbe endlich inne zu halten; eine Zeit lang hielt ſie ſich auf demſelben Punkte und wälzte ſich durch das Thal, welches ganz vom Waſſer erfüllt war. Darauf bemerkten wir ein langſames und ein wenig ſpäter ein immer ſchnelleres und ſchnelleres Fallen des Waſſers. Die Hoffnung erfüllte aufs neue unſere Bruſt und wir dankten dem Allmächtigen für unſere Rettung. Die Gewäſſer ſtanden mehr denn 2½ Fuß hoch über der gewöhnlichen Oberfläche des Thales. Wäre dieſe Ueberſchwemmung während der Nacht gekommen, ſo hätten wir uns kaum retten können; jedenfalls würde der größte Theil unſerer Habe und unſere Kameele verloren geweſen ſein. Die Gewalt ſolcher herabſtürzenden Waſſermaſſen iſt entſetzlich; eine große Anzahl Häuſer wurde hinweggeſpült und unzählige Bäume mit den Wurzeln herausgeriſſen, ebenſo war der Boden des Thales nach allen möglichen Richtungen hin umgewälzt worden."

Der von Richardſon's Reiſegeſellſchaft erlebte Regenfall und Waſſerſtrom erreichte aber eine außergewöhnliche Höhe, was ſchon aus dem Umſtande erhellt, daß Hütten der Eingebornen und ältere Bäume hinweggeſchwemmt wurden. Nicht alle zeigen ſich in ähnlichem Grade verderblich, ſondern im Gegentheil durch ihren Einfluß auf die Pflanzenwelt ſegenbringend.

Die Bewohner von Asben bauen auf bewäſſerten Feldern vorzugsweiſe Negerhirſe (Pennisetum typhoicum) und bedienen ſich, da die Brunnen gewöhnlich eine nur geringe Tiefe haben, einer höchſt einfachen Vorrichtung, um das Waſſer aus letztern auf die Felder zu heben. Sie befeſtigen einen Lederſack am Ende einer Stange und ſetzen dieſe wiederum mit einem Querholz in Verbindung. Die Hütten der Dorfbewohner ſind entweder ganz aus Zweigen gebaut, und zwar in der Art, daß ſelbige im Kreiſe in die Erde geſteckt, nach oben halbkuglig zuſammengebogen und dann durchflochten ſind, oder ſie haben einen Unterbau aus Zweigen und ein Dach von den Blättern der Dumpalme.

Ueberraſchend üppig zeigt ſich die Gegend zwiſchen Tintelluſt und dem faſt 30 Meilen ſüdſüdweſtlich davon gelegenen Agades. Berge von anſehnlicher Höhe reihen ſich daſelbſt entweder zu Ketten und Kämmen oder bilden geſchloſſene Gruppen mit hervortretenden auffallenden Formen. Die meiſten beſtehen aus Granit und Gneis, einige der bedeutendſten Gebirgsſtöcke aber aus Baſalt. Zwiſchen den wild und maleriſch ſich aufthürmenden Kuppen ziehen ſich dichtbewaldete Thäler wie bunt ſchillernde Schlangen entlang und geben ein Zeugniß von der Tragkraft des Bodens. Der Hauptbeſtand der Wälder wird aus Akazien und Mimoſen gebildet, die mit ihren weitragenden, dornenbeſetzten Zweigen ſich über den Weg neigen und mit den üppigen Schlinggewinden, von Baum zu Baum geflochten, den Pfad oft ſo verengen, daß der Reiter auf dem Kameel gezwungen iſt, ſich zu bücken, will er nicht wie weiland Abſalom zwiſchen den Aeſten hängen bleiben. Die Akazien und Mimoſen haben hier nicht mehr das dürftige und lichte Laubdach,

das sie in der Wüste zeigen, ihre Kronen werden dicht, steigen pyramidal empor und erreichen mitunter einen Durchmesser von 70 Fuß. In dem dichten Gewirr der Zweige treiben Schaaren von Turteltauben und von kleinen ägyptischen Tauben ihr munteres Spiel; zahlreiche Affen schwingen sich an den Lianen entlang und steigen zum Quell herab, um ihren Durst zu löschen. Auf weite Strecken breitet sich ein frischgrüner Rasen aus, der — in Afrika eine große Seltenheit — fast mit einem europäischen Wiesenteppich wetteifert. Die hohen Büsche der Tursasia (Asclepias gigantea) bilden das Unterholz und behängen sich mit weißen und violetten Blütenschirmen. Neben den genannten Bäumen findet sich der weitschattige Taborak (Balanites aegyptiaca, Hadjilidj in Bornu), Dumpalmen bilden geschlossene dichte Bestände und der Abisge (Schiwak in Bornu, Capparis sodata) verflechtet seine zähen Zweige mit Akaziengebüschen und jungen Dumpalmen zu einem vollständig undurchdringlichen Dickicht. Dr. Barth beschreibt einen Feigenbaum mit großen fleischigen Blättern, den er hier antraf und den er acht Fuß über dem Boden 26 Fuß im Umfange fand. Stellenweise ranken Melonen in dichten Massen über den Grund; freilich sind ihre Früchte abscheulich bitter und ungenießbar, sowie die anderthalb Zoll langen schönrothen Beeren eines hier häufigen Strauches süßlich und fade schmecken. Auch die Karengia (Pennisetum distichum), diese Plage des Sudan, beginnt hier bereits. Es ist dies eine Grasart, nahe verwandt mit der mehrfach genannten Negerhirse, an deren Samen sich lange Stacheln befinden. Da diese mit Widerhaken versehen und sehr spröde sind, so stechen sie sich leicht in Kleider und Haut ein und schieben sich bei jeder Bewegung tiefer. Sie verursachen schmerzhafte Geschwüre, wenn sie nicht rechtzeitig beseitigt werden, und jeder Reisende führt deshalb eine kleine Zange bei sich, um die Quälgeister baldmöglichst auszuziehen. In dem Dickicht erschallt der schmetternde Ruf der Perlhühner, schlanke Mohor-Antilopen (Antilope Sömmeringiana) rauschen durch das Gebüsch und in nächtlicher Stille schallt das Gebrüll des Löwen durch die Thäler. Die Wüste kennt den Löwen nicht, wol aber ist er der König der Waldwildniß. Der Löwe dieses Gebiets hat eine nur sehr kurze Mähne und ähnelt darin demjenigen von Guzerat. Schakale und Hyänen fehlen ebenfalls nicht.

Der Anbau des Landes ist verhältnißmäßig sehr schwach, obschon sich der Boden gut dazu eignet und Weizen, Wein, Datteln und alle Arten Gemüse in Fülle hervorbringen könnte. Ehedem war der Landbau in viel höherem Maße gepflegt; seit aber durch die vielfachen Fehden die Bevölkerung sich dem Ackerbau entfremdet hat, finden es die meisten Bewohner bequemer, entweder als Salzhändler zu agiren oder als Räuber ihre Nachbarn zu plündern. Dr. Barth sah hier auf seiner Reise nach Agades einen Mann, der drei seiner Sklaven vor den Pflug gespannt hatte und mit ihnen das Land bearbeitete. Es ist dies vielleicht die südlichste Stelle, bis zu welcher der Pflug in Gebrauch gekommen ist; durch ganz Mittelafrika ist die Hacke das einzige Werkzeug in der Hand des Landwirths. Sobald ein Stück Land hier einmal verwildert ist, macht es viel Mühe, es aufs neue der Kultur zu gewinnen. Die Dumpalmen durchflechten mit ihren weithin

kriechenden zähen Wurzeln den Grund in ähnlicher Weise, wie es die Zwergpalmen in den Ländern am Mittelmeer thun, und werden dadurch zur wahren Plage, da ihre Früchte einen nur dürftigen Ersatz bieten.

Auf einer freien Granitfläche, auf der stellenweise Sandstein auflagert und die gegen 2500 Fuß über dem Meere erhaben ist, liegt die Stadt Agades, ehedem gleich wichtig und angesehen wie Timbuktu im Westen, nur daß ihr Name in Europa kaum genannt ward. Durch fünf Berberstämme ward aller Wahrscheinlichkeit nach Agades in alter Zeit gegründet, als eine Kolonie, welche den Handel zwischen den Berberstaaten und den Negerländern vermitteln half. Ums Jahr 1515 eroberte es der große Sonrhay-Krieger Hadschi Muhamed Askia und vertrieb die Berber, wenigstens die angesehensten derselben. Ein großer Theil der niedern Klassen blieb wahrscheinlich im Orte zurück und vermischte sich mit den eingedrungenen Sonrhay, denn obschon die jetzigen Bewohner von Agades sehr den eigenthümlichen Sonrhay ähneln, wie diese wenig muskulös sind, breite offene Nasenlöcher, mäßig dicke Lippen, eine hohe Stirn und hellschwarze Haut wie diese haben, so ist ihre Statur doch vorherschend schlanker und höher und ihre Haut hat nicht jenen Glanz, wie er in Sonrhay gewöhnlich ist. Dies scheint durch eine Vermischung mit Berberblut entstanden zu sein. Agades besaß in seiner Blütezeit 30 — 50,000 Einwohner und war von einer Mauer umgeben; jetzt enthält es dagegen nur noch gegen 700 Häuser, die von ungefähr 7000 Einwohnern bevölkert sind. Der größte Theil besteht aus Ruinen.

Welche Wichtigkeit dieser Ort ehedem besaß, welche Großartigkeit der hier getriebene Handel erlangte, geht aus der Angabe hervor, daß der Herrscher von Agades, der sich außerdem einer ziemlichen Selbständigkeit erfreute, an den Sultan von Timbuktu einen Jahrestribut von 150,000 Dukaten zahlte. Der wichtigste Artikel des Handels von Agades war damals Gold, ein Mineral, das gegenwärtig nicht mehr dorthin gebracht wird. Die jetzigen Bewohner beschäftigen sich ebensowol mit Handwerken als mit dem Handel. Sie arbeiten aus buntem Leder, von dem sie einiges sogar aus Aegypten beziehen, Reisetaschen, Beutel, Sandalen, Sättel und ähnliche Geräthschaften, und zwar werden die erstgenannten Artikel fast ausschließlich von Frauen gefertigt. Dieselben flechten auch Matten aus weichen gefärbten Grashalmen. Die Arbeiten der Feinschmiede sind verhältnißmäßig nicht übel. Der Handel befaßt sich theils mit diesen Erzeugnissen des Ortes, theils mit dem Salz von Bilma und wird meistens nach Süden zu betrieben. Nach Rhat und Mursuk kommen die Handelsleute von Agades gewöhnlich nur, wenn sie auf einer Pilgerreise gen Mekka begriffen sind. Als Münze ist das Gold, für welches ehedem sogar ein eigenes Gewicht hier festgestellt war, in Agades verschwunden; vorzugsweise wird ein Tauschhandel gegen Negerhirse (Pennisetum typhoideum) getrieben; indisches Korn (Sorghum) kommt weniger vor, sparsam auch nur die im Sudan vielfach gebräuchlichen Baumwollenstreifen.

Die Einwohner von Agades sind fanatische Muhamedaner. Mehrere Moscheen sind vorhanden und neben der im Innern freilich unansehnlichen düstern Hauptmoschee erhebt sich ein fast 100 Fuß hoher Thurm. Dieser ist wie die Wälle des

Ortes aus dicken Lehmmauern aufgeführt. Aehnlich wie die Zierde des Sudan, die majestätische Delebpalme, schwillt er in der Mitte an und verjüngt sich nach oben. Um ihm größere Festigkeit zu geben, sind in ihm absatzweise Holzplanken übers Kreuz gelegt, die rundum mit ihren Köpfen ein paar Ellen weit vorstehen. Er diente nie zum Gebetsaufrufe, wie dies mit den Minarets in den türkischen Städten der Fall ist und welches hier vom Dach der Moschee aus geschieht, sondern ward als Warte benutzt, um das Herannahen von Feinden rechtzeitig melden zu können. (Siehe die Abbildung S. 138.)

Aus den bewaldeten Thälern in einiger Entfernung von der Stadt versorgt man letztere mit Brennholz und Trinkwasser; das Wasser aus den Brunnen der Stadt selbst gilt für weniger gesund. Sehr gern vermischt man das Wasser mit Hirsemehl, auch wol mit gepulvertem Käse. Diesen Trank, Fura genannt, der nicht übel schmeckt, genießt man dann mittelst eines Schöpflöffels, der in Gesellschaften die Runde macht, wie anderwärts ein Festpokal. Die Wohnungen der Leute in Agades zeigen einen hohen Grad von Behaglichkeit, wenn ihre Einrichtung auch freilich von europäischen Gebräuchen durchaus sehr abweicht. Der Eintretende gelangt zunächst in ein größeres Zimmer. Links und rechts in demselben sind durch Balustraden von etwa zwei Fuß Höhe Seitenhallen abgetrennt, in denen dasselbe geheimnißvolle Dämmerlicht herrscht wie in dem darauf folgenden größern Gemach. Von letzterm aus führen Thüren nach Seitenräumen, Speichern für Vorräthe der verschiedensten Art, durch die Mittelthür dagegen gelangt man auf den viereckigen Hof, den Lieblingsaufenthalt der Familie. An der einen Mauer desselben sind eine Anzahl muthwilliger Ziegen angebunden, muntere Kinder, im einfachen Kostüme Adam's, treiben mit einem der meckernden Hausgenossen, der sich vielleicht losgerissen hat, ihr lustiges Spiel. Eine Reihe große irdene Töpfe sind in die Wand wagrecht eingemauert und dienen einer Schaar zutraulicher Tauben als Nist- und Brüteplätze. An einer andern Seite des Hofes ist ein Schattenplatz, eine Laube aus Matten, eingerichtet, zwischen dessen „vier Pfählen" die Familie die heiße Tageszeit behaglich verbringt, und an der dritten Wand endlich steht das Sanktissimum, das riesig große Ehebett, als wohlverwahrtes Heiligthum. Mächtige Pfosten tragen dasselbe, die eine Wand ist aus Bretern gebildet, die Decke und die andern Wände sind mit dicken Matten verwahrt und der innere Raum, der ein kleines Zimmerchen darstellt, bietet besonders dem weiblichen Theil der Bewohnerschaft ein Gemach, um sich bei Tag und bei Nacht ungestört zurückziehen zu können. Bei denjenigen Häusern, die ein zweites Stockwerk haben, führt zu letzterem vom Hofe aus ein „Ding zum Steigen", d. i. eine Art sehr roher Treppe.

Nie versäumt der Bewohner von Agades sein tägliches fünfmaliges Gebet zu sprechen und sorgt für den religiösen Unterricht seiner Kinder dadurch, daß er letztere in die Schule schickt. Solche Schulen werden meist durch herumziehende Bornuneger errichtet und der Unterricht besteht hauptsächlich darin, daß die Schüler Sprüche aus dem Koran, die ihnen auf hölzerne Tafeln geschrieben sind und vorgesagt werden, im Chorgesang nachsprechen. Agades hat fünf oder sechs solcher

Schulen, und gegen 300 Kinder beſuchen dieſelben. Die Sprache der Bewohner von Agades hat viel Aehnlichkeit mit der in Timbuktu.

Höchſt eigenthümlich ſind die Verhältniſſe, welche in Bezug auf den Sultan von Agades ſtattfinden. Es wird derſelbe ſtets durch die Häuptlinge der drei Stämme des Landes: der Kelowi, Kelgerreß und Itiſſan, gewählt und zwar ſtets aus einer beſtimmten Familie in der Stadt Gober, welcher man Scherif-Adel (Nachkommen Muhamed's) zuſchreibt und die früher in Stambul gewohnt haben ſoll. Bei der Krönungsfeierlichkeit verkündet ein Trommler und Ausrufer das fröhliche Ereigniß den Einwohnern der Stadt. Am nächſten Morgen ziehen die verſammelten Häuptlinge der drei Stämme nach der Privatwohnung des Sultans und begleiten ihn nach dem öffentlichen Hauſe. Hier führen ihn die Kelgereß und Itiſſan zu einem Gado, d. h. einer aus Zweigen verfertigten und mit Matten und Teppichen bedeckten Ruhebank, und nöthigen ihn zum Sitzen. Noch läßt der neue Herrſcher ſeine Füße auf dem Boden ruhen, und erſt wenn die Häuplinge der Kelowi ihn auffordern, es ſich bequem zu machen, geſtattet es ihm die Sitte, die Füße auf den Gado zu legen. Nach beendigter Einſetzungsfeierlichkeit begiebt ſich der neue Sultan mit ſeinem ganzen Gefolge nach einer außerhalb der Stadt liegenden Kapelle, um dort ſein Gebet zu verrichten.

Ihm voran zieht ein Trupp Muſikanten, links und rechts reiten ſeine Miniſter, unmittelbar hinter ihm die ſämmtlichen Häuptlinge, alle in ihren beſten Schmuck, weite Sudanhemden (Toben) aus Baumwolle und Seide, gekleidet und aufs beſte bewaffnet mit Speer, Schwert, Dolch und ungeheurem Schild. Ihnen nach die Kelowi-Krieger hoch zu Kameel, von ihrem Fürſten geführt. Wer von den Bewohnern der Stadt es irgend ermöglichen kann, ſchließt ſich, mit Speer und geradem Schwert bewehrt, oder auch wol mit Pfeil und Bogen verſehen, dem Zuge an, reitet entweder zu Pferde oder zu Kameel, oder geht zu Fuß. Die Mehrzahl trägt dabei dunkelfarbige oder geſprenkelte Hemden, ſogenannte Perlhuhn- oder Pfeffer-Toben, auf dem Haupte eine hohe rothe Mütze mit einer Unmaſſe von Troddeln und Quaſten, ſowie mit zahlreichen, an Schnuren hängenden Ledertäſchchen aufgeputzt, welche letzere ſchützende Zauberformeln enthalten. Um dieſe rothe Mütze iſt gewöhnlich ein ſchwarzes Tuch und über dasſelbe ein langer ägyptiſcher Schal, weiß und roth geſtreift, gewunden, ſo daß der ganze Kopfputz das Anſehn eines phantaſtiſch geſchmückten Helmes erhält. Die dunkeln, glänzenden Toben erſcheinen von fern wie Stahlrüſtungen und das Ganze erinnert täuſchend an den Aufzug eines Fürſten des Mittelalters mit ſeinen Rittern und Mannen.

Viele der Reiter haben Steigbügel von Kupfer, deren Geſtalt den in Europa gebräuchlichen gleicht. An den Köpfen ihrer Pferde hängen außer den erwähnten zauberreichen Ledertäſchchen Riemen mit zahlreichen Schellen, und das Geklingel und Raſſeln derſelben giebt ſchon einer nur geringen Anzahl Berittener den Anſchein, als ſei es ein anſehnlicher Heerhaufe. Die weiten Hoſen der Reiter ſind unten gewöhnlich eng und mit einer zwei Zoll breiten Borte beſetzt.

Von Bilma nach Kuka.

Von Bilma bis zum Tſad-See lag noch eine traurige und höchſt beſchwerliche Strecke Wegs von etwa 70 deutſchen Meilen, auf welcher keine einzige Ortſchaft und nur ſehr wenige, mitunter mehrere Tagereiſen von einander entfernte Brunnen lagen, deren Waſſer noch dazu ſchlecht genug war. Unweit Bilma traf Dr. Vogel einen Quell, in deſſen Becken reichliche Luftblaſen emporbroddelten und welcher deshalb das Anſehn eines heißen Sprudels erhielt, obſchon er nur die gewöhnliche Temperatur beſaß. Eine heiße Schwefelquelle, von welcher ihm in Murſuk erzählt worden war, daß ſie hier in der Wüſte exiſtire, war den Einwohnern der Oaſe nirgends bekannt, ja ſie lachten über die Idee, daß in ihrem Lande heißes Waſſer und Schwefel aus der Erde kommen ſolle.

Am ſüdlichen Ende erhebt ſich das 1100 Fuß über dem Meer gelegene Thal von Kauar wieder allmälig über Alaun- und Mergelſchichten bis zur gewöhnlichen Höhe des Wüſtenplateaus. Ueber Mußkatenu führte der Weg nach dem 4½ Meilen davon entfernten Brunnen Saukura, einem Raſtplatz, der durch die reichlich wuchernden Gebüſche der Salzkaper (Schiwak, Capparis sodata) einige Annehmlichkeiten bietet. Er liegt in einer flachen Thalebene, die rings von Palmengeſtrüpp umgürtet iſt. Das reichlich vorhandene Waſſer des Brunnens iſt nur wenige Fuß von der Oberfläche entfernt und die in der ganzen Senkung ſich in dieſer Tiefe erſtreckende Feuchtigkeit bedingt das Vorhandenſein der genannten Gewächſe. In der Richtung nach Nordweſt liegt, drei Tagereiſen von hier entfernt, der ſehr alte Tibu-Ort Faſchi oder Agherim (Agram), der durch die Eroberungszüge des Königs Edriß von Bornu früher Berühmtheit erhalten hat.

Erſt 15 Meilen ſüdlich von Saukura folgen die nächſten Brunnen, die

von Dibbela. Die ganze weite Strecke iſt ein Sandmeer im Sinne der gewöhnlichen Vorſtellung von Wüſte. Der zu Zeiten fallende Regen iſt zu ſpärlich, als daß er ſelbſt einem genügſamen Grashalm das Leben friſten könnte, und die Kuh-Antilopen, die ihr Daſein dem Reiſenden durch ihre zahlreichen Fußtapfen im Sande verrathen, beſuchen dieſe Einöde nur, wenn ſie durch die Nachſtellungen der Jäger aus den bewachſenen Oaſen verſcheucht werden. Der feine Sand iſt das Bett des Wandrers bei Nacht, der dunkle, ſternendurchfunkelte Himmel ſeine Decke — und es ſoll ſich ganz behaglich auf dieſem Lager ſchlafen, zumal wenn ein langer anſtrengender Ritt während des glühendheißen Tages den höchſten Grad von Erſchöpfung herbeigeführt hat. Aber ſelbſt der geringe Genuß, im Wüſtenſande von der fernen grünen Heimat mit ihren friſchen Waſſern und lieben Freunden zu träumen, ward unſerm Reiſenden nicht ungeſtört zu Theil. Es hatte ſich die Nachricht verbreitet, daß die Tuariks aufgebrochen ſeien, um die Karawane zu überfallen und die für den Sultan von Bornu beſtimmten reichen Geſchenke für ſich in Beſchlag zu nehmen. So war Dr. Vogel gezwungen, ſtundenweiſe Wache zu ſtehen und während der übrigen Zeit nur mit geladener Büchſe zur Seite und dem Revolver in der Hand zu ſchlafen, um auf einen geeigneten Empfang der ungebetenen Gäſte gebührend vorbereitet zu ſein. Die Räuber hatten indeſſen ermittelt, daß ihnen die Reiſegeſellſchaft doch zu zahlreich und zu gut bewaffnet ſei, und unterließen deshalb einen ernſthaften Angriff, ſo daß man mit der bloßen Unruhe davonkam.

Nachdem ein hoher Sandrücken, reichlich mit Kadjidji bewachſen, überſtiegen war, langte man an dem Brunnen Dibbela an. Seine Umgebung trägt einen faſt romantiſchen Charakter. Im Oſten ragen ſteil und zerriſſen nackte ſchwarze Felsmaſſen empor, die übrigen Seiten der tiefen Einſenkung umgrenzen Dünen aus blendendweißem Flugſand. Talhabäume umſchatten den Brunnen und aus den Schluchten der Felſen ragen die Kronen einzelner Dumpalmen. In dem rings umſchloſſenen Thale ſteigert ſich die Hitze des Tages zum Unerträglichen, und leider gewährt das Waſſer keine beſondere Erquickung, da es einen ganz abſcheulichen Geſchmack wegen ſeines Gehaltes an Bitterſalzen hat. Hier war es, wo der freundliche Henry Warrington, der Vogel begleitete, auf ſeiner Rückreiſe von Kuka den Tod fand. Schon in letzterer Stadt kränklich und unterwegs durch die Folgen der Dyſenterie aufs äußerſte geſchwächt, zerrüttete wahrſcheinlich die ſchlechte Beſchaffenheit des Waſſers von Dibbela ſeinen Körper vollends und führte ſeine Auflöſung herbei. — Die Höhen bei Dibbela fand Vogel 1300 Fuß über dem Spiegel des Mittelmeeres.

Wiederum folgt bis zum Thale von Agadem ein Sandmeer von 7—8 Meilen Durchmeſſer. Nur einzelne ſchwarze Felsriffe ſchauen hie und da aus demſelben heraus und gewähren den lagernden Karawanen einigen dürftigen Schutz, wenn der Wüſtenwind ihnen dichte Wolken von Sand entgegen treibt. Mehrfach durchſchneiden auch Einſenkungen in der Richtung von Oſt nach Weſt die Ebene, und die Ränder derſelben fallen mitunter ſteil genug ab, um die Mühſeligkeiten der Reiſe noch zu vergrößern.

In dieſer Wüſtenſtrecke finden ſich eigenthümliche Bildungen im Sande, die

mit den bekannten Blitzröhren einige Aehnlichkeit zeigen; es ſind Stangen, aus kryſtalliſirtem Sande gebildet, die in Menge umherliegen, von den Kanori Bargom-tſchidibe, von den Hauſſaleuten Kautſchin-kaſſa, d. h. Erdſchoten genannt. Manche glauben in ihnen Ueberreſte von Termitengängen zu erblicken, welche die ſtämmigen Stengel von Negerhirſe umgeben hatten. Vielleicht dürfte man auch der Vermuthung Raum geben und ſie als Erſcheinungen anſehen, welche mit den ſogenannten geologiſchen Orgeln Verwandtſchaft beſäßen. Mehrfach haben wir erwähnt, daß Baumſtämme mitten in der Wüſte verkieſelt angetroffen werden, theils Bäumen angehörig, die noch in der Nähe gedeihen, theils ſolchen, die ausgeſtorben ſind, aber ehedem hier wuchſen. Es erſcheint deshalb vielleicht nicht ganz undenkbar, daß in der Vorzeit ein kleinerer Binnenſee, ähnlich den Lagunen von Bilma, hier ſtagnirte und ähnlich wie dieſe und die Natron-Seen in Feſſan von Schilfgewächſen und Geſträuch umwachſen war, deren untere hohle Stengeltheile mit Hülfe des Salzgehaltes der Gewäſſer verkieſelten. Ob die Gewäſſer durch eine allmälige Hebung des Landes ſich nach andern Orten hinzogen, oder ob ſie durch jene von Oſt nach Weſt ſtreichenden Wadis ſich ergoſſen, könnte natürlich nur eine eingehende Unterſuchung an Ort und Stelle ergeben. Ein Vorkommen von Negerhirſe in dem gänzlich unfruchtbaren Gebiete, ſowie ein Auftreten von Termiten, welche gegenwärtig bereits bei Kibbu, faſt 50 deuſche Meilen ſüdlich davon, ihre Nordgrenze haben, dürfte mindeſtens nicht viel wahrſcheinlicher ſein; ebenſo liegen wenig Gründe vor, in dieſer regenarmen Zone eine ſo häufige und auf eine Stelle beſchränkte Erſcheinung durch den Blitz erklären zu wollen.

Dr. Vogel ſandte Proben ſolcher Röhren nach London. Er theilt darüber mit, daß ſich dergleichen bis zu 18 Zoll Länge von verſchiedenem Durchmeſſer, von 1—3 Linien, fänden. „Sie ſtaken meiſt ſenkrecht im Sande", ſchreibt er dabei, „an den tiefſten Stellen der Ramle. Dieſe ſonderbaren Gebilde ſind ohne Zweifel das Produkt einer Ameiſenart, die ſich in Bornu in großer Menge findet und das Eigenthümliche hat, Holz, Baumzweige, Grashalme u. ſ. w. zuerſt mit einer Erdkruſte zu überziehen und dann dieſe Artikel unter dem Schutze der Hülle zu zerfreſſen. Man findet in Bornu alle Felder mit Röhren dieſer Art überſäet und in den Wäldern ſolche von 18 — 25 Zoll Durchmeſſer, wo irgend ein verdorrter Baum geſtanden. Dieſe Röhren ſind ſehr bröcklig und zerbrechlich, die von mir eingeſandten aber wahrſcheinlich durch den Einfluß des glühenden Sandes verglaſt. Uebrigens müſſen ſie ſchon ſehr lange in demſelben vergraben liegen, da es jetzt daſelbſt weder Grashalme noch Ameiſen giebt."

Von einer Hügelkette, die nach Vogel's Schätzungen vielleicht 150 — 200 Fuß über der Thalſohle erhaben iſt, ſenkt ſich der Pfad nach dem Thale Agadem. Dieſes liegt 1000 Fuß über dem Meere, iſt alſo etwas Weniges tiefer wie Bilma. Höhenzüge umſchließen nördlich von Agadem eine weite Thalebene und bilden ein unregelmäßiges Becken, deſſen reicher Gehalt an Natron beſtimmt genug darauf hinweiſt, daß es einſt das Becken eines Natron-Sees war, von dem das Salz beim Verdunſten des Waſſers im Boden zurückblieb. Agadem ſelbſt wird im Oſten von einer Felſenreihe umgeben und hat etwa eine halbe Meile Breite. Den Weſt- und

Nordrand bezeichnen Sanddünen. Auch hier iſt die ganze Thalſohle von Salzkapergebüſchen erfüllt. Sie wuchern ſo üppig und maſſenhaft, daß ihretwegen zu manchen Zeiten des Jahres ſich eine Schaar Leute vom Stamme der Bolodua oder Am-wodebe mit ihren Herden hier aufhält. Wenn mehrfache Regen den Grund befeuchtet haben, ſproßt auch etwas Gras auf und gewährt den Thieren, die ungern auf längere Zeit ſich mit den Blättern der Kaper begnügen, etwas beſſere Weide. Zwei Brunnen, einer nördlich und einer ſüdlich in der Senkung gelegen, bieten der Karawane vortreffliches, klares Waſſer, der erſtere in reichlicher, der letztere freilich nur in ſpärlicher Menge. Ein behagliches Ausruhen iſt aber an ſolchen regelmäßig von den Reiſenden benutzten Lagerplätzen nicht thunlich, denn im Sande ſiedeln ſich Kolonien von Kameelläuſen an, die nach langer Faſtenzeit jeden neuen Ankömmling gleich den räuberiſchen Tuariks und Tibus als Beute begrüßen und ihren Tribut beanſpruchen. Die Wüſte iſt einmal kein Paradieſesgarten, und ſelbſt an die geringſte Annehmlichkeit, die ſie bietet, hängt ſie irgend eine fatale Mahnung. Auch unter Schiwakgebüſchen wandelt man, wie unter den Palmen, nicht immer ungeſtraft.

Wie der Künſtler ſeinem Publikum, der Gaſtgeber ſeinen Gäſten das Beſte bis zuletzt aufſpart, ſo behält auch die Sahara dem von Norden kommenden Reiſenden zum Schluſſe ſeiner Wanderſchaft ein beſonderes Kabinetſtück, eine Wüſte im engern Sinne vor, die Wüſte von Tintumma. Unter den 30 Meilen, die er noch bis zum Tſad-See zu durchziehen hat, nimmt ſie den größten und traurigſten Theil ein. Etwa 970 Fuß über dem Meere erhaben, dehnt ſich eine traurige Sandfläche, durch nichts unterbrochen, ſüdlich vom Brunnen Agadem aus und zwei Meilen weit bildet loſer Flugſand ein dürres Gegenſtück zum Spiegel des Oceans, wie dieſer beim Windeswehen ſeine Oberfläche verändernd, nur durch Sterne und Kompaß es dem Wandrer ermöglichend, den Weg zu finden. Keine andere Strecke von Tripoli bis Kuka iſt in gleichem Grade berüchtigt wie die Wüſte von Tintumma, dadurch daß der Reiſende den Weg leicht verliert. Ein Verirren in dieſem Gebiet iſt aber ſicherer Tod. Kein Wunder deshalb, daß die Eingebornen dieſelbe mit abergläubiſcher Scheu betrachten, in den vor dem Sturme dahinziehenden Sandwolken Schaaren von ſchlimmen Dämonen zu erkennen glauben und in den hier häufigen Luftſpiegelungen das Werk des Satans erblicken. Da die Hitze auf dieſer Sandfläche ſich während des Tages bis zum Unerträglichen ſteigert, nimmt man die etwas kühlere Nachtzeit gern zu Hülfe; die Größe der Gefahr, die Jedem bewußt iſt, ſpannt alle Kräfte an, — eine Art Begeiſterung ergreift ſelbſt die armen Sklaven, die, noch mit ſchweren Packeten auf dem Kopfe beladen, zu Fuße den loſen Sand zu durchwaten haben. Sie ſtimmen einen wilden Geſang ihrer Heimat an, die Führer feuern zu Zeiten Flintenſchüſſe ab, und wie ein wilder Geſpenſterzug eilt die dunkle Schaar durch die Nacht, bis allgemeine Ermattung, allgemeines Erſchlaffen nach der gewaltſamen Aufregung folgt und ein unabweisbares Halt! gebietet.

Keine Spur eines holzigen Gewächſes iſt an einem Lagerplatz in der Tintumma zu finden, um ein Feuer anzünden und etwas Speiſe bereiten zu können. Geſtampfte

Negerhirse, ein wenig Mehl, mit dem stinkenden Wasser des Lederschlauches kalt angerührt, ist die einzige Erquickung, die dem erschöpften Körper geboten wird.

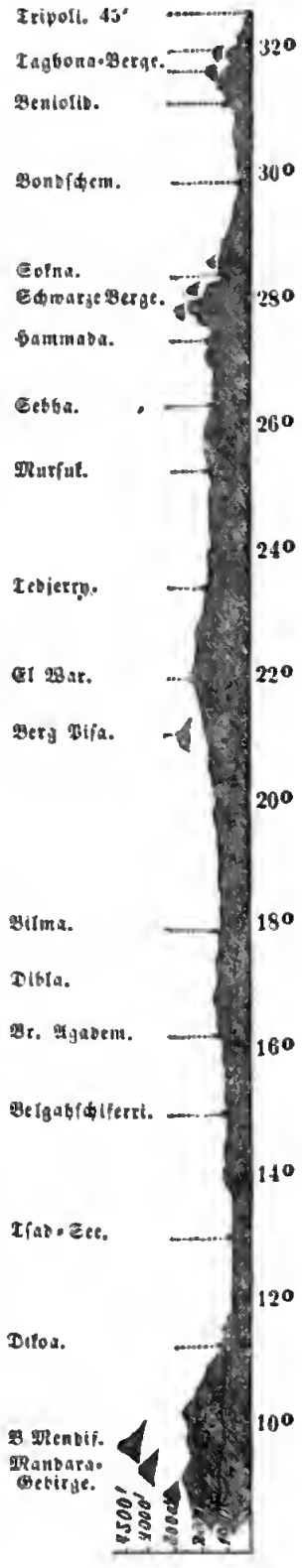
Trotz dieser gräßlichen Oede, trotz der tödtenden Einförmigkeit und der drohenden Gefahren hat aber doch der Wüstenocean etwas ähnlich Großartiges wie der Spiegel des azurnen Weltmeers. Unbegrenzt streckt sich die weite Fläche und verschwimmt am Horizont mit dem weiten Himmelsgewölbe, nichts als Sand und Himmel gewahrt das Auge und der schwache, hülflose Mensch fühlt ganz die eigne Nichtigkeit und Kleinheit gegenüber den riesigen Mächten der Natur, — er fühlt um so lebhafter das Bedürfniß einer helfenden Macht, die über dem Wüstensand und über den Sternen thront, und versteht die Inbrunst, mit welcher der Wandrer auf der Matte neben seinem treuen Thier niederkniet und das Fatah spricht, das Antlitz gen Osten gerichtet.

Zum Brunnen Belgahschiferri senkt sich der Boden um 50 Fuß, so daß dieser 920 Fuß über dem Meer liegt. Die Hügel dabei steigen bis 1100 Fuß an. Von dort aus erhebt sich das Land zu einem Kamme, der 10 Meilen nördlich vom Tsad-See gelegen, allmälig nach demselben hinabfällt.

Wir stellen hier am Ende der Wüstenreise die Barometermessungen Dr. Vogel's in nebenstehendem Profil zusammen, das die ganze Strecke vom Spiegel des Mittelmeers bis zu den Mandarabergen unter 8° n. Br. begreift.

Der genannte Brunnen ist oft vom Flugsand verschüttet, und mühsam muß die ankommende Karawane erst den Grund aufwühlen, um ein spärliches Naß zu erhalten. Glücklich preist sie sich, wenn ein günstiges Geschick eine Horde wandernder Tibu mit ihr gleichzeitig hierher geführt hat und letztere ihr vielleicht einen Trunk Kameelmilch zum Labsal anbietet. Dem einzelnen Wandrer der kleinen Karawane dagegen droht durch ein solches Zusammentreffen die größte Gefahr. Allem Vermuthen nach war es hier bei dem Brunnen Belgahschi, wo der Begleiter Dr. Vogel's, der Korporal Macguire, den Tod fand. Mit seines Herrn Papieren und Sammlungen war er im Begriff, den Weg nach Europa anzutreten, als er wahrscheinlich hier beim Eintritt ins Wüstengebiet von Räubern überfallen und nach tapferer Gegenwehr meuchlings erschlagen ward.

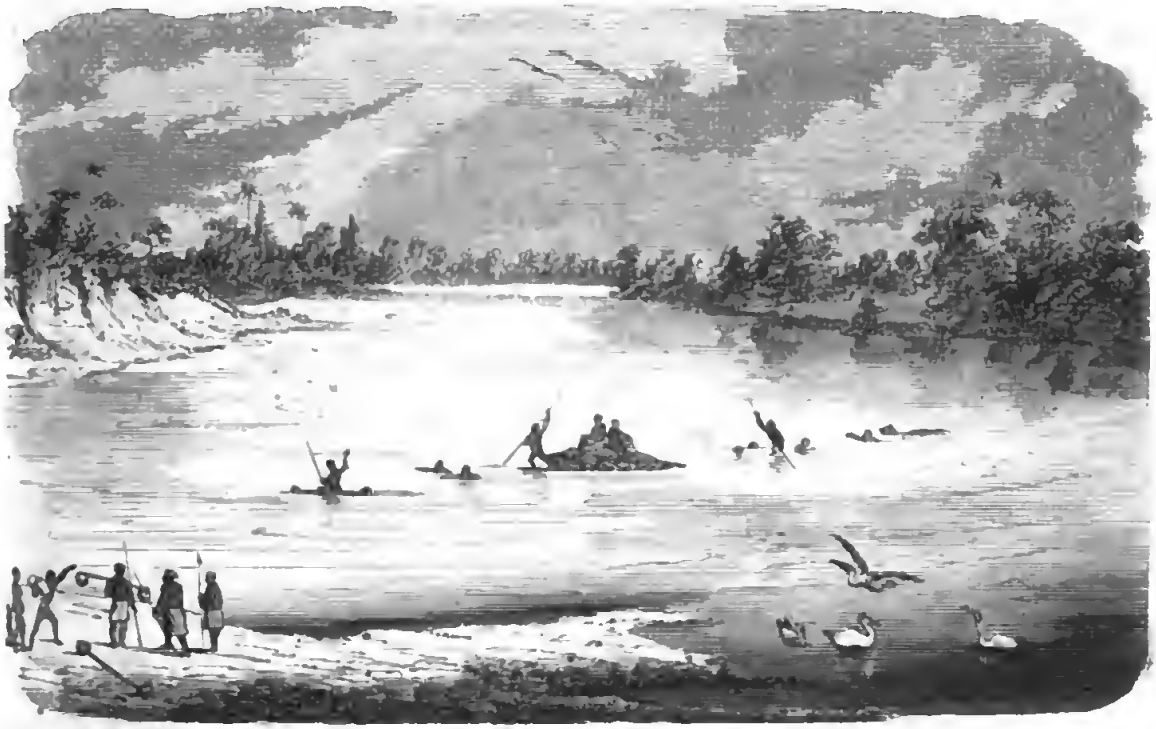
Die häufiger fallenden Regen und die in Folge derselben aufsprossenden Kräuter Had und Sfebod werden dem



Reiſenden willkommene Boten, daß er ſich dem Sudan nahe befindet. Zugleich tritt wenige Meilen ſüdlich von Belgahſchi das gefiederte Stachelgras des Innern Afrikas, die läſtige Klette (Pennisetum distichum) auf, deſſen wir bereits im Lande Asben gedachten.

Der Brunnen Unghurutin iſt bereits von ſchönem Baumwuchs umgeben und in ſeiner Nähe erquicken ſich die ausgehungerten Kameele an den reichlichen Mengen des Had und Retem (Pfriemenkraut), die hier gedeihen. Weidegründe beginnen und würden zahlreichen Herden Nahrung gewähren können, wenn der politiſche Zuſtand des Landes es erlaubte. Gerade dieſe Grenzgebiete von Bornu ſind das Ziel der häufigen Raubzüge, welche ſowol Tuariks als auch Kelowi unternehmen, und während ehedem, als kräftige Fürſten in Bornu herrſchten, durch das ganze Grenzgebiet zahlreiche Tibuniederlaſſungen vorhanden waren und die Kanembu-Hirten von Weide zu Weide zogen, führt jetzt der Strauß ſeine Jungen hierher zur Aeſung und die Giraffe pflückt die Blätter der ſproſſenden Mimoſen. Nur der Räuber und Jäger oder der bewaffnete Reiſende durchzieht in Eile die verwilderten Strecken.

Araber auf der Reiſe.



Am Komadugu Waube.

V.

Reiſe durch Kanem nach Kuka.

Ankunft im Sudan. — Die tropiſche Regenzeit. — Das Land Kanem. — Naturbeſchaffenheit Kanems. — Geſchichte dieſes Landes. — Das Königreich Bornu. — Der Komadugu Waube. — Fiſchreichthum. Der Zitterwels. — Die Stadt Jo. — Flußübergang. — Der Aſchur. — Die Dumpalme. — Reiterei des Sultans von Bornu.

In den erſten Tagen des Jahres 1854 langte endlich Dr. Vogel nach langer mühſeliger Wüſtenreiſe an der Grenze des Sudan an. Er hatte die Sandflächen von Tripoli im Hochſommer durchzogen und deshalb in denſelben die ſchlimmſte Hitze ausſtehen müſſen. Hier in Bornu kam er zwar im Winter an, fand aber Alles ſo von der Sonne verdorrt, daß das Land den Anblick einer troſtloſen Einöde gewährte. Er trat in eine Zone ein, in welcher vollſtändig andere Witterungsverhältniſſe herrſchen, die von denjenigen Nordafrikas ebenſo ſehr abweichen, wie die Beſchaffenheit des Bodens von derjenigen in der Wüſte verſchieden iſt.

Statt des loſen Flugſandes, der Kalk- und Sandſteinfelſen und der ſpiegelnden Granithochflächen betritt der Wandrer ſüdlich vom Brunnen Mul eine Tiefebene von nahe an 80—90 deutſchen Meilen Breite aus fruchtbarem Thon- und Humusboden, der nur ſtellenweiſe von Sandhügeln und noch ſeltener durch einen einzelnen Granitberg unterbrochen wird. Letzteres iſt erſt weit im Süden der Fall.

Diese Ebene hat nur wenige, höchstens 50—60 Fuß Erhebung über den mittlern Stand des Tsad und letzterer selbst ergab sich nach Dr. Vogel's Barometermessungen als 850 Fuß über dem Ocean gelegen.

Es kommen zwar schon in der großen Wüste mitunter Regengüsse vor, von deren Heftigkeit wir bereits Beispiele anführten, aber erst am Tsad beginnt die Zone der regelmäßigen Tropenregen, in welcher trockne und nasse Jahreszeit Jahr aus Jahr ein fast mit dem Datum wechseln.

An der Nordküste Afrikas fallen die meisten Regengüsse zur Zeit des Winters, bei einer Temperatur, die in einzelnen Fällen auf dem Gebirge sogar bis zum Gefrierpunkt sinkt, so daß sich die Landschaft wenigstens einige Stunden lang mit einer Schneedecke belegt. Im Sudan dagegen fällt die Regenzeit mit dem höchsten Stande der Sonne, mit dem Sommer zusammen. Die Eintheilung der Jahreszeiten in Winter und Sommer ist dort in dem uns geläufigen Sinne nicht mehr anwendbar. Die Gebiete in der Nähe der Wendekreise haben die Sonne einmal im Jahre im Zenith. Am Wendekreis des Krebses findet dies Ende Juni statt. Ueber den Ländern des Aequators steht die Sonne jährlich zweimal senkrecht über dem Haupte, das eine Mal im März, das andere Mal im September. Am Wendekreise ist deshalb eine Zeit des höchsten und eine Zeit des niedrigsten Sonnenstandes vorhanden, am Aequator dagegen scheiden sich zwei Perioden des höchsten von zwei Perioden des niederen Standes. Von letztern fällt der eine nördlich, der andere südlich. Je mehr nun die zwischen dem Gleicher und dem Wendekreis gelegenen Distrikte sich dem erstern oder dem letztern nähern, desto mehr treten die beiden höchsten Sonnenstände deutlicher aus einander oder verschmelzen mit einander, und in demselben Grade lassen sich entweder zwei Perioden des Regens unterscheiden, oder dieselben fließen zu einer einzigen zusammen.

In der Gegend, über welcher das Gestirn des Tages lothrecht steht, wirken seine Strahlen am stärksten und rufen einen kräftigen Luftstrom von unten nach oben hervor. Die Atmosphäre wird mit Feuchtigkeit übersättigt, es bilden sich mächtige Wolken und Regengüsse stürzen herab, von Blitz und Donner begleitet, für welche wir keinen Maßstab besitzen. Die meisten Gewitter entladen sich am Abend, aber selbst am Tage ist der Himmel dunstig, die Luft erstickend heiß und schwül und dabei so mit Wasserdampf überladen, daß die von dem Nachtregen durchnäßten Leinentücher während des ganzen Tages nicht trocknen, trotzdem daß die Hitze im Schatten bis gegen 42 Grad steigt, eine Temperatur, welche die Luft bei uns selbst beim klarsten Himmel während der Hundstage nicht erreicht. Dr. Vogel hatte während seiner Reise nach Mußgo Ende Mai 1854 drei Wochen lang keinen trocknen Faden auf dem Leibe.

Am Tsad steht die Sonne in der ersten Woche des Mai und dann, vom Norden zurückkehrend, während der letzten Woche des Juli den Bewohnern über dem Haupte. Die Regenzeit — der Sommer — beginnt in den Gegenden um jenen See vom Ende Mai (die Wirkungen des höchsten Sonnenstandes folgen einige Zeit nachher erst am deutlichsten) und schließt Mitte September. Um diese

Zeit herrſchen vorzüglich Süd- und Südoſtwinde und ſelbſt die Nächte bleiben nicht ſelten ſo erſtickend ſchwül, daß ſie 40° und am Morgen nur ausnahmsweiſe 30° zeigen. Letztere Temperatur gilt dann ſchon für kühl. Mitte Mai entladen ſich in Bornu gewöhnlich die erſten Gewitter, begleitet von heftigen Stürmen; da aber der Boden zu dieſer Zeit gänzlich ausgedörrt iſt, ſo wird das Regenwaſſer, das in Tropfen von 1 Zoll im Durchmeſſer fällt, anfänglich ſchnell aufgeſogen und verurſacht zunächſt keine Unannehmlichkeiten. Die heftigen Blitze dagegen richten nicht ſelten unter den Herden erheblichen Schaden an. Auch Menſchen werden häufig erſchlagen. Bei längerer Dauer der Regenzeit verwandelt ſich aber das überſättigte Land bei ſeiner flachen Beſchaffenheit weit und breit in einen See und unendlichen Sumpf. Der Wind, fortwährend feucht und drückend heiß, geht allmälig nach Oſt und Südoſt über, bis im September die Regengüſſe nachlaſſen. Während der übrigen Jahreszeit — während des ſogenannten Winters — iſt zwar die Hitze etwas weniger ſtark, die Trockenheit aber deſto troſtloſer. Der Wind weht dann vorherrſchend von Nordoſt, und der Himmel iſt faſt ununterbrochen klar. Am Tage ſteigt das Thermometer meiſtens nur bis gegen 30° C., mitunter werden die Nächte ſogar empfindlich kühl, und die Luft hat dann gegen Morgen nur 18—20° C., ja noch weniger.

Dr. Vogel traf es, wie geſagt, ſo ungünſtig, daß er gerade mitten in der dürrſten Jahreszeit, im Januar, am Tſad anlangte. Er fand deshalb das Land ausgedörrt, verſengt, nicht viel freundlicher als die Wüſte, welche er verlaſſen hatte. Die Karawane lagerte am nördlichen Ufer des Komadugu Waube, gegenüber dem Städtchen Jo (Yeu). Hier ſtand er an der eigentlichen Grenze des Reiches von Bornu, und dem Gebrauche gemäß mußte von hier aus dem Herrſcher des Landes die Meldung der Ankunft gemacht und von dem Statthalter des Ortes Jo die Erlaubniß geholt werden, die Grenze überſchreiten zu dürfen. Nur 3—4 Meilen öſtlich von dieſen Stellen ergießt ſich der Komadugu in den Tſad, die Straße nach Kuka führt alſo an der Weſtſeite des Sees entlang, nachdem ſie nördlich vom Komadugu das Land Kanem theilweiſe durchſchnitten hat. Kanem breitet ſich am Norduſer des Sees aus und ſtößt im Nordoſten an Borgu, im Oſten an Wadaï. Kurz vor Jo begegnete Dr. Vogel einer nach Feſſan ziehenden Karawane und benutzte dieſe günſtige Gelegenheit, um, auf dem Pferde ſitzend, mit Bleiſtift einige Zeilen an den engliſchen Konſul G. B. Gagliuffi in Murſuk zu ſchreiben und ihm ſeine glückliche Ankunft an der Grenze von Bornu zu melden:

„Nahe bei Yeu (Jo), zwei Tagereiſen von Kuka, den 3. Januar 1854.

Geehrter Herr!

Wenn dieſe Zeilen Sie erreichen, geben Sie gefälligſt dem Ueberbringer einen Dollar als Belohnung. Ich befinde mich ganz wohl und ebenſo meine Begleiter. Ich habe blos zwei Kameele auf dem letzten Marſche verloren. Haben Sie die Güte, dem Colonel Herman zu ſchreiben, daß der Tſad-See nur 800 engl. Fuß hoch über dem Meeres-Niveau liegt; die Wüſte iſt viel höher, überall wenigſtens 1200 Fuß. Erſt bei Belgahſchiferri (Beere Kaſchifery bei Denham) fällt ſie auf 900 Fuß.

Ich empfehle mich Ihnen angelegentlichst, sowie meinen Freunden in Tripoli, England und Deutschland. Sie werden bereits von der Revolution in Kuka und dem Tode des Hadschi Beschir, sowie des Scherifs von Sinder gehört haben. Ich bin versichert worden, daß der neue Scheikh von Bornu mich freundschaftlich empfangen wird."

Wir werden später Näheres über die politischen Wirren berichten, welche Bornu damals zerrütteten, und werfen, während die Karawane an der Grenze des Landes anhält, einen Blick auf das genannte Land Kanem, da dies zum Verständniß der Geschichte Bornus nothwendig ist.

Kanem, das Land nördlich vom Tsad.

Der westliche Theil Kanems besteht theils aus dem tiefgelegenen fetten Marsch- und Thonboden, der die Umgebung des Tsad bezeichnet, theils aus mäßigen Sanddünen, die sich nördlich nach der Wüste zu fortsetzen. In der trocknen Jahreszeit dörrt der flache Humusboden bis zur Steinhärte aus und zerspaltet sich stellenweise in tiefe Risse; beim Steigen des Tsad und beim Eintritt der Regenzeit dagegen werden weite Strecken mehr oder weniger überschwemmt und unwegsam. Dieselben verwandeln sich dann entweder in Sümpfe, günstige Tummelplätze für Flußpferde, oder in grasreiche, üppige Wiesen, auf denen Büffel, Elephanten und Antilopen-Arten weiden. (Siehe das Bild S. 161.) Diese weiten Flächen würden sich vortrefflich zum Reisbau eignen, wenn der politische Zustand des Landes überhaupt einen friedlichen Ackerbau gedeihen ließe. Das Ufer des Sees ist sehr veränderlich; nicht nur, daß der Stand des Wasserspiegels je nach der Jahreszeit außerordentlich abweicht und in den trocknen Monaten meilenweite Strecken bloßlegt, über denen sonst die Fluten spielen, — an vielen Stellen bilden sich auch neue Schlammbänke und durch Zunahme derselben flache Inseln, während andere Stellen sich wieder zusammensetzen und ihre Bewohner durch die zudringenden Gewässer zur schleunigen Flucht und zur Verlegung ihrer Wohnstätte gezwungen werden. So war Dr. Barth 1851 bei Ngegimi über ausgedehnte Flächen des schönsten Wiesenlandes gezogen, welche zwei Jahre nachher sammt der letzgenannten Stadt unter dem Wasserspiegel lagen. Der neue Ort desselben Namens, den Dr. Vogel berührte, war weiter westlich auf den höher gelegenen Hügeln gebaut worden.

Auf den etwas erhabenen sandigen Strecken erhält das Gebiet mehr ein heideähnliches Aussehn und bedeckt sich mit kurzen Gräsern und Gestrüpp, über welches sich hie und da einzelne Mimosenbäume schattenspendend erheben. Doch auch hier wird die Einförmigkeit oft durch Thalsenkungen unterbrochen. Diese Kessel besitzen gewöhnlich auf ihrem Grunde hinreichende Feuchtigkeit, so daß sie sich vortrefflich zum Anbau von Weizen und Sorghum eignen. In alter Zeit waren sie meistens auch zu diesem Zwecke benutzt und an ihrem Rande lag gewöhnlich ein Dorf oder eine Stadt; jetzt liegen sie dagegen fast durchgängig brach und unbenutzt und von den Wohnungen der Menschen sind nur spärliche Ueberreste bemerklich. Tiefer gelegene Einsenkungen enthalten Wasserbecken, kleinere oder größere Seen,

die zur Zeit des Hochwaſſers mit dem Tſad in Verbindung treten und zur trocknen Jahreszeit auf ein Minimum zuſammenſchrumpfen. Je nach dem Stande des Waſſers verändert ſich auch die Beſchaffenheit des letztern. Der Boden enthält nämlich in mehreren jener Einſenkungen etwas Natron, das durch den Regen aufgelöſt und dem Tümpel zugeführt wird. Nimmt das Waſſer nun ſeinen niedrigſten Stand ein, ſo iſt der Gehalt an Salz dem Geſchmacke deutlich bemerkbar, beim Hochwaſſer verſchwindet derſelbe aber ſo vollſtändig, daß das Waſſer durchaus ſüß und angenehm erſcheint. Das Salz iſt überhaupt in der Umgebung des Tſad-Sees eine ſo ſeltene Sache, daß es zum großen Theile aus Aſche dargeſtellt wird. Es iſt dies Salzſieden vorzugsweiſe ein Erwerbszweig der Budduma, der Bewohner der Tſad-Inſeln, und ſie verwenden dazu die Wurzeln des Salzkaperſtrauches (Capparis sodata), der das flache Seeufer auf weite Strecken bedeckt. In den erwähnten Thalſenkungen hat ſich, ſeit ſie von den menſchlichen Bewohnern verlaſſen worden ſind, die völlige Wildniß wiederhergeſtellt. Mimoſen und Akazien verſchiedener Art, aber ſämmtlich mit Dornen bewehrt, verflechten ſich zu Dickichten, über welche ſich Schlinggewächſe in üppiger Menge hinziehen und die Undruchdringlichkeit vermehren. Kornubäume und Hadjilidj (Balanites aegyptiaca) ſchauen über die niedern Gebüſche hervor und das Dumpalmengeſtrüpp hat mit weithinkriechenden zähen Wurzeln Beſitz von den Flächen genommen, die ehedem Weizenfelder bildeten. Gleichzeitig ſind auch die urſprünglichen Herren der Wildniß beim Weggange des Menſchen wieder in ihre Rechte getreten. Skorpione lauern in unangenehmer Menge unter dem Geſtrüpp und Wurzelwerk und machen Jagd auf die ſchwächere Inſektenwelt; Stechmücken umlagern wolkenähnlich die Tſad-Ufer; Schildkröten ſchieben ſich langſam nach den Kräuterflecken der feuchten Stellen; Schlangen ſind keineswegs ſelten. Eine goldgrünſchillernde Art kommt vor, die 18—20 Fuß Länge erreicht und ſich an den Baumäſten aufhängt, um vorbeipaſſirende Thiere zu umſtricken.

So angenehm alſo jene Dickichte in den Thalſenkungen für den Reiſenden ſein müſſen, da ſie ihm Schatten und Waſſer gewähren, dem Pflanzenſammler auch noch vielerlei Ausbeute an unbekannten Arten verſprechen mögen, ſo gefährlich iſt andererſeits auch der Aufenthalt in ihnen. Am wenigſten eignen ſie ſich zu Lagerplätzen während der Nacht, denn Löwen und Leoparden lagern in den Dornendickichten in Gemeinſchaft mit Hyänen und beleben bei einbrechender Dunkelheit die Wildniß durch improviſirte Konzerte.

Der öſtliche Theil des Landes Kanem übertrifft den weſtlichen bei weitem an Abwechſelung. Hügel und Thalſenkungen folgen ſich hier viel dichter und die erſtern erreichen bei der anſehnlichen Höhe von 400 — 700 Fuß ſtellenweiſe auch ſchroffere und maleriſche Formen. Einzelne jener Thäler beſitzen anſehnliche Ausdehnung und werden zur Regenzeit von einem Bache durchrieſelt. Der Ackerbau iſt hier in ausgebreiteterer Weiſe vorhanden und an dem Rinnſal des Gewäſſers entlang bezeichnen ſchöne Dattelpalmenpflanzungen die Betriebſamkeit der Bewohner.

Noch räthſelhafterer Natur iſt das längſte und öſtlichſte jener Thäler, die nach dem Tſad-See zu an deſſen Nordſeite münden, das ſogenannte Bahr el Ghaſal

oder Burrum, ein sandiges, breites Wadi, mit reichem Baumwuchs geschmückt, das sich tief nach Borgu hinein erstreckt. Man erzählt von demselben, daß es sich vom Tsad-See nach dem Norden zu senke und deshalb ehedem vom See aus zur Flutzeit unter Wasser gesetzt worden sei. Erst in spätern Zeiten habe sich die Verbindungsstelle zwischen See und Thal durch Sanddünen so weit erhöht, daß dem Wasser der Eintritt verwehrt werde. In diesem Thale gewinnt man Salz und schafft dasselbe nach Wadaï, von wo aus es westlich nach Baghirmi und dem östlichen Theile von Bornu weiter gebracht wird. Noch kein europäischer Reisender war so glücklich, bis zu dieser interessanten Stelle vordringen zu können, auch Dr. Vogel gelang es nicht, so lebhaft er auch den Wunsch danach hegte und sich darüber in einem Briefe an Dr. Petermann aussprach.

Die Bewohner des Landes Kanem sind gegenwärtig vorzugsweise auf Viehzucht angewiesen, da der Ackerbau ihnen trotz der günstigen Beschaffenheit des Bodens bei der herrschenden Zerrüttung nicht Sicherheit des Ertrags genug gewährt. Sie sind theils eingeborne Kanembu oder stammverwandte eingewanderte Tibu. Zwischen ihnen haben sich aber auch eine Anzahl Budduma, Bewohner der See-Inseln, und Schua-Araber angesiedelt und der unruhige Araberstamm der Uëlad-Sliman spielte eine Zeit lang hier eine bedeutende, obschon wenig segensreiche Rolle.

In frühen Zeiten war Kanem ein Reich von größter Bedeutung. Im 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung gelang es einem Manne Namens Ssaef, der zu dem libyschen Stamme der Berdoa gehörte, sich in Kanem ein solches Ansehn zu verschaffen, daß er die daselbst wohnenden verschiedenen Kanembu-, Tibu- und Berberstämme unter seiner Herrschaft vereinigte. Seine Frau stammte aus Mekka. Bereits im Jahre 1086 ward durch den König Hume, einen Sprößling des Geschlechts des Ssaef, die muhamedanische Religion hier eingeführt und der letztgenannte Fürst selbst starb auf einer Wallfahrt nach der heiligen Stadt Mekka. Die Residenzstadt der Kanembufürsten war Ndjinice, jetzt ein unansehnliches zerfallenes Dörfchen in Ostkanem. Von hier aus unterhielt man einen lebhaften Verkehr mit der Küste über Fessan, und König Dunama (der 1098—1150 regierte) bezog von Tripoli ansehnliche Mengen von Pferden und verwendete dieselben, um eine möglichst starke Reiterei zu gründen. Er selbst machte drei Reisen nach Arabien und erregte die Eifersucht und das Mißtrauen der Aegypter in dem Grade durch seine Unternehmungen, daß sie ihn bei seiner Durchreise ermordeten. Glücklicher als er dehnte Sselma (1194—1210) seine Macht aus. Er war der erste schwarze König; seine Vorgänger hatten hellfarbig ausgesehen wie die Araber. Besonders gelang es ihm durch das Freundschaftsverhältniß, in welchem er zu dem Fürsten von Tunis Beni Hafiß stand, seinen Einfluß über die Wüstengebiete auszudehnen und zu befestigen, so daß es einem seiner nächsten Nachfolger, Dunama oder Ahmed genannt (1221—1259), bereits gelang, das Königreich Kanem bis über ganz Fessan und Wadaï auszudehnen. Seine Hauptstärke bestand in einer höchst zahlreichen gutgeübten Reiterei, und es wird erzählt, daß er 41,000 Mann zu Roß in seinem Heere gezählt habe, eine Zahl, die trotz ihrer außer-

Elephanten und Flußpferde am Tsad-See.

ordentlichen Höhe doch nicht übertrieben erscheint, wenn man die gegenwärtigen Zustände in Bornu damit vergleicht. Unter den Heldenthaten Ahmed's wird besonders der siebenjährige Krieg hervorgehoben, welchen er gegen die Tibu führte und der mit der Unterwerfung der letztern endigte. Südlich reichte das Gebiet dieses gewaltigen Herrschers bis weit jenseits des Tsad, östlich bildete der Nil, westlich der Kowara (Niger) die Grenze. Von demselben Herrscher wird aber auch berichtet, daß er gleichzeitig die erste Veranlassung zum Zerfall des Reiches und zum Untergange der Dynastie gegeben habe, indem er den „Talisman von Bornu", ein versiegeltes Päcktchen, geöffnet habe und der befreite Dämon von da an unausgesetzt umhergezogen sei, um allenthalben Empörung, Unzufriedenheit und Ungehorsam zu erregen. Es scheint diese Sage mit der Einführung der muhamedanischen Religion als Volksreligion in Verbindung zu stehen. Bis dahin war dieser Glaube mehr Hofreligion gewesen. Nach Ahmed's Tode begannen für das Reich Kanem unglückliche Zeiten, von denen es sich nie völlig wieder erholte. Zunächst wurden die Kanembu lebhaft angegriffen durch den Volksstamm der Sso oder Sseu, welcher im jetzigen Bornu zwischen dem Komadugu Waube und dem Schari wohnte. Der Kanembukönig Sselma, der im Anfange des 14. Jahrhunderts lebte, ward, so erzählt die Sage, durch eine unglückliche Mutter, welche er schwer beleidigt hatte, verflucht, und in Folge dieser Verwünschung fiel nicht nur er selbst durch die Waffen der eindringenden Sso, sondern es blieben auch auf dieselbe Weise seine vier Söhne, die ihm in kurzen Zeiträumen folgten.

Kaum hatte man etwas Ruhe vor diesen Drängern im Südwesten erlangt, als von Osten her ein neuer Feind aufstand. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts war nämlich ein Prinz des Kanembuhauses nach der Landschaft Fittri geflohen und hatte sich dort in dem Thale el Batha, dem spätern Wadaï, eine Herrschaft über den Stamm der Kuka gegründet. Seine Nachkommen, die Bulala, griffen den Kanembukönig Daud 1380 und dessen Nachfolger so hartnäckig und mit so gutem Erfolg an, daß sich Abu Bakr Linyatu, der 1394—1398 regierte, genöthigt sah, seine Residenz von Ndjimie weg nach Kagha zu verlegen. Es ist dies ein wildes Gebiet von gegen 10—12 Meilen in Bornu, zwischen Udje und Gudscheba gelegen, das jederzeit von solchen, die eine Niederlage erlitten hatten, benutzt worden ist, um wieder neue Kräfte zu sammeln. Vom Jahre 1400 an folgt nun eine Periode ununterbrochener Bürgerkriege und manchfachen Elends. Mehrere Könige wurden ermordet, andere irrten flüchtig umher; nie kehrte für Kanem der ehemalige Wohlstand zurück. Zwar unterwarfen sich spätere Könige von Bornu, derselben Dynastie der Ssaefi angehörig, Kanem wieder und machten es, 120 Jahre nach dem Verlust, zur tributpflichtigen Provinz, niemals schlugen sie aber ihre Residenz daselbst wieder auf. Sie brachen zwar durch mehrjährige Kriege die Macht der Bulala, waren aber später selbst zu schwach und energielos, das Gebiet gegen die von mehreren Seiten drängenden Feinde genügend schützen zu können. Von Osten her dehnten die Herrscher Wadaïs ihre Macht mehr und mehr aus und das unglückliche Land ward zum ewigen Zankapfel zwischen diesem jugendlichen, kräftigen Reiche und Bornu, der sinkenden, altersschwachen Macht. Von den Inseln

im See unternahmen die Budduma in ihren leichten Booten Streifzüge und Ueberfälle und führten Vieh und Menſchen als Gefangene fort, von Nordweſten her endlich drangen die Tuariks unausgeſetzt vor und plünderten bis tief ins Innere des Landes, die Ortſchaften verbrennend und Vieh und Menſchen mit fortſchleppend. Zum Ueberfluß hatte ſich vor wenigen Jahren hier noch der mehrfach von uns erwähnte Araberſtamm der Uëlad Sliman feſtgeſetzt und unternahm ſeine Raubzüge gegen die Tuariks von Aïr. Den Erzählungen der Eingebornen zufolge ſollen die Uëlad Sliman den Tuariks binnen zwei oder drei Jahren 30,000, ja nach den Ausſagen Anderer ſogar 50,000 Kameele abgenommen haben. Der ganze Unterhalt der Tuariks von Asben beruht aber, wie wir bei Beſchreibung jenes Landes erwähnt haben, auf ihren Kameelen, die ſie des Salztransports wegen bedürfen. Für das von Bilma entnommene und nach dem Sudan geführte Salz verſchaffen ſich dieſe Berberſtämme dann das zum Leben nöthige Getreide, ſowie die übrigen Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfniſſe. Dadurch, daß die Araber den Tuariks die Kameele in jenem großartigen Maßſtabe wegnahmen, zwangen ſie dieſelben, entweder auszuwandern und ein Land aufzuſuchen, das ihnen durch fruchtbaren Boden hinreichend Lebensunterhalt gewährte, oder mit gewaffneter Hand ihre Herden den Räubern wieder zu entreißen. Die Tuariks wählten das Letztere. Obſchon zwiſchen ihren einzelnen Stämmen für gewöhnlich mancherlei Streit, Eiferſucht und Fehde herrſcht, vereinigte ſie diesmal doch der gemeinſame Feind und ſie brachten im Jahre 1850 ein Heer von mindeſtens 7000 Mann zuſammen, von denen eine Anzahl zu Pferd, die andern zu Kameel beritten waren. Die Araber hatten unter der Anführung des kühnen und entſchloſſenen Häuptlings Muhamed etwa 900 — 1000 Mann unter den Waffen, mit denſelben aber eine große Anzahl Hülfsvölker aus andern Stämmen vereinigt. Anfänglich bezogen ſie bei der Nachricht, daß die Kelowi rüſteten, ein ſo gut befeſtigtes Lager bei Keskana am Ufer des Tſad, daß die Kelowi ſelbſt erklärten, ſie würden nicht im Stande geweſen ſein, den Uëlad Sliman etwas anzuhaben, wenn ſie in ihrer Verſchanzung geblieben wären. Da ſich die Ankunft der Tuariks aber verzögerte, verloren die unruhigen Araber den Glauben an das Gerücht, ihre Hülfsgenoſſen entfernten ſich mit ihrem Beuteantheil nach ihren Wohnſitzen und der Reſt des Stammes lagerte im Wadi Alali in Kanem. Ehe ſie es hier ahnten, wurden ſie von einer großen Schaar Tuariks umringt und von allen Seiten angegriffen. Die Araber waren faſt nur mit Flinten bewaffnet, die ihnen im Reitergefecht beim ſchnellen Anſprengen, Abfeuern und Zurückziehen zwar vortheilhaft, beim Handgemenge aber nicht viel nütze waren. Die Kelowi dagegen hatten außer einer geringen Anzahl Flinten vorzugsweiſe Speer, Schwert und Dolch für den Einzelkampf. Beim erſten Angriff fielen zwar einige Tuariks, dann aber wurden die Araber überwältigt und mehr als die Hälfte von ihnen blieb todt auf dem Schlachtfelde. Muhamed ſelbſt ſchlug ſich, ſchwer verwundet, mit dem Reſt durch, ſoll aber kurz darauf durch ein Tibu-Weib, das ihn erkannte, getödtet worden ſein. Die kühnſten und herzhafteſten Kämpfer der Araber waren gefallen und der aus jüngern und weniger tapfern Leuten beſtehende Reſt gerieth durch dieſen Unglücksfall in ein Abhängig-

keitsverhältniß zu Bornu. Der Wesir von Bornu wollte sich der streitlustigen Freibeuter als einer Vorhut gegen die Tuariks und gegen Wadaï bedienen, gab ihnen einen Sold und veranlaßte sie zu Einfällen in die Ostprovinzen Kanems, die unter Wadaïs Oberherrschaft standen. Der Stamm war aber durch innern Unfrieden gespalten, so daß es dem Häuptling Rhat mit den wenigen ihm treu gebliebenen Mann nicht gelingen konnte, etwas Erhebliches auszurichten. Als er auf jenem Streifzuge, bei welchem sich Dr. Barth und Overweg ihnen angeschlossen, einige Weiler verbrannt und einige Viehherden weggenommen hatte, wurde er von den Eingebornen, die sich gesammelt und Verstärkung durch Reiter aus Wadaï erwarteten, gezwungen, sich möglichst schnell zurückzuziehen. In den Gegenden Kanems, die Bornu tributpflichtig und zu deren Schutz die Araber bestellt waren, hausten sie übrigens nicht viel besser als in Feindes Land, plünderten Reisende aus, nahmen Vieh weg und erlaubten sich alle möglichen Gewaltthätigkeiten, so daß die meisten Ortschaften sich selbst helfen mußten. Die einen zahlten deshalb den Tuariks eine jährliche Abgabe, obschon sie von Amtleuten aus Bornu regiert wurden, die andern verständigten sich mit den Budduma, noch andere suchten sich mit gewaffneter Hand zu schützen. Kurz nach jenen verunglückten Unternehmungen nahm auch die Uneinigkeit der Araber in dem Grade zu, daß der ganze Stamm seiner Auflösung entgegen ging. Die Achtbarsten unter ihnen verzichteten auf das wilde Räuberleben und legten sich auf den Handel, Andere strebten danach, wieder in ihre ehemaligen Wohnsitze an der großen Syrte zurückzukehren.

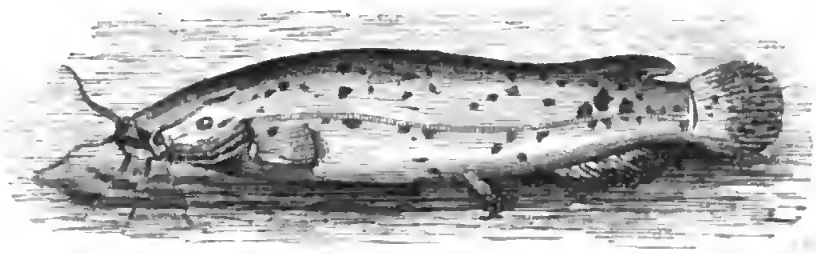
So liegt das fruchtbare Land Kanem noch immer im trostlosesten Zustande der Unsicherheit und des Verfalles. Der Einwohner wagt es nicht den Acker zu bauen oder einen Fruchtbaum zu pflanzen, obschon die Datteln, wie erwähnt, hier gut gedeihen. Er kann nicht darauf rechnen, daß er das Getreide einernte, das er säet, und die Früchte pflücke, die er pflegt. Er muß sich begnügen mit Dem, was ihm die Herde liefert, und stets auf seiner Hut sein, dieselbe vor räuberischen Ueberfällen in den Schutz der Ringmauern zu retten. Unter günstigen politischen Verhältnissen würden sich die Kanembu bald zu einem erfreulichen Wohlstande hinaufarbeiten. Sie sind ein wohlgebauter, gutproportionirter Menschenschlag und ihre Frauen zeichnen sich vor den breit und plump gestalteten Weibern von Bornu sehr vortheilhaft aus. Ueber ihre Kleidung und Bewaffnungsweise haben wir bereits früher (s. S. 16 u. 23) Näheres mitgetheilt und verweisen auf die dort befindliche Abbildung.

Durch die Unsicherheit des Gebietes sind auch nicht wenige Stämme zum Auswandern nach andern, ruhigern Gegenden bewogen worden. So hat sich eine Abtheilung an dem Südufer des Tsad als Viehzüchter niedergelassen, der wir später, sobald wir unserm Reisenden auf seinen Ausflügen nach Ngornu und Maduari folgen, wieder begegnen werden.

beginnt eigentlich erſt ſüdlich vom Komadugu Waube, obſchon, wie geſagt, die weſtlichen Theile Kanems am Norduſer jenes Fluſſes dem Namen nach dazu gerechnet werden. Man war eine geraume Zeit hindurch in Europa zu der Meinung gekommen, der Komadugu bilde den Abzugskanal des Tſad-Sees, durch welchen letzterer mit dem Niger in Verbindung ſtehe, trotzdem daß Denham und ſeine Begleiter deutlich das Gegentheil in Bezug auf die Strömung des Fluſſes mitgetheilt hatten. Zur Regenzeit iſt der Komadugu ein ſehr anſehnlicher Fluß, der bei einer Breite von gegen 50 Ellen 6—7, ſtellenweiſe ſogar 10—11 Fuß Tiefe beſitzt. Seinen höchſten Waſſerſtand hat er Ende September. Von jener Zeit an beginnt er abzunehmen und nach wenigen Monaten iſt von dem mächtigen Strome nichts weiter übrig als eine Anzahl unzuſammenhängender Waſſertümpel, die in trocknen Jahren gänzlich verſchwinden. Zur Zeit des Hochwaſſers und Regens entwickelt ſich an ſeinen Ufern eine rege Thätigkeit. Der fruchtbare Boden wird in kleine viereckige Beete getheilt und dieſe werden mit Weizen beſtellt. Durch Schöpfrinnen bewäſſert man dieſe Fruchtfelder und erzielt dadurch eine reiche Ernte. Die Gewäſſer des Stromes ſind reich an verſchiedenen Arten von Fiſchen, deren Fang zahlreiche Leute, die Bewohner mancher Ortſchaften ausſchließlich beſchäftigt. Die Art des Fiſchfanges iſt ſehr einfach. Der Fiſcher, der gewöhnlich nur mit einem leichten Schurz bekleidet iſt, bindet zwei große hohle Kürbiſſe an den Enden einer Stange feſt und ſetzt ſich reitend auf letztere. So rudert er mit Händen und Füßen, den halben Leib im Waſſer und ſein Netz ausbreitend, durch den Fluß. Oben am Netze hat er Rohrſtücken als Schwimmer befeſtigt, unten zieht er daſſelbe durch Lederſäckchen, die mit Sand gefüllt ſind, in die Tiefe. Sobald ſich ein Fiſch in den Maſchen des Netzes gefangen, zieht er denſelben heraus, tödtet ihn durch einige Schläge auf den Kopf, die er ihm mittelſt einer kleinen Keule verſetzt, wirft ihn in einen der Kürbiſſe und wiederholt dies ſo oft, bis ihn die volle Ladung nöthigt, nach dem Ufer zu ſteuern, um ſeine Beute zu bergen. Bei geringerem Waſſerſtande, ſowie in den ſeichten, fiſchreichen Hinterwaſſern des Tſad treiben die Frauen das Fiſchfangen auf noch einfachere Weiſe. Sie vereinigen ſich zu vielen und veranſtalten eine Art Keſſeltreiben, indem ſie im Ornat Eva's in langer Reihe in das Waſſer waten und durch Plätſchern und Schlagen die Fiſche des umſchloſſenen Beckens ſo nach dem Strande in die Enge treiben, daß ſie dieſelben mit den Händen greifen und ans Ufer werfen können. Fiſcherdörfer aus leichten Strohhütten entſtehen an den Ufern des Stromes, aufgehängte Netze und Stangen mit trocknenden Fiſchen dekoriren die Umgebung derſelben. Beſonders ſchmackhaft iſt unter dieſen Fiſchen eine Art Barbe, am intereſſanteſten aber eine Sorte elektriſche Fiſche von 10 Zoll Länge, die auf dem Rücken aſchgrau, auf dem Bauche weiß ſind und deren Schwanz und hintere Floſſe roth gefärbt erſcheinen.

Allem Vermuthen nach iſt der elektriſche Fiſch des Komadugu dieſelbe Art

Zitterwels (Malacopterurus electricus), der den Nil und die Flüsse des Meerbusens von Guinea bewohnt und in allen Flüssen Nordafrikas einheimisch zu sein scheint. Es sind außer ihm nur noch zwei Fischarten bekannt, welche die Fähigkeit besitzen, einem lebendigen Gewitter ähnlich Blitzschläge zu entsenden: der Zitterrochen und der Zitteraal; letzterer besonders durch Humboldt's Untersuchungen in Südamerika berühmt geworden. Der Schlag, welchen der Zitterwels ertheilt, ist zwar nicht so kräftig als derjenige des Zitteraals, aber doch stark genug, um den Arm eines Mannes auf mehrere Minuten zu lähmen. Die Erzeugung elektrischer Strömungen, welche den genannten drei Fischen als Waffe verliehen ist, steht keineswegs in der Natur so vereinzelt und fremdartig da, als man für den ersten Augenblick geneigt sein dürfte zu glauben. Jede Muskelbewegung, jede Nerventhätigkeit innerhalb des thierischen und menschlichen Körpers ist mit Erzeugung von elektrischen Strömungen innigst verknüpft. Es ist also in diesen elektrischen Fischen eine allgemein vorhandene Thätigkeit nur in besonderem Grade und eigenthümlicher Form benutzt und ausgebildet, gerade so wie bei andern Thiergeschlechtern andere Theile des Körpers, Hufe, Hörner, Zähne, Stacheln, Schwanz u. s. w. mitunter in eigenthümlicher Weise zu Waffen umgeändert worden sind. Das elektrische Organ des Zitterwels erstreckt sich zwischen der Körperhaut und den Muskeln als verhältnißmäßig dünnes Gewebe, das wegen seines Ansehns mit einer Fettschicht leicht verwechselt werden kann. Es ist als eine unmittelbare Fortsetzung des Nervensystems zu betrachten. In ihm liegen eine ungeheure Anzahl winziger Plättchen hinter und neben einander geschichtet, deren Substanz in nichts von den Ganglienzellen in Hirn und Rückenmark verschieden ist. Diese Plättchen hängen mit den elektrischen Nerven zusammen. Die Richtung des Schlages geht bei dem Zitterwels vom Kopf zum Schwanze innerhalb des Organes. Der Fisch verzehrt Würmer und Krebsthiere, vermag aber auch Fische durch seine Schläge zu tödten und die Bartfasern an seinem Maule mögen wol zum Anlocken der letztern dienen.



Der Zitterwels.

Das Städtchen Jo, welches die Reisenden als ersten Ort in Bornu begrüßten, bietet nicht viel Annehmlichkeiten dar, ja dem Europäer wird der Aufenthalt innerhalb der Mauern desselben geradezu unerträglich. Um jede Hütte schmoren Hunderte von Fischen in der Sonne und verbreiten einen pestilenzialischen Duft, der freilich den Schwarzen im höchsten Grade appetitlich vorkommt, denn jene stinkenden getrockneten Fische bilden die Lieblingsspeise der Tibu, Kanembu und der Bewohner von Bornu, und in welchen Mengen sie von den Tibu-Karawanen nach Kauar transportirt werden, haben wir bereits Gelegenheit gehabt zu erwähnen. Ganze Züge Kaufleute wandern zur geeigneten Jahreszeit nur mit

Fiſchen bepackt von Ort zu Ort, und das Wort, womit die Bewohner Bornus den Fiſch bezeichnen, bedeutet ſoviel als „die Speiſe" überhaupt.

Das Ueberſetzen über den Strom, ſobald er nämlich Waſſer enthält, geſchieht auch vermittelſt der Schwimmkürbiſſe (ſiehe Abbildung S. 155). Drei, vier oder mehr Paar derſelben bindet man zu einer Flöße zuſammen, legt das Gepäck auf dieſelbe und ſetzt ſich ſelbſt darauf. Einige Neger, auf gleichen Kürbisſtangen reitend oder im Schwimmen geübt, ſpannen ſich mit einem Seile vor, andere ſchieben und transportiren Fracht und Mannſchaft hinüber. Am meiſten Schwierigkeiten verurſachen gewöhnlich die Kameele bei einem ſolchen Flußübergange, und es koſtet meiſtens viel Mühe, ehe man die Thiere dahin bringt, ſich in das ungewohnte Element zu wagen. Die frühern kriegeriſchen Könige von Bornu, welche ihr Reich bis Feſſan ausgedehnt hatten, denen daran liegen mußte, ſich die Straße nach der Küſte offen zu halten, und die deshalb bereit waren, zu jeder Jahreszeit möglichſt ſchnell mit Heeresmacht nach Norden aufzubrechen, hielten auf dem Komadugu eine Anzahl Boote zum Ueberſetzen in Bereitſchaft, von denen jetzt aber keine Spur mehr vorhanden iſt. Die frühere Expedition unter Oudney ſetzte in ſolchen Booten über, die freilich von ſehr plumper Bauart waren. Sie beſtanden nur aus grob zugehauenen Planken, die man mit Stricken zuſammengebunden hatte. Damit das Waſſer nicht durch die Bohrlöcher dringen ſollte, waren dieſelben nothdürftig mit etwas Stroh zugeſtopft. Die Boote faßten je 20—30 Mann und hatten Hintertheile, die den alten griechiſchen ähnelten. Während eines großen Theiles vom Jahre paſſiren die Karawanen, wie geſagt, trockenen Fußes das Flußbett und ſchlagen wol gar gelegentlich ihr Lager in demſelben auf, da die Umgebung von Jo ihnen nicht viel Angenehmes bietet. Es ſtehen zwar eine hübſche Anzahl Tamarindenbäume in der Nähe des Städtchens und neben ihnen bilden Dumpalmen lichte Haine; das Verweilen unter dieſen Bäumen wird aber dem ſchattenſuchenden Reiſenden durchaus durch die Unzahl von Pelikanen und andern Waſſervögeln verleidet, welche auf denſelben niſten und mit ihrem Unrath und den Ueberbleibſeln ihres Fraßes Alles ringsum verunreinigen und verpeſten.

Der Sultan von Bornu ſchickte Dr. Vogel bis an die Grenze des Reiches (12 Meilen etwa) 150 Reiter zur Bewillkommnung entgegen und drei Stunden vor Kuka empfing den Ankommenden, den man als Geſandten der Königin von England betrachtete, der jüngere Bruder des Sultans mit einer Armee von 3000 Mann Kavallerie.

Von Jo bis Kuka iſt die Gegend vorherrſchend flach und hier und da von einzelnen fruchtbaren Senkungen und mäßig hohen freundlichen Hügelzügen unterbrochen. Heideboden, mit gelbblühendem Retem (Spartium juncaceum), unſerm Beſenpfriemen ähnlich, beſtanden, wechſelt mit Dumgeſtrüpp und ſtachligen verkrüppelten Mimoſen und Akazien. Zur naſſen Jahreszeit verwandeln ſich die erwähnten Senkungen in Waſſerlachen und werden zur Kultur von Getreide und Baumwolle benutzt, in der dürren Zeit aber, in welcher Dr. Vogel dieſe Gegend durchzog, war faſt nur der häßliche Aſchur (Asclepias gigantea) als läſtiges Unkraut vorhanden (ſiehe eine ſolche Pflanze auf Abbildung Seite 17 links im

Vordergrunde). Diese häufige Pflanze hat kaum einen andern Nutzen, als daß man ihre hohen dürren Stengel zu Dachsparren oder zu Zäunen verwendet, gelegentlich auch wol aus einem jüngern Aste eine Reisepfeife darstellt, indem man ihn aushöhlt. Das Mark giebt Zunder, das Holz aber ist zum Feuerungsmaterial zu schlecht. Durch den Milchsaft, von dem alle Theile des Aschur strotzen, wird das Gewächs höchst lästig, indem derselbe dem Wandrer nicht nur die Kleider befleckt und verdirbt, sondern auch das Haar der Pferde so angreift, daß es ausgeht. In einigen Gegenden des Sudan benutzt man diesen Milchsaft, um das dicke Hirsebier mit demselben in Gährung zu versetzen, und durch diese Eigenschaft könnte der eingedickte Saft später vielleicht noch eine größere Wichtigkeit erlangen. Statt des Affenbrodbaumes könnte man den Aschur und neben demselben das Dumpalmengestrüpp als Wappenpflanzen für Kuka vorschlagen. Ausgewachsene Dumpalmen (Hyphaene thebaica) finden sich bei Jo in ziemlicher Menge. Sie erreichen daselbst die ansehnliche Höhe von 40 — 50 Fuß und ihre nach Lebkuchen schmeckenden und eben so aussehenden Früchte spielen besonders in der langen Fastenzeit des Ramadan eine wichtige Rolle. Südlich scheint diese Palmenart den 12. Grad n. Br. nicht zu überschreiten, ist aber, wie wir bereits S. 123 angeführt haben, in den Thälern von Air oder Asben häufig, desgleichen in Kanem und Borgo, sowie in einigen Gegenden des nördlichen Haussa. In der Provinz Surriculo in Bornu ist sie der vorherrschende Baum. Man genießt nur die dicke mehlige Rinde der Frucht, die Samenkerne werden in Kuka zu Spielsachen verarbeitet und das Holz der Stämme zu allerlei häuslichen Zwecken benutzt.

Weit mehr als die so höchst einförmige Landschaft um Kuka zieht den ankommenden Fremdling die eigenthümliche Pracht des Hofes von Bornu an, welche ihm in dem stattlichen Reiterheere des Sultans entgegentritt. Die Reiterei des Königs ist in Schwadronen von je 100 — 200 Mann eingetheilt, deren jede von einem Hauptmann, Kaschella, befehligt wird. Die schwere Reiterei trägt lange Röcke, welche zum Schutz gegen Pfeilschüsse dick wattirt sind, und über denselben mehrere Toben (Hemden) von verschiedenen Farben und mit mancherlei Zierrath geschmückt. Die Kopfbedeckung besteht in einem Helm, ähnlich jenen, wie sie die Ritter im Mittelalter trugen, dabei aber aus leichtem Metall gearbeitet und mit den prahlendsten Federn geschmückt. Auch die Streitrosse sind in Panzer aus dicken, verschiedenfarbig gestreiften Decken gehüllt, so daß nur die Füße unbedeckt bleiben. Der Kopf ist durch polirte Metallplatten geschützt.

Die leichte Reiterei dagegen hat auf dem Haupte weiße oder anders gefärbte kleine Mützen und ist mit je zwei oder drei hellschimmernden Toben bekleidet. Die Offiziere haben außerdem noch einen Burnus, den sie gern malerisch über die Schultern werfen, so daß vorzüglich das bunte seidene Futter desselben zum Vorschein kommt. Die Leibwache des Sultans ist mit Flinten bewaffnet und trägt rothe Jacken. Die Pferde der Krieger sind durchschnittlich von guter Rasse, viele derselben sogar von wirklicher Schönheit.

Die Königsſtraße (Dendal) in Kuka.

VI.

Kuka, Hauptſtadt von Bornu.

Dr. Vogel's Ankunft in Kuka. — Das engliſche Haus. — Die Termiten. — Die fliegenfangende Eidechſe. — Der Dendal und der Markt in Kuka. — Tracht der Bewohner. — Marktgegenſtände. Gemüſe. Obſt. — Beluſtigungen. — Zahlmittel. — Fleiſch. Speiſen. — Marktpreiſe. — Gewerbthätigkeit. — Färberei. — Wohnungen. — Volksſitten und Feſte. Hochzeitsfeier. Geſchichte Bornus. Abu Bakr. Ali. Edriß Katakarmabi. Edriß Amiſſami. Die Erhebung der Fellata unter Othman. Sultan Ahmed und Scheikh el Kanemi. Dunama. Kampf gegen Baghirmi. Scheikh Omar. Muhamed Sſaleh von Wadaï. Tirab und Hadſchi Beſchir. Abd e Rahman.

Am 13. Januar 1854 endlich zog Vogel in Begleitung der prahleriſchen Reiterſchaar mit Trompetenſchall den weißglänzenden Mauern Kukas entgegen, ward vom Sultan Abd e Rahman ſehr freundlich empfangen und in der weſtlichen Stadt in dem ſogenannten engliſchen Hauſe einquartiert. Vogel ſelbſt erfreute ſich der beſten Geſundheit und hatte den Anfall von Gelbſucht, den er in Aſcheuumma bekommen, völlig überwunden, der Dolmetſcher dagegen, den er von Malta aus mitgenommen hatte, war ſehr krank angelangt und ſtarb ſchon am Tage nach der Ankunft.

Das kleine Gehöft, welches Vogel bezog, war dasſelbe, in welchem vor ihm Barth und Overweg gewohnt hatten. Die Stelle, wo es lag, iſt auf dem beigegebenen Grundriß (S. 177) mit 7 bezeichnet, und man ſieht daraus, daß es ſowol von

der Hauptstraße etwas seitwärts, also ruhiger lag, andererseits aber sich auch nicht so fern von derselben befand, daß der Verkehr mit dem Hofe dadurch erschwert worden wäre. Es war aus Lehm aufgeführt und bestand aus mehreren viereckigen einstöckigen Gebäuden und kleinen Hofräumen. Dr. Vogel wählte sich dasselbe Zimmer, in dem Dr. Barth auch logirt hatte; es war das abgelegenste, aber auch behaglichste und zugleich das kühlste, denn neben ihm stand ein mächtiger Korna-Baum und überschattete die Terrasse des Daches und den kleinen offenen Hofraum vor dem Häuschen. Im Schatten dieses Baumes stand auch eine große Wasserurne, in welcher sich das Wasser vorzüglich während der Nacht etwas abkühlte. An den kleinen Hof stieß ein größeres Zimmer mit zwei Wasserkrügen, das zum gemeinsamen Speisesaal diente, und jenseits desselben befand sich wieder ein kleiner Hofraum mit einem Hühnerhause. An der Westseite dieses Hofes war die Eingangshalle, in deren einem Winkel aus Lehm eine drei Fuß hohe Bank aufgeführt war, und an die Südseite schloß sich ein dritter kleiner Hof mit einem schönen Gummi-Feigenbaume an.

Südlich neben Vogel's Wohnzimmer war ein größerer Hofraum mit den Kocheinrichtungen, am entgegengesetzten Ende desselben befanden sich einige Zimmer, die ehedem Dr. Overweg bewohnte und die Vogel seinen beiden Begleitern Korporal Church und Macguire zum Aufenthalt anwies. Eins derselben ward zum Schlafen und ein anderes als Proviantzimmer benutzt.

Südwestlich an diese Gruppe von kleinen Lehmzimmern und Höfchen schloß sich ein Gehöft, das ehedem einem Eingebornen gehört hatte, der englischen Gesandtschaft aber zum Gebrauch überwiesen worden war. Man hatte deshalb die trennende Mauer weggerissen und benutzte den geräumigen Hof als Stallung für die Pferde und Kühe, sowie die in der Mitte desselben gelegene geräumige runde Hütte gelegentlich zur Wohnung. Diese Hütte war, abweichend von den übrigen Gemächern, rund im Grundriß und auf ihren Lehmauern erhob sich ein kegelförmiges Strohdach. Im Innern waren zwei breite erhöhte Lehmbänke, eine mit flacher Oberseite, die andere mit geräumigen Vertiefungen, welche die Eingebornen benutzen, um werthvolle Gegenstände zu verwahren. Zwei andere kleinere Hütten in demselben Hofe waren von gleicher Bauart und eine derselben diente dem Hauptdiener Vogel's, Wadi, einem befreiten Sklaven, als Wohnung. Dieser Mann hatte früher bereits Dr. Barth gedient und erhielt später eine kleine Pension, da er im Dienste der Expedition verwundet worden ist. Jede dieser beiden Hütten ward ebenfalls von einem Korneelkirschbaume beschattet.

Dr. Overweg hatte in dem größern Hofraum, in welchem man einen Brunnen gegraben, eine Schicht Kalkstein aufgefunden und diesen benutzt, um damit das Innere der Gemächer zu weißen, wodurch dieselben ein behagliches Ansehn erhalten hatten. Leider war außerdem gar nichts vorhanden, was ein gemüthliches Wohnen möglich gemacht hätte. Kuka und die Nachbarorte am Tsad haben vor den andern Städten des Sudan den wenig beneidenswerthen Vorzug, daß sie mit einer unendlichen Menge von Flöhen gesegnet sind. Von Dielen ist in den Zimmern natürlich nicht die Rede und der Staub lebt von diesen Plagegeistern. Für das beste

Mittel dagegen hält man häufiges Beſchmieren des Fußbodens und der Wände mit friſchem Kuhdünger. Außerdem wimmelte es im engliſchen Hauſe von Wanzen, die vielleicht durch die Europäer ſelbſt mit den Büchern und Effekten eingeſchleppt worden waren. Dieſe widerwärtigen Thiere ſind übrigens in Bornu durchaus keine Seltenheit und die Neger halten den Geruch derſelben für aromatiſch. Eine der ſchlimmſten Plagen iſt die Termite, die ſogenannte weiße Ameiſe, von welcher eine Art bis dreiviertel Zoll lang wird und ſich hartnäckig in den Wohnungen einniſtet.

Im Boden legt ein ſolcher aus vielen Tauſenden beſtehender Termitenſchwarm ſeinen Bau an und vergrößert ihn in demſelben Grade, wie die Zahl der Bewohner wächſt. Von hier aus führen nach allen Richtungen hin unterirdiſche Gänge, die ſich in immer kleinere Röhren verzweigen und den lichtſcheuen Thieren als Straßen dienen, in denen ſie unaufhaltſam weiter bauen, ohne gewöhnlich früher bemerkt zu werden, bevor ſie das Werk ihrer Zerſtörung vollendet haben. Vorzugsweiſe arbeiten ſie bei Nacht und kleben dann mit ihrem Speichel Sandkörnchen, Holzſplitter u. dgl. zuſammen, daraus einen Tunnel bildend, in welchem ſie binnen einer Stunde mitunter mehrere Zoll weiter rücken. Bewundernswürdig iſt dabei die Fähigkeit dieſer Thiere, die Gegenſtände ausfindig zu machen, welche ſie zur Speiſe lieben, und die geeignetſten Punkte, an denen ſie denſelben beikommen können. Bei einem Koffer werden ſie ſtets an der Stelle in den Boden eindringen, mit welcher er gerade auf der Erde ruht. Sie nagen ſich unbemerkt in das Holz und verzehren den Inhalt des Behälters, wenn er irgend für ſie genießbar iſt, ehe der Beſitzer vielleicht ihre Gegenwart ahnt. Beſonders hält es ſchwer, Zucker vor ihnen zu retten, denn ſie verſuchen ſogar zu aufgehangenen Gegenſtänden ſich Zugang zu verſchaffen. Dr. Vogel beklagt ſich in ſeinen Briefen bitter über dieſe Plagegeiſter. „Alles Wollen- und Linnenzeug", ſagt er, „zerfreſſen ſie, wenn es nicht auf das beſte verſchloſſen und verwahrt iſt. Leider waren ſie auch an ein Pack von mir unterwegs geſammelter Pflanzen gekommen, hatten das Papier ganz vernichtet und meine Blumen bis auf 13 Arten zerſtört." Auch Dr. Barth beſchwert ſich ſehr über die unerſättlichen Freſſer, die ihm gelegentlich das Mattenlager unter dem Haupte wegfraßen und während des Ausruhens ein Stück aus dem Burnus nagten. Ein Araber erzählte ſogar Denham, er habe einmal auf einem Termitenhaufen geſchlafen und dabei hätten die Termiten ihm ſeine ſämmtlichen Kleider verzehrt.

Wird ein Gang der Termiten beſchädigt, ſo drohen Dem, welcher die Störung veranlaßt, ebenfalls Unannehmlichkeiten. Durch den ganzen Bau ſind nämlich Individuen von beſonderer Geſtalt vertheilt, denen die Vertheidigung des Ganzen obliegt und die man deshalb als Soldaten bezeichnet hat. Gleich blind wie die übrigen Arbeiter, haben ſie an dem dicken Kopfe ein paar kräftige Zangen, mit denen ſie ſchmerzhafte Wunden beibringen können. Sie halten gewöhnlich Das, was ſie einmal gepackt haben, ſo hartnäckig feſt, daß man ſie eher in Stücken reißen kann, als daß ſie es loslaſſen. Beim Beginn der Regenzeit verwandeln ſich die bis dahin augenloſen Thiere in geflügelte, mit Augen verſehene Inſekten, brechen in zahlloſen Schaaren aus ihrem Baue hervor und treiben in dichten weißen

Wolken eine kurze Zeit hindurch ihr Spiel in der Luft. Durch ihre Menge werden sie jetzt ebenfalls sehr lästig, denn sie fallen dabei massenhaft auf die Menschen und ihre Speise herab. Die Neger suchen dem leidigen Uebel dadurch noch eine gute Seite abzugewinnen, daß sie die Thiere haufenweise sammeln, tödten und zu einer Speise verarbeiten, die mit gekochtem Reis im Geschmack etwas Aehnlichkeit haben soll.

Auch an schwarzen Ameisen fehlt es in Kuka nicht, und der Stich der einen Sorte ist so empfindlich wie derjenige des Skorpions, so daß der Getroffene unwillkürlich laut aufschreit. Die letztgenannten Thiere sind in großer Menge vorhanden und finden vorzüglich in den Fliegen reichliche Nahrung, welche die Wohnungen in Kuka in entsetzlichen Schwärmen bevölkern. Eine theilweise Verminderung der summenden und saugenden lästigen Gäste wird durch zwei kleine Eidechsenarten herbeigeführt, welche in den Wohnungen gänzlich einheimisch und wegen ihrer Nahrung wohlgelitten sind. Mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit

Die fliegenfressende Eidechse (Agama).

laufen dieselben an den Wänden hin und her und schnappen die Insekten mit vielem Geschick weg. Mitunter vergessen sie dabei das Festhalten und plumpen herab, und Dr. Vogel erzählt in einem seiner Briefe, den er in der geschilderten Hütte schrieb: „Während ich dieses schreibe, sind mir bereits zwei Eidechsen von der Decke herab auf den Kopf gefallen.“ Er entwarf von einer derselben eine Zeichnung, die wir ungefähr um die Hälfte verkleinert hier mitheilen. Die Beschreibung, welche er hinzufügte, lassen wir wortgetreu folgen, da Mr. Gray, Direktor des zoologischen Departements im Britischen Museum, dem Zeichnung und Beschreibung vorgelegt wurden, darüber sagt: das abgebildete Thierchen gehöre unstreitig zur Gattung Agama, stimme aber mit keiner einzigen bis jetzt abgebildeten und beschriebenen Art überein, sei deshalb jedenfalls eine neue. Die genaue Angabe der Farben gewähre leider deshalb nicht die gehofften Vortheile, da dieselbe nach dem lebenden Thiere gemacht worden sei, dem Zoologen aber nur getrocknete oder in Spiritus befindliche Exemplare zur Vergleichung vorlägen, bei denen die Farben sich verändert hätten.

Fliegenfreſſende Eidechſe.

Länge 11″ 6‴ (es finden ſich Exemplare bis 18″ lang); Breite 1″ 4‴; Höhe des Leibes 9‴; Oeffnung des Maules 10‴; Ohr 2⅓‴; Auge 3‴; größte Schuppen am Schwanze 2‴.

Farbe: Kopf rothgelb. Kehle rothgelb mit weißen Längsſtreifen. Leib und Beine dunkelgrau. Schwanz ins Weißliche, dann in Rothgelb übergehend, endlich dunkelgrau. Die größern Schuppen weißlich. Bauch hellgrau. Der ganze Körper mit Schuppen bedeckt, nur der Bauch iſt glatt. Die Zunge iſt unbeweglich; die Eidechſe fängt die Fliegen ſchnappend und läuft nach ihnen mit unglaublicher Geſchwindigkeit an den ſenkrechten Wänden hin und her. Sehr harmlos, kann indeß tüchtig beißen, da die Kinnladen mit kleinen Zähnchen beſetzt ſind. Der Schwanz bricht ſehr leicht ab.

a eine der größten Schwanzſchuppen; b eine ſolche vergrößert. Die harte Hornſchuppe bedeckt eine andere, die von weicher Haut geformt iſt, ſo daß die Schuppen etwa $^1/_5$‴ von einander abſtehen.

Das Thier findet ſich in unendlicher Menge in Kuka. Das Weibchen iſt ganz grau, mit einigen weißlichen Flecken am Kopfe, die in Reihen von der Naſenſpitze ausgehen.

Dr. Vogel ſuchte ſich in ſeiner Behauſung ſo gut einzurichten, als es gehen wollte, und begann ſofort ſeine Sammlungen zu ordnen und ſeine aſtronomiſchen Beobachtungen zu reduciren. Leider erfuhr er auch in Kuka von dem Gefährten, den er hier treffen wollte, Dr. Barth, nichts weiter, als was er ſchon unterwegs gehört hatte. Er ſei, ſagte man, nach Sokoto und Timbuktu aufgebrochen und kehre nicht wieder nach Kuka zurück. Ihm einen Boten nachzuſenden, war ganz unmöglich, und ſo war denn Vogel ganz allein auf ſich und auf die Hülfe der beiden Sappeure angewieſen. Er wartete, voll des freudigſten Eifers, die hohe Aufgabe, die er ſich geſteckt hatte, baldigſt fördern zu können, nur auf eine paſſende Gelegenheit und unternahm bis dahin kleinere Ausflüge theils im Orte ſelbſt, theils nach den Ufern des Tſad. Zu letztern verwendete er je 5—14 Tage.

Die Stadt Kuka beſteht aus zwei beſondern Städten von faſt gleicher Größe, die durch einen offenen Raum von faſt einer Viertelſtunde von einander getrennt ſind. Das engliſche Haus lag in der ältern Weſtſtadt, die aus weniger anſehnlichen Gebäuden beſteht und enge, krumme Straßen hat. Die Hauptſtraße iſt der ſogenannte Dendal (ſiehe die Abbild. S. 169), an deſſen öſtlichem Ende die alte Wohnung des Scheikhs und neben dieſer eine nicht gerade ſchöne Moſchee mit einem einzelnſtehenden Minaret befindlich iſt. Vor der Wohnung des Scheikhs ſteht ein herrlicher Feigenbaum und beſchattet die Lehmwände derſelben, denn ſelbſt des Königs Schloß iſt hier aus Lehm aufgeführt, da ein anderes Baumaterial fehlt. Nördlich von der Stadt (Grundriß Fig. 8 und 16) ſind zahlreiche Gruben,

aus denen man den Lehm zum Bau der Wohnungen entnommen hat. Innerhalb des Thores wird täglich in den spätern Nachmittagsstunden, wenn sich die Hitze etwas gemäßigt hat, ein kleiner Markt abgehalten, der freilich nicht stark besucht ist, viele Gegenstände gar nicht bietet und auf dem man die vorhandenen nur in kleinern Quantitäten und zu höhern Preisen erlangen kann. Der Hauptmarkt ist Montags, gerade während der stärksten Hitze zwischen 11—3 Uhr auf einem freien Platze vor dem Weststhore (Grundriß Fig. 1). Nirgends ist eine Hand breit Schatten zu finden, der Platz nicht in Abtheilungen geordnet, nach welchen die verschiedenen Verkäufer sich vertheilten, dabei aber von einer Menschenmenge von 15 — 20,000 Personen belebt. Jeder kauert sich mit seiner Waare hin, wohin er gerade Lust hat. Trotzdem ist der Lärm nicht gerade bedeutend, denn die Bewohner Bornus sind mehr ruhiger Natur. Schon im Körperbau unterscheiden sie sich von den Negern der andern Staaten im Sudan: sie sind breiter und plumper und von stärkerem Knochenbau. Dies gilt auch vom „schönen Geschlecht".

Frau aus Logon.

„Die hiesigen Damen", sagt Vogel, „sind alle schwarz. Ihre Haare flechten sie mit einem unendlichen Aufwande von Butter in zahllose kleine Zöpfchen, die in der Mitte des Kopfes in einem Kamme vereinigt werden, der täuschend einem Dragonerhelm gleicht. Bisweilen tragen sie auch kleine Löckchen rund um den Kopf herum, die die Form und Größe und, Dank dem Fette, auch die Consistenz jener Späne haben, die eine Bohrmaschine aus einer Eisenplatte hervorbringt. Die Vorderzähne färben sie roth, die Eckzähne schwarz, so daß man lebhaft an ein Schachbret erinnert wird, wenn sie den Mund aufthun. Sie schminken sich auch und zwar Arme und Gesicht mit Indigo, was ihrem Teint einen höchst lächerlichen blauen Ton giebt und jede Zärtlichkeit, selbst einen verstohlenen Händedruck für einen Europäer ganz unmöglich machen würde."

Die feinste Sorte dieser blauen Schminke wird auf eigenthümliche Weise dargestellt. Man zerschneidet zu diesem Zwecke eine alte blaue Tobe (Hemd) in Streifen und färbt sie zum zweiten Male; darauf gräbt man ein Loch in die Erde, legt die Baumwollenstreifen hinein, etwas Schafdünger dazu und begießt es tüchtig, worauf man die Grube schließt und erst nach 7 — 8 Tagen wieder öffnet. Die Stücken sind dann gewöhnlich so mürbe, daß sie eben nur noch zusammenhängen. Sie werden getrocknet, zum jedesmaligen Gebrauche eine Quantität der Schminke in einer Muschelschale eingeweicht und mit einer Feder aufgetragen.

Bei den meisten Negerstämmen ist dazu noch eine sehr qualvolle Art des Tätowirens gebräuchlich, deren Formen die Heimat eines Jeden sogleich kenntlich machen. Die Art der Bornuaner ist besonders häßlich. Sie machen nämlich zwanzig Schnitte oder Linien in jede Hälfte des Gesichts, in der Richtung von der Ecke des Mundes nach den Winkeln der untern Kinnlade und den Backenknochen, ein

Schnitt geht vorn über die Stirn, sechs sind an jedem Arm, sechs andere an den Beinen, vier auf der Brust und neun an jeder Seite dicht oberhalb der Hüfte. Diese qualvolle Operation wird bereits in der frühesten Kindheit ausgeführt und die armen Märtyrer der Mode haben dann entsetzlich zu leiden, da sie sich vor den Unmassen von Fliegen nicht retten können.

Die Bornufrauen sind meistens breite kurze Figuren mit großen Köpfen, breiten Nasen mit weit offenen Nasenlöchern. Ihr Gesicht wird durch eine große rothe Korallenperle im linken Nasenflügel noch mehr verunstaltet. Trotzdem sind sie gefallsüchtig, und es macht auf einen Europäer einen halb lächerlichen, halb widerlichen Eindruck, wenn diese unangenehmen Figuren die Straßen entlang stolziren, den Rock lang hinter sich herschleppend, die Arme kokett hin und her werfend, dabei ein Stück möglichst buntgedruckten Manchester-Calicots über die Schultern geworfen und die Zipfel davon in den Händen haltend. Das beste Stück ihres Putzes ist der Silberschmuck, den die reichern auf dem Hinterkopfe tragen und der einer hohen Figur nicht übel steht.

Tätowirte Frau aus Nyffee (nach Denham).

Auf dem Markte von Kuka versammeln sich Vertreter aller Völkerstämme des östlichen Bornu und gewähren so ein eigenthümliches buntes Bild von großem Interesse. Hier bewegen sich die schlank und zierlich gebauten Kanembu und halten Butter oder getrocknete Fische feil, Leute aus Makari breiten ihre Toben aus, Budduma von den Inseln des Tsad-Sees haben Fleisch vom Flußpferde oder Peitschen aus der Haut dieses Thieres zum Verkauf. Andere bieten Dolchscheiden aus Krokodilhaut an. Schua-Araber, seit Jahrhunderten in Bornu einheimisch, kommen mit schwerbepackten Lastochsen, während die Koyam, wahrscheinlich frühere Bewohner Kanems, ihre Waaren auf Kameelen herbeiführen.

In der Mitte des Marktplatzes haben die Kleinhändler ihre mancherlei Sachen ausgekramt: Kleidungsstücke aller Art, Hemden aus den verschiedensten Ländern stammend, Perlen von jeder Gestalt und Farbe, Lederarbeit, Büchsen aus gefärbtem Leder von verschiedenster Größe und Form, die dauerhaftesten aus Rindshaut gefertigt und von elegantem Ansehn. Nach dem Thore der Stadt zu halten die Verkäufer von Baumaterial. Hier kauft der Eingeborne fast Alles, was er außer den Lehmwänden zur Errichtung einer Wohnung bedarf: Matten von drei verschiedenen Sorten der Dicke, deren stärkste an Festigkeit einer Mauer kaum nachsteht. Die mittlere Sorte ist aus Rohr geflochten, und die feinern Arten, von den Blättern der Dumpalme gearbeitet, dienen als Unterlage zum Schlafen. Stangen und Stöcke sind aufgehäuft, wie sie als Gerüste bei den Strohdächern gebraucht werden; bei ihnen liegen die aus Rohr geflochtenen Kranzgesimse und das geschnitzte Holz, welches den Gipfelknopf bildet.

An andern Stellen des Marktes sind die Vorräthe ausgebreitet und aufge-

stellt, welche zur Befriedigung der täglichen Bedürfnisse dienen. Hier liegen lange Reihen von Lederſäcken, die das Getreide enthalten. Diese Säcke sind entweder so groß, daß ein einziger eine volle Ochsenlast bildet und in diesem Falle quer über das Thier gelegt wird, oder sie sind paarweise zusammengehängt, so daß je zwei die Befrachtung eines Lastochsen oder eines Kameels ausmachen. Neben den Thieren, welche die Vorräthe hierher trugen, sind andere zum Schlachten oder zum Verkauf bestimmte aufgestellt. Kameele sind mitunter bis zu hundert Stück da, ebenso zahlreiche Pferde. All dieser Verkauf geht durch die Hände des Mäklers, der seine Prozente je nach dem Ausruf vom Käufer oder Verkäufer erhebt.

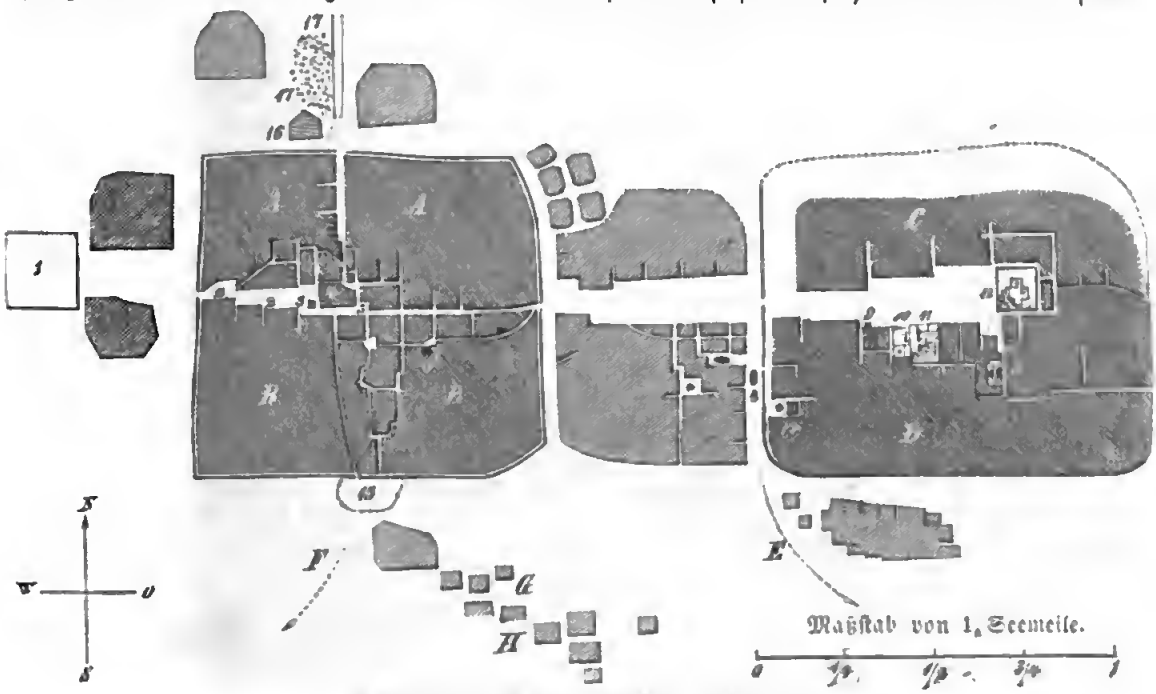
Schattendächer und Buden sind nur sehr wenige errichtet. Unter ihnen zeichnet sich diejenige des Sklavenhändlers aus. Die Unglücklichen, welche, ihrer Heimat und Familie entrissen, hier als Waare aus einer Hand in die andere wandern, sind meistens Kinder von 9—12 Jahren, die man auf Raubzügen in die benachbarten Länder weggefangen hat. „Sie werden häufig", schreibt Dr. Vogel, „an die Tibu- und Araberkaufleute gegen die wenigen Bedürfnisse vertauscht, welche die Bornuaner außer den Dingen haben, welche ihnen ihr eigenes Land liefert. Es sind besonders Calicot, Burnusse, Salz und etwas Zucker. In dieser Art von Handel wird ein Knabe von zehn Jahren für etwa fünf Thaler angerechnet. Ein ebenso altes Mädchen gilt gegen sieben Thaler."

Ganz besonders vermißte Vogel hier Obst und Gemüse. „Von letzterm", sagt er, „giebt es nur Tomatums und Zwiebeln, von ersterm außer Wasser- und Brodmelonen absolut gar nichts, was nur einigermaßen eßbar wäre, denn mit den Beeren, welche die Eingebornen hier genießen, würde man bei uns das Vieh nicht füttern können."

Denham erzählt, daß zur Zeit seiner Anwesenheit (1824) drei saure Limonien und eben so viel Feigenbäume, die in den Gärten des Scheikhs gezogen wurden, das einzige Obst in ganz Kuka gewesen. Die Zwiebeln sind durch die Araber eingeführt und werden auch nur von diesen gegessen, die Einheimischen verschmähen sie, obschon der Genuß dieser Speise sich bei dem erschlaffenden Klima sehr vortheilhaft erweisen soll. Das Hauptgetreide, das auf dem Markte von Kuka feil geboten wird, ist indischer Weizen (Sorghum, nicht Mais!) und Negerhirse (Pennisetum typhoideum). Letztere wird in mehreren früher oder später reifenden Spielarten hier gebaut. Der indische Weizen von Bornu ist vortrefflich und liefert ein weißes, wohlschmeckendes Mehl, das in Form dünner, pfannkuchenähnlicher Scheiben gebacken wird und so die leichteste, wohlschmeckendste Speise für einen dort weilenden Europäer bildet. Freilich ist der Weizen nicht immer zu haben; noch seltener aber ist der Reis. Man bringt nur die wenigen, dürftigen Ueberbleibsel auf den Markt, welche die Elephanten verschmäht haben, denn bei den ungeordneten Verhältnissen des Landes spielt jenes Riesenthier den eigentlichen Herrn und nimmt von den Feldfrüchten das Beste für sich. Zur Zeit, als sich Dr. Vogel in Kuka aufhielt, war der Reis so selten, daß ihn nur der Sultan als besondere Gunstbezeigung an die Vornehmsten zum Geschenk vertheilte.

Leckereien, die dem Marktbesucher geboten werden, sind sehr spärlich vorhanden. Mitunter werden Erdmandeln verkauft, von denen man eine süße und eine bittere Sorte hat; außerdem mehrere Arten Bohnen, besonders unsere gemeine Saubohne (Vicia Faba), die man gekocht feil hält; noch seltener finden sich einige Früchte des Kornubaumes oder die Beeren einer Art Judenkirsche (Physalis), eher noch einige Datteln aus Kauar und etwas unsauber zubereitete saure Milch.

Bei dem vorherrschend ernsten Wesen der Bornuaner ist es nicht auffallend, daß wenig Einrichtungen und Gebräuche vorhanden sind, welche die Belustigung der Marktleute bezwecken. Nur ausnahmsweise findet sich einmal ein Tausend-



Grundriß von Kuka, Hauptstadt in Bornu.

A. B. Der westliche ältere Stadttheil. C. D. Die östliche neue Stadt. E. Weg nach Madnari. F. Weg nach Ngornu. G. H. Landgüter. 1. Marktplatz. 2. Der Dendal (Königsstraße). 3. Minaret der Moschee. 4. Palast des Scheikhs in der westlichen Stadt mit einer Moschee an der Ecke. 5. Platz hinter dem Palaste des Scheikhs mit einem schönen Kautschuk-Feigenbaum. 6. 7. Das englische Haus; Wohnung Dr. E. Vogel's und seiner Begleiter. 8. Eine Lehmgrube auf dem Platze zwischen beiden Städten. 9. 10. Paläste von Hofbeamten. 11. Früherer Palast des Hadschi Beschir. 12. Palast des Scheikhs Omar in der Oststadt. 13. Wohnung des Abba Yussuf, zweitältesten Bruders des Scheikhs Omar. 14. Haus eines Hofbeamten. 15. Tiefgelegener Platz am Südthore, früher als Marktplatz benutzt, während der Regenzeit eine tiefe Pfütze. 16. Lehmgrube. 17. Begräbnißplatz.

Bem. 4 Seemeilen sind 1 deutsche geographische Meile.

künstler, der als Schlangenbeschwörer sein Glück versucht; bessere Geschäfte macht der Mallem, welcher, auf den Aberglauben des Volkes spekulirend, diesem Koransprüche und Zaubersprüche verkauft. Das dumpfe Gemurmel, das über die Menschenmenge verbreitet ist, wird nur übertönt durch das gellende Pfeifen des Barbiers, der auf diese Weise seine Gegenwart anzeigt und seine Dienste anbietet. Als gute Moslemin lassen sich besonders die reichern Bornuaner das Haupt so kahl rasiren, daß auch nicht ein Härchen darauf bleibt.

Als Zahlmittel war in früherer Zeit das Pfund Kupfer, ein Rottel, in Gebrauch; jetzt ist es gänzlich außer Sitte gekommen und nur der Name noch geblie-

ben. Baumwollenstreifen von 3—4 Zoll Breite und 3 Ellen Länge kamen an seine Stelle. Vier derselben gelten ein Rottel; 50 — 100 Rottel wiederum sind gleich einem österreichischen Thaler, den man in Kuka häufig sieht und dem an Silber reichern spanischen Thaler vorzieht. Da das Abmessen der Baumwollenstreifen zu viel Zeit kosten würde, bedient man sich bei größern Einkäufen fertiger Hemden, deren Werth je nach der Güte des Stoffes höchst verschieden veranschlagt wird. Die geringste Sorte, die sich durchaus nicht zum Tragen eignet, gilt nur 6 Rottel, die feinern Sorten dagegen steigen bis zu 65 Rottel im Preise. Neuerdings ist in Kuka auch durch den Einfluß der Großen des Reichs das Muschelgeld (Kungoni, Kurdi, Kauri) eingeführt worden; acht Muscheln kommen im Werthe einem Baumwollenstreifen gleich. Das Schwankende im Verhältniß des Rottels zum österreichischen Thaler wird durch die Spekulationen der Vornehmen herbeigeführt. Bei dieser verschiedenartigen Bezahlungsweise ist der Handel und Kauf in Kuka mit mancherlei Umständlichkeiten verknüpft. Der Käufer besitzt vielleicht Thaler als Zahlungsmittel, der Verkäufer will aber weder diese noch Muscheln annehmen, sondern wünscht Baumwollenstreifen; der Käufer ist also gezwungen, zunächst Muscheln zu kaufen, diese gegen Baumwollenstreifen umzutauschen und so endlich die gewünschten Gegenstände zu bezahlen. Die meisten Produkte, welche der Markt bietet, sind beispiellos wohlfeil.

Dr. Vogel sagt darüber: „Das Fleisch, von dem man hier bei dem gänzlichen Fehlen aller Vegetation leben muß, ist sehr billig. Für zwei Nähnadeln, hier etwa drei Pfennige werth, kauft man ein gutes Huhn, für einen Speziesthaler einen großen Ochsen. Wir leben meist von Hühnern und haben nur zweimal in der Woche Schöpsenfleisch, da ich von jedem Schafe zwei Drittel verschenken muß, indem sich das Fleisch nicht länger als anderthalb Tag hält."

„Letzten Sonnabend", fügt er hinzu, „hatten wir einen ungeheuren Plumpudding, zu dem wir die Rosinen von Tripoli mitgebracht. Wir sollten denselben eigentlich zu Weihnachten gegessen haben, wir waren aber gerade da in einer entsetzlichen Wüste, die wir Wassermangel wegen in Parforcemärschen durchkreuzen mußten."

Brod ist in Bornu ein unbekanntes Ding; als eine Art Ersatz dafür bereitet man eine Sorte Nudeln, sowie eine Sorte dicken Kuchen aus Reis, Butter und Honig. Die Blätter der Kuka (Adansonia) und des Hadjilidj (Balanites) werden zu Brühen und Fleischsaucen verwendet, zu letztern auch sehr gern die stinkenden getrockneten Fische benutzt. Auch die Frucht des Hadjilidj und diejenige der Dumpalme bilden einen Bestandtheil der Brühen als Gewürze. Etwa zwei Monate nach der Ernte, d. h. im November, ist das Getreide am billigsten, gerade zur Ernte dagegen, wenn die Vorräthe aufgezehrt sind, am theuersten. Im Mittelpreise erhält man für einen Thaler drei Ochsenladungen Hirse. Theurer als das vorhin erwähnte Schlachtvieh sind natürlich Last- und Reitthiere. Ein Lastochs wird mit 2 Thalern bezahlt, ein Kameel der geringsten Sorte mit 4 — 5, eines der besten mit 15 — 20 Thalern. Für 6 — 8 Thaler erhält man schon ein kräftiges frisches Pferd, für 30 Thaler ein Paradepferd. Die Pferde von Bornu sind

eine ſchön und hochgebaute Raſſe, welche ſich beſonders durch bewundernswürdige Ausdauer auszeichnet und zugleich an das einheimiſche Futter gewöhnt iſt, das wegen des Stachelgraſes den fremden Thieren durchaus nicht munden will.

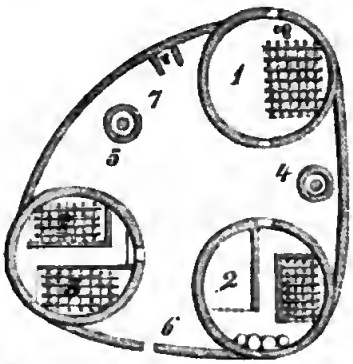
Ehedem wurde der große Wochenmarkt nicht auf dem angegebenen Platze abgehalten, ſondern an einer tiefgelegenen Stelle (ſ. Grundriß Fig. 15) vor dem ſüdlichen Thore, durch welches der Weg nach Ngornu führt. Man verlegte ihn aber von jenem Orte, weil derſelbe ſeiner tiefen Lage wegen ſich zur Regenzeit in einen tiefen Sumpf verwandelte. Jetzt benutzt man jene Vertiefung dazu, um allen möglichen Unrath, todte Laſtthiere und Abfälle, ja mitunter ſogar die Leichname von Sklaven hinein zu werfen. Der Begräbnißplatz für die Bewohner beider Städte befindet ſich an der Nordſeite der Weſtſtadt (ſ. Grundriß Fig. 17). Die Gräber ſelbſt beſtehen aus ziemlich flachen Gruben, in welche man die in Tücher gewickelten Todten legt.

Die giftige Tephroſie (Tephrosia toxicaria).

Außer dem Markttag iſt es während der heißen Tageszeit in Kuka ſehr ſtill, die meiſten Bewohner halten unter ihren Schattendächern Mittagsruhe und kommen nur in den kühlern Morgen- oder Abendſtunden zum Vorſchein. Das gewerbliche Leben tritt überhaupt in dieſer Stadt ſehr zurück. So befindet ſich z. B. hier nur eine einzige Färberei, die noch dazu in ziemlich ſchlechter Verfaſſung iſt.

Zum Blaufärben der Zeuge verwendet man vorzugsweiſe eine dem Indigo verwandte Pflanze, die giftige Tephroſie (Tephrosia toxicaria), einen Halbſtrauch von 2—3 Fuß Höhe, der fußlange Blätter mit 18—20 Paar Fiederblättchen trägt, von denen jedes einzelne anderthalb Zoll lang iſt. Seine Blüten ſind blutroth und etwas weißlich gezeichnet und wie beim Indigo ſchmetterlingsförmig, d. h. denen der Bohne und Wicke ähnlich. Eine ſolche Färberei beſteht gewöhnlich aus einer etwa drei Fuß hohen Plattform aus Lehm, welche vierzehn Löcher oder Töpfe hat. In dieſen Töpfen bereitet man eine Miſchung von den Blättern der Tephroſie zu und legt die zu färbenden Gewänder hinein. Je nach dem Grade der Färbung, den ſie erhalten ſollen, läßt man ſie 1—7 Tage darin liegen. Sind ſie danach getrocknet, ſo werden ſie durch Klopfen mit hölzernen Schlägeln geglättet.

Zur Zeit des ſpätern Nachmittags findet auf der Hauptſtraße, die genau von Weſt nach Oſt führt, ein lebhafter Volksverkehr ſtatt. Fußgänger und Reiter in den verſchiedenſten Trachten bewegen ſich hin und her, und vorzüglich ſtark iſt der Menſchenſtrom nach der Wohnung des Sultans hin, dem man um dieſe Zeit Geſchenke und Huldigungen bringt, oder bei dem man Gerechtigkeitsgeſuche vorbringt. Er wohnt vorzugsweiſe in der öſtlichen Stadt (Grundriß Fig. 12). Der Raum zwiſchen beiden Städten iſt zu beiden Seiten des breiten Weges mit einer großen Zahl kleinerer oder größerer Gehöfte und Meiereien bedeckt, welche die bunteſte Mannichfaltigkeit zeigen. Die beſſern derſelben ſind von wohlgeglätteten Lehmmauern umgeben und beſtehen aus mehreren zuſammenhängenden Höfen. Einer dieſer Höfe enthält die Pferde und das Rindvieh, ein zweiter die Hütte des Hausherrn, deren kegelförmiges Strohdach ein Straußenei als Symbol der Fruchtbarkeit und des Segens der Familie trägt. Jede Frau hat ihre Hütte abgeſondert für ſich. Die nebenſtehende Abbildung veranſchaulicht uns die Einrichtung einer Wohnung der Bornuaner, welche drei Hütten umſchließt. Alle drei ſind von einer Einfaſſungsmauer umgeben. Nr. 1 iſt die größte Hütte und bildet das Vorzimmer oder die Eintrittshalle. Eine eiförmige Thür von 3½ Fuß Höhe und 16 Zoll Breite führt in dieſe Hütte, welche das tägliche Geſchäftszimmer des Mannes iſt und ein aus ſtarken Zweigen geflochtenes und dick mit Thon überzogenes Lager als Ruheplätzchen bei Tage und Nacht enthält. Nr. 2 und 3 ſind Wohnungen der Frauen, jede mit zwei Lagerplätzen ähnlich dem beſchriebenen. Nr. 2 iſt in beiden die Schlafſtelle des Mannes; diejenigen der Frauen ſind beſſer und ſauberer gearbeitet. In der Hütte zur Rechten ſtehen auf einer erhöhten Thonbank vier Töpfe von verſchiedener Größe. Die Thüren dieſer Frauenzwinger ſind mitunter außerordentlich klein und haben manchmal nur 2 Fuß Höhe und 10 Zoll Weite. Fenſter ſind natürlich nicht gebräuchlich und alles Licht fällt nur durch die Thüröffnung, die faſt dazu beſtimmt zu ſein ſcheint, die junge Ehefrau für immer ohne allen weitern Verſchluß zu Hauſe zu halten, nachdem ſie als Jungfrau ſo glücklich geweſen iſt, ſich hindurch zu zwängen. Selbſt in den beſſern Wohnungen iſt das Hausgeräthe von größter Einfachheit. Es finden ſich gewöhnlich nur noch im Hofe eine große Urne für das Waſſer (4) und eine noch größere für das Korn (5). Man ſchöpft aus dem großen Kruge das Waſſer mittelſt Kalebaſſen (Kürbisſchalen), die man in der Nähe des Tſad und Komadugu wild wachſend antrifft. In einem Winkel der Hütte 1 und der Umfaſſungsmauer iſt die Kochſtelle (7). Nr. 6 iſt ein Hinterpförtchen, durch welches die Freundinnen der Frauen eintreten. Nur wenige Vornehme beſitzen eine Lampe, die aus Eiſenblech gemacht iſt und mit Rindstalg gefüllt wird. Noch ſeltener iſt Seife und deshalb läßt die Reinlichkeit der Bewohner ſehr viel zu wünſchen übrig, trotzdem daß ſie als Muhamedaner zu täglich mehrmaligen Waſchungen verpflichtet ſind. Die Wohnungen ärmerer Leute ſind mit



Grundriß einer Hütte in Kuka.

Rohrzäunen eingehegt, welche je nach ihrem Alter hellgelb oder dunkler bis zum Schwarz gefärbt erscheinen und durch die verschiedenen Grade ihres Verfalles dem Ganzen ein malerisches buntes Ansehn verleihen. Dasselbe gilt von den geringern Hütten aus Schilfmatten. Auch nördlich und südlich von beiden Städten liegen eine ganze Anzahl Landgüter von ähnlicher Bauart zerstreut und beleben in etwas die Einförmigkeit der Gegend.

Abgesehen von diesem eigenthümlichen Volksleben bietet Kuka dem durch eine lange Wüstenreise erschöpften Europäer leider sehr wenig Erquickendes. Vogel schreibt: „Kuka ist ein trauriger Aufenthalt, schmutzig bis zum Exceß, die Luft fortwährend mit feinem Thonstaube erfüllt, so daß man Nachts die Sterne kaum sehen kann, das Wasser voll Würmer und Insekten aller Art, die Hitze fast unerträglich und die Umgebung eine weite, baumlose, unabsehbare Ebene, der nur eine sehr häßliche und ungraziöse Giftpflanze (Aschur, Asclepias gigantea) einiges Grün verleiht."

Vornehmer Neger im Festschmuck am Ramadanfeste.

Mehr Interessantes als dem Freund von Naturschönheiten bietet die Hauptstadt von Bornu dem Beobachter der Volkssitten und dem Geschichtsforscher. Die Gebräuche der muhamedanischen Religion haben sich mit den ursprünglich heidnischen mehrfach gemischt und bieten bei festlichen Gelegenheiten mancherlei unterhaltende Scenen.

Das Hauptfest bildet das Aid el Fotr, welches die jährliche große Fastenzeit abschließt. Jedermann legt seine besten Kleider an und der Hof veranstaltet eine Prozession nach einem Betzelt im Freien. Das gesammte stehende Heer und der größte Theil der Bewohnerschaft schließt sich dann dem Zuge an. In größern Haushaltungen in Kuka erhält jeder Diener an diesem Tage eine neue Tobe.

Auf eigenthümliche Weise belustigen sich die Frauen am Feste der Geburt Muhamed's. Sie versammeln sich auf einem freien Platze und einzelne treten als Tänzerinnen und Sängerinnen im Innern des geschlossenen Kreises auf. Je nach dem Takte der Trommeln, welche die Gesänge begleiten, senken sie den Leib, beugen den Kopf bald links, bald rechts und nehmen allerlei theatralische Stellungen an, indem sie die Zipfel des um die Schultern geworfenen Tuches mit den Händen halten. Zwei derselben treten sich dann auch wol als Kämpferinnen entgegen, und nachdem sie eine Zeit lang mit verschiedenen Gesten sich genähert und wieder entfernt, kehren sie sich plötzlich den Rücken und stoßen mit dem Theile ihres Körpers, dessen möglichst starke Ausbildung hier als Maßstab der weiblichen Schönheit dient,

so heftig zusammen, daß eine derselben, mitunter auch beide zur Erde stürzen. Die Siegerin wird mit Beifallsrufen begrüßt und von zwei Matronen vom Kampfplatze geführt, indem sie sich das Gesicht mit den Händen bedeckt. Oft trägt auch bei dieser originellen Art des Zweikampfes die Geschicklichkeit über die Stärke den Sieg davon; die Schwächere weicht mitunter gewandt dem Anprall der kräftigern Gegnerin aus und letztere kommt dadurch selbst zum Falle. Der Stoß ist nicht selten so heftig, daß der 10 — 12 Zoll breite Gürtel aus Korallenperlen, den viele Frauen oberhalb der Hüften tragen, zerplatzt und die abspringenden Stücken den Kampfplatz bedecken. Wilderer Natur sind die Vergnügungen, welche die Männer bei ähnlichen Festlichkeiten veranstalten. Nicht selten lassen sie ihre Sklaven bei solchen Gelegenheiten mit einander kämpfen. Letztere sind dann blos mit einem leinenen Gürtel um die Lenden bekleidet und beginnen den Ringkampf damit, daß sie einander die Hände auf die Schultern legen. Die Füße gebrauchen sie bei ihren Manövern nicht, wol aber bücken sie sich und suchen den Gegner auf jede Art aus der Fassung zu bringen. Plötzlich fahren sie mit den Händen an dessen Körper herab, packen ihn an den Hüften, heben ihn empor und werfen ihn gewaltsam zu Boden. Selten endet ein solcher Kampf ohne Verrenkung der Glieder, mitunter sogar mit dem Tode des Unterliegenden. Der Sieger wird von den Zuschauern mit Beifallsrufen begrüßt und mit Kleidern beworfen und erhält von seinem Herrn gewöhnlich eine neue Tobe zum Geschenk.

Die Hochzeiten werden in Bornu meist nach der Ernte, wenn das Getreide wohlfeil ist, gefeiert. Sie dauern gewöhnlich eine ganze Woche und sind mit vielen Schmausereien verknüpft. Am ersten Tage speist man eine Art Kuchen aus Reis, Butter und Honig (Nakia), am zweiten einen trocknen, stark mit Pfeffer gewürzten Brei (Tiggra), am dritten das gewöhnliche, aus Sorghum bereitete Gericht (Ngadj), mit Fischbrühe versetzt. Am vierten Tage werden der Braut die Zierrathen, welche sie bisher als Zeichen der Jungfrauschaft getragen, abgenommen; am fünften wird sie auf eine Matte gesetzt und erhebt sich von dieser siebenmal, um ebenso vielmal nieder zu knieen. Der folgende Tag muß ein Freitag sein; an diesem wird der Braut durch ihre Freundinnen mit Gesang der Kopf gewaschen und am Abend geleitet man sie zu dem Hause des Bräutigams. Hierbei sitzt die Braut gewöhnlich auf einem Ochsen, dessen Rücken mit blauen und weißen Decken dicht behängt ist. Ihr folgen Sklaven mit Strohkörben beladen, in denen sich die Hausgeräthe: irdene Töpfe und hölzerne Schalen, befinden. Ein paar andere Ochsen tragen die übrige Aussteuer. Neben der Braut gehen die Brautjungfern und die Mutter der Braut. Der Bräutigam muß während dieses Tages, von einem möglichst zahlreichen Gefolge begleitet, einen feierlichen Umzug durch die Stadt halten und sich dann vor seinem Hause auf einem erhöhten Sitze niederlassen, ausstaffirt mit allem möglichen Putz, der nur aufgekauft oder zusammengeborgt werden kann. Das theilnehmende Publikum drängt sich zu ihm heran, trommelt, bläst mit Hörnern und schreit: „Mögt ihr ewig leben! Gott segne euch! Mögt ihr graue Haare erleben!“ Ein Schmaus in seinem Hause bildet den Schluß der ganzen Feier.

Aus der Geschichte Bornus.

König Abu Bakr Linyata hatte am Ende des 14. Jahrhunderts seine Residenz aus Kanem weg nach Kagha in Bornu verlegt (s. S. 162), da die von Wadaï aus eindringenden Bulala ihn unaufhörlich drängten. Vom Jahre 1400 an folgte für das Reich eine schlimme Zeit. Bürgerkriege verheerten das Land, die Unterthanen wurden durch die feindlichen Parteien gemißhandelt, mehrere Könige fielen durch Mord, andere flohen besiegt und von den Ihren verlassen in die Einöden. Nach fast hundertjährigen Wirren endlich gelangten Könige auf den Thron, die mit kräftiger Hand dem Unheil steuerten und das Reich zu hohem Ansehn brachten.

Es glückte ums Jahr 1472 dem König Ali Ghadjideni, seinen Nebenbuhler zu erlegen und dessen Schaaren zu zerstreuen. Unmittelbar darauf begann er damit, das Uebel der Bürgerkriege bei der Wurzel anzufassen und auszurotten. Die Großen des Reichs waren bisher in fast unabhängiger Stellung; nur so weit es den Vasallen genehm war, gehorchten sie dem Fürsten und der Uebermuth trieb bald den, bald jenen, heimlich oder offen sich aufzulehnen. Ali brach ihre Macht und führte sie zur Dienstbarkeit zurück, der sie sich zu entwinden trachteten. Gleichzeitig gründete er dem Reiche auch äußerlich einen festen Mittelpunkt. Seit der Flucht aus Kanem hatte der Hof des Königs, Flüchtlingen gleich, nur in einem Zeltlager gehaust, das bald hier, bald dort errichtet ward, jenachdem es Vortheil oder Laune mit sich brachten. Ali gründete die feste Stadt Birni am Ufer des Komadugu Waube, vom jetzigen Kuka etwa drei Tagereisen nach Norwesten. Hier versammelte er sein Heer und dessen Obere und überwachte deren Treue. Nachdem er sich im Innern seines Reichs auf diese Weise gesichert und gekräftigt, wandte er sich gegen außen und seine Schaaren drangen siegreich bis zu den Ufern des großen Stroms im Westen, bis zum Niger. Der Thron von Birni war reich an Gold, dem Erzeugniß der westlichen Gebirge, während jetzt dies edle Metall in Bornu kaum dem Namen nach bekannt ist. Nur die hartnäckigen Gegner des Hauses der Sfaefu, die Bulala von Kanem, vermochte Ali nicht zu überwinden und überließ diese Aufgabe seinem Sohne und Nachfolger Edriß Katakarmabi (1504 — 1526) als wichtiges Vermächtniß.

Kaum hatte dieser den Leichnam seines Vaters der Erde übergeben, kaum seine Kräfte überschaut, so zog er auch bereits mit großer Zahl von Mann und Roß gen Kanem, schlug den Fürsten der Bulala, Dunama, und hatte den Triumph, in der alten Hauptstadt Ndjimie wieder einzuziehen, 122 Jahre nachher, nachdem seine Ahnen vertrieben worden waren. Freilich gelang es ihm nicht, daselbst seinen bleibenden Sitz zu nehmen. Ebenso entschieden besiegte Muhamed, des Edriß Nachfolger (1526 — 1545), die wieder aufsässigen Bulala.

Eine der glänzendsten Heldengestalten unter den Fürsten in Bornu ist Edriß Amssami oder Alaoma (1571 — 1603), ein König, gleich berühmt durch seinen kriegerischen Muth und seine Thatkraft wie durch seine Milde und Gerechtigkeit.

Ehe er selbst des Vaters Thron bestieg, verwaltete eine Zeit lang seine Mutter das Reich. Die Königin Aaischa Kel egh rarmaram, wahrscheinlich eine Berberin, ist für die Bewohner Bornus zum Ideal der Frauen geworden und wird noch jetzt nach fast 300 Jahren von ihnen als die „Königin der Frauen" gepriesen.

Das Erste, was Edriß that, war, daß er die Verbindungen mit der Küste befestigte. Von Tripoli aus brachten ihm seine Abgesandten große Züge Araberpferde, von dort aus verschaffte er sich eine namhafte Anzahl Musketen zu einer Zeit, in welcher in Europa selbst die Schießwaffen kaum Eingang gefunden hatten. Mit der verstärkten wohlgeübten Reiterei und seinen Musketieren unternahm er es, die verschiedenen Völkerschaften, welche in losem Zusammenhange das Bornureich bildeten, zu einem Ganzen zu verschmelzen und entschieden von den widerspenstigen Elementen zu säubern, um es so im Innern zu kräftigen. So griff er mit Uebermacht die Sso oder Sseu an, jene Ureinwohner Bornus, die sich früher den Herrschern so verderblich bewiesen (s. S. 162) und die bis zur Zeit noch mitten im Lande sich Unabhängigkeit erhalten hatten. Er nahm ihre stark befestigten Plätze am Komadugu mit Sturm, tödtete einen Theil der Mannschaft und verurtheilte die Uebrigen zur Sklaverei. Schrecken kam über die andern Stämme dieses Volkes und die Mehrzahl floh auf die Inseln im Tsad-See, wo sie sich entweder mit den dort wohnenden Budduma vermischten oder vielleicht die Vorfahren des unter letzterm Namen bekannten Volkes sind.

Aehnlich fiel die starke Festung Amssaka, die zwischen Gamerghu und Mandara liegt, durch die Hülfe der Feuerröhre und der mächtige Heidenstamm der Gamerghu ward unterworfen. Im Westen ward die Provinz Kano das Grenzgebiet des Reiches, die räuberischen Tuariks der Wüste wurden streng gezüchtigt und in der offenen Wüste zwischen der Stadt Tadssa und Aïr ihnen eine große Niederlage beigebracht. Besondere Aufmerksamkeit richtete Edriß auf die Verbindung seines Reiches mit dem Norden und unterwarf sich deshalb das Gebiet der Tibu, ja er residirte in Bilma selbst eine Zeit lang, um die Verhältnisse völlig zu ordnen. Er war es, der Sorge trug, daß auf dem Komadugu bei Jo stets eine Anzahl Boote als Fähren lagen und große Herden von Kameelen in den Grenzbezirken bereit gehalten wurden, um in kürzester Frist nach Norden vordringen zu können. Siegreich stritt er ferner gegen Mandara und gegen die Nghisim, welche letztern sein Reich durch räuberische Einfälle gestört. Er vernichtete ihre Festungen und verbreitete durch sein siegreiches Heer über die westlichen Völkerschaften solchen Schrecken, daß sich alle Nachbarn, selbst die Katagum, ihm unterwarfen. Da die vorhin erwähnten Bewohner der Tsad-Inseln, auf die Unzugänglichkeit ihrer Wohnorte vertrauend, die Umgebung des Sees unaufhörlich mit Raub und Mord bedrohten, ließ sie Edriß von den Kataku (Kotoko) durch beständige Angriffe auf Booten strafen und zwang sie dadurch, sich in die entlegensten Moräste des Tsad zu flüchten, zu denen selbst für die flachen Boote kein Zugang möglich ist. Gegen Kanem, diesen alten Sitz ewiger Unruhen, unternahm der sieggekrönte Fürst mehrere Züge mit Erfolg. Obschon der Feind bei seinem Nahen gewöhnlich sich schnell zurückzog und bei der geringsten Blöße, welche das

Bornu-Heer ihm gab, es angriff und es dadurch sehr ermüdete, so zwang Edriß doch den Fürsten der Bulala, Abd Allah, zu einem Friedensschluß. Höchst bezeichnend ist es für den Bildungszustand dieser Völker, daß hierbei, ums Jahr 1600, wo noch mancher Ritter und Herr in Europa seinen Schwertknopf anstatt der Unterschrift gebrauchte, die Friedensbedingungen schriftlich festgesetzt und in gleichlautenden Urkunden beiden Theilen eingehändigt wurden.

Trotz dieser vielen Kriege und fernen Unternehmungen förderte König Edriß, wie die Chronik von ihm meldet, „des Landes Wohlfahrt und der Städte Reichthum". Er war es vermuthlich, der statt der leichten Bauwerke aus Lehm und Rohr, die man bisher gehabt, Moscheen aus gebrannten Ziegelsteinen aufführen ließ. Er steht im Andenken seines Volkes noch heute da als ein Held, an dem jeder Zoll ein Mann, der kriegerische Energie mit Menschenfreundlichkeit und Milde, klare Einsicht mit Umsicht und Geduld, Strenge mit Religiosität und Frömmigkeit verband.

Edriß hinterließ seinen Nachfolgern ein Reich von außerordentlicher Stärke, groß im Umfange, innerlich gekräftigt, mit allen Keimen zum segensreichen Fortschritt. Aber, wie dies sich auch in der Geschichte anderer Staaten vielfach wiederholt, es waren die spätern Erben nicht gleicherweise Erben seines Geistes und seines Herzens. Weniger das Wohl des Ganzen ins Auge fassend, trachteten sie nur auf Verherrlichung und Pflege des lieben Ich und es bildete sich ein Hofstaat aus, der die Keime zum unrettbaren Fall des Reiches legte. Was dem Geist und Charakter an Größe und Stärke abging, suchten die spätern Herrscher allmälig durch Majestät ihrer persönlichen Erscheinung zu ersetzen. Der Kopf ward mit einem Turban von solcher Größe umwunden, daß er einer Trommel glich, der Körper, wenn er nicht bereits durch träge Ruhe und Uebermaß der Speise zum Fettklumpen sich umgebildet hatte, ward durch zahllose wattirte Kleider zu einer Kugel umgestaltet. Des Gesichtes untern Theil bedeckte das Berbertuch, so daß von der ganzen Majestät kaum mehr als die Augen sichtbar blieb. Ein hohes Gitterwerk schied das Volk selbst bei den öffentlichen Sitzungen von dem ausgestopften Herrscher, dessen Hofgesinde sich zu gleichen Vogelscheuchen aufputzte. Trompetenbläser mit langen hölzernen Frumfrums standen zu des Sultans Seite und verkündeten es der Menge, wenn der Erlauchte sprechen wollte. Laut zu sprechen war aber nicht der Würde angemessen und nur ein geisterhaftes Lispeln ließ sich aus dem Käfig hören. Vierzig Vornehme bildeten die nächststehenden Leibwachen, zwölf höchste Aemter, den Marschällen oder Ministern ähnlich, hatten die Verwaltung in den Händen und saugten des Landes bestes Mark aus, um es in Ueppigkeit und Wollust zu vergeuden. Der Uebermuth erstreckte sich wie eine schlimme Krankheit bis herab zum Hüter, der, in ein Dutzend seidene Toben eingehüllt, mit ungeheurem vergoldetem Kugelstab gleich einem Tamburmajor an des Palastes Pforte stand. In gleichem Grade wie der Hof in Ueppigkeit und Weichlichkeit versank und sich durch Uebermaß in äußerem Pomp in des Volkes Augen erniedrigte, in gleichem Maße lockerte sich das Band, welches die Unterthanen an den Herrscher knüpfte und das die Provinzen des großen Reichs zusammenhielt. Die Für-

sten zehrten von den Erinnerungen an ihre heldenhaften Ahnherrn und hielten es im Bewußtsein ihrer eignen Erhabenheit am Ende sogar unter ihrer Würde, selbst das Schwert zu führen, wenn der Feind dem Reiche drohte. Die Zauberformeln an den Speeren ihrer Leibgarde, nicht das geschliffene Eisen, sollten für sie kämpfen.

Zwei Jahrhunderte hindurch war der stolze Bau, den Edriß aufgerichtet hatte, noch stehen geblieben, da kein Feind vorhanden war, der bedeutend genug gewesen, um ihn zu stürzen, alle Fugen waren aber längst gelockert und es bedurfte nur des Zusammentreffens einiger Verhältnisse, wie solche am Anfang dieses Jahrhunderts eintraten, um das Reich in Trümmer zu zerschlagen. Ein unglücklicher Feldzug gegen das felsige Mandara hatte am Ende des 18. Jahrhunderts den Kern des Bornu-Heeres vernichtet, eine Pest in kurzer Zeit darauf das Land entvölkert und mit Schrecken angefüllt, da erhoben sich die Fellata, ein bis dahin unbekannter Feind.

Die Geschichte des Volks der Fulbe oder Fellata verliert sich in unerklärliches Dunkel. Am untern Senegal hatte es sein Gebiet, doch lassen mancherlei Gründe vermuthen, daß es in noch frühern Zeiten von Osten her hier eingewandert sei. Schmächtig und mittelgroß von Körperbau, röthlich oder gelbbraun von Hautfärbung, zart im Gliederbau, dabei aber geistig den Negervölkern weit überlegen, bilden die Fellata ein eigenthümliches Element im Völkerleben Innerafrikas. Dabei zeichnen sie sich durch Mäßigkeit in Speise und Trank, sowie durch Reinlichkeit in ihrer Kleidung sehr vortheilhaft aus. Eigenthümliche Kasteneintheilungen innerhalb ihres Stammes erinnern lebhaft an Aegypter und Hindu; gewisse Familien waren Tischler, andere Weber, Schuster, Schneider, Sänger, die untersten Bettler. Ganz allmälig breiteten sich die Fellata von Westen nach Osten aus, siedelten sich innerhalb der Negerreiche an, anfänglich als demüthige, bescheidene Fremdlinge, erlangten aber bald durch ihre geistige Ueberlegenheit dort Ansehn und stellenweise ein solches Uebergewicht, daß sie den Argwohn der Herrscher erregten und Unterdrückungsversuche gegen sie gemacht wurden. Jede ihrer Abtheilungen verfolgte aber noch ihr eignes Interesse, kein gemeinschaftliches Band verknüpfte sie enger, und so waren sie selbst trotz ihrer Ueberlegenheit den zerrütteten Negerstaaten bis zum Anfang des jetzigen Jahrhunderts noch nicht eigentlich ernstlicher gefährlich geworden.

Um diese Zeit war Othman der Vorsteher (Imam) der Fellata im Dorfe Daghel unweit des heutigen Wurnu. Baua, der Herrscher von Gober, forderte ihn, sowie die benachbarten Häupter der Fellata vor seinen Thron und tadelte sie ernst wegen der Ansprüche, welche sie mehrfach zum Nachtheil der Unterthanen Baua's erhoben. Othman ergrimmte, daß Baua, ein Heide, sich überhebe, ihn, einen Gläubigen, einen Auserwählten, zu strafen. Religiöse Begeisterung ging mit dem äußern Vortheil Hand in Hand und Othman ward zum Propheten seines Stammes. Mit hinreißender Beredtsamkeit versammelte er, ein Reformator der Lehre Muhamed's, die Seinen um sich. Fortgerissen zu heiligem Wahn vergaßen sie die kleinlichen Interessen, welche sie bisher getrennt, und eiferten für des Propheten Sache. Othman lehrte ihnen Schlachtgesänge voll Erhabenheit und

Tiefe. Mit seiner anfangs kleinen, aber begeisterten Schaar griff er hierauf die Unterdrücker an, — er ward geschlagen, aber mit dem Unglück wuchs der Muth. Gleich einem Feuer verbreitete sich der religiöse Aufschwung, den er gegeben, durch alle Negerstaaten, sämmtliche Fellata erhoben sich! Es war das Zauberwort gefunden, das sie einigte. Othman's Schaar schwoll an wie ein Strom zur Regenzeit, er siegte über seine Feinde. Man erwählte ihn zum Scheikh, sein eigener Bruder, obschon älter an Jahren, war der Erste, der ihm huldigte. Sein kriegerischer Sohn, der spätere Sultan Bello, unterstützte ihn, und so unterwarfen sich die Fellata in wenig Jahren die ganzen Staaten im Westen Bornus und bedrohten selbst dieses Reich, dessen Bewohner sie wegen ihrer altmuhamedanischen Gebräuche mit den Heiden auf gleiche Stufe stellten.

In Bornu selbst waren seit langem zahlreiche Fellata ansässig. Sowie dem Reiche durch Othman's Heer in den Grenzprovinzen Schaden zugefügt ward, erhob sich des Sultans Ahmed von Bornu Zorn gegen die Fellata im eignen Lande; sie sollten büßen, was ihre Stammgenossen sündigten. Dadurch zwang man sie zur Nothwehr. Sie sammelten sich bei Gudscheba und schlugen in verzweifeltem Widerstande die Heerschaaren zurück, welche der Sultan gegen sie sandte. Bald aber gingen sie von der bloßen Vertheidigung zum Angriff über, verfolgten die fliehenden Truppen und schlugen ein neues Heer Bornuaner in der Nähe von Birni. Entsetzen kam über den Sultan und seine dickleibigen Hofherren. In möglichster Hast packte man Reichskleinodien und Garderobe zusammen, und eben als der hocherlauchte Herr mit allem seinem Pomp und dem ganzen Zopfceremoniel der zwölf Hofämter zum Ostthore seiner Residenz eiligst hinauszog, drangen die Fellata siegreich zum Westthore herein und ließen sich in der Hauptstadt des Reichs nieder. Dies geschah im Jahre 1809. Sultan Ahmed und seine Marschälle waren nach Kuraua geflohen und saßen feierlich zu Rath, was gegen ein solches Verfahren der Aufrührer zu thun sei. Trotz ihrer riesigen Turbane und theuren Amulete fanden sie aber kein Mittel gegen das Uebel, und mit dem Bornureiche würde es wahrscheinlich vorbei gewesen sein, wenn nicht ein eingewanderter Mann aus Fessan sich dazwischen gelegt hätte.

Dieser Mann war der Faki Muhamed el Amin el Kanemi, ein ebenbürtiger Gegner Othman's und seines kriegskundigen Sohnes Bello. Mehrfache Reisen, die er als Kaufmann gemacht, hatten ihm ausgebreitete Weltkenntniß verschafft, dazu war er ein strenggläubiger Moslem und sehr gelehrt in den heiligen Büchern. Er besaß neben seiner Rechtlichkeit kühnen Muth und unverzagten kräftigen Willen. Mit den Kanembu war er vielfach in Berührung gekommen und hatte sich mit ihnen aufs innigste befreundet, in seiner Umgebung ward er allgemein geliebt und geehrt. Er hatte die Tochter des Herrn von Ngala, damals einer angesehenen Stadt südlich am Tsad, kennen gelernt und sie zum Weibe erhalten. Gern hätte er mit derselben sich nach seiner Heimat in Fessan begeben, aber der Vater verwehrte ihm dies und des innigst geliebten Weibes wegen entschloß er sich in Ngala zu bleiben und hier seine Hütte zu bauen. Da drangen die Fellata von Westen her vor und bedrohten den Ort, — der Sultan war rathlos, Jeder

nur auf sich verwiesen, die Augen des Volkes richteten sich auf Kanemi, er stand auf als Führer zum Streit. Auch er wußte, wie Othman, die Seinen zu religiöser Begeisterung zu entflammen, ihm war die Zaubermacht des Glaubens bekannt, wunderbare Geschichten verbreiteten sich im Volk über seine geheimnißvolle Macht. Seine Gebete machten die Schwerter der Feinde schartig, die Pfeile der Fellata waren im Köcher zerbrochen gefunden worden und ihre Bogensehnen während der Nacht zerschnitten. Nur ein kleines Häufchen sammelte sich zunächst um Kanemi: fünf Reiter und 200 Speerträger zu Fuß, alle aber entschlossene Leute und in ihrer Treue erprobt. Große Heiterkeit erzeugte es den Fellata, als sie, trunken vom Uebermaße der Siege, die winzige Schaar anrücken sahen, fünf Reiter gegen ein Heer! Bald aber wurden sie ernst, denn Kanemi schlug ihre zerstreuten Abtheilungen, so wie sie sich zeigten. Er scheute die Uebermacht nicht und ersetzte durch Ausdauer und Muth, was an Zahl abging. Kaum hatte er aber die bisher Unüberwindlichen geschlagen, so war auch der Zauber gebrochen, der alles Volk lähmte. Die Männer griffen nach Bogen und Speeren, zu Fuß und zu Roß eilte man nach Kanemi und rief ihn zum Scheikh aus. Bald standen 200 begeisterte Reiter an seiner Seite und 2000 Mann zu Fuß begrüßten ihn kampfesmuthig mit geschwungenem Speere und dem Klange der Schilde. Bei Ngornu traf er auf das Gesammtheer des Feindes und überwand es nach blutigem Kampfe. Vierzig Schlachten hatte er in zehn Monaten siegreich bestanden und ward von allem Volke in Bornu als der Erretter des Vaterlandes, der Held Gottes gefeiert.

Der östliche Theil Bornus war frei vom Feinde, im westlichen Gebiete saß aber der Sultan Ahmed noch mitten unter den Fellata. Kanemi zog sich nach seinen Triumphen zurück zu seiner Familie in Ngala, um die Früchte des Friedens zu genießen, da sandte der Sultan zu ihm und ließ ihn auffordern, daß er sich an die Spitze des Heeres von Bornu stelle und ihm auch im westlichen Theile gegen die Feinde helfe. Der Faki folgte dem Rufe und seine begeisterten Schaaren zogen aufs neue gegen die Fellata. Birni ward nach blutigem Kampfe ihnen wieder entrissen, aber der Sultan genoß nicht lange den Triumph, in seiner alten Residenz wieder Hof zu halten, er starb schon im Jahre 1810.

Dunama, der Sohn Ahmed's, ward Sultan. Er verschmähte es, mit dem fremden Manne, dem Faki Kanemi, weiter zu unterhandeln, dieser hatte seine Schuldigkeit gethan und konnte gehen. Die Hauptstadt war frei, die Hauptleute voll Muth, denn der Feind war geschlagen. Dunama sammelte ein Heer und stellte sich selbst an die Spitze, seine Lanzenträger mit den Talismantäschchen ihm zur Seite. Man traf auf die Fellata, die durch die vorhergegangenen Kämpfe gegen Kanemi geschwächt waren, und — schlug sie. Die Hofpartei jubelte, der alte Siegesgott des Edriß schien zurückgekehrt, der schwankende Thron wieder befestigt! Da erhielten die Fellata neuen bedeutenden Zuzug von ihren Brüdern in Katagum, griffen das noch jubelnde Heer Dunama's an, schlugen es in die Flucht, erstürmten die Hauptstadt Birni von neuem und gaben sie den Flammen preis. Der Sultan floh mit seinem Hofgesinde im Lande hin und her wie ein gescheuchtes Wild, jeden Augenblick einen neuen Angriff der Feinde fürchtend.

Einige Wochen ſchlug er ſeine Zelte bei Madje in der Nähe von Fatoghana, dann wieder bei Aſſegga auf. Kurz darauf zog er aber geängſtigt weiter nach Munghano, bis er endlich Berberua in der Nähe des Tſad zu ſeinem Wohnplatz erwählte. Hier war er unweit des Faki Kanemi, der ruhig ſeiner Beſchäftigung lebte. Jetzt endlich, da ſich dem Sultan nirgends eine andere Rettung bot, da er und ſeine Barone kein Plätzchen fanden, wo ſie ihr Haupt, trotz ihrer dicken Turbane, ruhig hinlegen konnten, jetzt entſchloß man ſich, obſchon mit großem Widerwillen, den frühern Retter wieder aufzuſuchen. Man trat mit Kanemi in neue Unterhandlungen. Er ſeinerſeits zog aber nun auch aus der Noth des Sultans ſo viel Nutzen als möglich. Er war nicht willens, Leib und Leben, Hab und Gut abermals für einen Herrſcher aufs Spiel zu ſetzen, den er ſeiner Schwäche wegen verachten, ſeines Stolzes und Undankes wegen haſſen mußte. Die Hälfte aller Einkünfte derjenigen Provinzen verlangte er, welche er dem Feinde entreißen würde. Der Sultan machte ein ſaueres Geſicht zu der ſchlimmen Forderung, es blieb ihm aber nichts übrig als darauf einzugehen. So brach denn Kanemi abermals gegen die Fellata auf und trieb ſie mit ſeinen Speerträgern und Bogenſchützen zu Paaren, ſäuberte das Land vom Feinde und ſchlug dann ſeinen Sitz in Ngornu auf, „der geſegneten Stadt" am Ufer des Tſad-Sees, unweit von dem Hofhalt des Sultans. Kanembu und Tibu, die ehedem gemißhandelten Völker, ſtrömten ihm zu, er erſchien Allen der wahre Herrſcher des Landes. Dunama und ſeine altadligen Edelherren biſſen ſich in die Lippen vor Aerger, machten ihre Turbane dicker und dicker, zogen einige ſeidene Toben mehr an als bisher, um ſo das politiſche Gleichgewicht herzuſtellen, — es wollte aber nicht helfen. Da ſannen ſie unter einander auf Rath, was wol zu thun ſei. „Er iſt ein Verräther, Kanemi ſtrebt nach dem Throne!" ſagten die Herren zu Dunama. Dieſer glaubte es ſelbſt, wußte aber wenig dagegen zu thun. „Fordere ihn vor deinen Thron, verhöre und richte ihn dann!" drängte man den Sultan weiter. Er fühlte ſich geſchmeichelt als Fürſt und ſandte an Kanemi Boten mit der feierlichen Ladung. Der Scheikh, ſo ließ er ſich nennen, ein zweiter Götz von Berlichingen gegenüber einem Reichsheer, lächelte über den plumpen Verſuch, zu deſſen Durchführung ganz andere Hände erforderlich waren als die des Sultans und ſeiner entnervten Geſellen. Er warf ſich aufs Pferd und ritt, ohne einen einzigen Begleiter mitzunehmen, zum König. Dieſe ſichere Ruhe brachte den weiſen Rath außer aller Faſſung. Im Rücken Kanemi's waren die Hofſchranzen zwar geſchäftig und kühn genug geweſen, auf ihn zu ſchmähen und ihn aller möglichen Verbrechen zu beſchuldigen, als er aber mit klarem Auge vor ihnen ſtand, er, den das ganze Volk für einen Heiligen hielt, der die Heere der Feinde geſchlagen, der gewohnt war, mit ſeinem Blicke die Schaaren der Krieger zu lenken, und der dem Sultan, dem Irrenden, Hülfloſen, das Reich erſt wiedergegeben, als er ſo vor ihnen ſtand, da waren die Richter in größerer Verlegenheit als der Verklagte. Niemand wagte ſich ernſtlich an ihn, Keiner hatte die Kühnheit, Gewaltmittel gegen ihn vorzuſchlagen. Es ward Kanemi nicht ſchwer, ſich zu verantworten, und im Triumph zog er nach Ngornu zurück, vom Volke noch mehr gefeiert. Der geiſtige Sieg über die ränkeſüchtige Partei des Sultans erhöhte ihn

in den Augen des Landes mehr noch als eine glänzende Waffenthat. Kanemi wußte aber, wessen er sich vom Sultan zu versehen hatte, es galt einem von ihnen beiden. Zwei Herren konnte das Land auf die Länge der Zeit nicht dienen, deshalb war er auf seiner Hut und beschloß bei passender Gelegenheit entscheidend zu handeln. Dunama führte die Entscheidung selbst in kurzem herbei. Auch er und die Seinen fühlten, daß es nicht lange so bleiben könnte, daß ihr Stern in gleichem Grade verlösche, wie Kanemi's Sonne an Glanz zunahm. Er faßte deshalb den wohlerwogenen Plan, durch eine Verlegung seiner Residenz dem Scheikh den Vortheil abzugewinnen. Kanemi erhielt einen großen Theil seines Uebergewichts durch den Verkehr mit seiner Heimat Fessan und Tripoli mittelst der Karawanen. Nun beschloß Dunama seinen Sitz zu nehmen in Wudi, einer Stadt an der Nordwestecke des Sees. Hier mußte jede Karawane, welche ankam oder abging, hindurch, von hier aus konnte er den Scheikh abschneiden von den Kanembu und von seiner Heimat und deren Vortheilen. Durch eine weitere Trennung der beiden, jetzt nahe beisammen liegenden Residenzen wollte er auch seinen Unterthanen Gelegenheit geben, sich nach ihrer Gesinnung zu sondern und diejenigen, welche dem alten Glanz des angestammten Herrschergeschlechts der Sfaefu anhingen, trennen von denen, die sich dem neuen Emporkömmling zuwendeten. Dunama brach deshalb in feierlichem Zuge auf von Berberua; seine Barone und sein Harem begleiteten ihn. Gen Wudi, wo ehedem schon mehrere seiner Vorfahren Hof gehalten, richtete sich die Karawane, bereits frohlockend darüber, daß man endlich einen Ausweg gefunden, um dem verhaßten Nebenbuhler den Vortheil abzugewinnen. Allein ihre Rechnung war ohne den Wirth gemacht. Der Scheikh erkannte ebenso hell wie sie selbst die Lage der Dinge und sah, wie man sich bemühte ihn zu beengen, überflüssig zu machen, um ihn schließlich wieder abzuschütteln, wie es früher zu Ahmed's Zeiten geschehen. Ihn rettete sein energischer Wille und seine kühne Entschlossenheit, sowie die unbedingte Ergebenheit seiner Krieger. Seine Reiter verlegten dem Sultan den Weg und belehrten ihn dringend: es sei nach Wudi für ihn die Straße nicht gangbar; nur Berberua, das freundliche, sonnenhelle, sei die geeignete, einzig mögliche Residenz für den Erlauchten, die Wüstenluft, welche nach Wudi hereinwehe, möge ihm schaden. Gegen die Reiter des Scheikhs halfen die Amulete des Sultans nicht, gegen ihre Speere schienen die seidenen Toben nicht dick genug. Der Hof machte kehrt und langte nach kurzer Fahrt wieder in Berberua an. „Verrath!" schrie der Sultan. „Verrath und Majestätsverbrechen!" schrieen noch mehr seine Schranzen. „Tod dem Frevler, der sich erfrecht, dem Herrscher des Landes den Weg zu verlegen! Tod seinen frechen Dienern!" Da erschienen die Reiter des Scheikhs von neuem und unterbrachen die deklamatorischen Ergüsse. „Im Namen des Scheikhs ist der bisherige Sultan Dunama verhaftet, angeklagt des Hochverraths selbst und als unwürdig seines Amtes entsetzt. So spricht Allah durch den Mund seines Lehrers!" Muhamed, Dunama's Onkel, ein Bruder des verstorbenen Sultans Ahmed, ward zum Nachfolger bestimmt. Das Volk jauchzte dem neuen Herrscher zu, wie es bei theatralischen Vorstellungen zu jauchzen pflegt, und fand Unterhaltung daran.

Muhamed, der neue Sultan, täuschte sich aber über Eins. Er lebte der Meinung, daß er zum Herrscher gewählt sei, weil das königliche Blut der Sfaefu in seinen Adern rolle. Sein erstes Werk war daher, sich eine neue Residenz zu gründen, Birni Djedid, eine Stunde Wegs von Ngornu, und daß er die Regierung des Landes in die Hand zu nehmen versuchte. Er war nicht geneigt, die bloße Puppe zu spielen, welche der Scheikh zum Vergnügen des Volkes anputzen ließ und auf den Thron setzte, und begehrte auch die Macht eines Fürsten zu haben. Da setzte ihn der Scheikh schon nach wenigen Tagen als untauglich ab und berief den verabschiedeten Dunama wieder auf den Thron, der nun auch durch die erhaltene Lehre sich klar geworden war, wer eigentlich Herr sei im Lande, und sich begnügen lernte mit dem Glanz seiner seidenen Toben, den vergoldeten Stöcken seiner Diener und dem Schall der weithintönenden Frumfrums.

So war ums Jahr 1814 der Scheikh el Kanemi eigentlich Herr in Bornu und ließ, um die alten Gewohnheiten zu respektiren, den angeputzten König zum Scheine den Thron einnehmen. Für sich und die Seinen gründete er nun aber auch eine Residenz in der Nähe des Tsad, wo die Straße nach Fessan und Kanem führt. Dort stand ein alter Affenbrodbaum, Kuka in der Sprache des Landes geheißen. Er war das Symbol der alten Königsmacht. Dick war der Stamm, aber vom Alter hohl und von Würmern zerfressen, kahl die ausgestreckten Aeste und mit Früchten an langen Stielen behangen, als seien es Amulete zum Schutz gegen fremden Zauber. Ihn hieb der Scheikh nieder, baute an der Stelle seinen Palast und nannte die Stadt, die ringsum entstand, Kuka oder Kukaua.

Die Fellata hatte der Scheikh zwar aus dem Lande getrieben, aber ein anderer Feind im Osten war aufgestanden und machte ihm weit mehr zu schaffen. Der Fürst von Baghirmi, Othman Burgomanda, bisher ein tributpflichtiger Vasall Bornus, stand gegen seinen Herrn auf, verweigerte dem Scheikh Anerkennung und Gehorsam und machte räuberische Einfälle in sein Gebiet. Nicht stark genug, um gleichzeitig die Grenzen des Reiches nach allen Seiten gegen die drohenden Feinde zu decken, rief der Scheikh den Fürsten Abd el Kerim Sfabun von Wadaï gegen Baghirmi zu Hülfe. Dieser erschien, überfiel Masena, die Hauptstadt Baghirmis, plünderte sie vollständig aus, führte eine große Anzahl des Volkes als Sklaven hinweg, war aber nicht willens, die Trauben für Andere zu pflücken, sondern machte einen Vertrag mit Burgomanda, nach welchem Baghirmi von nun an Wadaï unterthan sein und unter dessen Schutz stehen solle. Jetzt blieb Kanemi nichts Anderes übrig, als mit dem Herrscher in Fessan einen Vertrag abzuschließen und diesen um seinen Beistand zu bitten. Er erschien mit einem ansehnlichen Heere, vereinigte sich mit dem Scheikh, und beide verheerten Baghirmi samnt Masena, der Hauptstadt, in welcher der Scheikh sogar einige Tage sein Lager aufschlug. Der Fürst Othman Burgomanda und sein Volk hatten sich aber jenseits des hochflutenden Schari in einem überaus festen Lager verschanzt, und deshalb richteten die Verbündeten nichts weiter aus, als daß sie großen Raub an Gut und Menschen hinwegführten. Von den Gefangenen, die der Herrscher von Fessan mit durch die Wüste schleppte, stammten die zahllosen Gebeine, über

die sich Denham und seine Gefährten bei ihrer Reise nach Kuka entsetzten und die noch jetzt massenhaft die Brunnen umlagern. Nicht lange danach, so brach der Fürst von Baghirmi mit seinem Heere in Bornu ein. Es kam zu mehreren höchst blutigen Treffen. In einem derselben verlor der Scheikh seinen erstgebornen und am meisten von ihm geliebten Sohn; in einem andern fiel Sultan Dunama sammt seiner Leibgarde dicht am Thore der Stadt Ngala. Erst als Denham dem Scheikh Kartätschenbüchsen für die zwei vorhandenen Kanonen hatte anfertigen lassen, der Zimmermann Hillmann die Gestelle zu den Röhren gearbeitet und die Mannschaft zur Bedienung der Geschütze eingeübt war, gelang es dem Scheikh, sich Ruhe vor den unermüdlichen Drängern zu verschaffen. Beim ersten ungestümen Angriff des Heeres von Baghirmi auf die Schlachtordnung des Scheikhs entblößte letztere plötzlich die versteckte Batterie und die donnernden Geschütze rissen furchtbare Lücken in die dichtgedrängten Schaaren der entsetzten Feinde, während die Reiterei, die Verwirrung benutzend, mit Erfolg einhieb. Dies geschah am 24. März des Jahres 1824. Weniger glücklich war der Scheikh gegen den gleich tüchtigen Sultan Bello, den Führer der Fellata. In Bautschi erlitt er eine solche Niederlage, daß er selbst mit genauer Noth mit dem Leben davonkam. Im Jahr 1835 starb er und bestimmte, daß von seinen vielen Söhnen Omar ihm als Herrscher folgen sollte. Würde dieser sterben, ohne erwachsene Söhne zu haben, so sollte Abd e Rahman der Nachfolger sein, an dessen Stelle in ähnlichem Falle aber Yussuf.

Dem im Jahre 1818 gefallenen Sultan Dunama war dessen Sohn Ibrahim gefolgt und residirte in der bisherigen Weise in Neu-Birni wie sein Vater als Schein-Sultan.

Omar, der Sohn Kanemi's, hatte das Streben, seinem Lande Ruhe und Frieden zu verschaffen. Da seine Mutter aus dem Lande der Baghirmi stammte, so kam er mit letzterem Volke bald in gutes Einverständniß. Ebenso schloß er Frieden mit den Fellata im Westen, nachdem er bei einem Kriegsunternehmen gegen sie wenig glücklich gewesen war. Mehr machte ihm der Ungehorsam der eignen Statthalter in den entfernten Provinzen zu schaffen, am meisten der unruhige und hochmüthige Ibram von Sinder, der nicht nur den Frieden verwarf, sondern sogar die benachtbarten Statthalter aufforderte, ihm zu gehorchen und sich mit ihm zu Raubeinfällen in den Nachbarstaat zu verbinden. Scheikh Omar sandte 1846 seinen Bruder Abd e Rahman mit dem gesammten Heere von Bornu nach jenem weit entlegenen Gebiet, ohne den Verrath zu ahnen, der in seiner Nähe lauerte. Kaum war nämlich das Heer abgezogen, so machte die Partei des alten Sultanhauses der Sfaefu einen letzten verzweifelten Versuch zur Herstellung ihrer frühern Macht. Die vornehmsten Höflinge forderten brieflich Muhamed Sfaleb, Sultan von Wadaï, auf, sich der alten Herrscher gegen den neuen Scheikh anzunehmen, und Wadaï benutzte voll Kriegslust die günstige Gelegenheit zu einem beuteverheißenden Handstreich. Er erschien bereits bei Kussuri im März 1846 mit einem mächtigen Heere, als sich Scheikh Omar mit einer Handvoll Leute, die er in der Eile zusammengerafft hatte, ihm entgegenwarf, um ihm den Uebergang über den Fluß streitig zu machen. Durch Verrath gelang dem Feinde das Letztere. In wildem

Gemetzel fiel das Häufchen des Scheikhs bis auf Wenige. Tirab, der treue Minister des Kanemi, blieb auf dem Schlachtfelde, Ali, der tapfere Bruder Omar's, ward gefangen, die beiden Kanonen geriethen in Feindes Hand. Scheikh Omar floh. Ehe er aber seine Hauptstadt Kuka preisgab und sich nach den entferntern westlichen Provinzen zurückzog, ließ er Ibrahim hinrichten. Er hatte ihn bei der ersten Kunde vom Nahen Wadaïs festnehmen lassen.

Muhamed Sfaleb rückte bis Ngornu vor, setzte Ibrahim's Sohn Ali zum Sultan ein und plünderte vierzig Tage lang ringsum das Land aus. Bei dieser Gelegenheit ward auch Kuka völlig geplündert, verbrannt und zerstört. Als aber das Bornuheer unter Abd e Rahman in Eilmärschen herbeizog und Muhamed einsah, daß er bei der Schwäche der Partei, welche zum Sultan Ali stand, sich nicht würde halten können, dachte er an einen sichern Rückzug, bevor ihm der Arre und der Schary denselben zur Regenzeit unmöglich machten. Er belohnte also Verrath mit Verrath, sandte die Briefe der Hofleute an Omar und ließ diesem sagen, daß er durchaus nur in sein Land gekommen sei, weil ihn der Sultan und die Seinen dazu aufgefordert hätten, dann zog er zurück und überließ den jungen Fürsten Ali seinem Schicksal.

Dieser schien etwas vom Geiste seiner Anherrn in sich zu fühlen, denn er stellte sich kühn an die Spitze seines kleinen Heeres und kämpfte mit Scheikh Omar in offener Feldschlacht. Der erste offene Kampf des alten Herrscherhauses von Bornu mit dem neuen war auch der letzte. Ali fiel, seine Anhänger mit ihm. Die Residenz des Hauses der Sfaefu Neu-Birni ward zerstört. Omar hatte den Sohn des hochverdienten Tirab, den Hadschi Beschir, mit der Zerstörung des Ortes beauftragt. Er ward ein reicher Mann dabei und Wesir des Sultans, sein allmächtiger Günstling. Er baute mit Scheikh Omar das zerstörte Kuka wieder auf, die westliche Stadt für das gemeine Volk, die östliche für die Großen des Hofes.

Noch einige kleinere Kriegszüge mußte Scheikh Omar unternehmen, um aufständische Städte zur Ruhe zu bringen, dann genoß das Reich eine geraume Zeit hindurch des tiefsten Friedens, bis durch den eignen Bruder des Scheikhs, den bereits genannten Abd e Rahman, jene Unruhen erregt wurden, die kurz vor Dr. Vogel's Ankunft in Kuka ausgebrochen waren und einen Thronwechsel zur Folge gehabt hatten. Scheikh Omar war nämlich ein sehr friedliebender, wenig energischer Mann, der sich am liebsten in stiller Zurückgezogenheit religiösen Betrachtungen widmete. In Folge dieser Schwäche ward der nördliche Theil Bornus sowie Kanem durch die raublustigen Schaaren der Tuariks völlig verheert, mehrere Städte gänzlich ausgeplündert und zerstört, andere zu einem schimpflichen Tribut an diese Freibeuter gezwungen. Den größten Einfluß auf den Scheikh hatte sein Wesir Hadschi Beschir, ein zwar gelehrter und intelligenter Mann, der sich besonders des Dr. Barth bei dessen Anwesenheit in Bornu sehr warm annahm, der aber einerseits habsüchtig war und sich zur Befriedigung dieser sowie anderer Leidenschaften vielerlei Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen ließ, andererseits aber auch der nöthigen Willenskraft und des erforderlichen Muthes entbehrte. Der schlimmste Feind des Wesirs war Abd e Rahman, ein

wilder, gewaltthätiger Mann, der in mehreren Kriegszügen das Heer angeführt hatte und deshalb bei demselben beliebt war. Seine Lieblingsbeschäftigung in Friedenszeiten war, sich mit seinen Sklaven herumzubalgen und gemeine Späße mit ihnen zu treiben, und über seinen Charakter erhalten wir einen Fingerzeig dadurch, daß er Dr. Barth, als dieser ihm seine Aufwartung machte, um Gift ersuchte, das er natürlich nicht erhielt. Er wollte sich wahrscheinlich desselben bedienen, um den ihm verhaßten Wesir aus dem Wege zu räumen, gegen den mehrfach Mordanschläge versucht worden waren. Eine Zeit lang schien die feindliche Stimmung zwischen den beiden Großen des Reichs dadurch geschlichtet, daß der Wesir, der sich eine förmliche ethnographische Sammlung von Schönheiten aus allen Völkerschaften, auch von Cirkassierinnen, in seinem Harem angelegt hatte, die Tochter Abd e Rahman's heirathete, nicht lange darauf brach aber der gegenseitige Groll in offene Fehde aus. Abd e Rahman verließ mit seinen bewaffneten Sklaven Kuka und zog sich nach Gudscheba mit offener Kriegserklärung zurück. Der Wesir folgte ihm, begleitet von einer Anzahl Hauptleute und ihren Truppen, und forderte Abd e Rahman auf, den Ort zu verlassen. Dieser erklärte sich bereit dazu, sobald der Wesir ihm auf den Koran zuschwören würde, ihm nichts Uebles zuzufügen. Hadschi Beschir verweigerte diesen Eid und ließ durch seine Leute den Teich streng bewachen, aus welchem die feindlichen Sklaven ihr Wasser beziehen mußten. Es kam zwischen beiden Theilen zu einem leichten Scharmützel, bei welchem aber des Wesirs Krieger sich weigerten, gegen ihren frühern Feldherrn Abd e Rahman zu kämpfen, und verrätherisch zu letzterem übergingen. Der Wesir verlor vollständig den Muth, eilte nach Kuka zurück und anstatt ein neues Heer gegen seinen Feind zu sammeln, packte er den größten Theil seiner Kostbarkeiten auf sieben Kameele und versuchte nach Wadaï zu entfliehen. Es war im November 1853. Abd e Rahman hatte sich in größter Schnelligkeit nach Kuka begeben, und es fiel ihm nicht schwer, seinen Bruder zum Abdanken zu bewegen. Das Haus Hadschi Beschir's wurde hierauf der Plünderung preisgegeben, und unter andern Schätzen, die dieser nicht hatte mit fortnehmen können, fand man 3000 Burnusse und 40,000 Dollars. Die angeschwollenen Fluten des Schari hielten den fliehenden Wesir auf, die an der Grenze wohnenden Schua verweigerten es, ihn durchzulassen, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als den Boten zu folgen, welche Abd e Rahman ihm nachgesandt hatte, mit der Zusicherung, daß ihm freies Geleit gestattet werden sollte. Kaum war er aber in Kuka angekommen, als er festgenommen, vor ein besonderes Gericht gestellt und angeblich wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt ward. Die 130 Kinder, welche der Wesir hinterließ (80 Söhne und 50 Töchter) beweinten weniger ihren Vater als den Verlust des großen Vermögens, das der neue Scheikh für sein eignes Bestes einzog. Nach seiner Hinrichtung wies Abd e Rahman seinem Bruder Omar des Wesirs Wohnung zum Aufenthalt an und übernahm die Regierung des Landes.

VII.

Dr. Vogel's Ausflüge am Südufer des Tsad-Sees.

Ausflug nach Ngornu. — Gherret-Akazie. — Bodenbeschaffenheit. — Senkungen. — Das Wasser des Tsad. — Das kleinste Leben am Tsad. — Sumpfgewächse. — Der Schari. — Wälder am Tsad. — Thierleben am Tsad. — Dr. Vogel auf der Büffeljagd. — Plagen des Sudan. — Die Inseln im Tsad. — Die Budduma. — Die Sugurti. — Viehzucht und Ackerbau.

Bei dem rohen, gewaltthätigen Charakter des Scheikhs Abd e Rahman konnte derselbe durchaus nicht den Zweck von Dr. Vogel's Reise fassen. Das Sammeln von Pflanzen, Steinproben und Vogelbälgen erschien ihm nur als Deckmantel, unter welchem andere politische Pläne verborgen würden. Sein Argwohn stieg noch viel mehr, als er erfuhr, die beiden englischen Begleiter Vogel's seien wirkliche Soldaten, Krieger von Profession.

Obschon er deshalb Vogel auf die glänzendste Weise mit militärischem Schaugepränge empfangen hatte und ihn fortwährend mit Lebensmitteln reichlich versorgte, legte er den Reiseplänen desselben doch alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg und schlug ihm einen Zug nach Mora und nach Südwesten geradezu ab. Vogel

war deshalb gezwungen, vorläufig sich auf kleinere Ausflüge nach den Ufern des Tsad-Sees zu beschränken und sich zu gedulden, bis bessere Zeiten einträten oder des Scheikhs Argwohn sich beruhigte. Er erhielt von demselben die Erlaubniß, das Wrack des Bootes „Lord Palmerston", das in Maduari lag, ausbessern und benutzen zu dürfen, und stellte sich die Aufgabe, die Mündungen des Waube und Schari astronomisch zu bestimmen.

Unter andern machte er in der Mitte des Februar einen Ausflug nach Ngornu, der altberühmten Stadt am Südufer des Sees.

Der Weg von Kuka nach Ngornu bietet wenig Interessantes. „Die Gegend hier", sagt Dr. Vogel, „ist über alle Begriffe entsetzlich. Wer hier auf tropische Fülle hofft, wird sich entsetzlich getäuscht finden. Trotz meines eifrigsten Suchens ist es mir in fast fünf Wochen nicht möglich gewesen, mehr als 75 verschiedene Pflanzen anzusammeln." Besonders einförmig ist die Gegend in der nächsten Umgebung von Kuka zur dürren Jahreszeit. Alle zartern Pflanzen und Gräser sind dann verdorrt und selbst Anfang Februar steigt die Hitze sehr häufig über 40° C. Die häßlichen Büsche des giftigen Aschur (Asclepias procera) bedecken das ausgedörrte flache Gebiet, über welches der Pfad führt, und weichen weiterhin nur einem ebenso unerfreulichen Walde von Akazien mit einem Unterholz aus Dumpalmengestrüpp. Kein einziger Baum oder Strauch ist hier ohne Dornen. Unter den Akazien herrschen besonders zwei Arten vor, außer der vielfach erwähnten Talha (Mimosa ferruginea) hauptsächlich die Gherret (Mimosa nilotica). Das Holz dieser Akazienart findet zu häuslichen Zwecken in Bornu vielfache Verwendung; man fertigt aus ihm gern die Sättel an und benutzt die Kohle desselben zur Schießpulverbereitung. Die Frucht, welche insbesondere mit dem Namen Gherret bezeichnet wird, ähnelt sehr im äußern Ansehn der Frucht des Tamarindenbaums und bildet wegen ihres Gehaltes an Gerbsäure eine heilsame Medizin bei Ruhranfällen. Wegen desselben Stoffes wird sie auch zum Gerben der Wasserschläuche, dieses unentbehrlichen Reisegeräths, verwendet.

Der bei weitem schönste Baum jener Waldungen, der weiter östlich auftritt und in der Nähe der Wohnungen gern angepflanzt wird, ist die Tamarinde (Tamarindus indica), deren zartgefiedertes Laub ebenso angenehmen Schatten gewährt, als es durch seine gefälligen Formen und sein freundliches Grün das Auge erfreut. Die Früchte, mehrsamige Hülsen, liefern in ihrem angenehm säuerlichen Marke eine wahre Erquickung und dienen vorzugsweise zur Herstellung eines kühlenden, fieberwidrigen Getränkes.

Der Weg nach Ngornu führt an der Stelle vorbei, an welcher ehedem die Stadt Neu-Birni stand. Dieselbe ward 1820 von Sultan Muhamed erbaut und 1847 durch Hadschi Beschir zerstört. Hier wird die Ebene fruchtbarer, die muldenförmigen Einsenkungen mit guter Erde werden häufiger und außer Tamarinden begleiten Gemüsegärten und Baumwollenpflanzungen den Pfad, von dem seitwärts zahlreiche Weiler liegen.

Als 1851 und 1852 Dr. Barth Ngornu („der Segen"), diese alte Residenz der Herrscher von Bornu, besuchte, gelang es ihm erst bei einem zweiten Versuche, nach

Ed. Vogel am Südufer des Tsad-See.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Digitized by Google

mehrſtündigen Anſtrengungen in Begleitung eines kundigen Führers das offene Waſſer des Tſad zu erreichen. Er traf weit ausgedehnte flache Wieſengründe und einzelne größere oder kleinere Sumpflachen mit Papyrus und 10 — 14 Fuß hohem Schilf bewachſen (ſiehe Anfangsbild S. 195), von zahlreichen Viehherden belebt. Dr. Vogel dagegen traf 1853 Mitte Februar das ganze Gebiet völlig verändert. Die Stadt Ngornu war faſt ganz vom Waſſer verſchlungen worden, die Häuſer des nördlichen Theiles waren nur noch wenige Zoll über dem Waſſerſpiegel, die des ſüdlichen dagegen wurden bis an die Spitzen von den Fluten bedeckt. Dieſe Veränderungen hatten etwa dreißig Tage vor Vogel's Ankunft ſtattgefunden und das zwanzig Fuß geſtiegene Waſſer war während dem auch nicht um einen einzigen Fuß gefallen. Das Auffallendſte dabei war, daß die Stadt ehedem auf einer vollſtändigen Ebene geſtanden hatte und daß jetzt der Boden eine ſo verſchiedene abſolute Höhe zeigte. Die Urſache jener Veränderungen läßt ſich alſo nicht allein in dem Steigen des Waſſers, ſondern in einer Senkung des Bodens ſuchen.

Die ganze weite Umgebung des Tſad-Sees beſteht aus aufgeſchwemmtem Land. Wenige Fuß unter der Oberfläche liegt eine Kalkſchicht, die Muſchelſchalen enthält, gleichartig mit denen, die noch jetzt im Tſad leben. Die Hauptmaſſe dieſes Kalks iſt wahrſcheinlich durch die Waſſergewächſe den Fluten entzogen und niedergeſchlagen worden. Auf der Kalkſchicht lagert auf weite Flächen hin ein zäher fetter Thon (Firki-Boden), an andern Stellen dagegen Sand. Der erſtere wird vorzüglich nach den Mündungen des Schari hin vorherrſchend, letzterer deckt die Landſchaften bei Kuka. Feſtere Geſteine ſind in der gangen Umgebung des Tſad nirgends zu finden. Die aufgeſchwemmten Flötze werden alljährlich durch das ſteigende Waſſer durchdrungen und ausgelaugt. Die Moderung der vegetabiliſchen Ueberreſte, welche ſich vielfach eingebettet in den Schichten befinden, ſchreitet weiter vorwärts, lösliche Beſtandtheile werden weggeführt, andere verwandeln ſich in Gaſe, die ganzen Schichten verlieren dadurch im Laufe der Jahre an Maſſe und Feſtigkeit. Endlich ſetzen ſie ſich zuſammen und geben dann zu ſolchen Senkungen Veranlaſſung, wie ſie die Ufer des Tſad mehrfach bieten. Dieſer Erklärungsverſuch iſt bei der Beſchaffenheit des Bodens ſo nahe liegend, daß man nicht zu einer Einwirkung vulkaniſcher Kräfte ſeine Hülfe zu nehmen braucht, von denen das Land weit und breit keine Spur zeigt.

Der Tſad iſt nicht etwa ein ſchönes klares Waſſer, ſondern ein meilenweiter Sumpf, von Krokodilen und Waſſervögeln belebt, der vorzugsweiſe durch den Schari und den Komadugu Waube gebildet wird. Die Gewäſſer dieſer großen Ströme, beſonders des Schari, breiten ſich in flacher Senkung ſo weit aus, bis die Verdunſtung den Zufluß aufwiegt. Wird letzterer bei heftigen Regen ſtärker, ſo erweitern ſich die Ufer; nimmt die Waſſermenge der Zuflüſſe ab, ſo verringert ſich auch die Ausdehnung des Sees. Weite Schlammſtrecken und Tümpel ſäumen dann ſeine Ufer. Das Waſſer des Tſad ſelbſt iſt völlig ſüß, ſo ſüß als nur Waſſer überhaupt ſein kann, dabei freilich ſehr lauwarm und voll von fauligen Pflanzenreſten, ſo daß es beim Trinken keine Erquickung gewährt. Die intereſſante Frage über die Beſchaffenheit des Tſad-Waſſers iſt erſt durch Dr. Vogel's Vermittelung genau

entschieden worden. Bis dahin hielt man es wenigstens für möglich, daß es bei dem See ähnlich sein könnte wie bei zahlreichen Wassertümpeln, die seinen Rand vorzüglich im Norden und Nordwesten umsäumen, daß nämlich das Wasser Salz enthalte, dieser Gehalt aber nur bei niedrigem Stande bemerkbar werde, während er bei Hochwasser durch zu starke Verdünnung verschwinde. Professor Ehrenberg in Berlin wendete sich deshalb an Dr. Vogel mit dem Ersuchen: ihm Proben des Schlamms aus dem Tsad zu übersenden, damit er durch mikroskopische Untersuchung der kleinsten Thier- und Pflanzenformen jene sowie andere damit in Zusammenhang stehende Fragen der Wissenschaft erledigen könne. Ehrenberg hatte bereits Briefe mit derselben Bitte an Overweg und Barth gerichtet; ersterer war aber eben tödtlichen Einflüssen des Klimas erlegen, letzterer befand sich auf seiner großen Reise nach dem Westen und wurde durch die Schreiben nicht erreicht.

Das kleinste Leben am Tsad-See.

1. Surirella Craticula major. 2. Pinnularia viridula. 3. Pinnularia inaequalis. 4 7. 8. 15. Lysicyclia Vogelii. 5. Surirella clathrata. 6. Lithosphaeridium irregulare. 9. Lithostylidium foveolatum. 10. Lithostylidium Subula. 11. Fragilaria Oxyrhombus. 12. Amphidiscus amblytrachys. 13. Amphidiscus asterocephalus. 14 Lithostylidium Amphiacanthus. 16. Spongolithis amphioxys. 17. Stauroneis dilatata.

Es war bis dahin über das kleinste Leben Inner-Afrikas noch gar nichts bekannt, da jenes Gebiet durch keinen Flußlauf mit der Küste in Verbindung steht. Nur einige Erden von Tripoli, der Umgegend des alten Karthago und der Oase Fessan, sowie der Oase Ammon waren untersucht worden und hatten der Mikrogeologie (der Wissenschaft, welche die kleinsten erdebildenden Geschöpfe zum Gegenstande der Untersuchung macht) bis zum Jahre 1854 131 Formen-Arten des kleinsten afrikanischen Wüstenlebens ergeben. Durch die Reisenden Werne, Russegger und Lepsius, sowie durch Ehrenberg's eigene Forschungen waren aus dem Gebiete des Nil und Abessynien, sowie im Westen vom Senegal und Niger Wasser und Schlamm zur Untersuchung geliefert worden, in denen man 242 Formen auffand; aus dem großen Centralland um den Tsad fehlte aber noch jegliche Kenntniß.

Dr. Vogel sandte nun aus der Umgebung des Tsad an Professor Ehrenberg dreierlei Proben: 1) Bodenschlamm aus dem Tsad-See, 2) Staub der Ebene bei Kuka und 3) Sand aus 45 Fuß Tiefe eines Brunnens bei Kuka. Der Schlamm zeigte sich als ein etwas grober graubrauner Sand mit groben braunen und schwärz-

lichen Pflanzenreſten, die ſich oft deutlich als Grastheile oder Wurzelwerk ſchon mit bloßem Auge erkennen ließen. Durch Schlämmen ließen ſich die leichten Pflanzenſtoffe von den ſchwerern Quarzkörnern und dem feinern Mulme leicht trennen. Letzterer beſtand aus 69 Formen: 17 Arten Polygaſtern, 41 Arten von Phytolitharien, 6 Arten von Grünſandkörnern, vermuthlich aus Polythalamien der urweltlichen Gebirgsmaſſen, Pflanzentheilchen und quarzigem, farbloſen oder röthlichen Rollſand. Unter den Polygaſtern ſind Fragilaria mesogongyla und Lysicyclia Vogelii die Charakterformen der Gegend. Lithostylidium Amphiacanthus iſt eine andere Charakterform. Kalktheile und Glimmer ſind nicht gefunden worden, eben ſo wenig entſtand bei Anwendung von Säure ein Aufbrauſen im Sande.

Organiſche Formen im Staube bei Kuka.

1. Cocconema Leptoceros. 2. Eunotia longicornis. 3. Arcella Enchelys. 4. Arcella Megastoma. 5. Gallionella coarctata. 6. Cocconeis undulata. 7. Eunotia Microstigma. 8. Amphora libyca. 9. Navicula umbilicata. 10. Cocconema lanceolatum. 11. Gloeonema Arcus. 12. Eunotia gibbarula. 13. Difflugia Oligodon. 14. Arcella Globulus. 15. Arcella Nigritarum. 16. Eunotia zebrina. 17. Stauroptera trinodis.

Der Staub der Ebene bei Kuka zeigte ſich als ein graubrauner feiner Quarzſand, feiner als gewöhnlicher Streuſand, doch wenig ſtäubend. Mit der Lupe ließen ſich viele weiße und ſchwärzliche, braune, auch gelbliche Theilchen erkennen. Wurde ein Theil davon unter Waſſer gebracht, ſo ſchwammen die gelblichen und ſchwarzen oder braunen Theilchen obenauf, die übrigen gleichfarbigen hielten ſich an der Oberfläche eines compakt zu Grunde liegenden feinen, durchſcheinenden gelblichen Sandes, ſo daß man ſie abſchlämmen konnte. Zuſatz von Salzſäure bewirkte ein ſchwaches Brauſen, wobei beſonders alle weißen Theilchen lebhafter brauſen und verſchwinden. Beim Glühen ſchwärzt ſich erſt der Sand und wird dann wieder gleichfarbig, nur weniger gelblich. An Formen ließen ſich 65 verſchiedene Beſtandtheile in ihm unterſcheiden: 25 Polygaſtern, 34 Phytolitharien, Bruchſtückchen von Süßwaſſermuſcheln und von kleinen Krebsſchalen (Entomoſtraceen), verſchiedenes zahlreiches Pflanzenparenchym, Quarzſand und Kalkmulm. Glimmer dagegen fehlte. Die organiſchen Formen ſind nicht das Vorherrſchende der Maſſe, ſie ſind nur zahlreich eingeſtreut in einen quarzigen Sand mit etwas Kalkmulm. Am zahlreichſten, ſo daß öfter mehrere bei 300facher Vergrößerung im Sehfelde liegen,

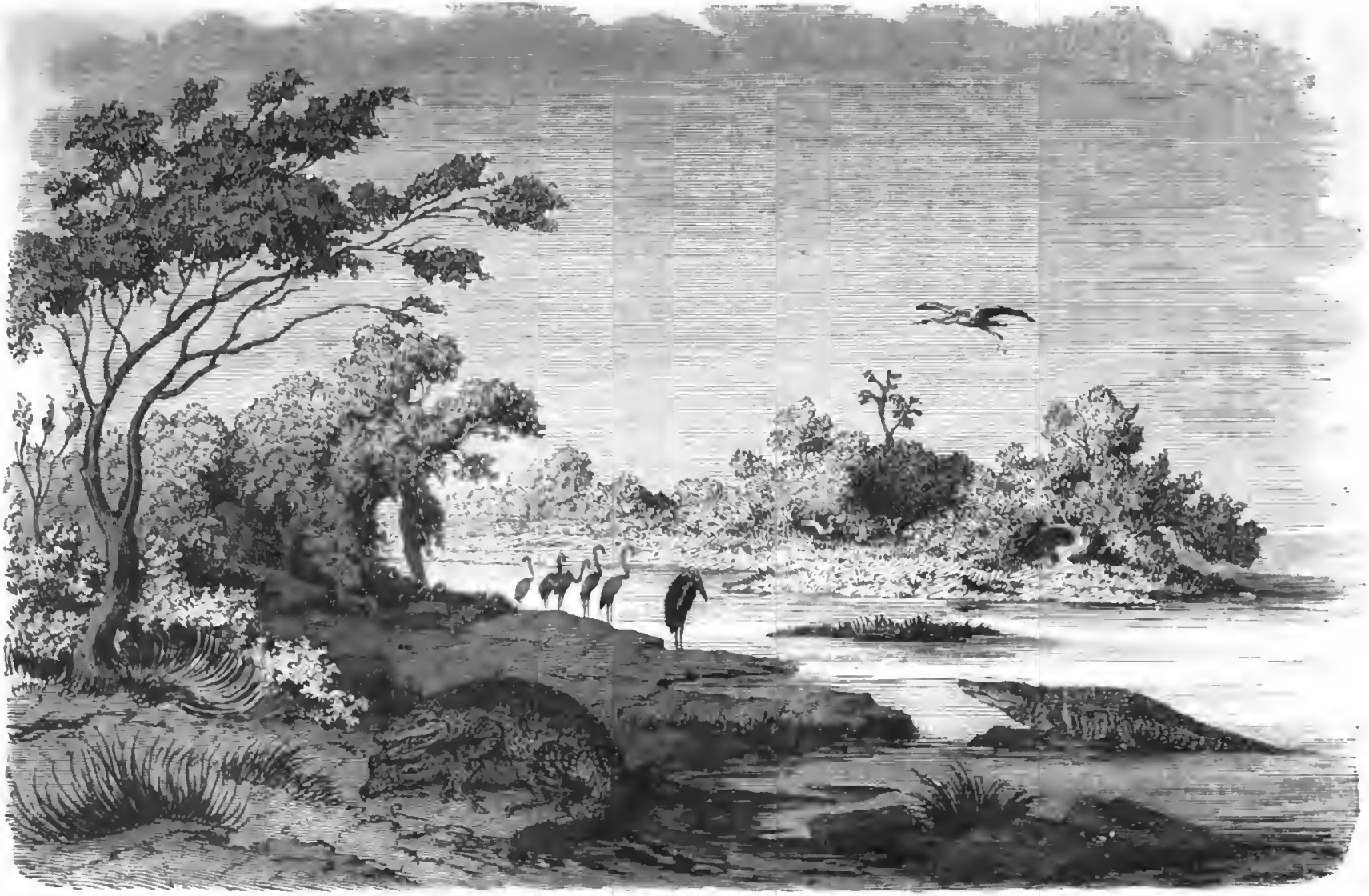
sind Eunotiae und Gallionellae. Die meisten Formen sind weit verbreitet oder schon bekannte Arten. Bemerkenswerth dagegen oder ganz neu sind unter allen 65 Formen nur 6 Polygastern: Arcella Nigritarum, Eunotia Microstigma, Gloeonema Arcus, Fragilaria Oxyrhombus, Lysicyclia Vogelii, Stauroptera trinodis, und nur 4 Phytolitharien: Amphidiscus amblytrachys, Lithostylidium foveolatum und Spongolithis tracheogongyla. Am entschiedensten bezeichnend ist Lysicyclia Vogelii, eine in Bornu häufige Form.

Der Brunnensand ist gelblichweiß, etwas gröber als gewöhnlicher Streusand, nicht stäubend. Schon mit bloßem Auge werden einzelne eingestreute schwärzliche und weiße Theilchen in ihm bemerkt, welche sich ebenso wie in dem Oberflächen-Staube verhalten. Durch Glühen wird er aschgrau, dann etwas gelblicher als vorher. Von organischen Beimischungen konnten in ihm 45 verschiedene Formen aufgefunden werden: 11 Polygastern, 29 Phytolitharien, 2 organische Kalktheilchen des Süßwassers, Pflanzenparenchym und Quarzsand als abgeriebener, daher weißlicher Rollsand aus wasserhellem Quarz. Die Polygastern sind nur dieselben der Oberfläche. Unter den Phytolitharien sind einige auffallende, vielleicht charakteristische Formen: Amphidiscus usterocephalus, Lithostylidium cristatum.

Aus diesen Untersuchungen ergiebt sich nun als Gewißheit, daß der Tsad weder salziges noch brakisches Wasser enthalten kann, da keine der 69 in ihm aufgefundenen Formen einen solchen Gehalt des Wassers anzeigte, sondern sämmtliche Süßwasserarten sind. Die Summe der Formen in den genannten drei Proben, sowie in einer vierten, dem Gongola-Flusse entnommenen, beträgt 133 Arten, nämlich: 46 Polygastern, 72 Phytolitharien, Paludinen-Fragmente, Entomostraceen-Fragmente, 6 Arten Polythalamien-Grünsand, 3 Arten weiche Pflanzentheile, 4 unorganische Formen.

Es folgt ferner aus diesen Sand- und Schlammproben, daß in der Umgebung des Tsad-Sees und in den Quellgebieten der ihn speisenden Flüsse im Süden und Westen wahrscheinlich keine Kreidegebirge vorhanden sind, weil keine Kalk-Polythalamien der Kreide erkannt worden sind; allein es muß wol polythalamische tertiäre Kalkgebirge in jenen Gebieten geben, aus welchen sich die polythalamischen Gründsandkörner ableiten lassen, welche im Schlamme des Tsad-Sees liegen.

Die sandigen Bodenverhältnisse am Tsad sind bis zu 45 Fuß Tiefe gleichartig, nur ist der untere Sand nicht wie der obere schwärzlich und grau, sondern durch Verschwinden der verrotteten Pflanzen- und Thierstoffe (Humus) weißlich, wobei die unauflöslichen organischen Kiesel- und Kalktheilchen entfärbt zurückgeblieben sind. Die Gleichartigkeit in der Mischung der unlöslichen organischen Theile der untern weißen wie der obern grauen Sandschichten deutet an, daß sich eine früher tiefere Einsenkung des Landes allmälig in stets gleicher Weise ausgefüllt hat, deren Erkenntniß vorläufig auf 45 Fuß reicht. Jene Mischung als Infiltration in alten Sand zu denken, ist durch die Gleichartigkeit des Rollsandes, die verhältnißmäßig ansehnlichen Größenverhältnisse der beigemischten Stoffe und das bekannte Filtrationsvermögen des Sandes behindert, von dem schon



Krokodile und Waſſervögel am Tſad-See.

eine nur wenige Fuß dicke Schicht nur reines Wasser durchläßt. Auch kann nicht an tiefgehende Risse im Sande gedacht werden.

Auffallend ist ferner das Fehlen von Glimmerblättchen, und das Lithostylidium lacerum ist unter diesen Verhältnissen schwerlich als Bimstein-Spur zu betrachten, welcher Zweifel in andern Fällen unerledigt bleibt. Die von Dr. Vogel eingesandten Proben waren vorherrschend den sandigen Regionen des Tsad-Ufers entnommen und deshalb zwar für die wichtigsten Bodenverhältnisse erläuternd, aber für die Kenntniß des organischen Lebens in geringerem Grade günstig. An solchen Stellen des Ufers, an denen sich zwischen den Wassergewächsen ein feiner schwärzlicher Humus zu bilden pflegt, der sich seifenartig weich anfühlt und ein gutes Kulturland vorbereitet, würden sich vielleicht viel zahlreichere Formen des kleinsten Lebens gezeigt haben, das in seinen Wirkungen riesenhaft groß erscheint.

Es ist bekannt, daß an der Westküste Afrikas ein ununterbrochener Staubnebel herrscht, der auch das Meer auf weite Strecken hin röthlich zimmetfarben färbt und ihm den Namen „Dunkelmeer" verschafft hat. Es ist eine interessante Frage, woher dieser Meteorstaub (siehe die nebenstehende Abbildung S. 203) seinen Ursprung habe, und es lag die Vermuthung nahe, daß derselbe durch regelmäßig wehende Passatwinde aus dem Innern des Erdtheils selbst herbeigeführt werden möchte. Die Untersuchungen des Professor Ehrenberg haben nun ergeben, daß gerade diejenigen Formen kleinster Organismen, welche in der Umgebung Kukas und des Tsad die vorherrschenden sind, in dem Passatstaub bisher noch gar nicht bemerkt wurden. Ferner sieht der Oberflächen-Staub des centralen Mittel-Afrika in Bornu nicht roth, sondern grau aus und ist also in keinerlei Weise geeignet, weder zimmetfarbigen Passatstaub, noch den nach den europäischen Alpen geführten Blutregen zu erklären, während mehrere Charakterformen des Passatstaubes sich lebend in Guyana in Südamerika massenhaft finden.

Die täglichen und periodischen Winde des centralen mittlern Afrika bedürfen zwar noch weiterer bestimmter Erläuterungen, allein schon aus den durch Dr. Vogel darüber gemachten Mittheilungen geht hervor, daß ein Wind, der an Gesetzmäßigkeit dem Passat oder Monsun gleichkäme und welcher deshalb zur Entstehung des Staubnebels an der Westküste Veranlassung geben könnte, nicht vorhanden ist.

Der höchste Wasserstand des Tsad fällt nicht genau mit der Regenzeit zusammen, sondern tritt etwas später ein als diese. Während die stärksten Gewittergüsse bis Ende August stattfinden, erreicht der See erst im November seine bedeutendste Höhe, und es werden dann im Mündungsgebiet des Schari ausgedehnte Landstriche überschwemmt, zu einer Zeit wo andere benachbarte Landstriche bereits anfangen an Dürre zu leiden.

Der Schari, dessen verflachtes Ende der Tsad eigentlich ist, bietet bei bedeutender Breite und ansehnlicher Tiefe den Anblick eines majestätischen Stromes dar. Ein Hauptnebenfluß von ihm ist im Westen der Arre, der Fluß von Logone, den Dr. Vogel später bei seinem Zuge nach Mußgo näher kennen lernte. Beide haben das ganze Jahr hindurch reichliches Wasser, und ihre noch unbekannten Quellen liegen weit südlich, östlich vom Tsad, vielleicht in denselben höhern Ge-

bieten des Aequators, in denen man die Quellen des weißen Nil vermuthet. Wie alle Flüsse Inner-Afrikas schwellen beide zur Regenzeit bedeutend an, überschwemmen weite Strecken ihrer Umgebung und werden dann meist unpassirbar.

Es ist bei uncivilisirten Völkern eine gewöhnliche Erscheinung, daß der Fluß des Landes, besonders wenn nur ein Hauptstrom vorhanden ist, eben nur der „Fluß" genannt wird. So bedeutet „Schari" nichts weiter als der „Fluß", nämlich der von Kotoko, dessen Sprache das Wort angehört, sowie dies bei dem westlichen großen Ba der Mandingo, dem Issa der Sonrhay, dem Eghirrĕn der Imoscharh, dem Mayo der Fulbe, dem Gulbi der Haussa, dem Kowara der Yoruba, dem Benuë der Batta, dem Komadugu der Kanori, dem östlichen Ba der Baghirmi, dem Fittri der Kuka, dem Batha der Araber von Wadaï der Fall ist. Tsad ist eigentlich dasselbe Wort mit Schari, nur in verschiedener Aussprache; die ursprüngliche Form ist wahrscheinlich Sfare oder Sfaghe.

Passatstaub von der Westküste Afrikas.

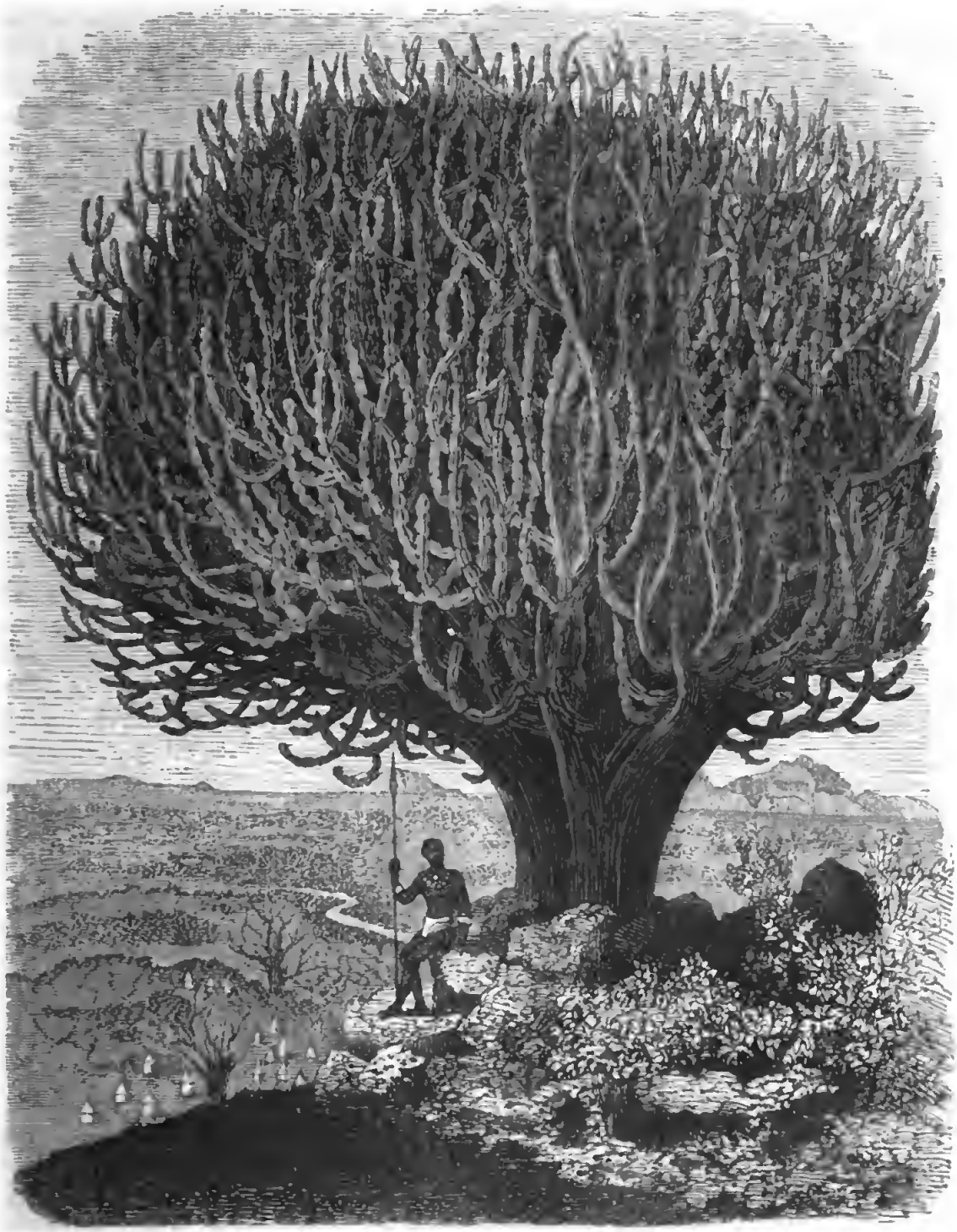
Linke Hälfte: a. Eunotia amphioxys. c. Gallionella planulata. d. Spongiolithis acicularis. — Rechte Hälfte: a. Eunotia longirostris.

Die sumpfigen Seeufer sind von ausgedehnten Schilfdickichten bedeckt, in denen sich das altberühmte Papyrus mit der feinen Blattkrone auf schlankem Halme bemerklich macht. Zwei Schilfarten sind außer ihm vorzüglich hervortretend. Die eine, von den Eingebornen Mele genannt, wird 10—14 Fuß hoch und hat im Stengel ein weißes, zartes Mark, das von den Eingebornen gegessen wird, dem Gaumen des Europäers aber fade erscheint. Die zweite Schilfart, das Bore, hat einen schwarzen Büschel, ähnlich unserer gewöhnlichen Binse, und ihr Halm ist dreikantig wie beim Papyrus. Diese Dickichte sind von Schlingpflanzen vielfach durchwachsen, unter denen vorzüglich eine Art mit gelben Blüten, Borbudje genannt, häufig ist. Die Wasserpfützen und die Buchten des eigentlichen Seespiegels tragen eine mehr oder weniger dichte Decke von Pistien (Pistia Stratioites) und Lotusblumen (Nymphaea Lotus). Die erstgenannte Pflanze gehört zwar mit den bekannten Teichlinsen (Lemna) zu ein und derselben Familie, übertrifft ihre Verwandten aber durch ansehnliche Größe. Sie bildet büschlige Köpfe von einem halben Fuß Höhe, die den Salatköpfen

sehr ähneln, im Wasser selbst Ausläufer treiben und auf diese Weise zusammenhängende zahlreiche Gesellschaften darstellen. Diese Pistienrasen bilden kleinere oder größere frischgrüne schwimmende Inseln. Je nachdem der Wind anhaltend nach einer bestimmten Richtung hin weht, folgen die Pistien seinem Drängen und ziehen langsam über die Flut, verändern also fast fortwährend ihren Standort mit Ausnahme derjenigen, welche abgeschlossene Hinterwasser überziehen. Die Bewohner des Sudan haben die Pistie wegen ihrer wandernden Lebensweise „die heimatlose Fanna" (ein Mädchenname) genannt. (Siehe Schlußbild des Kapitels S. 216.)

Die Lotusblumen dagegen wurzeln im seichten Wasser und treiben von den dickfleischigen Wurzelstöcken, welche im Schlammgrunde eingebettet liegen, lange Blatt- und Blütenstiele bis zum Spiegel des Sees. Hier bilden die schöngeformten, glänzend grünen Blätter, auf der Oberfläche aufliegend, eine dichte Decke, aus welcher die faustgroßen weißen Blumen in reicher Menge hervorbrechen und ein wahres Blumenbeet darstellen.

Der Schari mündet in mehreren Armen in den Tsad. Die großen Inseln seines Deltas, sowie die flachen Ebenen des ganzen Mündungsgebietes, welche entweder aus zähem Thon oder fettem Humusboden bestehen, haben in Folge ihres Wasserreichthums auch einen üppigen Pflanzenwuchs. Schöne Tamarinden säumen in dichten Reihen gewöhnlich die Flußläufe. Hadji lidj (Balanites aegyptiaca), dessen Blätter als Gemüse und zur Darstellung von Brühen dienen, ist hier häufig. Dieser mit Dornen bewehrte Baum ist dem Hülsen (Ilex) verwandt und trägt kleine weiße Blüten, die in Häufchen beisammenstehen. Seine Blätter haben einen säuerlichen Geschmack; die Früchte sind vor der Reife scharf, äußerst bitter und purgirend wirkend. In reifem Zustande schmecken sie angenehm und werden dann gegessen. Aus den Samen kann auch ein Oel dargestellt werden. — Der Kornu-Baum, den Dr. Vogel bereits angepflanzt bei Mursuk kennen lernte, hat hier in den Ländern südlich vom Tsad seine eigentliche Heimat. Von einer andern Baumart, welche Aehnlichkeit mit dem Johannisbrodbaum hat, sammelt man die eßbaren Schoten. Die Blüten des schönen Baumes sind dunkelroth und bilden einen prächtigen Kontrast zu den herrlich duftenden gelben Blumen von Jasminsträuchern, die sich an ihm emporschlingen. Die Früchte des Homain ähneln den Aprikosen, diejenigen des Abudedje den Kirschen. Der Affenbrodbaum (Adansonia digitata), hier Kuka genannt, der bei der Stadt Kuka jetzt gänzlich fehlt, ist hier noch in mächtigen Exemplaren vorhanden. Ueberhaupt ist das Gebiet an den Scharimündungen vollständig verschieden von der dürren, trostlosen Umgebung der Hauptstadt. Mancher Baum und Strauch mag hier noch gedeihen, der noch nicht zur Kenntniß der Pflanzenforscher gekommen ist. Kautschuk-Feigenbäume und mächtige andere Arten derselben Familie bilden breite Schattendächer über dem feuchten Grunde, der sich in der günstigen Jahreszeit mit einem wahren Teppich von Blumen bedeckt. In den Karage-Waldungen und den aus Talha-Mimosen bestehenden Dickichten, welche die etwas höhern, trockenern Stellen einnehmen, bildet Dumpalmen-Gestrüpp das Unterholz. Hier ist es freilich höchst schwierig, der stark bewehrten Dornenzweige wegen, hindurch zu kommen, und selbst auf den



Ein Wolfsmilchbaum (Euphorbia).

Pfaden hat der Wandrer alle Vorsicht nöthig, wenn er nicht mit zerrissenen Kleidern oder mit Verwundungen gestraft sein will. Vielerlei Schlinggewächse, die einen unsern Winden ähnlich und schön blühend, die andern noch von Nie-

mand beschrieben und genannt, machen die Wildniß noch dichter und behängen Bäume und Sträucher in der Nähe der Wasserläufe, und der allgemeine Plagegeist des Sudan, das Klettengras (Pennisetum distichum), macht sich lästig genug bemerklich. An einzelnen Stellen gesellen sich zu der Dumpalme, welche allgemein wild wächst, und zu der angepflanzten Dattel die nördlichsten Vorposten der schlanken Delebpalme (Borassus aethiopica), welche Dr. Vogel bei seinem Zuge nach Mußgo noch näher kennen lernen sollte. Zu diesen drei Vertretern der majestätischen Baumfamilie kommt auch noch einzeln eine vierte sehr hohe, noch nicht beschriebene Art mit Fächerblättern.

Höchst sonderbar erscheinen endlich mächtige Wolfsmilchbäume (Euphorbia), die eine Höhe von 30 — 40 Fuß erreichen. Als Beispiel dieser eigenthümlichen Baumform geben wir vorstehend (S. 205) die Abbildung eines solchen Gewächses von der Ostküste, das, wenn nicht gänzlich identisch, doch mindestens jenen Euphorbien am Tsad höchst nahe verwandt ist. Letztere sind bis jetzt weder botanisch untersucht noch abgebildet worden.

Die Schilfdickichte sind der Lieblingsaufenthalt zahlreicher größerer Säugethiere, besonders aus der Familie der Dickhäuter. Der Elephant liebt mehr das Nordufer des Sees, die früher beschriebenen Gegenden des Landes Kanem. Er nimmt dort bei Tage gern ein Bad und tummelt sich im tiefen Schlammwasser, sich gelegentlich mit dem eingesogenen Wasser bespritzend, zieht sich aber während der Nacht auf die höher gelegenen Hügel zurück, deren von der Tageshitze durchwärmter feinkörniger, weicher Sandboden ihm die liebste Schlafstelle ist. Zugleich ist er auf jenen Höhen vor den zahllosen Mückenschwärmen sicher, gegen deren Stiche er trotz seiner Größe sehr empfindlich ist. Kaum von den Eingebornen beunruhigt, spielt er den eigentlichen Herrn der Landschaft und lebt in Gesellschaften bis zu hundert Stück beisammen, die bei ihren täglichen Wanderungen eine förmliche Ordnung beobachten, indem die stärksten Männchen die Spitze und den Schluß des Zuges bilden und die Weibchen mit den Jungen in die Mitte nehmen.

Häufiger als der Elephant ist das Flußpferd an der Südseite des Tsad, hält sich aber auch vorzugsweise im seichtern Wasser. Gern sonnt es sich an ungestörten Stellen am Ufer, oder schnaubt in ganzen Gesellschaften im Wasser auftauchend in den schilfbestandenen Buchten umher. Dr. Vogel erzählt, daß er bei seinen Ausflügen nicht selten 20 — 30 Stück mit einem Male gesehen habe. Ebenfalls häufig sind hier Wildschweine (Phacochoerus africanus s. Aeliani), nahe Verwandte des berüchtigten äthiopischen Warzenschweines. Das Warzenschwein des Sudan ist weniger bösartig als das des Kaplandes. Es hat bei einer Höhe von 2 Fuß eine Länge von 4 Fuß, und sein Gesicht ist zwar nicht ganz so abschreckend furchtbar und mißgestaltet wie das seines südlichen Verwandten, aber immer noch wunderlich genug. Unter jedem Auge trägt es eine kleine Warze und auf der Backe einen kleinen hornigen Hautlappen. Ein starker, aus gekrümmten und vorwärts gerichteten weichen Borstenhaaren bestehender Backenbart begrenzt das Gesicht. Die Mähne auf dem Halse und längs des Rückens hat eine ansehnliche Länge, das

Borstenkleid des Rumpfes dagegen ist sehr dünn und dürftig. Der nackte Schwanz endigt mit einer Quaste. Die Haut ist erdfarbig, die Haare am Unterleib, an den Seiten, Ohren und am Backenbart sind weißlich und ins Fahle ziehend, die Borsten der Mähne an der Wurzel dunkel-, übrigens lichtbräunlich. Außer den Schilfdickichten bewohnt das Warzenschwein auch gern die Waldungen, in denen das Unterholz durch dornige, schwerdurchdringliche Akaziengebüsche und Dumpalmengestrüpp gebildet wird. In denselben schiebt es sich, auf den Knieen rutschend, beim Fressen weiter und wühlt mit dem Rüssel und den mächtigen Hauern im weichen Boden nach Wurzelstöcken und Knollen. In den Gegenden am Schari zeigt es sich mitunter so wenig scheu, daß es zwischen den zahmen Rindviehherden weidend

Afrikanisches Warzenschwein.

angetroffen wird, ja Dr. Barth sah einst, daß sich Kinder und Wildschweine in ein und demselben Tümpel badeten. Obgleich die Völkerschaften an der Südseite des Tsad sämmtlich Muhamedaner sind, wird doch von einigen östlichen Stämmen das Schwein nicht nur gejagt, sondern auch verzehrt.

Nicht mit dem Warzenschwein zu verwechseln ist das in den Ländern am Tsad ebenfalls häufige sogenannte Erdschwein oder Erdferkel (Orycteropus aethiopicus), das mit dem eigentlichen Schwein keine weitere Aehnlichkeit hat — als den Geschmack des Fleisches. An Größe kommt es dem Warzenschwein ziemlich gleich, weicht aber im Bau und in der Lebensweise durchaus von demselben ab. Sein plumper dicker Leib verengt sich am Halse stark, der lange schmächtige Kopf endigt in einer dünnen Schnauze. Hinten verläuft der Leib allmälig in einen dicken kegelförmigen Schwanz von mäßiger Länge. Die Ohren sind sehr schmal und

lang, stehen aufrecht und sind sehr spärlich behaart. An den kurzen Füßen befinden sich vorn je 4, hinten 5 starke, hufartige Nägel, welche das Thier geschickt machen, sich tiefe Höhlen in die Erde zu graben. Das Erdschwein hält sich vorzüglich in solchen Gegegenden auf, in denen zahlreiche Termiten- und Ameisenbaue vorhanden sind. Während des Tages hält es sich in seinem Versteck verborgen und kommt nur des Nachts hervor, um die Ameisenhaufen aufzuscharren und die herausstürzenden Insekten mit seiner langen klebrigen Zunge wegzulecken.

Dr. Barth hatte erst am Schluß seiner vielfachen Reisen Gelegenheit, in der Umgebung des Tsad wilde Büffel zu Gesicht zu bekommen, Dr. Vogel dagegen war diesem starken Wild gleich am Anfange begegnet. „Wilde Büffel", sagt er, „bevölkern die sumpfigen Ufer des Sees und sind des Fleisches und der Haut wegen eine gute Beute. Doch ist ihre Jagd gefährlich. Bei einer meiner Jagdpartien drehte sich einer, den ich mit einem Schusse verwundet hatte, plötzlich um, warf sich auf meine Leute, die schon des Sieges gewiß zu sein glaubten, tödtete (wir hetzten ihn zu Pferde) zwei Pferde und verwundete einen Mann sehr schwer. Ein anderer, den wir unterwegs, etwa 12 Meilen von hier, auftrieben, lief nach der Karawanen-Straße zu, und als er dort durch die lange Reihe von Kameelen seinen Rückzug abgeschnitten sah, stürzte er auf eins derselben, rannte es um und verwundete es so gefährlich an der Brust, daß es den Tag darauf erstochen werden mußte."

Von Antilopen kommen mehrere Arten am Tsad vor, bilden aber hier nie so große Herden wie am Kap. Eine Art davon sieht derjenigen sehr ähnlich, welche nach Aussage der Jäger die Ufer des Ngami-Sees bevölkert und dort als „Leche", Wasserbock (wahrscheinlich Antilope ellipsiprymna, s. S. 211), bekannt ist. Sie erreicht bei einer Höhe von 4 Fuß die ansehnliche Länge von 7 Fuß. Außer ihr ist eine Art sehr zahlreich, welche Kelara genannt wird. Dem Reh ähnlich, sehr hübsch gefärbt, von einem weißen Streifen unter dem Bauche gezeichnet, hat sie viel Aehnlichkeit mit der arabischen Antilope, wird aber, vielleicht in Folge des reichlich vorhandenen Futters, sehr fett. Auch die Oryx-Antilope und die Soemering zu Ehren genannte (Antilope Soemeringiana) Art tritt in ansehnlichen Rudeln auf. Die Giraffe bevorzugt dagegen mehr die spärlich bewohnten Gebiete, welche die Grenze zwischen der Wüste und dem fruchtbaren Lande bilden, und kommt deshalb im Innern Bornus nur einzeln vor.

Löwen und Leoparden sind nicht gerade häufig. In der Umgebung des Tsad bekam Vogel keinen der erstern zu Gesicht, wol aber hörte er sie brüllen, von letztern dagegen sah er ein schönes Exemplar, konnte aber nicht zum Schuß kommen, da es seiner in einer Entfernung von 30—40 Schritt ansichtig ward und sich eiligst in ein undurchdringliches Akaziendickicht zurückzog.

Krokodile sind sowol an den Ufern des Sees als auch im Schari häufig, und die Anwohner des letztern suchen sich durch Zaubermittel gegen diese Thiere zu schützen. Auch mit Giftschlangen und Skorpionen ist das Land reichlich gesegnet, sowie mit Kröten von etwa 4—5 Zoll Durchmesser. Schmetterlinge und Käfer bekam Vogel nur äußerst wenige zu Gesicht, von erstern bemerkte er 10—12 Arten, worunter nur eine größere, von letzern sogar nur zwei Arten. Desto

Dr. Vogel auf der Büffeljagd.

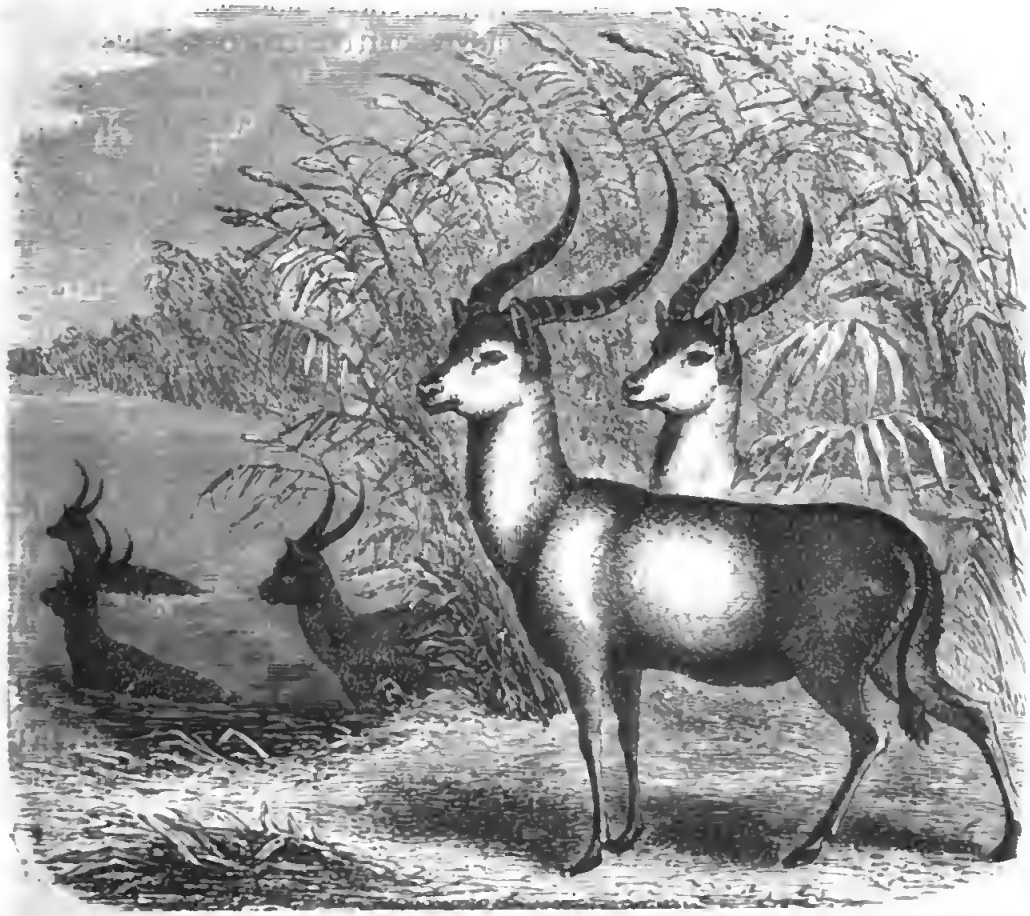
zahlreicher dagegen finden sich die bereits erwähnten Termiten. Außer der lichtscheuen weißen Art (Termes fatalis) wird auch eine schwarze Sorte (Termes mordax) sehr zudringlich. Haben sie in einer Wohnung einen Vorrath an Korn oder andern Lebensmitteln entdeckt, so setzt sich der Schwarm in geregelter zollbreiter Kolonne in Marsch und dringt unerschrocken vorwärts, alle Hindernisse verachtend, und es hält schwer, sich ihrer zu erwehren. In den Hütten der Eingebornen zerstören sie bei einer solchen Gelegenheit freilich auch jede Art von Ungeziefer, selbst mit Einschluß der Mäuse und werden deshalb in vielen Gegenden des Sudan mit Recht die „Auskehrer der Häuser" genannt. In der Umgebung des Schari finden sich Termitenhaufen von 30—40 Fuß Höhe und 200 Fuß Umfang. Die schwarze Art speichert in denselben ansehnliche Mengen von Korn auf, und die Bewohner von Bornu graben diesen Vorräthen gern nach und nehmen sie für sich in Beschlag. Freilich müssen sie sich vor den sehr schmerzhaften Stichen der gereizten Thiere in Acht nehmen. Neben dieser großen schwarzen Ameise findet sich eine kleine rothe, welche in Bornu „Kitta-kitta" und in Baghirmi „Kissasse" genannt wird, in großer Anzahl und wird oft höchst lästig, da sie leicht in alle Arten von Kleidungsstücken eindringt, ohne beachtet zu werden. Zwischen ihr und der weißen Termite (Ardhe) werden nicht selten erbitterte Schlachten geliefert. Gewöhnlich werden die letztern von den Kriegern der rothen Ameise besiegt und die kleinen Thiere schleppen ihre viel schwerern Feinde als guten Proviant für die kommende Zeit der Noth mit Leichtigkeit und Behendigkeit in ihre Löcher. Sobald die weißen Termiten ihre unterirdischen Gänge verlassen haben, sind sie machtlos und werden deshalb von den Arabern bezeichnend „Kinder der Erde" oder „Erdwürmer" genannt.

In keinem Theile des Sudan finden sich so ungeheure Schaaren zerstörender Würmer als in den Gebieten Baghirmis am rechten Ufer des Schari. Namentlich schwärmt hier in Millionen der „Hallu-uendi", ein großer schwarzer Wurm, so lang, aber viel dicker als die größte Raupe, und schmälert den Landleuten den größten Theil ihres Ernteertrags. Auch ein kleiner, etwa ½ Zoll langer gelber Käfer, „Kundjungdjudu" genannt, vertritt hier die Stelle der Heuschreckenschwärme. Die Einwohner rächen sich an ihm auf dieselbe Weise, wie es anderwärts mit den letztgenannten Plagegeistern geschieht, sie verspeisen ihn selbst. Bei dem Stamme der Ssokoro wird auch eine größere Sorte Käfer, „Dernana" genannt, gegessen.

Der bekannte Floh fehlt zwar sonst im Sudan, hat sich aber in der Umgebung von Kuka in Unmassen angesiedelt, und an andern Insekten seiner Verwandtschaft ist ebenfalls Ueberfluß vorhanden. So findet sich z. B. in Baghirmi ein Insekt, das vielleicht mit dem amerikanischen Sandfloh (Pulex penetrans) nahe verwandt ist und sich in der kleinen Zehe des Menschen einnistet. Es beginnt beim Gelenk das vordere Glied so zu zerfressen, daß es wie mit einem Faden abgebunden, abfällt, und unter zehn Leuten findet sich wenigstens einer mit nur vier Zehen.

Die allerschlimmste Plage sind aber die zahllosen Mücken und Stechfliegen, welche das Ufergeländ des Tsad wie Wolken umlagern. „Die Mosquitos", sagt

Vogel, „peinigen in den unübersehbaren Sumpfflächen Menschen und Pferde fast zu Tode. Ich kann am See nicht schlafen, ohne die Strohhütte, die mir zur Wohnung dient, bis zum Ersticken mit Rauch erfüllt zu haben, und muß zu dem Ende die ganze Nacht hindurch Feuer in derselben unterhalten." Daß dies keine bloße Redensart ist, erhellt auch aus einer Mittheilung Denham's, welchem ein Häuptling im Mündungsgebiet des Schari erzählte, daß er zwei seiner Kinder durch die Stechfliegen verloren habe und es gar nicht selten sei, Hühnchen, die unlängst das Ei verlassen, von diesen Quälgeistern getödtet zu finden.



Wasserböcke (nach Andersson).

Dr. Barth fand an den Ufern des Schari eine Stechfliege, welche mit der südafrikanischen berüchtigten Tsetse die größte Aehnlichkeit besitzt, wenn es nicht diese selbst ist.

Daß der Tsad und seine Zuflüsse reich an Fischen verschiedener Art sind, haben wir bereits erwähnt; eben so zahlreich sind die Gevögel, welche die Oberfläche der Gewässer beleben. Zahllose Enten verschiedener Art tummeln sich in den schilfumstandenen Lachen und sind so wenig scheu, daß Dr. Vogel einst 4 Stück mit einem Schuß erlegen konnte. Neben den mit dem buntesten Gefieder geschmückten Schaaren der wilden Enten und Gänse stolziren 4—5 Fuß hohe Kraniche und

Pelikane, die einen grau oder weiß, andere bunt. Gelbfüßige Regenvögel, andere, welche den Schnepfen ähneln, Parahühner mit blauem Gefieder und siegellackrothen Füßen und Schnabel, Schlangenvögel mit metallglänzenden Federn und dünnem Schwanenhalse, sowie zahllose andere waten, schwimmen, plätschern und flattern in den Sumpflandschaften und in dem flachen Ufergebiete des Tsad. Perlhühner hocken in langen Reihen auf den niederen Aesten der großen Waldbäume, neben ihnen sonnen sich große Baumeidechsen und der laute Ruf des Honigkukuks (Cuculus indicator) mahnt an den Reichthum der Waldungen an süßer Speise. Dieser Vogel, der allenthalben, wo er auftritt, wegen seiner sonderbaren Gewohnheiten zu vielfachen Sagen Veranlassung gegeben hat, wird hier wegen seines gellenden Rufes „Schneter" genannt.

Der Tsad-See hat zwar in der Richtung von Ost nach West eine Ausdehnung von vielleicht mehr als 20 Meilen, der größere Theil desselben ist aber sogenanntes „schwarzes Wasser", d. h. Sumpfstrecke mit Kanälen und einem Labyrinth kleiner Inseln in den verschiedenartigsten Uebergängen von Schlamm- und Sandbänken zum festen, anbaufähigen Grunde, der sich zum bleibenden Aufenthalt für Menschen eignet. Nur die nähere Umgebung der Mündung des Schari ist offenes, freies Wasser, das sogenannte „weiße Wasser". In letzterem sind ebenfalls Inseln, deren größte etwas über eine Meile im Durchmesser halten. Die Tiefe des weißen Wassers ist unbedeutend und hat selten mehr als 15 Fuß, so daß der Grund fast durchgängig mit Stangen erreicht werden kann. In regenarmen Jahren trocknen die Sand- und Schlammbänke zwischen manchen Inseln und machen es möglich, zu Fuße von einer zur andern zu gelangen; in regenreichen Zeiten dagegen steigen die Wasser so hoch, daß sich die Inselbewohner auf die höhern Sanddünen zurückziehen, ja mitunter ihren Wohnplatz geradezu verlassen müssen. Bei Dr. Vogel's Anwesenheit in Bornu kam eine Schaar Inselbewohner zum Scheikh in Kuka und bat um die Erlaubniß, sich am Ufer niederlassen zu dürfen, da ihre Insel von den Fluten verschlungen worden sei. Mehrfach treten auch bei der losen Bodenbeschaffenheit des Inselbodens Senkungen ein, welche erst nach längern Zeiträumen durch neue Anschwemmungen ausgeglichen werden.

Die erwähnten Bewohner der Tsad-Inseln sind Buddu ma oder Yedina, ein Volksstamm, dessen Abstammung nicht ganz klar ist. Sie scheinen dasselbe Volk zu sein, das früher in Bornu unter dem Namen Sso wohnte, eine Zeit lang den Königen in Kanem viel zu schaffen machte, später aber so bedrängt wurde, daß es sich auf die unzugänglichsten Inseln zurückzog. Von hier aus unternahmen die Buddu ma fortwährend Raubzüge gegen die muhamedanischen Völker am Ufer, und eine Zeit lang hatte sich ihr Haß gegen ihre Dränger so gesteigert, daß es keinem jungen Manne erlaubt ward, mit den andern am Mahle Theil zu nehmen, bevor er nicht einen Muhamedaner getödtet. Ihr Festhalten an den alten heidnischen Gebräuchen zeigen die Budduma noch durch die Sitte, das Gesicht durch je zwei Einschnitte unter den Schläfen zu zeichnen. Sie haben viel Verwandtschaft mit den Bewohnern von Logone, dem Gebiet zwischen dem Schari und Arre, ebenso mit den Mußgo

und Marghi. Ihr Körper ist mäßig groß, dabei aber hübsch gebaut, ihre Gesichtszüge sind regelmäßig und trotz der ebenholzschwarzen Farbe angenehm. Bei einigen geht die Färbung ins Dunkelbraune über. Als Kleidung tragen viele, sowol Männer als Frauen, baumwollene Röcke von schwarzer Farbe, Sandalen und eine Menge von Zierrathen, namentlich Halsbänder von weißen und rothen Perlen und hübsche elfenbeinerne Armbänder. Die Weiber haben einen eigenthümlichen Kopfputz, der viel Aehnlichkeit mit Schmetterlingsflügeln hat und an jeder Seite 15 Zoll wagerecht absteht. Die weißschaftigen Speere sind der Stolz der Männer; mit ihnen vertheidigen sie sich gegen ihre Feinde oder greifen das Flußpferd und das Krokodil an. Einen großen Theil ihres Unterhalts beziehen diese Inselbewohner von ihren zahlreichen Rinderherden. Pferde und Ziegen besitzen sie ebenfalls und bauen außer Ghossub auch Baumwolle als Material zu den Kleidern. Fischfang wird von ihnen viel getrieben. Sie fertigen Boote an, die mitunter bis 40 Fuß und darüber lang, dabei 5 — 6 Fuß breit, aber nur 2 Fuß hoch sind; häufig bedienen sie sich auch nur kleiner, aus einigen Planken zusammengebundener Flöße als Fahrzeuge und schieben dieselben mit Stangen weiter. Während die Budduma mit den meisten Uferbewohnern fortwährend auf Kriegsfuß leben und dieselben als Sklaven kapern, wo es irgend möglich ist, sind sie mit manchen Ortschaften in bestem Vernehmen und nicht wenige Familien haben sich am Festlande niedergelassen. Zahlreiche Budduma verschaffen sich Unterhalt als Salzbrenner und fahren zu diesem Zweck nach der Nordküste des Sees, an welcher der Salzkaperstrauch (Capparis sodata) ausgedehnte Gebüschdickichte bildet. Sie laugen die Asche aus, welche sie durch das Verbrennen dieses Strauches erhalten haben, und lassen sie in Lehmformen verdunsten. Am Südufer des Sees fehlt dieser Strauch und die hier wohnenden Kotoko erzeugen aus verbranntem Kuhdünger einen dürftigen Ersatz für das fehlende Kochsalz.

Die Bewohner des Gebietes südlich vom Tsad sind verschiedenen Stämmen angehörig. Außer den plumpgebauten, starknochigen eigentlichen Bornuanern sind hier auch Kanembu und Schua angesiedelt, beide vorzugsweise Viehzucht treibend.

Die Kanembu gehören dem Stamme der Ssugurti an und sind seit langen Zeiten bereits hier ansässig. Sie haben meistens die Kleidung und Sitten der Bornuaner angenommen, nur wenige von ihnen zeigen noch die ursprüngliche Nationaltracht. Die Hauptzierde der letztern ist ein origineller Kopfputz, während der Leib selbst nur mit einem eng anschließenden Lederschurz bekleidet ist. Die Hauptleute des Stammes trugen als Zierde des Kopfes eine steife Mütze, die sich nach oben erweiterte. Um diesen obern, weitern Theil ist eine Binde aus zusammengenähten Baumwollenstreifen gewunden. Von der Mitte der Falten dieser Kopfbinde, gerade vor der Stirn, steht ein kleines Stück rothen Tuches, gesteift durch ein Lederstückchen, und rund um den Wirbel reiht sich, von der Kopfbinde getragen, ein Kranz kleiner, bis zu einer Höhe von 8 Zoll emporstehender Röhrchen, die dem Ganzen das Ansehn einer fürstlichen Krone geben. Um den Nacken wird eine enge Schnur aus weißen Perlen geschlungen und von dieser hängen

mehrere Ledertäschchen mit Zauberformeln herab. Am Arm sind drei Ringe aus Elfenbein, einer am Oberarm, der zweite am Ellenbogen und der dritte am Handgelenk.

Maduari, der Ort, in welchem Dr. Overweg begraben liegt und an welchem sich das europäische Boot noch befand, ist von Leuten dieses Stammes bewohnt, welche durch ihren Reichthum an Rindvieh ausgezeichnet sind. Sie mögen über 10,000 Stück besitzen und wandern mit den Herden je nach der Jahreszeit nach Nomadenart weiter. Die Hirten schlagen ihre kegelförmigen Strohhütten in einem geräumigen Kreise auf, in dessen Inneres sie die Herden treiben, um sie gegen Raubthiere und Räuber zu schützen. Die Milch und Butter wird in Lederschläuchen und in Gefäßen, aus feinem Gras geflochten, an der Spitze von Stangen aufgehangen, welche man senkrecht in den Boden steckt. Da diese Gefäße nie ausgewaschen werden, erhält die Milch schon nach kurzem Aufbewahren einen höchst unangenehmen Geschmack. Auch die Butter sagt einem europäischen Gaumen nicht sonderlich zu, denn da das Salz höchst selten ist, verwendet man den Urin der Kühe als Würze und genießt die Butter gekocht in halbflüssigen Zustande.

Die obengenannten Schua sind eingewanderte Araber, über welche wir später Weiteres anführen. Für den Ackerbau ist das Land in hohem Grade geeignet, wenn sich nur mehr Hände fänden, denselben zu pflegen.

Selbst der weniger günstige Sandboden bringt die genießbare Binsennuß (Cyperus esculentus) hervor, ein Cyperngras, das an seiner Wurzel mehlreiche Knollen erzeugt. Mehrere Arten wildwachsender Gräser, dem abessynischen Rispengrase (Poa abessynica) verwandt, liefern Samen, deren weißes Mehl eine eben so wohlschmeckende als leicht verdauliche Speise giebt. Das Hauptgetreide ist Sorghum; vielfach baut man auch Bohnen, unserer Buffbohne (Vicia Faba) ähnlich. Weizen und Zwiebeln sind erst in spätern Zeiten eingeführt. Die Sesamfelder (Sesamum orientale) verleihen den Landschaften einen eigenthümlichen Anblick. Die feuchten humusreichen Senkungen sind in hohem Grade für Baumwollenbau geeignet. Die meisten Bewohner ziehen sich an diesem Gewächs, was sie für ihren eignen Bedarf brauchen, bei der großen Stadt Dikoa aber, der Hauptstadt im südlichen Bornu und der gewerbthätigsten Stadt des ganzen Königreichs, ist Baumwollenbau so ausschließlich vorhanden, daß das Getreide aus den andern Gegenden zugeschafft werden muß. Zum Transport bedient man sich eben so oft der Ochsen als der Kameele.

Der Acker wird in den meisten Gegenden des Sudan mit der Hacke bearbeitet, indem man Löcher ohne besondere Regel einhaut; in Baghirmi, östlich vom Schari, zieht der Landmann aber regelmäßige Furchen. Eine Rohrart am Schari ist als ausgezeichnetes Flechtmaterial zu Matten in Ruf, eine zweite Sorte wird zu Schreibfedern verwendet, und aus dem Marke des Papyrus versteht man eine Art Zeug darzustellen.

Ende Februar ward Dr. Vogel in Kuka vom gelben Fieber befallen. Er theilt darüber seinen Eltern Nachstehendes mit:

„Ihr dachtet in Leipzig sicher nicht, als Ihr an meinem Geburtstage auf mein Wohl trankt (was Ihr hoffentlich gethan habt), daß Ihr sehr gegründete Ursache hättet, mir „Gesundheit" zu wünschen. Kaum hatte ich nämlich am 20. Februar meinen Brief an die liebe Mutter vollendet, als ich, noch mit dem Schreiben von Depeschen beschäftigt, urplötzlich vom gelben Fieber (einer Krankheit, die sporadisch hier gar nicht selten ist und an der der arme Overweg starb) angefallen wurde. Ueber eine Woche lag ich in fortwährendem Delirium, und dabei hatte keiner meiner Begleiter medizinische Kenntnisse genug, um mir irgend eine passende Arznei geben zu können. Als ich wieder zum Bewußtsein kam und an den gelben Flecken an meinen Armen sah, was mein Uebel war, kurirte ich mich, so gut ich konnte, selber, und mit Hülfe von Calomel und Quinin war ich denn bis zum 7. März so weit gekommen, daß ich wieder aufrecht sitzen und etwas Suppe essen konnte, — lange Zeit war nämlich Reiswasser das Einzige gewesen, was mein Magen vertrug. Ende März war ich so ziemlich wieder hergestellt, so daß ich den Sultan auf einem Kriegszug nach Mußgo begleiten konnte, von dem ich erst Mitte Juni zurückgekommen bin. Meine Constitution hat aber einen starken Stoß erhalten, und eine tüchtige Mahlzeit von Fleisch hat z. B. unfehlbar tüchtiges Erbrechen und Fieber mit furchtbarer Hitze zur Folge. Uebrigens habe ich gefunden, daß kaltes Wasser bei allen Fieberanfällen die beste Kur ist; ich wickle mich dabei ganz in nasse Tücher ein und lasse sie anfeuchten, so wie sie warm werden, und bin bei diesem Verfahren gewöhnlich in zwei Stunden fieberfrei."

An seine Schwester schrieb Dr. Vogel über sein Befinden:

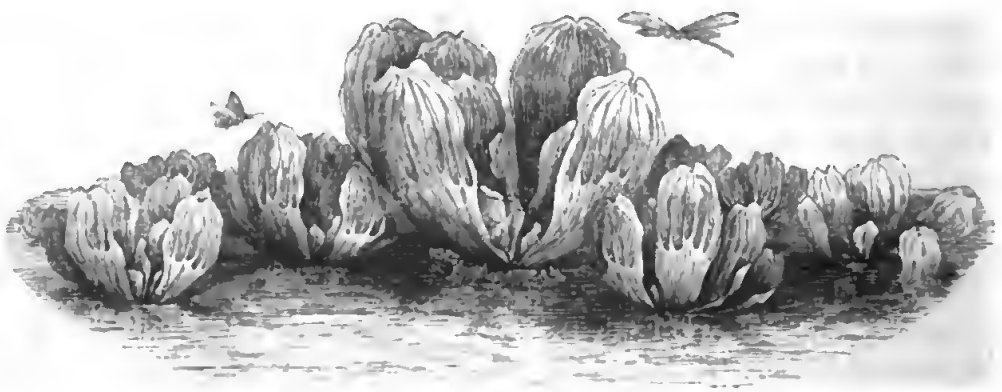
„Wegen meinen Augen brauchst Du Dich nicht zu ängstigen, die sind besser als je, trotzdem daß ich weder Sonnenschirm noch gefärbte Gläser u. s. w. getragen habe. Mit einem einfachen Turban schütze ich den Kopf und sie vor den Strahlen der Sonne. Ich wollte, Du könntest mich in diesem Kostüme sehen, nach Tuarikart das ganze Gesicht zugebunden, so daß ich gerade nur noch zwischen den Falten herausſehen kann! Mein Haar trage ich ganz kurz abgeschnitten, da es in Folge der Krankheit sehr ausging; an dem ist kein besonderer Farbenwechsel sichtbar, aber was sagst Du dazu, daß während meiner schweren Krankheit meine Augenbrauen weiß geworden waren? Meine einseitigen Kopfschmerzen haben mich wunderbarer Weise fast ganz verlassen, dagegen plagt mich bisweilen ein anderes Uebel, der Augenbrauenkrampf, was sehr lästig ist." Trotzdem setzt Dr. Vogel, um seine Angehörigen zu beruhigen, hinzu: „Im Allgemeinen ertrage ich aber das sehr gefährliche Klima recht gut, was ich Dir und allen Lieben zum Troste versichern kann."

Dem Reisenden droht im Sudan ein ganzes Heer von Krankheiten, besonders während der Regenzeit. Erkältungen, denen er dann sehr leicht ausgesetzt ist, ziehen ihm leicht schmerzhafte Rheumatismen oder Dysenterie zu, die mitunter tödtlichen Ausgang nimmt. Die gerbstoffreichen Samen der Mimosa nilotica, mit Reis vermengt, gelten bei letzterer Krankheit als das beste Gegenmittel. Der

Genuß von Waſſer aus den ſtehenden Regenpfützen, zu welchem Fremde und Einheimiſche in Ermanglung friſcher Quellen gezwungen ſind, ſcheint eine Haupturſache jenes höchſt läſtigen Uebels zu ſein, das unter dem Namen „Guineawurm" berüchtigt iſt und das entweder eine lange anhaltende Lähmung, oder im beſten Falle zu Ende der Regenzeit Geſchwüre an den Beinen zur Folge hat. Dr. Vogel zeigte ſeinem Freunde Dr. Barth, als er ſpäter mit demſelben zuſammen traf, die tiefen Narben, welche dieſe Krankheit ihm zurückgelaſſen hatte, und meinte in ſeiner ſcherzhaften Weiſe dabei: dies würde bei einer etwaigen Verheirathung leicht einen Scheidungsgrund abgeben können. Dr. Barth hatte von demſelben Uebel auch viel zu leiden gehabt.

Es iſt keineswegs der Fall, wie man bisher vielfach zu glauben geneigt war, daß ſich der Fremdling je mehr und mehr an das Klima gewöhne, je länger er ſich in dem betreffenden Lande befinde. Im Gegentheil unterliegt gewöhnlich der Körper den feindlichen Einflüſſen um ſo mehr, je länger dieſe auf ihn wirken. Die Erkenntniß dieſer Thatſache hat bereits die europäiſchen Regierungen veranlaßt, das Militär in den Kolonien innerhalb der Tropen öfter wechſeln zu laſſen, als dies früher Gebrauch war, und man hat in erfreulicher Weiſe eine bedeutende Abnahme der Sterblichkeit erreicht.

Daß im Sudan deshalb bleibende Kolonien von Europäern gedeihen könnten, ſcheint in hohem Grade zweifelhaft, da ja ſchon in Algerien die Sterblichkeit unter den Europäern ſo groß iſt, daß ſich die entſtehenden Lücken nur durch Zuführung neuer Einwanderer von Europa aus füllen laſſen. Der Hauptzweck der Reiſen nach dem Sudan kann nur in der Anbahnung eines geregelten und für beide Theile Vortheil bringenden Verkehrs zu ſuchen ſein, bei welchem der Niger und vorzugsweiſe deſſen öſtlicher Arm, der Benuë, die Hauptſtraße bilden würde.



Die heimatloſe Fauna (Pistia Stratiotes).

Das Innere einer Mußgowohnung.

VIII.

Reiſe ins Land der Mußgo und Tubori.

Abd e Rahman's Kriegszug. — Das Land der Mußgo. — Der Serbewel. — Waſſerreichthum des Landes. — Pflanzenwuchs. — Die Sklavenjagd am Tubori-See. — Die Delebpalme. — Die Thierwelt des Mußgolandes. — Das Volk der Mußgo. — Sitten, Wohnungen, Beſchäftigungen desſelben. — Die Erdnandel. — Religion der Mußgo. — Politiſche Lage der Mußgo. — Grauſamkeit der Bornuaner. — Der Tubori-See und die Waſſerſcheide zwiſchen Arre und Benuë.

Dr. Vogel war kaum von ſeiner ſchweren Krankheit geneſen, kaum im Stande, ſich wieder auf dem Pferde zu halten, als ſich ihm eine günſtige Gelegenheit bot, nach Süden vorzudringen.

Der neue Sultan Abd e Rahman wollte ſich bei ſeinen Kriegern beliebt machen, durch ein möglichſt weites Vorgehen nach Süden Ruhm erwerben. Er wollte ſich dadurch gleichzeitig in den Augen des Volks heben und ſich durch Sklavenfang Geldmittel verſchaffen, deshalb rüſtete er zu einem großartigen Raubzuge gegen Mußgo.

Die Armee beſtand aus 22,000 Reitern mit einem Troß von 10,000 Mann, 5000 Kameelen und ebenſoviel Ochſen. Dr. Vogel benutzte dies, um einerſeits Kenntniß über jene Gegenden zu erlangen, durch welche der Kriegszug gehen ſollte, andererſeits aber auch wo möglich das Vertrauen des Sultans zu erhalten.

Das Heerlager bildete eine förmliche Stadt, beſonders ſtellten die Zelte des Sultans und der Großen des Landes förmliche Dörfer dar, da jede Frau ein beſonderes Zelt mit ſich führte und eine große Anzahl Weiber den Zug begleiteten. Der Sultan hatte 12 ſeiner Frauen und etwa 30 Sklavinnen mit und jeder Vornehme wenigſtens 6—8.

Das Land der Mußgo bot dem jungen Forſcher außerordentlich viel Anziehendes. Noch bis vor wenigen Jahren hatte man von den Gegenden ſüdlich vom Tſad-See ganz der Wirklichkeit entgegengeſetzte Anſichten. Man pflegte ſich ganz Afrika ſeiner Erhebung nach in zwei große Hälften geſchieden vorzuſtellen. Die Wüſte hielt man für ein Tiefland, nur wenige Fuß über dem Spiegel des Oceans erhaben; unmittelbar ſüdlich vom Tſad vermuthete man dagegen ein mächtiges Alpenland, das ſogenannte Mondgebirge, mit Felſenhörnern und ſchneegekrönten Gipfeln, welches der Beginn eines Hochlandes ſei, das ſich bis zum Kap der guten Hoffnung mit wenig Unterbrechungen fortſetze.

Die Unrichtigkeit beider Annahmen war durch Barth und Overweg bereits erkannt worden, Dr. Vogel aber war es vorbehalten, mit dem Barometer in der Hand die genaue Höhe der Ländergebiete zu ermitteln. Beide bisherige Annahmen wurden dadurch gewiſſermaßen umgekehrt und tauſchten ihre Lage aus. Vogel's Mittheilungen über die anſehnliche Erhebung der Wüſte haben wir im Einzelnen aufgeführt, folgen wir ihm auch nach jenen Gegenden, in denen man die unüberſteiglichen Mondgebirge anzunehmen gewohnt war.

Das Eindringen in die Länder ſüdlich von Bornu war wegen der feindlichen Stellung der hier wohnenden Völker in friedlicher Weiſe jeder Zeit unmöglich geweſen. Als Denham in dieſer Richtung reiſte, konnte er es nur, indem er ſich einem Kriegszuge anſchloß, deſſen wir S. 20 bereits ausführlicher gedacht haben. Dr. Barth und Overweg ſahen ſich gleicherweiſe gezwungen, einen Raubzug zu begleiten, den der Weſir von Bornu in das Land der Mußgo unternahm, und wenn Vogel jene ſo höchſt intereſſanten Gegenden überhaupt beſuchen und die Aufgabe erfüllen wollte, welche ihm geſteckt worden war, ſo blieb ihm keine andere Wahl, als ein Gleiches zu thun.

Das Land ſüdſüdöſtlich vom Tſad iſt eine weite faſt horizonale Ebene, ein „afrikaniſches Holland", das ſich ſelbſt bis zu einer Entfernung von einigen vierzig Meilen nur um 150 Fuß über den Tſad erhebt, alſo zwiſchen 800—950 Fuß Höhe über dem Meere hat.

Nur an ſehr wenigen Stellen wird die weite Fläche von Erhebungen unterbrochen. Die Granitfelſen von Waſa und die Bergkette weſtlich an den Tubori-Sümpfen ſind die nennenswertheſten derſelben. Die erſtern liegen 15 Meilen vom Tſad ſüdlich, unter 11° 23′ n. Br., und ſind eine Gruppe Granitfelſen von außerordentlich regelmäßiger Glockenform, deren Höhe 400—600 Fuß über der

Ebene, also 1300—1600 Fuß über Meer beträgt. Sie bedecken einen Flächenraum von etwa einer Meile ins Geviert und steigen so senkrecht aus dem vollkommen ebenen Boden auf, daß alle herabgestürzten Stücke höchstens 20 Fuß von der Basis liegen geblieben sind. Hier findet man die ersten Steine wieder, nachdem man den Brunnen Agadem (60 Meilen nördlich von Kuka, unter 16° 52′ 16″ n. Br.) verlassen hat. Bei letztgenanntem Orte bestanden die Felsen aus sehr weichem Sandstein. Die Entfernung zwischen beiden Punkten beträgt gegen 88 deutsche Meilen. Diese weite Ebene bildete muthmaßlich ehedem das Becken des Tsad-See; man findet beim Brunnengraben noch 30 Meilen südlich von Kuka etwa 20 Fuß tief unter der Oberfläche jene aus halb zersetzten Süßwasser-Muscheln bestehende Kalkschicht, auf die man in Kuka selbst schon in sechs Fuß Tiefe stößt.

Die Kette der Fellataberge (11° n. Br.) besteht ebenfalls aus Granit und zieht sich mit einer Höhe von gegen 400 Fuß über die Umgebung in westsüdwestlicher Richtung nach Mandara hin. Auf dem Gipfel des östlichen Hügels fand Vogel zahlreiche Steinstücke, die viel Aehnlichkeit mit Kalkspath zu haben schienen und von denen er, wie auch von allen übrigen Punkten, Proben an Sir Roderick Murchison einschickte.

Dr. Vogel hat die Mußgo-Ebene bis zu 9° 45′ n. Br., also ungefähr 45 deutsche Meilen südlich vom Tsad verfolgt, zehn Meilen weiter als seine Vorgänger, ohne ihr Ende ermitteln zu können. Ihre Breite ist im Norden nicht geringer und hat selbst am südlichsten Punkte noch 30 Meilen Ausdehnung. Dies giebt ein Flachland ungefähr von der Größe des vierten Theiles von Deutschland.

In der Richtung von Südsüdost nach Nordnordwest durchströmen zwei ansehnliche Flüsse das Land; der östliche ist der Schari, der sich unter 9° n. Br. in zwei Arme theilt, die sich nach einem Laufe von 30 Meilen wieder vereinigen; der westliche ist der Serbewel oder Arre, ebenfalls ein ansehnlicher Fluß. Beide verbinden sich unter 12° n. Br. und ergießen nachmals unter dem Namen Schari ihr Wasser in den Tsad.

Der Raubzug, dem sich Dr. Vogel anschließen mußte, ging auf dem linken Ufer des Serbewel entlang. Man schlug denselben Weg ein, auf welchem auch Dr. Barth und Overweg gezogen waren, und wandte sich von Kuka aus südöstlich über Dikoa nach Delha (Delay) und Wasa, bis man an die Grenze des Mußgolandes gelangte.

Der Boden der weiten Ebene besteht fast durchgängig aus einem zähen, fetten Thon von schwarzer Farbe. In der trocknen Jahreszeit erhärtet derselbe zur Festigkeit des Steines, und der Reisende vermag nicht mit dem Speer ein Loch hinein zu stoßen, um den Zeltpflock oder einen Pfahl für sein Pferd zu befestigen; er bedarf der schweren, mit doppelter Eisenkante versehenen Haue dazu. Nur an wenigen Stellen am Flußufer findet sich Sand. Zur Regenzeit dagegen verwandelt sich Alles in einen zähen Sumpf, in welchem das Fortkommen äußerst beschwerlich ist. An vielen Stellen bleiben selbst während der trocknen Jahreszeit Ansammlungen von Regenwasser zurück, die eine Tiefe von 1—3 Fuß und darüber behalten. Die einen bilden geschlossene Teiche, die andern weithin gestreckte, sich verflachende

Sümpfe und Wieſenwaſſer, noch andere endlich Kanäle und Gräben. Letztere ſind häufig mit Dämmen bis zu 10 Fuß Höhe auf beiden Seiten verſehen und haben dabei eine ſo ſchnurgerade oder ſanftgebogene Richtung und eine ſo außerordentliche Länge, daß ſie faſt ausſehen, als ſeien ſie durch Menſchenhände angelegt worden. Wirklich erzählt man auch im Lande von einem derſelben, daß er abſichtlich für Boote gegraben ſei, obſchon es wahrſcheinlicher iſt, daß ſie alle nur den natürlichen Waſſeranſammlungen ihre Entſtehung verdanken. Eine große Anzahl dieſer Waſſerlachen begleitet in einiger Entfernung die Flußläufe und wird vom Hochwaſſer der Ströme jährlich geſpeiſt. Die Flußufer wechſeln in ihrer Höhe; an einigen Stellen ſteigen ſie bis zu 25 Fuß hohen Dämmen an, anderwärts verflachen ſie ſich dagegen ganz allmälig. Bei ſeinem höchſten Stande überflutet der Serbewel ſelbſt noch jene Dämme und ſoll bis 30 Fuß ſeinen niedrigſten Waſſerſtand, den er Mitte Mai hat, überſteigen.

Durch den Reichthum an Waſſer wird das Land der Mußgo zu einem der fruchtbarſten der Erde und könnte, wenn ſeine politiſchen Verhältniſſe beſſere wären, auch eins der reichſten und glücklichſten ſein. Es wechſeln ausgedehnte Waldungen mit üppigen Wieſen und ergiebigem Ackerland und die Landſchaften zeigen im Gegenſatz zu der traurigen Einöde um Kuka eine wahrhaft tropiſche Ueppigkeit.

In den ſüdlichen Grenzgebieten Bornus, in denen mehrere Stämme der Schua-Araber ſich niedergelaſſen, beſtehen die Waldungen zwar anfänglich noch aus dürftigen Akazien, ſtatt ihrer treten aber weiterhin herrliche Bito-Bäume (Balanites aegyptiaca, Hadjilidj in Bornu) und Kindinos, eine Mimoſen-Art, auf, zwiſchen denen dichtes Unterholz wuchert. Die Sumpflachen ſind mit ſaftigen Gräſern und dichten Maſſen der ſchwimmenden Fanna (Pistia Stratioites) überzogen.

Das eigentliche Mußgoland hat nur eine Länge von 25 Meilen von Nord nach Süd und eine Breite von etwa 10 Meilen. Sein nördlicher Theil iſt vorzugsweiſe mit dichtem Walde bedeckt, und zwar gedeihen auf dem an Feuchtigkeit reichen Grunde mehrere Feigenarten vortrefflich und bilden mit ihrem großen friſchglänzenden Blätterwerk einen herrlichen Schatten. Beſonders ſchön erſcheint jene Art, welche Dr. Vogel als Kautſchuk-Feige bezeichnet, deren Saft aber im Lande Niemand verwendet. Nicht ſelten ſind Exemplare dieſes Baumes von 80 Fuß Höhe und mit einer dichten Krone von nicht geringerem Durchmeſſer. Außer der Kautſchuk-Feige kommen noch zahlreiche andere Feigenarten in jenen Waldungen vor, die oft ungeheure Stämme von 8 Fuß und Kronen von 90—100 Fuß Durchmeſſer bilden. Häufig wachſen ſie auf oder an andern Bäumen, ſie nach und nach ganz ausſaugend. Alle haben lange, herunterhängende Luftwurzeln, die oft bis auf den Boden herabgehen und ſo neue Stämme bilden. Die Früchte jener Feigen werden von Vögeln und Affen gern verzehrt. Nicht ſelten ereignet es ſich dann, daß durch dieſe Thiere die Samenkerne auf andere Bäume verſchleppt werden und auf den Zweigen der letztern keimen und wurzeln. Die Baum-Orchideen mit ihren breiten, ſcheidenförmigen Blättern, ſowie die Ueberreſte der abgefallenen Palmenwedel eignen ſich vortrefflich zur Aufnahme für ſolche

vegetabilische Gäste. Von dem luftigen Sitze aus senkt nun die junge Feige ihre fadenförmigen weißen Luftwurzeln herab bis zum Grunde und nährt sich währenddem theils von den Säften des tragenden Stammes, theils von der überreichen Feuchtigkeit der Sumpfwälder. Da die Luftwurzeln aller Feigen die Neigung haben, bei Berührung leicht mit einander zu verschmelzen, und sich eben so leicht wieder an andern Stellen trennen und mit andern verbinden, so zeigen die Feigenwaldungen phantastische Formen der sonderbarsten Art, fast gespenstische Erscheinungen des Pflanzenreichs, die wohl im Stande wären, den Naturforscher zu begeistern, wenn anders ein ruhiges, sinniges Forschen in jenen Ländern möglich wäre. Die Kuka (Adansonia digitata) kommt hier nirgends mehr vor, sie scheint nicht weiter als bis 12° 30′ östl. Länge von Greenwich zu gehen. Ebenfalls ein schöner Schattenbaum ist die Sykomore (Ficus sycomore), deren Früchte zwar nicht mit jenen der echten Feige zu vergleichen, aber doch genießbar sind. Lieblicher als sie macht sich die stellenweise häufige Tamarinde bemerklich. Ihr zartgefiedertes Laub bildet einen herrlichen Gegensatz zu den schweren massigen Formen der Kuka und der Feigen, während die saftreichen, markigen Schoten das Nützliche und Erquickende zum Schönen fügen.

Als einen prachtvollen Baum schildert Dr. Vogel die Kigelia pinnata, von welcher er Zweigproben nach Europa sendete. „Dieser herrliche Baum", sagt er, „bildet dort Stämme von 60 Fuß Höhe und hat einen Kronendurchmesser von 80 — 90 Fuß. Seine Bältter sind glänzend dunkelgrün; die Früchte, welche an bis zu 7 Zoll langen elastischen Stielen hängen, sind hellgrau, bis zu 18 Zoll lang und 7 Zoll breit, bitterlich von Geschmack und dienen als Abführmittel. Der Baum ist von 11° 30′ an südlich gemein."

Sehr zahlreiche Elephantenherden bevölkern jene feuchten Waldungen und spielen die eigentlichen Herren der Wildniß. Der Boden ist von ihren Fußtapfen größtentheils buchstäblich so zerknetet, daß er einem Schachbrete ähnelt, und da die Eindrücke in der trocknen Jahreszeit zur Festigkeit des Steines erhärten, so wird das Reisen sehr beschwerlich. Pferde und Kameele stürzen leicht bei den ununterbrochenen Löchern und Holpern, und der Reisende findet am Abend kein gerades Plätzchen, auf dem er seine Matte zum Schlafen ausbreiten könnte. Viel nachtheiliger werden die Elephanten dem Eingebornen, der auf jenen fruchtbaren Flächen zwischen den Waldungen seinen Reis baut. Das ganze Mußgoland ist seiner Bodenbeschaffenheit und seinem Klima nach ein ungeheures Reisfeld, gegenwärtig bauen aber nur die Schua an seiner Nordgrenze jene nutzbare Getreideart, im Uebrigen pflegt man vorzugsweise Hirse (Holcus cernuus) in mehrerlei Spielarten zu bauen. In den Fruchtfeldern errichtet man hohe Gerüste, um auf denselben Wache zu halten. An langen Fäden sind hohle Gefäße aufgehängt, die man rasselnd und klappernd hin und her bewegt. Zu den Gästen, welche sich bei den Getreidefeldern gern in großen Schaaren einstellen, gehören auch die zahlreich vorhandenen niedlichen Webervögel, an Größe und Gestalt unsern Finken sehr ähnlich. Diese hübschen Thierchen machen sich besonders durch die Geschicklichkeit bemerklich, mit welcher sie aus Grashalmen und Fasern ihre Nester zusammenflech-

ten und an den schwankenden Enden der Baumzweige aufhängen. Die Nester der hier vorzugsweise vorhandenen Art ähneln an Gestalt ganz den Retorten eines Chemikers und schützen den Erbauer und seine Jungen nicht allein gegen die Kühle der Nacht und die heftigen Regengüsse, sondern auch gegen die Nachstellungen der Baumschlangen. Gegen die Vögel hilft das erwähnte Kürbis-Manöver auch recht gut, wie gegen unsere Sperlinge die Klapper am Kirschbaum, allein der Elephant läßt sich dadurch nicht incommodiren. Eine Herde von vielleicht funfzig und mehr Stück spaziert gemächlich zum Reisfeld, der Neger auf seinem Wartthurm mag schreien und signalisiren, wie er will, sie läßt sich nicht stören. Der langnasige, sehr verständige Herr des Waldes sucht sich die besten Halme aus, stampft eine bei weitem größere Menge in den nassen Grund und überläßt es dem Schua, wie viel er von dem Uebriggebliebenen zusammenlesen will. So ist denn aller Reis in Bornu nur von sehr schlechter Beschaffenheit, denn selbst der Sultan muß mit dem vorlieb nehmen, was ihm der Elephant übrig läßt. Zwischen dem Reis pflegt man gewöhnlich eine Bohnensorte (Gafuli) zu bauen, die denn auch die vorzüglichste Speise der Einwohner ausmacht.

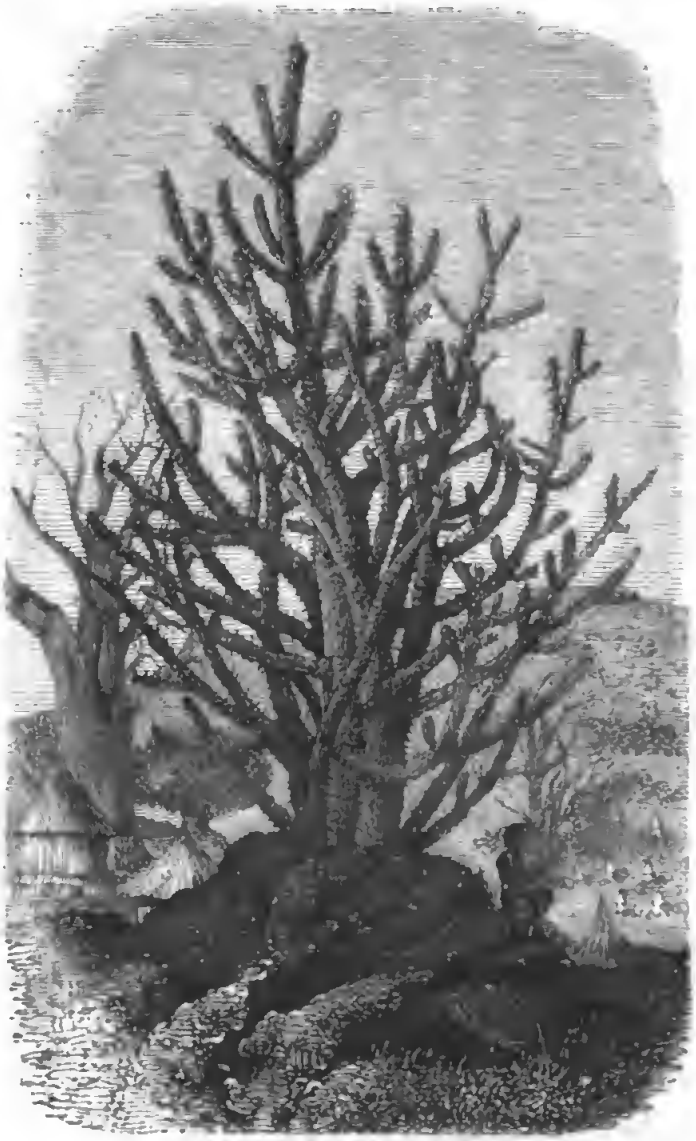
Einen bessern Schutz gegen die Elephanten, als jene Klappergerüste und schreiende Wächter abgeben, gewähren die dichten Hecken aus stachliger Wolfsmilch. Bei uns sind alle zu dieser Pflanzengattung gehörigen Arten krautartig mit weichen Blättern und einjährigen zartern Stengeln versehen, viele der afrikanischen Euphorbien dagegen ähneln den bekannten Formen des stachelreichen Säulenkaktus (Cereus) so sehr, daß sie von demselben nicht leicht zu unterscheiden sind, wenn sie sich nicht durch ihre Blüten zu erkennen geben. Ihre Stämme werden so hoch und dick, erhalten dabei eine solche Zähigkeit und holzige Beschaffenheit, daß sie gut im Stande sind, die Zudringlichkeit des leckern Elephanten mit ihren scharfen und langen Stacheln zurückzuweisen. Dr. Vogel erzählt, daß jener Dornenwall, mit dem die Mußgo ihre Felder umhegen, Büsche enthielte, welche 20 — 30 Fuß im Umfange und 25 Fuß in der Höhe messen. Da er aber weder Blüten noch Früchte an denselben fand, so fand er sich veranlaßt, dieselben nach ihrer äußern Form als eine Euphorbien- und eine Cereusart zu bezeichnen.

Ebenso interessant als das Gedeihen des Reises ist die Kultur einer zuckerhaltigen Grasart, des indischen Zuckergrases (Sorghum saccharatum). Bis zu 14 Fuß hoch schießen die schönen Halme desselben empor und werden an günstigen Stellen noch höher. Das schneeweiße süße Mark im Innern der Stengel läßt sich in 8 Zoll langen Stücken herausschälen und bietet eine sehr angenehme Leckerei. Auch das eigentliche Zuckerrohr würde auf der weiten Mußgo-Ebene vortrefflich gedeihen, wenn friedliche Zustände einen solchen Betrieb zuließen. Daß dasselbe im Innern Afrikas ein reichliches und schönes Produkt giebt, zeigt das Beispiel einer Pflanzung, die in der Nähe von Sokoto durch einen unternehmenden Neger angelegt worden ist, der ehedem 25 Jahre lang in Brasilien als Sklave verlebte. Der weiße, durch Europäer eingeführte Zucker wird allgemein im Lande als wunderbares Erzeugniß christlicher Industrie angestaunt, und die frommen Muhamedaner kommen sehr in Verlegenheit, wenn sie über die Art und Weise näher

Sklavenjagd am Tubori-See.

belehrt werden, in der das Raffiniren geschieht. Es bleibt ihnen nur die Wahl, entweder sich über ihre Gewissensskrupel hinwegzusetzen, oder sich den süßen Genuß zu versagen.

An der Nordgrenze des Mußgo-Landes werden auch ansehnliche Mengen Baumwolle gebaut und theils für den Bedarf der Erbauer verwendet, theils nach der industriereichen Stadt Dikóa geschafft.



Dornige Wolfsmilch.

Palmen sind im nördlichen Theile des Mußgo-Landes nicht viele vorhanden, wie denn überhaupt ganz Afrika im Vergleich mit andern Ländern der heißen Zone nicht zahlreiche Arten dieser schönen Familie aufzuweisen hat. Die eigenthümliche Delebpalme werden wir bei der Besprechung des südlichen Mußgo-Gebietes näher erwähnen, im Norden des Landes tritt stellenweise Gestrüpp von Dumpalmen und noch eine andere Palme auf, welche mit der am Mittelmeer einheimischen Zwergpalme, noch mehr mit jener Aehnlichkeit hat, die man dem großen Palmenkenner v. Martius zu Ehren Chamaerops Martiana genannt hat. Sie hat fächerförmige große Blätter und erreicht die für Palmen der genannten Gattung ansehnliche Höhe von 30 Fuß. Eigenthümlich ist es, daß ihre Formverwandte Ch. Martiana im Gegensatz zu dieser Palme des heißen, niedrigen Flachlandes Innerafrikas gerade die höhern Theile des westlichen Himalaya bewohnt und dort bei einer absoluten Höhe von 8000 Fuß alljährlich ihr Haupt mit Schnee bepudert erhält.

Die ausgedehnten Kornfelder, auf denen verschiedene Sorten der indischen Hirse reiften, waren von weitschattenden Kornu-Bäumen beschattet, die unser Reisender bereits bei Mursuk in Fessan gefunden, die aber hier ihre eigentliche Heimat haben. In der Nähe der größern Sumpfwasser macht auch nicht selten

das plumpe Flußpferd einen botanischen Ausgang in die Pflanzungen des Mußgo, und zur Abwechselung erscheint auch mitunter ein Rudel Antilopen oder ein Volk schwerfälliger Perlhühner. Die schlanke Giraffe, welche nicht blos, wie man gewöhnlich glaubte, den Rand der Wüste bewohnt, sondern die sich auch im diesem Flachlande findet, wählt sich am liebsten die zarten Blätter der Akazien und Mimosen. Von den letztern ist der Talhabaum hier häufig und durchduftet zur Blütezeit den ganzen Wald mit Wohlgeruch. Die Giraffe ist ihres Fleisches wegen sehr beliebt; das Fleisch des Elephanten ähnelt zwar im Geschmack dem Schweinebraten, ist aber auch eben so schwer verdaulich wie letzterer.

Die ungeheure Heerschaar, der sich Dr. Vogel angeschlossen, die größte, welche seit der Zeit des Scheikhs el Kanemi Kuka verlassen hatte, zog anfänglich langsam, aber wie ein verheerender Strom vorwärts, ohne der Bewohner ansichtig zu werden. Die Mußgo waren vor der Uebermacht eiligst nach Süden geflohen und man traf nur die leeren Hütten, sowie die auf den Feldern stehenden Saaten von Gafuli und Tabak. Jede Wohnung, welcher die Kanembu ansichtig wurden, steckten sie in Brand und verwüsteten die Pflanzungen auf die empörendste Weise.

Erst an dem Nordrande des Tubori-Sees stieß man auf eine größere Anzahl Eingeborne, welche sich mit ihren Viehherden hierher geflüchtet hatten und hinter dem ausgedehnten Morast sicher glaubten. Von Raublust getrieben, versuchten die Bornuaner aber doch an einer verhältnißmäßig schmalen Stelle über den Sumpf zu setzen. Da aber selbst hier das Wasser fast eine halbe Stunde breit und sechs Fuß tief war, so kamen zahlreiche Menschen und Pferde dabei um. Man machte eine Beute von 2000 Stück Vieh und brachte 1500 Gefangene, Weiber und Kinder unter 12 Jahren, ein.

Von hier aus folgte man dem Laufe des Serbewel oder Arre, des sogenannten Flusses von Logone, des westlichen Hauptarmes vom Schari. Nach einem Marsche von zwei Tagen fand man eine Stelle, an welcher es möglich war den Fluß zu passiren. Die halbe Armee setzte über; da das Wasser aber auf eine weite Strecke so tief war, daß es durchschwommen werden mußte, so ertranken auch hierbei viele Pferde. Am jenseitigen Ufer fand man eine noch größere Menge Eingeborne, die sich hinter dem Flusse für sicher gehalten hatten, und in wenigen Stunden trieb man über 2500 Sklaven und über 4000 Ochsen ins Lager.

Obschon der Gesammtcharakter des Mußgo-Landes im Süden derselbe ist wie in den nördlichen Theilen: höchst fruchtbares flaches Tiefland von stehenden oder kaum fließenden Gewässern durchzogen und abwechselnd von Waldungen, grasreichen Wiesenflächen oder Kulturstücken bedeckt, so zeigt er im Einzelnen doch mehrere abweichende interessante Züge.

Das Unterholz der dichten Waldwildnisse wird noch vorherrschend von dornigen Akazien, der Hochwald aus großen Feigenbäumen gebildet, unter den Bäumen mittler Größe macht sich dagegen der Kokia-Baum bemerklich, der auch in den Haussa-Gebieten zu finden ist. Zwischen großen hübschen Blättern fallen seine zahlreichen apfelähnlichen Früchte angenehm auf, die leider ungenießbar sind. Der bezeichnendste Baum des Gebietes ist aber die

Die Delebpalme.

schon genannte Delebpalme (Borassus aethiopum Mart.), nahe verwandt der berühmten asiatischen Palmyra (Borassus flabelliformis). Vom Mußgo-Lande aus scheint sich dieser schöne Baum in einem fast ununterbrochenen Zuge durch die südlichen Provinzen Baghirmis und Wadaïs bis nach Kordofan zu verbreiten. Nur einzelne Verirrte dringen nördlich bis zum Ufer des Batha und nach Maseña, der Hauptstadt Baghirmis, vor.

Dr. Vogel theilt über diesen herrlichen Baum, den unsere Leser auf dem Bilde S. 225 über die niedern Hütten emporragen sehen und der an der Anschwellung des Stammes sofort zu erkennen ist, Folgendes mit:

„Ein prachtvoller Baum, der am See von Tubori ungeheure Wälder bildet, ist die Delebpalme (wie sie in Nubien genannt wird). Das Laub ist fächerförmig, sehr ähnlich dem der Dumpalme, nur größer und von lebhafterem Grün. Der Stamm ist glatt und spaltet sich nie, die Früchte wiegen etwa 4—5 Pfund, sind 8—9 Zoll lang und 6—7 Zoll dick, oval, dunkelgelb, bestehend aus einem äußerst dichten faserigen Gewebe, in welchem drei Kerne eingehüllt sind. In diesem Gewebe ist ein etwas bitterlich, aber sonst höchst angenehm schmeckender dicker Saft, der in Geschmack und Geruch stark an Ananas erinnert."

Dr. Berthold Seemann führt in der „Bonplandia" (IV, 202) nach Dr. Barth Ausführlicheres über den interessanten Baum an. „Die Delebpalme ist über das ganze Binnen-Afrika in der ganzen Breite von Ost nach West verbreitet und bildet besonders am Saume stehender Wassermassen mit wenig Abfluß, wie sie in den Aequatorialländern Central-Afrikas unendlich ausgebreitet sind, ganze Waldungen, wenigstens der Länge nach. Wo aber kein Wasserfal ist, habe ich sie stets nur vereinzelt gesehen. Sie ist der charakteristische Baum nicht allein im Mußgolande, d. h. in dem flachen, etwa 900 Fuß hoch gelegenen fruchtbaren Landstrich zwischen dem Schari und den östlichen Zuflüssen des sogenannten Niger (Benuë), sondern auch in allen südlichen Tributärprovinzen von Baghirmi. Auch in Wadaï, besonders am Batha entlang, sowie in Darfur und Kordofan ist sie sehr häufig. Am mittlern Niger ist sie selten, in Haussa ganz vereinzelt, am obern Niger, oberhalb Timbuktu, aber wieder häufiger und ist hier für die Kokospalme gehalten worden. Sie heißt Gigiña auf Haussa, Kameluto auf Kanora (Sprache der Bornuleute), Dugbi in der Sprache der Fulbe. Die Palme wird im Durchschnitt 60—80 Fuß hoch mit schnurgeradem, ungetheiltem Stamme bis zu 2 Fuß Dicke und mehr und hat regelmäßig eine Schwellung etwas über der Mitte. Die fächerartigen Blätter sind von gewaltiger Größe. Die Samen werden, nachdem die Frucht verzehrt oder vielmehr ausgesogen ist, zerschlagen und der Kern in die Erde gelegt, worauf in etwa 14 Tagen ein Sämling von ½—2 Fuß aufschießt, dessen weiße Wurzel einen sehr beliebten Nahrungsartikel bildet, auf Haussa „Murretschi", auf Fulfude „Batschub" genannt. Ich habe nur gesehen, daß die Eingebornen diese Pflänzchen roh essen. Ich muß aber fast vermuthen, daß ein berühmtes Mehl Namens „Fidogma", das aus einer Wurzel bereitet wird, daher seinen Ursprung hat. Diese Palme ist von der ungeheuersten Wichtigkeit im Volksleben eines großen Theiles von Central-Afrika, gewiß nicht

weniger als die Dattelpalme bei den Arabern.“ Dr. Vogel ſandte Samenkerne der Delebpalme in einer Kiſte, welche Mineralien enthielt, an Dr. W. J. Hooker in London und bemerkt dabei, daß die Früchte dieſes Baumes das einzige leidliche Obſt ſeien, welches er bis dahin in Central-Afrika angetroffen habe.

Leider war der Reiſende durch die unruhigen politiſchen Verhältniſſe, unter denen er das Land beſuchte, verhindert, ſeine Sammlungen in dem Grade zu bereichern, als die üppige Natur es wünſchenswerth erſcheinen ließ. Ohne Bedeckung durfte er es meiſt nicht wagen, ſich weit vom Lager zu entfernen, da die Mußgo hinter jedem Buſche lauerten, und mit Begleitung war er nicht viel ſicherer. So zog er z. B. einmal mit 30 Reitern aus, als ſein Diener plötzlich fünf Mußgo hinter den Bäumen erblickte. Der Schwarze rief den Leuten zu, auf dieſelben einzureiten. „Geht nur voran“, erwiederte man, „ihr habt Flinten.“ Und in dem Augenblick, als Vogel und ſein Begleiter wirklich vorangingen, ergriff das Gefolge eiligſt die Flucht und die Zwei waren allein den Feinden gegenüber. Glücklicher Weiſe reichte ein Flintenſchuß hin, dieſelben zu zerſtreuen.

So wie an einzelnen Stellen des Mußgo-Landes der Agul (Alhagi Maurorum), dieſes echte Wüſtengewächs (ſiehe Seite 84), wieder vorkommt, ſo ſtellt ſich auch der Strauß hier ein. In den dichten dornenreichen Waldungen findet der Löwe ein ſicheres Verſteck. Außer ihm bewohnt auch ein anderes katzenartiges kleineres Raubthier, von den Eingebornen Summoli genannt, dieſe Wildniſſe, von welchem Dr. Overweg bei ſeiner Reiſe ein Exemplar in Gemeinſchaft mit einem jungen Löwen gebracht wurde. Der Summoli iſt am vordern Theile des Körpers von hellbrauner Farbe, am hintern dagegen von ſchwarzer und zeichnet ſich durch ſehr ſpitze, aufrecht ſtehende Ohren aus, die mit einem ſchwarzen Streifen geziert ſind. Trotz ſeiner verhältnißmäßig geringen Größe iſt er doch äußerſt wild und ſoll nicht nur Gazellen, ſondern ſelbſt Kälber anfallen. Die Eingebornen erzählen von ſeiner Unbändigkeit und Raubluſt eine Menge eigenthümlicher Geſchichten. Dr. Overweg fütterte beide Thiere mit gekochter Milch, welche ſie ſehr liebten. Trotzdem daß der Summoli ebenfalls noch jung und klein war, benahm er ſich doch ſehr ungeſellig und war vollſtändig Herr des jungen Löwen. Beide ſtarben während des Transportes, da ſie die ununterbrochen ſchwingende Bewegung auf dem Rücken des Kameeles nicht vertragen konnten.

Intereſſant iſt es, zu erfahren, daß auch Freund Lampe, unſer gewöhnlicher Haſe, ſich in jenen weit entfernten und mit ſo verſchiedenem Klima verſehenen Lande wiederfindet. Es wird dem Leſer bekannt ſein, daß viele Naturforſcher auch den auf den Alpen und in den Polargegenden vorkommenden Haſen mit weißem Pelz und ſchwarzen Ohrenſpitzen nur als eine Spielart des gemeinen Haſen betrachten. Sollte jene innerafrikaniſche Art, die freilich noch nicht wiſſenſchaftlich unterſucht iſt, ſich wirklich als genau dieſelbe Spezies herausſtellen, ſo wäre dies eines der intereſſanteſten Beiſpiele der Fähigkeit, mit welcher ein Thier unter den verſchiedenſten Naturverhältniſſen auszudauern vermag. Ein ähnliches Beiſpiel bietet der gemeine Igel, den Dr. Vogel zu ſeiner Verwunderung auch unter 10^0 n. Br. antraf.

Ameisenhaufen sind verhältnißmäßig selten, dagegen ist der Skorpion auch hier eine der gewöhnlichsten Plagen, und in den Wasserbächen finden sich neben den erwähnten Flußpferden auch zahlreiche Krokodile. Turteltauben und andere hübsche Vögel sind in den Waldungen häufig, Papageien dagegen fehlen und scheinen überhaupt den achten Grad n. Br. nicht zu überschreiten.

Das Volk der Mußgo (Mußgu oder Mussekn), welches das von der Natur so reich ausgestattete, aber durch die Völkerverhältnisse so hart bedrängte Land bewohnt, gehört zu dem großen Stamme der Massa, zu welchem gleichfalls die Bewohner von Logon oder Logone, die Kotoko oder Makari, sowie die Mandara (Wandala) mit den Gamerghu zu rechnen sind. Ihnen schließt sich ebenfalls der große Stamm der Batta und vielleicht auch jener der Mbaua an. Die ihnen am nächsten stehenden Logoneser sind aber, als eifrige Muhamedaner, zu ihnen in eine feindliche Stellung gekommen.

Verglichen mit den meisten andern Volksstämmen Inner-Afrikas machen die Mußgo in ihrer Körperbildung einen sehr unangenehmen Eindruck. Die Männer sind zwar gewöhnlich hochgewachsene Leute, aber ihre Gesichtszüge haben etwas sehr Abschreckendes und der Europäer würde Widerwillen vor ihnen empfinden, wenn nicht auf der andern Seite die grausame, ungerechte Behandlung, welche sie von ihren Nachbarn erfahren, das Mitleid jedes Fühlenden erregte.

Der Vorderkopf der Mußgo ist, anstatt rückwärts geneigt zu sein, bei den meisten sehr hoch und die Gesichtslinie gerade, aber die buschigen Augenbrauen, weit offenen Nasenlöcher, aufgeworfenen Lippen, hohen Backenknochen und ihr grobes buschiges Haar verleihen ihnen ein sehr wildes Ansehn. Sehr häßlich erscheinen auch die Beine dadurch, daß die Knieknochen nach innen gebogen sind. Ihre Glieder sind knochig und nicht angenehm abgerundet, die schwarze Farbe ihrer Haut erscheint schmutzig und entbehrt jenen Glanz, durch den andere Negerstämme sich vortheilhaft auszeichnen. Die meisten Männer tragen einen kurzen Bart und manche schmücken ihre Ohren mit kupfernen Ringen.

Die Kleidung der Mußgo ist die allereinfachste von der Welt. Die Männer gehen mit wenig Ausnahmen gänzlich nackt, nur einzelne Häuptlinge, von denen uns nebenstehende Abbildung einen der am reichsten ausgestatteten zeigt, tragen zur Kriegszeit eine Art Rüstung und einen aus wenigen Riemen bestehenden Schurz, der ihre Blöße sehr unvollständig bedeckt. Der erwähnte Panzer ist aus Büffelfell gearbeitet, und die Haare desselben sind nach innen gekehrt. Zuweilen tragen die Männer auch an einem Ledergürtel ein kleines Fell nach Bergmannsart. Außer einer Keule und einem gegen 8 Fuß langen Speer mit grobgearbeiteter eiserner Spitze bilden zweispitzige Handeisen die gefährlichste Vertheidigungswaffe. Mit letztern sollen die Mußgo nicht blos im Handgemenge sich erfolgreich vertheidigen können, sondern auch selbige auf beträchtliche Entfernungen hin zu schleudern und damit, nach den Erzählungen der Kanorileute, Menschen und Pferden die Beine wegzuschneiden vermögen. Wenigstens sind sie im Stande, durch den Wurf derselben gefährlich zu verletzen. Manche Mußgo begnügen sich freilich auch nur mit einem Knüppel oder einem zugespitzten Stocke. Ihren Feinden gegenüber

ſind ſie beſonders dadurch ſehr im Nachtheil, daß ſie weder Pfeil noch Bogen kennen. Ihr an natürlichen Verſtecken und kaum durchdringlichen Schlupfwinkeln ſo reiches Land würde ihnen in Gemeinſchaft mit den Sümpfen und zahlloſen Waſſergräben ein vortreffliches Bollwerk gegen die ſonſt feigen Kanorileute bieten, wenn ſie ſich jenes Vertheidigungsmittels bedienen wollten. Ebenſo würde es ihnen ein

Ein Mußgohäuptling.

Leichtes ſein, ihr Gebiet gegen die Reiterei, in welcher die Hauptſtärke ihrer Feinde beſteht, unzugänglich zu machen, wenn ſie Fallgruben anlegten, wie ſolches die Kanembu im Norden gegen die Einfälle der Tuariks mit beſtem Erfolg thun. Zum Schutz dient den Mußgo auch ein aus Rohr geflochtener Schild, der etwa 40 Zoll lang, oben 16, unten 22 Zoll breit und nach außen gewölbt iſt. Man bedient ſich zu demſelben desſelben Rohres, mit welchem die Hütten gedeckt werden, flicht daſſelbe aber ſo dicht zuſammen, daß ein ſolcher Schild im Stande iſt, die zinner-

nen Flintenkugeln, mit denen die Kanori gewöhnlich schießen, zurückzuhalten, besonders bei der sehr schlechten Beschaffenheit des Schießpulvers in jenem Lande.

Die meisten Männer tragen um den Hals ein Seil, aus den Blattfasern der Dumpalme geflochten, und an einem Riemen herabhängend ein Signalhorn. Als Denham sich in Mora, der Hauptstadt von Mandara, befand (vergl. S. 21), schickten die Mußgo eine Gesandtschaft an den Sultan des letzgenannten Landes und ließen ihm ein Geschenk von 50 Pferden und 200 Sklaven überbringen. Denham war ganz entsetzt über das Aussehen und die Sitten dieser Leute. Statt aller Kleidung hatten dieselben ein Ziegen- oder Leopardenfell über die linke Schulter hängen, so daß der Kopf des Thieres über die Brust hing und die Enden über die Schenkel fielen; das dicke wollige oder vielmehr borstige Haar, welches bis über die Augen herabhing, bedeckte eine Pelzkappe. An den Armen und in den Ohren trugen sie Ringe von Knochen, um den Nacken mehrere Schnüre, an welchen die Zähne erschlagener Feinde aufgereiht waren. Zähne und Knochenstücke hingen auch aus dem Haar herab, der Leib war mit rothen Flecken bemalt und die Zähne roth gefärbt. Mit lautem Geheul und Staub über ihre Häupter streuend, betraten sie den Palast des Sultans, und da ein Pferd des Heeres gefallen war, baten sie um Erlaubniß, dieses verzehren zu dürfen. Es ward ihnen bewilligt und mit Freudengeheul schleppten sie das Aas nach einer Felsenhöhe, zündeten ein Feuer an und hielten dort während der Nacht ein wildes kannibalisches Gelage, über welches sich Denham um so mehr entsetzte, da seine muhamedanische Umgebung sich sehr geneigt zeigte, ihn als Christen und Schweinefleischverzehrer mit den Mußgo als zu ein und demselben Volksstamme gehörig zu bezeichnen.

„Das Kostüm der Tubori-Ladies", sagt Dr. Vogel, „welches demjenigen der Mußgo-Frauen ähnlich ist, erinnert lebhaft an das unserer Stamm-Mutter Eva. Es besteht nämlich aus einem dünnen Riemen, der um den Leib geschnallt wird und zur Befestigung eines dichtbelaubten Zweiges dient, der spaßhafter Weise nicht die „Front", sondern das Hintertheil den Blicken der Beobachter entzieht. Eines Tages ward ein Weib gefangen eingebracht, die in der Hitze des Gefechtes ihren „Frack" verloren hatte. Sowie sie in das Lager und unter Leute kam, setzte sie sich augenblicklich auf die Erde und war nicht zu bewegen, aufzustehen und ihren „stern" den profanen Blicken der Kanembu preiszugeben, trotzdem daß man sie an den Beinen hin und her zerrte. Ich trat endlich dazwischen und überreichte ihr einen Palmenzweig, den sie mit lebhafter Freude empfing, sogleich befestigte und sodann im Bewußtsein des Fächers, der ihre Blöße deckte, ohne Widerstand aufstand und mit ihrem Herrn fortging."

Am unangenehmsten erscheint dem Europäer bei den Mußgo-Frauen die Sitte, ihre Ober- oder Unterlippe oder beide zu durchbohren und ein Stück Holz oder einen Knochen hineinzustecken. Die Oeffnung wird durch Anwendung immer umfangreicherer Holzstücken allmälig bis auf 12 — 15 Linien im Durchmesser vergrößert und das Gesicht dadurch auf das entsetzlichste entstellt. Die Zähne sind natürlich dabei fortwährend bloß. Deshalb sind Mußgo-Frauen außer in ihrer Heimat auch nirgends geschätzt und werden als Sklavinnen höchstens zum Wasser-

tragen, Holzholen und zur Feldarbeit benutzt. Man kann ein Mußgo-Weib für 3 Thaler erstehen, die Kinder kosteten bei Vogel's Anwesenheit je nach dem Alter 20 Silbergroschen bis 2 Thaler das Stück. Es ist nicht selten, daß die Mußgo, besonders bei eintretendem Mangel an Lebensmitteln, ihre eignen Kinder verkaufen, vorzüglich die Knaben.

Bei dem fast gänzlichen Mangel an Kleidung darf es nicht auffallen, daß in geschlechtlicher Beziehung unter den Mußgo von Sittlichkeit im europäischen Sinne des Wortes nicht die Rede sein kann. Selbst der dem Namen nach zum Muhamedanismus bekehrte und deshalb auf dem Scheitel kahlgeschorene Mußgo-Häuptling Adischen war durch sein ungenirtes Verhalten gegen seine 200 Sklavinnen den rechtgläubigen Bewohnern Bornus zum Gespött geworden, und sie erzählten von ihm, daß er auch ankommenden Fremden aus Gastfreundschaft den Nießbrauch derselben gestatte. Zu den Vornehmen in Bornu bildete er dadurch freilich den allerstärksten Gegensatz, da diese ihren Harem durch Verschnittene bewachen lassen und Jedem auch nur das Ansehen ihrer Frauen verwehren. Jeder Mußgo hat gewöhnlich 3 — 4 Frauen, deren Unterhalt ihm bei dem Reichthum des Landes nicht schwer fällt.

Die Wohnungen dieses friedlichen Volkes sind reinlicher und behaglicher, als man bei seiner sonstigen niedern Bildungsstufe vermuthen möchte. Steine sind — mit Ausnahme der Wasa-Felsen im Norden, der Fellata-Höhen im Nordwesten und des Felsenkamms westlich am Tubori-Sumpf — im ganzen Lande nicht zu finden, dagegen reichlich ein fetter, bildsamer Thon. Aus diesem formt man die Wände der Hütten gewöhnlich in Kreisform, glättet sie säuberlich außen und innen und bedeckt sie mit einem kegelförmigen Dache, dicht und glatt aus Stroh geflochten. Um das Gehöft herum ist entweder aus den starken Halmen des Negerkornes ein Zaun errichtet oder bei den Wohlhabendern eine geglättete Thonmauer aufgeführt. Im Innern des Hofraums erhebt sich ein glockenförmiger, aus festem Thon gearbeiteter Korubehälter von 12—15 Fuß Höhe, über dessen an dem obern Ende befindlichen Oeffnungen ein kleines Strohdach befestigt ist, um den Regen abzuhalten. Häufig stehen auch 4—5 Häuser zusammen, umgeben von einer Art Gehöfte aus Matten und Dornen, innerhalb dessen die Gras-, Holz-, Stroh- und Kornvorräthe sehr ordentlich aufgehäuft sind.

Die Abbildung am Anfange dieses Abschnittes (S. 217) zeigt uns den Hofraum der Wohnung eines wohlhabenden Mußgo. Die Thonmauer, welche in Mannshöhe den geebneten Platz kreisförmig umgiebt, ist an vier gleich weit von einander entfernten Stellen von eigenthümlichen glockig-kegelförmigen Bauten unterbrochen, deren schmale Thüröffnungen nach dem Hofraum führen und etwas über dem Boden erhaben sind, um das Eindringen des Regenwassers zu verhüten. In diesen Häuschen wird ebenfalls das Getreide aufbewahrt, gleichzeitig dienen sie aber auch während der kühlern und nassen Jahreszeit als warme Schlafstätten und Zufluchtsorte. Einen interessanten Schmuck zeigen dieselben an ihrer Außenseite. Hier sind sie mit zapfenförmigen länglichen Vorsprüngen verziert, welche abwechseln und Längsreihen bilden. An einer Stelle der Hofmauer ist eine Art Küche eingerichtet, mit niedriger Thonmauer abgeschlossen und mit Thonsteinen zum Auf-

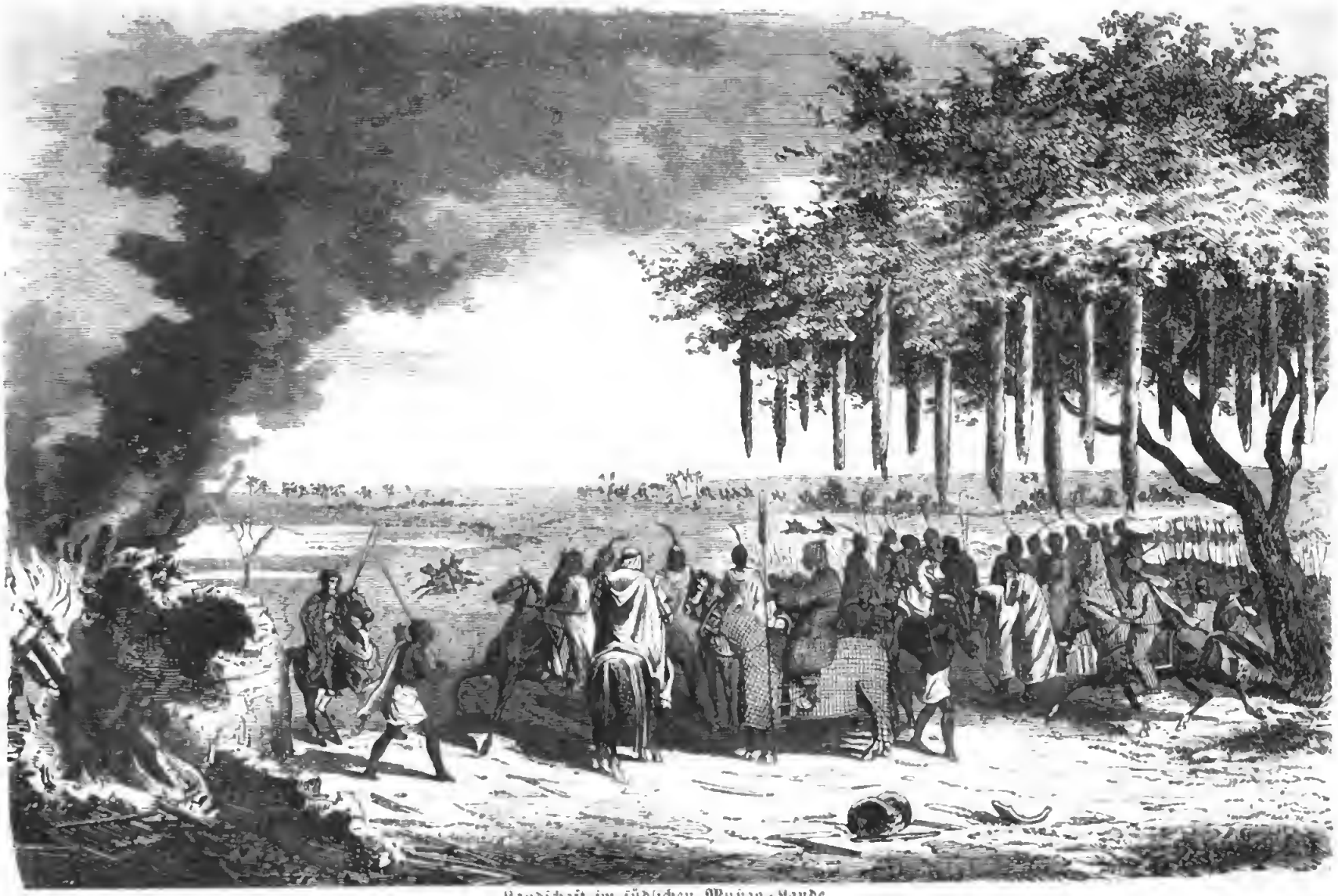
ſetzen der Töpfe. Mit einer Hälfte der äußern Mauer parallel läuft eine zweite innere niedrige Mauer, welche in der Mitte einen Einſchnitt als Thür hat. In dem Raume zwiſchen beiden Mauern ſtehen einige Kühe an Pfählen feſtgebunden in der Richtung der Mauern. Das Rind der Mußgo iſt von derſelben Raſſe, die im ganzen Sudan gewöhnlich iſt und die durch den Fetthöcker auf dem Widerriſt an den indiſchen Zebu erinnert. Dabei hat es gewöhnlich nur eine mittelmäßige Größe und giebt außerordentlich wenig Milch. Es iſt zu vermuthen, daß die Mußgo das Rind durch Vermittlung der Fellata-Stämme überkommen haben, da ſich in ihrer Sprache kein beſonderer Name für dasſelbe findet und derjenige, mit welchem ſie es bezeichnen, allem Anſchein nach aus der Sprache der Fellata ſtammt.

Auch die Pferde dieſes Volkes ſind wenig anſehnlich, dabei aber von großer Ausdauer. Da man dieſelben ohne Sattel und Steigbügel reitet, ſo iſt ein wahrhaft barbariſcher Gebrauch bei den Mußgo aufgekommen. Man unterhält nämlich, um einen feſtern Sitz zu haben, auf dem Rücken der Thiere eine offene Wunde und ritzt ſich im Nothfall ſogar die eignen Schenkel, um ſich durch das eigne Blut feſtzuhalten. Für die größern Viehherden werden wegen der langen Regenzeit Stallungen eingerichtet, deren Wände aus einem halb offenen Verhau gebildet ſind. Hierdurch ſind die Mußgo zugleich gezwungen, eine halbe Stallfütterung einzurichten, und ſammeln deshalb im Frühjahr das junge nahrhafte Gras zu Heu. Sie flechten es zu langen lockern Zöpfen und hängen es an den Bäumen zum Trocknen auf, wie uns dies die nebenſtehende Abbildung zeigt.

Zahlreiche Hühner beleben den Haushalt der Mußgo, und bei den benachbarten Tubori, die vor den Mußgo den Ruf einer größern Tapferkeit genießen, ſind Hundebraten nicht ſelten.

Die erwähnte, nicht viel über fußhohe innere Mauer dient gleichzeitig als Sitz. Den behaglichſten Platz des Ganzen bildet aber während der heißen Zeit ein Schattendach aus dichten Matten, das auf vier Pfoſten ruht.

Die Bewohner mancher Mußgodörfer nähren ſich ausſchließlich von Fiſchfang. Die Flüſſe ſowol als auch die ſtehenden Wieſenwaſſer wimmeln von Fiſchen verſchiedener Art, und es hält nicht ſchwer, derſelben habhaft zu werden. Die Mußgo verfertigen Körbe zum Fange derſelben und bedienen ſich auch eines Speeres mit drei Zinken dazu, von denen der mittelſte länger als die beiden ſeitlichen iſt. Dieſes Inſtrument, das große Aehnlichkeit mit dem Dreizack Poſeidon's hat, wird auch gelegentlich als Kriegswaffe gebraucht, wie ſolches auch ſchon mit dem Dreizack bei den Römern der Fall war. Eben ſo zweckmäßig wie einfach iſt eine andere Art des Fiſchfanges. Man verbindet nämlich zahlreiche flache Vertiefungen und Gruben durch ſchmale Zugänge mit dem Fluſſe in der Weiſe, daß ſich dieſelben beim Hochwaſſer leicht füllen und beim Zurücktreten des Waſſers bequem ſchließen laſſen. So ſchneidet man den Fiſchen den Rückzug ab und wird ihrer leicht habhaft. Bei ihrem fortwährenden Verkehr am Waſſer ſind die Mußgo meiſtens gewandte Schwimmer, und Dr. Barth erzählt einen eigenthümlichen Kampf, bei welchem vier in einem tiefen Waſſer befindliche Mußgo von einer außerordentlichen Uebermacht Kanembu-Krieger angegriffen wurden und ſich ſchwim-



Landschaft im südlichen Mußgo-Lande.

mend und tauchend lange Zeit erfolgreich vertheidigten. Nachdem mehrere Kanembu von denselben getödtet worden waren, unterlagen zwar auch drei von den Mußgo, der vierte aber entkam glücklich seinen Verfolgern.

Zum Uebersetzen über den an mehreren Stellen des südlichen Gebietes reißenden und dabei tiefen Schari-Strom haben die Mußgo sich auch Kähne erbaut, obschon sie deren nur eine kleine Anzahl besitzen.

Die Hauptbeschäftigung dieses Völkchens ist Viehzucht und Ackerbau. Außer der Negerhirse (Holcus cernuus) und dem sogenannten indischen Korn (Sorghum), von welchen Getreidearten sie mehrere Spielarten ziehen, haben sie in der Umgebung ihrer Hütten gewöhnlich auch eine Tabakpflanzung, mitunter auch ein Feld mit Baumwolle. In Bornu ist das Tabakrauchen sehr wenig in Gebrauch, da die Bewohner als gute Muhamedaner religiöse Bedenken dagegen haben und sowol Rauchen als Kauen mit dem Brantweintrinken auf dieselbe Stufe stellen. Die Mußgo und Tubori dagegen rauchen leidenschaftlich und besonders sieht man die Frauen fast nie ohne eine kurze Pfeife, die einen gut gearbeiteten thönernen Kopf und ein Rohr aus dem Halm des Getreides hat, also bedeutend vollkommener ist als der Knochen, dessen sich die Bewohner Bornus bedienen. Der Reisende fand gewöhnlich in jeder Hütte 50—60 Pfund Tabak vorräthig. Muthmaßlich haben die Bewohner in Bornu und Mußgo den Tabak durch die Araber erhalten, da in beiden Volkssprachen kein besonderes Wort zur Bezeichnung desselben vorhanden ist, sondern man das Kraut mit dem Vulgär-Arabischen „Taba" bezeichnet.

Die Mußgo scheinen auch starke Trinker zu sein. Dr. Vogel fand in einer Hütte oft zehn ungeheure Thongefäße voll Gossub-Bier (Busa), jedes wenigstens fünf Gallons (1 Gallon = 4 Quart) enthaltend. In Bezug auf die Speise scheinen sie dagegen nicht sehr wählerisch zu sein. Die Gafuli (Bohnen) und Fische bilden die Hauptnahrung, von ihrem Vieh essen sie nur das gefallene. Mäuse und Frösche sind ein Leckerbissen. Die Gefangenen fingen unterwegs jede Amphibie, deren sie ansichtig wurden, und brieten sie an einem kleinen hölzernen Spieß, wie Dr. Vogel sagt, „mit Haut und Haaren".

In manchen Mußgo-Dörfern ist auch die Bienenzucht im Schwunge, und zahlreiche Stöcke, die man in alten Baumstämmen einquartiert hat, liefern reichliche Mengen von Honig. Der Heereszug, mit welchem Barth und Overweg im Mußgo-Lande waren, ward beim Lagern in einem jener Dörfer von den gereizten Bienen wüthend angefallen, welche die Sache ihrer Herren zu vertheidigen schienen. Sie setzten sich Menschen und Thieren hinter die Ohren und konnten nur mit Hülfe tüchtiger Rauchfeuer etwas verscheucht werden. Unter den Produkten, die Dr. Vogel im Mußgo-Lande fand, erwähnt er noch besonders eine Sorte Seide. Freilich konnte er während des Kriegszuges zunächst nur Cocons im Vorbeireiten von den Dornenbüschen abreißen, die schon durch den Regen und durch Insekten halb zerstört waren.

Salz gehört in Mußgo fast zu den unbekannten Dingen. Die großen Salzkarawanen, welche den Sudan mit diesem Mineral versehen, dringen nicht bis in diese Gegenden vor, die den Händlern einmal viel Schwierigkeiten wegen des

Transports und auf der andern Seite keine sonderlich lohnende Bezahlung dafür bieten. Die Mußgo am obern Schari bereiten einen Ersatz dieses Gewürzes aus einem Grase, das im Flusse wächst, und die entfernter vom Strome wohnenden stellen dergleichen aus Asche dar, welche sie durch Verbrennen des Hirse- und Sorghum-Strohes erhalten. Die Asche wird von ihnen ausgelaugt und dann das Wasser abgedampft. Freilich schmeckt das so erhaltene Salz (Pottasche, kohlensaures Natron) nicht so angenehm wie eigentliches Kochsalz und ist nicht selten bitterlich, aber immerhin doch besser als jenes Salz, welches die Bewohner von Kotoko aus der Asche von Rinderkoth darstellen.

Im südlichen Theile des Mußgo-Landes werden auch die sogenannten Erdmandeln (Arachis hypogaea L.) vielfach gebaut. Dieses Gewächs ist in seinem Aussehn unsern Erbsen, Puffbohnen und Wicken ähnlich und theilt sich gewöhnlich dicht über der Wurzel bereits in mehrere Zweige von 1—4 Fuß Länge. Dieselben liegen theilweise auf dem Boden und schlagen an den Knoten von neuem Wurzel. An jedem Blattstiele stehen zwei Paar verkehrt-eirunde Fiederblättchen und am Grunde ein Paar eilanzettförmige, zugespitzte Nebenblätter. Wickelranken sind nicht vorhanden. Aus den Blattwinkeln entspringen 2—6 gelbe Schmetterlingsblumen, von denen die obern meistens taub blühen, die untern dagegen sich zu Hülsen entwickeln. Höchst interessant ist es, daß die jungen Hülsen unmittelbar nach dem Verblühen sich abwärts krümmen und in den Grund einbohren, um dort zu reifen. Die 1½—3 Zoll lange und ½—¾ Zoll dicke Hülse ist an beiden Enden abgestumpft und springt bei der Reife nicht auf. Sie enthält 2—4 Samen und ist zwischen denselben etwas zusammengezogen. Die Samen selbst sind eirund und von der Größe einer Haselnuß, außen braunroth, innen weiß; sie schmecken süß und etwas bohnenartig und enthalten außer Mehl reichliche Mengen von Oel, so daß sie ebensowol roh als gekocht oder geröstet zur Speise geeignet sind. Die Erdmandel wird fast durch alle Tropenländer kultivirt, auch in Südeuropa mit Erfolg angebaut. Die im Innern Afrikas gebaute unterscheidet sich von den amerikanischen Sorten nur dadurch, daß ihr die flammige Behaarung fehlt, welche letzterer eigen ist.

Afrikanische Erdmandel (Arachis hypogaea).

Die Hütten sind oft von den Ranken eines Gurkengewächses überzogen, welches sehr viel Aehnlichkeit mit der Melone zeigt. Das daraus bereitete Gemüse hat einen sehr angenehmen Geschmack, ist aber schwer verdaulich. Als ganz ungewöhnliche Erscheinung bei einem scheinbar so rohen Volke muß es auffallen, daß im südlichen Theile des Landes das Düngen der Felder gebräuchlich ist.

Ueber die Religion der Mußo ist fast gar nichts bekannt. Man erzählt, daß sie eine Art Fetisch, aus einer Holzstange bestehend, besitzen sollen, auch finden sich Priester bei ihnen. Man schwört bei der heimatlichen Erde, indem der Schwörende dabei eine Hand voll durch die Finger gleiten läßt. Für die Bestattung der Todten zeigt man viel Sorgfalt. Während die Araber die Leiche in flachen, kaum mehr als einen Fuß tiefen Gruben verscharren, so daß dieselben gewöhnlich in kurzer Frist die Beute der Hyänen und anderer Raubthiere werden, graben die Mußgo ansehnliche Vertiefungen, füllen dieselben über dem Todten und schütten einen halbkugligen Hügel darüber auf, dessen Oberfläche mit Thon geglättet und fest gemacht wird. Auf manchen dieser Gräber steht ein geflochtenes Gefäß, welches vielleicht den Kopf des Verstorbenen enthält, auf andern liegen kreuzweis Baumstämme. Muthmaßlich bezieht sich die abweichende Ausschmückung auf das verschiedene Geschlecht der Dahingeschiedenen. (Siehe Schlußbild S. 242.)

Unter sich zerfallen die Mußgo in zahlreiche kleinere Stämme, die in ihrem Sprachdialekt von einander so abweichen, daß die Bewohner von zwei nicht gar zu weit von einander entfernten Landschaften einander nicht verstehen. Die mitunter nur durch einen Wald oder ein Wiesenwasser getrennten Gemeinden stehen einander meistens eben so feindlich gegenüber wie viele Indianerstämme Amerikas und dadurch wird der Untergang des ganzen Volksstammes herbeigeführt.

Ringsum sind die Mußgo von Feinden umgeben. Von Norden her drängen die Kanori, die zwar wenig tapfer, aber durch den Besitz von Feuergewehren und eine zahlreiche Reiterei in entschiedenem Uebergewicht sind. Im Nordosten drohen die zwar stammverwandten, aber durch Religionsverschiedenheit zu erbitterten Widersachern gewordenen Logoneser. Von Westen und Südwesten her dringen die kühnen, unternehmenden Fellata vor und im Osten werden sie unausgesetzt durch die wilden Bagrimma angegriffen. Alle diese Feinde lassen sich von Fanatismus und Raubsucht gleichzeitig leiten. Die Mußgo sind als Heiden vogelfrei; sie zu tödten erscheint als Verdienst, man scheut sich selbst nicht, sie massenhaft abzuschlachten oder grausam auf langsame Weise zu Tode zu quälen. Es fehlt den Mußgo durchaus nicht an Muth und persönlicher Tapferkeit, wol aber an Einigkeit und einem geweckten, verständigen Führer. Jede kleine Partei kämpft lediglich nur für sich, ohne dem Nachbar beizustehen, ja man freut sich unpolitisch über den Untergang des letztern, ohne an das eigne Schicksal zu denken. Kleinen Streifzügen widersteht man auf diese Weise wol noch mit leidlichem Erfolg, gegen ein größeres Heer bleibt aber keine andere Rettung als die schleunigste Flucht, bei welcher alle Vorräthe von Lebensmitteln, sowie die Wohnungen preisgegeben werden. Man flüchtet entweder in das Dornendickicht des Waldes oder über den Fluß. Aus dem erstern entwickeln die Mußgo dann einen Plänklerkrieg im Rücken des feindlichen Heeres und fügen ihm nicht unerheblichen Schaden zu, ohne freilich dadurch etwas Entscheidendes herbeizuführen. Mitunter ließen die Mußgo auch vergiftete Speisen in ihren Wohnungen zurück und tödteten auf diese Weise ihre Peiniger, die es sich freilich von da ab zur Regel machten, keine Nahrung anzurühren, bei welcher eine Vergiftung möglich wäre.

Tausende von waffenfähigen Männern der Mußgo werden jährlich durch die feindlichen Angriffe, die von allen Seiten erfolgen, niedergehetzt und gemordet, Weiber und Kinder in die Sklaverei geschleppt, und selbst von den Uebrigbleibenden gehen noch viele dadurch zu Grunde, daß die Feinde alle Vorräthe an Lebensmitteln sowol in den Wohnungen als auf dem Felde vernichten. Nur die Fische bieten dann noch einige Aushülfe.

Die Mehrzahl der Mußgo-Stämme zieht aber selbst ein solches Leben voll ununterbrochener Todesgefahr, aber in wilder Unabhängigkeit, einem Unterthänigkeitsverhältniß unter die Nachbarvölker vor. Einer ihrer angesehensten einheimischen Fürsten, Adischen, hat sich Bornu unterworfen, sein Volk ist aber deshalb nicht besser daran als die freien Stämme. Sobald das heranrückende Heer aus Bornu ankommt, flieht Alt und Jung in die Wälder. Es ist zwar verboten, Vieh und Hausgeräth anzutasten, und nur die Kornfrucht für allgemeines Besitzthum erklärt, bei einem derartigen Heere ist aber von Disciplin und Mannszucht keine Rede und selbst im eignen Lande hausen diese Raubschaaren arg genug, wenn nicht die Bewohner selbst sich thatkräftig zur Wehre setzen. Was soll auch ein Fürst von Bornu von den Mußgo, die sich ihm unterworfen haben, für Steuern verlangen? Er braucht Geld, das Land bietet ihm aber nichts Nennenswerthes, das sich bequem in klingende Münze verwandeln ließe, das Angenehmste bleiben ihm immer die Sklaven. So trifft er denn mit dem tributpflichtigen Häuptling unter der Hand ein Uebereinkommen, eine Truppenabtheilung macht in das befreundete Land einen Einfall, raubt und führt Sklaven hinweg wie aus Feindes Gebiet, und der Häuptling schweigt dazu, denn er hat selbst die Ortschaften bezeichnet, welche dem allgemeinen Besten zum Opfer fallen sollen. Er sucht natürlich solche Gemeinden dazu aus, welche ihm mißliebig sind, dadurch wird wiederum das Mißtrauen zwischen Fürst und Volk mehr und mehr gesteigert und der allgemeine Ruin herbeigeführt. Vielleicht ist die Zeit nicht gar zu fern, wo der ganze Stamm völlig ausgerottet ist. Die einzige Rücksicht, welche den Herrscher von Bornu noch bewogen hat, vorzüglich die nach dem großen Sumpf und in der Bergkette wohnenden Tubori zu schonen, ist die, daß es ihm wünschenswerth erscheint, gegen die ruhelos weiter dringenden Fellatastämme ein Bollwerk zu besitzen, das den letztern freilich nicht unübersteigbar sein wird.

Welche Greuelscenen bei den Raubzügen stattfinden und in welcher Weise die Beute der Sieger durch die Sterblichkeit der Gefangenen, die, gänzlich ohne Kleidung und Schutz, den Unbilden des Wetters massenweise unterliegen, sich verringert, davon giebt uns Dr. Vogel nachstehende Schilderung:

„Gefahren", sagt er, „waren bei dem Kriegszuge nicht viel, da die Mußgo kein gemeinschaftliches Oberhaupt haben und sich demnach nirgends in entsprechender Anzahl der ungeheuren Uebermacht des Scheikhs entgegenstellten; sie lauerten aber in allen Büschen den Nachzüglern, Marodeurs u. s. w. auf, von denen sie auch etwa 4 — 500 erschlugen.

Von den Gefangenen wurden die Männer unverzüglich hingerichtet und leider oft mit vieler unnöthigen Grausamkeit. So mußte ich z. B. einmal mit ansehen, wie man 36 mit Messern die Beine am Knie und die Arme am Ellenbogen abschnitt

und sie dann verbluten ließ. Dreien hackte man die rechte Hand ab, damit sie ihren Landsleuten das Schicksal ihrer Leidensgenossen mittheilen könnten; von diesen starben zwei nach zwölfstündiger Qual, der dritte lebte aber noch am andern Tage. Die Weiber und Kinder wurden als Sklaven fortgeführt, und wer auf dem Marsche nicht mehr weiter konnte, ohne Erbarmen niedergemacht.

In der niedrigen Breite, in der wir herumzogen, hatte die Regenzeit mit Anfang Mai bereits begonnen, und so kam denn jeden Abend ein Gewitter, wie ich es in meinem Leben nicht gesehen, eingeleitet durch einen Wirbelwind, der alle Zelte niederblies und auf den unmittelbar eine wahre Sündflut von Regen folgte. So ging es etwa drei Wochen lang, während welcher Zeit ich keinen trocknen Faden auf dem Leibe hatte. Das Lager glich gewöhnlich am Morgen einem unendlichen Moraſt, in dem man zu Fuße durchaus nicht fortkommen konnte.

Ich litt in Folge dieses Wetters und der schlechten Nahrung (fast nur in Wasser gekochtes Getreide) sehr an Diarrhöe, unter den unglücklichen Sklaven aber brachen Ruhr und Blattern in so fürchterlichem Maße aus, daß ich es für gerathen hielt, sowie wir aus Feindes Land hinaus waren, der Armee voraus nach Kuka zu eilen. Zehn Tage nach mir traf der Scheikh ein, von 4000 Gefangenen nicht ganz 500 mit sich bringend, über 3500 waren der Seuche und den Strapazen zum Opfer gefallen. Fast alle Kinder waren unter zwölf Jahren und konnte man einen sieben- oder achtjährigen Knaben im Lager für 20 Silbergroschen kaufen."

Die Bornuaner benahmen sich gegen die armen Sklaven auf die herzloseste Weise. Dr. Vogel gab einem Weibe, das unterwegs niedergekommen war, ein Hemd, um das arme Kind in dasselbe einzuwickeln; kaum hatte er aber den Rücken gewendet, als der Besitzer der Sklavin das Kleidungsstück wegriß und es für sein Eigenthum erklärte.

„Zum Sammeln von Pflanzen und Insekten war die Zeit bisher sehr ungünstig", schreibt Vogel weiter. „Ich fand schon Alles verbrannt, als ich hier ankam, und der Regen fängt erst Ende dieses Monats an. Keinen einzigen Käfer habe ich bis jetzt hier gesehen und nur einen Schmetterling. Ich habe einige gute Pflanzen an Robert Brown geschickt (etwa 100 Spezies); Ende dieses Jahres hoffe ich eine größere Sammlung absenden zu können, aus der auch meine Freunde in Deutschland mitgetheilt erhalten sollen. Meine Krankheit im Februar und März verhinderte mich, Samen einzusammeln, ich denke dies ebenfalls in den letzten Monaten dieses Jahres nachzuholen.

Morgen gehe ich von hier nach den wenig bekannten Landschaften von Mandara, Adamaua, dem gänzlich unbekannten Jakoba und dem Flusse Tsadda, bei welcher Gelegenheit ich mit der Nigerexpedition zusammen zu treffen hoffe. Ende dieses Jahres gedenke ich mein Hauptquartier nach Wadaï zu verlegen, von wo aus ich südöstlich zu gehen gedenke. Sollten sich mir dabei unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellen, so würde ich wahrscheinlich, mit Gottes Hülfe, Ende nächsten Jahres durch Darfur, Kordofan, Nubien nach Aegypten gehen. Ich wäre dann der erste Europäer, der den afrikanischen Kontinent in dieser Richtung durchstreift hätte" u. s. w.

Eine der interessantesten geographischen Entdeckungen, welche Dr. Vogel im Herzen von Afrika machte, ist der mehrfach genannte Tubori-See. Man kann sich das Erstaunen des Reisenden leicht denken, als sich unvermuthet vor ihm eine Wasserfläche ausbreitet, deren Ende er nicht abzusehen vermag und deren längste Ausdehnung er in einem Briefe zu 200, in andern Schreiben zu mindestens 60 englischen Meilen angiebt. Im Norden von einem weit ausgedehnten Moraste umgeben, tiefte sich das Wasser nach Süden zu bis auf 18 und 20 Fuß; dabei war es eine deutsche Meile und darüber in der Breite. Längs dieses Sees zieht sich von Nord nach Süd an seiner Westseite hin eine Kette schön bewaldeter Granitberge, die sich nicht sowol als fortlaufender Höhenzug, sondern vielmehr als eine Reihe von Kuppen darstellen. Im See selbst sind zahlreiche Inseln und diese sowie die Berge werden von den Tubori bewohnt. Durch Vergleichung mit Dr. Barth's Angaben über jenen Theil des Landes wird es sehr wahrscheinlich, daß letzterer mit Overweg gemeinschaftlich an derselben Stelle war, ohne einen See zu bemerken. Es hat dies seinen Grund darin, daß sich die beiden letztgenannten Reisenden in einer andern Jahreszeit, im Januar, in Mußgo befanden, Vogel dagegen im Mai. Barth und Overweg fanden auf ihrem Wege unweit Demmo einen großen Regenwasser-Pfuhl (Ngaldjam), von dem ihnen erzählt wurde, daß er in der trocknen Jahreszeit nur eine feuchte Viehweide und Sumpfwiese bilde, in der Regenzeit aber zu einem förmlichen See anwachse, der 15 Meilen lang und 2—3 Meilen breit sei. Dr. Barth überschritt diese Sumpffläche am 5. Januar 1852 zweimal, in einer graden und in einer schrägen Richtung, und fand sie in ersterer dreiviertel, in letzterer mehr als anderthalb Meilen breit. Zwei seichte Wasserpfützen und ein drittes, ziemlich tiefes und schwierig zu passirendes Wasser mußten durchwatet werden.

Das gewaltige Anschwellen dieser Lachen zur Größe eines Sees hat seinen Grund einmal in der sehr großen Regenmenge, die in dem äquatorialen Afrika fällt, und dann auch in der völlig horizontalen Ausbreitung des Landes, welche ein schnelles Abfließen der gefallenen Regenwasser verhindert. Drei Wochen lang stürzten nach Dr. Vogel's Erzählung jeden Abend wolkenbruchartige Gewittergüsse nieder und verwandelten das ganze Lager in einen Sumpf, der 2—3 Zoll hoch mit Wasser bedeckt war.

Um dieselbe Zeit stiegen alle Flüsse Inner-Afrikas in staunenerregender Weise. Schon Mitte Februar war das Wasser des Tsad in jenem Jahre bei Ngornu binnen drei Tagen gegen 20 Fuß hoch gestiegen und zwar ausschließlich in Folge von Regengüssen in südlichern Breiten, welche seine Zuflüsse speisen. Südlich von Mußgo hebt sich vermuthlich das Land terrassenförmig bis zu jenen Hochflächen, die Livingstone unter dem 10. Grad s. Br. antraf, und von denen er meint, daß sie sich, den Erzählungen der Eingebornen zufolge, in weite Entfernungen, vielleicht über den ganzen innern Theil des äquatorialen Afrika erstrecken. Jene Hochflächen liegen etwa in 4000 Fuß Erhebung über dem Meer und sind so groß, daß man, wie Livingstone sagt, „einen Monat lang auf ihnen reisen kann, ohne etwas Höheres als einen Ameisenhügel oder einen Baum zu sehen".

Die Regenzeit fällt dort stets mit dem höchsten Stande der Sonne zusammen.

Schon wenn die Sonne vom August bis Oktober über jenem Gürtel senkrecht steht, findet ein Regenfall statt. Sie geht aber während dieser Zeit dem Laufe der Ströme entgegen und findet die Länder durch den Einfluß der südlichen austrocknenden Winde ausgedörrt. Der fallende Regen wird dann vom durstenden Lande aufgesaugt und die überflüssigen Mengen, die in den Flüssen sich sammeln, fließen in gleichem Maße nach Norden hin ab, wie die Regenwolken nach Süden weiter schreiten. Anders verhält es sich bei der Wiederkehr der Sonne vom Februar an bis Mai. Dann ist der Boden noch mit Feuchtigkeit gesättigt, die fallenden Regenmengen bedecken die weit ausgedehnten Hochebenen und suchen sich bei dem schwachen Gefälle, das dieselben besitzen, sehr langsam einen Weg nach Norden. Gleiche Richtung mit ihnen verfolgen aber Sonne und Wolken und jeder Tag vermehrt die nach Norden strömenden Wassermassen.

In jenem Gebiete scheinen gemeinschaftlich die Quellen des Schari, Benuë, des Nil und mehrerer nach Süden strömenden Flüsse zu liegen.

Der Arre (Serbewel), dieser ansehnliche Zweig des Schari, kommt aus Südost, in 9° 50′ n. Br. etwa 2½ Meilen östlich von der Nordspitze des Sees von Tubori vorbei und wälzt zur Regenzeit nicht weniger als 140,000 Kubikfuß Wasser in jeder Sekunde in den Tsad-See, steht also dem Nil an Größe wenig nach. Nördlich vom zehnten Breitengrade fallen drei kleine Flüsse in denselben, die sämmtlich von den Mandra- und Fellata-Bergen kommen. Dieselben waren vor der Regenzeit, als Vogel sie passirte, fast ausgetrocknet. Als Dr. Vogel zu Anfang der nassen Jahreszeit den Arre in etwa 10° n. Br. sah, füllte derselbe sein ganzes, etwa 2000 Fuß breites Flußbett aus und war durchschnittlich 15 Fuß tief. Nur an wenigen Stellen zogen sich Sandbänke quer durch und vermindern die Tiefe bis auf sechs oder acht Fuß. Der Strom floß mit einer Geschwindigkeit von ungefähr einer deutschen Meile in der Stunde. Nach den Spuren aber zu urtheilen, die Vogel an den steilen Ufern sah, muß er in der besten Jahreszeit eine Tiefe von durchschnittlich mindestens 30 Fuß haben. Als Dr. Barth denselben Fluß am 2. Januar 1852, also in der trocknen Jahreszeit sah, war derselbe nur 1200 Fuß breit; am 5. Januar traf er ihn an einer andern Stelle in zwei Arme gespalten, von denen der westliche 600 Fuß breit und nur 1½ Fuß tief, der östliche zwar nur 300 Fuß breit, aber dabei so tief war, daß er nicht passirt werden konnte.

Auch der Benuë, der seine Zuflüsse aus denselben Gegenden erhält, steigt um diese Zeit nicht weniger als 50 Fuß hoch und überschwemmt das Land weit und breit; seine Fluten bespülen dann die Umgebung von Jola, der Hauptstadt von Adamaua, welche fünf Meilen weit vom gewöhnlichen Ufer des Stromes entfernt liegt. Als Dr. Baikie den Fluß in demselben Jahre beschiffte, in welchem Dr. Vogel sich am Tubori-See befand, waren die Ueberschwemmungen an einer Stelle des Thales so ausgedehnt, daß der Kapitän mit dem Dampfboot mehr als fünf Meilen weit über das überschwemmte Land hingefahren war, ohne es zu wissen und ohne den Flußlauf innehalten oder auffinden zu können.

Der Nil, welcher seine Gewässer wahrscheinlich aus den benachbarten südöstlichen Gebieten bekommt, beginnt an der südlichen Grenze Aegyptens, zu Assuan,

gegen Ende Juni zu steigen, und seine Fluten erreichen Kairo gewöhnlich in den ersten Wochen des Juli. In den ersten sechs oder acht Tagen ist sein Steigen kaum bemerklich, nimmt aber dann rasch zu. Ungefähr in der Mitte August erreicht der Nil zwei Drittel der Höhe zwischen seinem niedrigsten und höchsten Stande und seine bedeutendste Höhe tritt zwischen dem 20. und 30. September ein. Diesen höchsten Stand behält er ungefähr 14 Tage lang ziemlich gleichmäßig, bis er sodann zu fallen beginnt, zuerst in einem viel schnellern Grade als das Steigen, dann aber sehr langsam. Etwa um den 10. November ist der Wasserspiegel gewöhnlich auf die Hälfte gefallen, und dann sinkt derselbe sehr allmälig bis zum folgenden Mai. Es zeigt also der Nil kein bedeutendes Zuwachsen zur Zeit, wenn die Sonne an ihrem weitesten Punkte nach Norden, dem Wendekreis des Krebses, angekommen ist, sondern zur Zeit ihrer Rückkehr nach dem Aequator.

Wenn auch der Tubori-See höchst wahrscheinlich nicht während des ganzen Jahres als See vorhanden ist, sondern in der regenlosen Zeit einen ausgedehnten Sumpf mit nur einzelnen Wasseransammlungen darstellen mag, so gewinnt derselbe doch ein hohes Interesse durch seine Lage zwischen den beiden Stromgebieten des Benuë und Schari, also zwischen den Zuflüssen des Atlantischen Oceans und denen des Tsad-See. Ein großer Theil der Wasser dieses Sumpfes zieht sich langsam nach dem Bette eines Flusses, des Kebbi hin. Dieser vereinigt sich muthmaßlich weiter südlich mit dem aus ähnlichen Sumpfseen entstammenden Ledde und beide gehen dann in den Benuë. Zur Zeit des Hochwassers fluten aber auch die Gewässer des Tubori-Sumpfes mit denen des Arre zusammen und es erscheint dann keinen besondern Schwierigkeiten unterworfen, daß ein Boot, welches den Benuë heraufgegangen wäre und gerade um diese Zeit hier einträfe, über den Tubori-See nach dem Arre und diesen entlang nach dem Tsad gelangen könnte. Somit wäre also jene Wasserverbindung doch möglich, welche man ehedem als vorhanden angenommen und die zu der Annahme verleitet hatte, daß der Tsad bedeutend höher läge und der Schari in Verbindung mit dem Benuë als ein Strom den Abfluß desselben bilde, den man deshalb Tsadda nannte.

Würden diese Ländergebiete sich im Besitz eines intelligenten Volkes befinden, so dürfte es gar nicht schwer halten, durch einen Kanal von unbedeutender Länge jene Wasserverbindung für das ganze Jahr herzustellen, und es würde dann eine ähnliche Vereinigung von Stromgebieten herbeigeführt werden, wie eine solche z. B. in Baiern zwischen den Zuflüssen des Rhein (also der Nordsee) und denen der Donau (also des Schwarzen Meeres) erreicht worden ist.

Bei den ausgedehnten Flächen, die in fast horizontaler Richtung mit einem Ueberfluß von Wasser gesegnet sind und eine so geringe Neigung besitzen, daß es schwer hält, zu bestimmen, nach welcher Seite hin die zahlreichen Flüsse ihren Lauf nehmen, bedarf es nur sehr geringer Veränderungen, um eine entgegengesetzte Strömung der Nebenwasser zu veranlassen. Würden sich die mitgeführten Schlammmassen mehr im Osten ablagern, so würde bald ein Abfließen der Gewässer nach Westen die Folge sein, und umgekehrt. So erscheint es nicht als unmöglich, daß bedeutende Mengen von Wasser in frühern Zeiten ihren jährlichen Lauf nach dem

Tſad genommen und dadurch jene bedeutende Ausdehnung desſelben bewerkſtelligt haben, von der man ſo unverkennbare Spuren antrifft. Daß hier nicht von Zeiträumen weniger Jahre die Rede ſein kann, verſteht ſich von ſelbſt, wie bei den meiſten geologiſchen Erſcheinungen. Vielleicht lebte auch hier damals jenes dem Flußpferd ähnliche Thier, von dem man Ueberreſte in ähnlichen Lagen in Südafrika gefunden und das von Profeſſor Owen Dicynodon genannt worden iſt. Sehr nahe liegt es dann, auch für die vom jetzigen Tſad nördlich gelegenen Länder in Bezug auf ihr Klima eine veränderte, feuchtere Beſchaffenheit zu vermuthen.

So wie ſich aber die herbeigeführten Thonmaſſen auf der weiten Fläche des Mußgolandes ablagerten, in gleicher Weiſe auch jedenfalls die ſüdlicher gelegenen Ebenen nach dieſer Richtung veränderten, erhielten auch die Zuflüſſe einen verſchiedenen Lauf. Mancher jener Sümpfe mag ehedem nach dem Tſad-See hin ſeinen Ueberfluß abgegeben haben, der jetzt nach dem Gebiet des Benuë ſeine Waſſer entſendet. Würden nach letzterer Richtung hin ſich Anhäufungen bilden, nach erſterer dagegen durch Zuſammenſetzen Senkungen entſtehen, ſo könnte der alte Stand auch mehr oder weniger herbeigeführt werden, wie einzelne Stellen in der Umgebung des Tſad uns bereits Beiſpiele im Kleinen darboten.

Die Binnen-Seen Südafrikas haben ehedem auch eine viel bedeutendere Ausdehnung gehabt, ihr Waſſer aber dadurch verloren, daß ſie in ſpäter entſtandenen Klüften Abzugskanäle erhielten. Die Verminderung der Regenmenge, über welche die Völkerſchaften jener ſüdlichen Gebiete klagen, kann leicht damit im Zuſammenhange ſtehen, obſchon auch Schwankungen in der Windrichtung, die in ausgedehntern Urſachen begründet ſind, das Ihre dazu beitragen mögen.

Gräber im Mußgo-Lande.

Gottesgericht der Marghi.

IX.

Reiſe nach Mandara und Adje.

Vogel's Menagerie. — Baikie's Niger-Benuë-Expedition. — Mora und Mandara. — Die Berge Mendif und Kamalle. — Eiſen. — Denham in Mora. — Vogel in Mora. — Weſtabhänge Mandaras. — Die Marghi und ihr Land. Körperbau und Tracht der Marghi. — Pflanzenwuchs. — Sitten und Gebräuche. — Die Schua und die Landſchaft Adje. Abd e Rahman's Entthronung. — Mabani. — Die Gamerghu. — Die Schua.

In der Zeit zwiſchen der Rückkehr von dem Feldzuge nach Mußgo und der Abreiſe nach Mora ordnete Dr. Vogel die Notizen, welche er unterwegs gemacht hatte, ſowie die Sammlungen von Naturgegenſtänden und vergnügte ſich in der Zwiſchenzeit mit einer kleinen Menagerie, die er in dem Hofe des engliſchen Hauſes angelegt. Er ſchreibt darüber in einem Briefe vom 17. Juli 1854:

„Bis vor kurzem hatte ich einen zahmen Strauß auf dem Hofe herumlaufen, der ſich mit den Hühnern ſehr gut vertrug. Dagegen verfolgte er jeden Menſchen, der irgend etwas Glänzendes an ſich trug, und wenn ein Araber mit ſeiner goldbeſetzten Jacke zu mir kam, lief er ihm oft bis in meine Stube (oder vielmehr Hütte) nach, um ſeine Knöpfe abzufreſſen. Das Thier verſchlang fauſtgroße Erdklöße und einmal ein Stück Calicot, drei Ellen lang und eine halbe Elle breit. Leider brach es ein Bein, — zur Freude meiner Diener, die ihm geſchwind den Hals abſchnitten

und eine Mahlzeit von ihm machten. Ich koſtete auch davon, muß aber geſtehen, daß ich einen gut gekochten Stiefel vorziehe. Jetzt beſteht meine Menagerie aus einer Zibethkatze, einem Schakal, einem Affen und einem Mußgo-Widder mit fußlangem ſeidenweichem Haar. Papageien ſind hier ſelten; ich hatte einen kleinen grünen, der aber durchaus nichts freſſen wollte, weshalb ich ihn wieder fliegen ließ. Ich habe noch immer mein braunes Pferd, mit dem ich den unglücklichen Fall in Tripoli hatte; es iſt zahmer als je und erkennt mich an meinem Fußtritt. Außer ihm beſitze ich noch drei andere Bornupferde, alle aber wild und ungelehrig."

Am 19. Juli 1854 verließ Vogel Kuka, ohne irgend einen ſeiner Begleiter mitzunehmen, überhaupt nur von vier Leuten begleitet, und zog in der Richtung nach Süden dem Lande Mandara zu. Seine Kameele hatte er verkauft und führte ſein Gepäck auf Ochſen mit ſich. Die letzten Nachrichten, welche er aus Europa erhalten hatte, meldeten ihm, daß eine Dampfſchifferpedition während des Sommers den Niger und Benuë hinaufgehen würde und bereit ſei, ihn aufzunehmen, ſobald es ihm glücke, mit derſelben zuſammenzutreffen.

Jene Expedition war vorzugsweiſe durch die Bemühungen des Geographiſchen Vereins in London und insbeſondere durch die unermüdlichen Beſtrebungen des Herrn Dr. A. Petermann ins Leben gerufen worden. Man hatte die Mittheilung Dr. Barth's über den großen Strom Benuë (ehemals Tſadda genannt) mit Begeiſterung begrüßt und beſchloß den Verſuch zu wagen, auf dieſer Hauptader Innerafrikas ſo weit als möglich vorzudringen. Ein Dampfboot wurde eigens zu dieſem Zwecke gebaut, aufs ſorgſamſte ausgerüſtet und mit Eingebornen bemannt, die von zwölf Europäern geleitet waren. Es ging am 17. Mai 1854 von Liverpool ab, berührte zunächſt Irland und hielt dann an Fernando Po im Meerbuſen von Biafra, unweit der Mündung des Niger. Anfang Juli dampfte die Plejade, ſo hieß das Schiff, das Nigerdelta hinauf und gelangte beim Hochwaſſer des Bennë bis in die Nähe von Jola, der Hauptſtadt Adamauas. Man hegte die Hoffnung, Barth möge vielleicht durch die Eingebornen von dieſem Unternehmen Kenntniß erhalten und ſo in den Stand geſetzt werden, mit der Plejade nach Europa zurückzukehren. Die brieflichen Mittheilungen, welche man ihm in dieſer Angelegenheit gemacht, waren in Kuka liegen geblieben, da hier das Gerücht von ſeinem Tode ganz allgemein geglaubt ward. Ein Bote, den man ihm früher mit Briefſchaften nachgeſchickt hatte, war erſchlagen worden und die Kunde dieſes Unglücks hatte ſich irrthümlich auf Barth ſelbſt übertragen. Dem damaligen Herrſcher in Bornu, Abd e Rahman, lag ſeinerſeits daran, das Gerücht zu beſtärken, denn er mußte Dr. Barth, der ein Freund Hadſchi Beſchir's, des hingerichteten Weſirs, war, mit mißtraniſchen Augen betrachten. So erfuhr Dr. Barth erſt im Dezember desſelben Jahres zufällig in Kano von Eingebornen, daß eine Expedition auf dem Benuë geweſen und bereits zurückgekehrt ſei.

Es war dem Leiter des Dampfſchiffes, Kapitän Baikie, zur Pflicht gemacht worden, das Unternehmen innerhalb eines Jahres zu Ende zu bringen, und derſelbe ſah ſich deshalb, nachdem er auf dem Benuë 60 Meilen weiter aufwärts vorgedrungen, als die frühern Expeditionen zu Waſſer, genöthigt wieder umzukehren.

Er hatte sich dem Punkte, an welchem Barth über jenen Fluß 1851 gesetzt, bis auf 12 Meilen genähert. Am 7. November langte das Schiff wieder wohlbehalten in Fernando Po an und hatte damit die Möglichkeit erwiesen, von einem englischen Hafen aus binnen etwa sechs Wochen bis in das Herz Afrikas gelangen zu können.

Im Gegensatz zu den frühern derartigen Unternehmungen war von der gesammten Mannschaft, 66 an der Zahl, nicht ein einziger gestorben und selbst Krankheiten hatten sich nur in sehr geringem Maße bemerklich gemacht, obgleich man doppelt so viel Zeit, 118 Tage, auf den Flüssen verweilt hatte, als einige der frühern Nigererpeditionen, bei denen fast die ganze Mannschaft zum Opfer fiel.

Dr. Vogel hatte sich durch das Gerücht von Barth's Tode hindern lassen, seinem Gefährten neue Boten nachzusenden, da er die Unzuverlässigkeit der Araber noch nicht genugsam kannte und der Ansicht lebte, daß es Abd e Rahman gegenwärtig gut mit ihm und den Engländern meine. Er hatte sogar einen seiner Diener in Gemeinschaft mit einem Sklaven des Herrschers nach Sinder geschickt und die Waaren und Gelder abholen lassen, welche Barth dort aufbewahrt, um sie bei seiner Rückkehr zu benutzen.

Vogel theilte die Ansicht seiner Freunde in Europa, welche dahin ging, daß Dr. Barth 1851 über Mandara und dessen Hauptstadt Mora nach dem Benuë gereist sei, und schlug deshalb denselben Weg ein, um zu jenem Flusse zu gelangen. Dr. Barth war nie nach Mora und Mandara gekommen, sondern hatte die Gebirge des Landes nur durch das Fernrohr betrachten können, wol aber hatte Major Denham jenes Land und seine Hauptstadt besucht. Denham kann nicht Worte genug finden, die Großartigkeit und Schönheit der Landschaften zu schildern, welche die Gebirge des Gebietes von Mandara (Wandala) bieten, und sagt, daß sie darin weder von den Apeninnen, noch von der Sierra Morena oder den Alpen übertroffen würden. Er schildert unter Anderm einen Bergpaß neben dem Berg Horza, dessen schroffe Wände höher als 2000 Fuß emporstarrten und die eben erst von einander gerissen zu sein schienen, so genau paßten die gegenüberstehenden Vorsprünge und Vertiefungen in einander. Gleichzeitig findet sich in jenen Thälern der herrlichste Pflanzenwuchs. Tamarinden, mehrere Feigenarten und andere noch unbeschriebene Bäume bilden dichte Waldungen, durch deren reichbelaubte und blütenbedeckte Kronen sich blühende Schlingpflanzen emporranken und die Luft mit würzigen Düften füllen. An den Abhängen der Mandara-Berge fand Dr. Vogel mehrfach die prachtvolle, von den Einwohnern „Kangel" genannte Blume, deren Blüte 8 Zoll im Durchmesser hat. Gebirgsströme brausen schäumend über Granitblöcke, welche von den Bergen herniedergestürzt und mit dem üppigsten Grün bedeckt sind. Durch Denham's Schilderung ward die Aufmerksamkeit in Europa lange Zeit besonders auf einen jener Berge, den Mendif, gelenkt, dessen Doppelgipfel Dr. Barth deutlich bei seiner Reise durch das Land der Marghi betrachten konnte. Es scheint dieser Berg ein Basaltkegel zu sein, der einzeln gelegen von einer ebenen Fläche vielleicht bis 4000 Fuß aufsteigt, so daß seine Höhe über Meer gegen 5000 Fuß betragen mag. Sein Umfang beträgt am Fuße gegen 2 — 3 Meilen. Das Gestein des Berges ist zwar von Natur aus schwarz, erscheint aber

von fern weiß. Diese auffallende, an Schneebedeckung erinnernde Färbung rührt von unzähligen Vogelscharen, wahrscheinlich Falken und Geiern, her, welche auf den Klippen nisten und den Basalt mit dicken Guanolagen bedeckt haben. Nicht weit vom Berg Mendif erhebt sich ein anderer höchst eigenthümlich gestalteter Gipfel, der Kamalle, dessen ebenfalls weißgraue Spitze einer Säule gleich von einem steilen Kegel emporgipfelt. Aehnliche abenteuerliche Bildungen zeigt die Kette der Mandara-Berge noch mehrere. Im Allgemeinen scheinen die Gebirge sich 1500 Fuß über die Ebene, also 2500 Fuß über das Meer zu erheben, nur die Hauptkette Magar mag 3000 Fuß haben. Die Mandara-Gebirge enthalten reiche Eisenerze, aus denen ein ziemlich gutes Metall hergestellt wird. Dasselbe bildet einen Handelsartikel nach den benachbarten Landschaften. Die Bewohner von Mora sind sehr geschickt im Verfertigen von glänzenden Ringen und Perlen, die von den anwohnenden Stämmen, z. B. den Marghi und Batta, lebhaft als Schmuck begehrt und um Hals, Arme, Füße und Hüften getragen werden. Manche jener Eisenringe verstehen sie so zu bearbeiten, daß sie das Ansehn erhalten, als seien sie aus Perlen zusammengesetzt. Mora wird wegen dieser Eisenwaaren von den heidnischen Völkern vielfach besucht. Die allgemein gebräuchlichen Feldhacken bilden ebenfalls einen Hauptgegenstand der Anfertigung und des Handels in Mandara. Die Arbeiter bedienen sich als Herdes gewöhnlich einer Grube mit Sand, in der sie das Feuer unterhalten. Ein Paar Männer, jeder mit zwei Blasebälgen aus Ziegenfellen versehen, an denen lange eiserne Röhren sind, fachen die Glut an. Ein Paar Eisenstücken, je zwei Pfund schwer, mit einem durchgesteckten Holz, dienen als Hämmer und ein größeres Stück desselben Metalles bildet den Ambos. Der Reichthum an Eisen macht sich in Mandara auch beim Hausbau geltend. Die Thüröffnungen, welche von den Gebäuden nach dem Hofraum führen, sind durch Thüren verschließbar. Letztere bestehen aus Holzstücken, durch Eisen zusammengehalten, und gehen in Thürangeln und Haspen.

Das Land Mandara und seine Hauptstadt Mora sind durch die natürliche Festigkeit ihrer Lage vor den sie umgebenden Gebieten sehr bevorzugt. Durch dieselbe begünstigt, haben sie sich stets eine ziemliche Unabhängigkeit zu bewahren gewußt, obschon ihr Sultan dem Fürsten von Bornu dem Namen nach tributpflichtig ist. Schon von dem Bornufürsten Edriß (1571—1603) wird erzählt, daß er einen Kriegszug gegen Mandara unternommen, anfänglich aber nichts Erhebliches habe ausrichten können. Der damalige Fürst von Mandara war aus der Hauptstadt Karaua durch seinen Onkel vertrieben worden und suchte bei Edriß Schutz und Hülfe. Da die Einwohner sich auf den Gipfel des hohen Berges geflüchtet hatten, der im Westen der genannten Stadt liegt, so gelang es Edriß erst im zweiten Jahre, sie durch Hunger zur Unterwürfigkeit unter den rechtmäßigen Fürsten zu zwingen. Unglücklicher dagegen lief ein Kriegszug der Bornuaner gegen Mandara unter Dunama's Regierung (1755—1793) ab, bei welchem der größte und beste Theil des Heeres fiel und dadurch jene Schwäche des Bornureiches herbeigeführt wurde, welche den eindringenden Fellata ihre Siege so außerordentlich erleichterte. Daß zur Zeit der Expedition Denham's Bornu mit Mandara durch Familienbande befreundet war, haben wir bereits S. 21 angedeutet, ebendaselbst auch auf die krie-

gerische Pracht hingewiesen, welche der Sultan von Mora entfaltete. Bei Delow, einer frühern Residenz des Sultans von Mandara, hatte der letztere die Ankommenden begrüßt. Noch in ihrem Verfall zählte jene Stadt gegen 10,000 Einwohner. Die Leibwache des Sultans ward durch 30 Söhne desselben gebildet, alle in seidene Toben gekleidet und auf starken, großen Pferden reitend. Die Schabracken bestanden aus Leoparden- und Tigerkatzenfellen, die bis auf die Fesseln der Pferde herabhingen. Die übrigen 500 Bewaffneten der Bewillkommnungsschaar trugen buntfarbige Sudanhemden, dunkelblau mit rothen und gelben Streifen, rothe grobwollene Burnusse und weiße oder bunte Turbane. Die vorausreitenden Musiker hatten lange hölzerne Trompeten mit kupfernen Mundstücken. Bei der feierlichen Audienz im Palaste des Sultans zu Mora trat man durch einen geräumigen Eingang in einen weiten Hof, in welchem der Sultan unter einem dunkelblauen Baldachin auf einem mit schönen Teppichen und seidenen Kissen überdeckten erhöhten Sitze saß. Fast 200 Leute umgaben ihn, alle in Toben von Seide und bunten Baumwollenstoffen gekleidet und das Gesicht dem Sultan zugewandt. Denham's Erlebnisse in Mandara waren abenteuerlich und gefährlich genug. Als es bekannt wurde, daß er kein Muhamedaner sei, wandte sich Alles mit dem größten Abscheu von ihm ab und man stellte ihn auf die gleiche Stufe mit den wilden Heidenvölkern der benachbarten Gebiete. Als der Angriff der Araber gegen die Fellata in Mussia, an der Südgrenze von Mandara, zurückgeschlagen war und Denham völlig nackt ausgeplündert und aus mehrfachen Wunden blutend sich in das Dickicht des Waldes flüchtete, lernte er hinreichend die Schattenseiten der Waldungen von Mandara kennen. Das Dornengestrüpp zerriß seine Haut bei jedem Schritte und Furcht vor versteckten Panthern und Leoparden ängstigte ihn fast so sehr, als die Angst vor den nachsetzenden Feinden. Er erreichte zu seiner unaussprechlichen Freude eine Waldschlucht, in deren Tiefe ein klarer Bergbach schäumte; kaum hatte er aber den Zweig eines überhängenden Baumes erfaßt, um sich hinabzulassen, so ringelte sich eine giftige Liffa-Schlange an dem Aste empor, um ihn zu beißen. Im ersten Schrecken ließ er den Zweig los und stürzte in die Tiefe. Glücklicher Weise erfrischte ihn das kalte Wasser und er erreichte jenseits desselben seine fliehenden Genossen. So feig und verrätherisch sich die Bewohner Mandaras während des Kampfes der Araber gegen die Fellata benommen hatten, so abscheulich behandelten sie jetzt die Flüchtigen und halbtodten Verwundteten, und es erschien selbst dem Scheikh von Bornu als ein Wunder, daß Denham lebend wieder bei ihm in Kuka anlangte.

Dr. Vogel erging es bei seinem Besuche in Mora nicht viel besser. Der habsüchtige Gewaltherrscher von Bornu, Abd e Rahman, hatte nicht nur einen großen Theil von Dr. Barth's Waaren, welche von Sinder abgeholt worden waren, unter mancherlei nichtigen Vorwänden an sich genommen oder verschwinden lassen, sondern Dr. Vogel auch eine ansehnliche Summe Geldes abgeborgt. Er war höchlichst erstaunt, als unser Reisender allen Ernstes sein Geld wieder verlangte, und sann auf Rache, als dieser deshalb stark mit ihm zusammenkam. Zu feig, offen etwas gegen ihn zu unternehmen, gab er sich den Schein, als habe er während des Zuges nach Tubori Vertrauen zu Vogel gewonnen, und erlaubte ihm nach Mandara ab-

zureisen. Insgeheim schickte er aber Vogel einen Reiter nach und ließ durch denselben dem Sultan von Mora einen Brief überbringen, in welchem er demselben mittheilte: Vogel habe 100 Dollars baar bei sich, und wenn der Sultan von Mandara diese Vogel abnehme und den Reisenden selbst aus dem Wege räumen wollte, so würde es dem Scheikh von Bornu recht angenehm sein. Kaum war daher Vogel in Mora angekommen, als er festgenommen und über einen Monat gefangen gehalten wurde. Der Sultan nahm ihm alle seine Lastthiere ab und besetzte seine Wohnung durch eine Wache, dabei ließ er ihm freundlicher Weise wissen, daß er ihm den Kopf abzuschneiden gedächte, und forderte ihn jeden Tag unter Androhung augenblicklichen Todes zur Ablieferung der 100 Dollars auf. Vogel's ganze Baarschaft in klingender Münze bestand jedoch nur in 4 Dollars. Durch Vogel's kühnen Muth und durch die Freundschaft des Wesirs von Mandara, den er von der Ophthalmie geheilt, gelang es dem Reisenden endlich, nicht nur sich selbst, sondern auch sein ganzes Gepäck zu retten und sich zu einem befreundeten Scheikh in der Landschaft Udje, südwestlich von Kuka, zu flüchten.

Dr. Vogel hatte die geographische Lage von Mora auf 10° 58′ 38″ n. Br. und 12° 22′ 0″ ö. L. v. Gr. bestimmt. Das Land Mandara ist von seinem frühern bedeutendern Umfange allmälig mehr und mehr zusammengeschmolzen und umfaßt gegenwärtig nicht viel mehr als die Umgebung der Hauptstadt. Vorzüglich sind es die Fellata, welche unermüdlich von Süden und Südwesten her vordringen und ein Stück des Landes nach dem andern sich unterwerfen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie in nicht ferner Zeit den letzten Rest des alten Reiches auch überwältigen werden. Seine Bewohner, mit den erwähnten Budduma, Mußgo und Marghi stammverwandt, ein ursprüngliches Negervolk, sind körperlich angenehmer gebildet als die Kanori (Bornuaner). Sie haben einen hohen, jedoch flachen Vorderkopf, große, feurige Augen, grobes, krauses Haar und ihre Nasen nähern sich nicht selten den Adlernasen. Die Mandara bekennen sich zwar zum Muhamedanismus, wissen aber von dieser Religion mitunter weiter nichts als einige auswendiggelernte, ihnen unverständliche Aussprüche des Koran, sowie einige äußere Gebräuche. Dicht in ihrer Nähe wohnen Völkerschaften mit rein heidnischen Sitten. So haust in der höhern Bergkette des Mandara-Gebirges das Volk der Sfugur und wird von einem mächtigen Fürsten beherrscht, der alle benachbarten kleinern Häuptlinge sich unterworfen hat und zugleich eine eigenthümliche Art Priesterfürst zu sein scheint. Seine Stadt Sfugur ist durch ihre natürliche Lage sehr befestigt. Die steilen Felsenzüge umgeben sie so vollständig, daß nur vier enge Zugänge frei bleiben, welche sich leicht vertheidigen lassen. Der Fürst soll eine große Menge von Idolen besitzen, kleine runde Steine, auf welchen die Leute Hühner von rother, schwarzer und weißer Farbe und Schafe mit einem schwarzen Streifen auf dem Rücken opfern. Der Steindienst scheint in Mandara der ursprünglich allgemein verbreitete Gottesdienst gewesen zu sein; noch jetzt bekleiden heilige Steine vielfach die jähen Spitzen mancher steilen Felshöhen. Von Mora nach Sfugur führt nur ein sehr schwieriger Paß und das Land umher wird von einem kräftigen, heidnischen Volke bewohnt, das noch ohne alle Kleidung durchs Leben wandelt.

Die Marghi und ihr Land.

Die westlichen Abhänge der Mandara-Berge nach der Landschaft Udje hin, in welche Dr. Vogel entwich, sind höchst malerisch und angenehm. Waldige, von Granitblöcken und Sandsteinzügen unterbrochene Hügelgelände flachen sich allmälig zu einer Ebene aus, die sich nach dem Becken des Tsad-See zu senkt und sich nach Süden hin hebt. Die ansehnlichste Erhebung derselben scheint bis zu 2000 Fuß anzusteigen. Südlich, jenseits derselben fällt das Land nach dem Gebiete des Benuë, dem am Westfuße des Mandara-Gebirges das Flüßchen von Issage zueilt. Die nach dem Tsad fließenden Gewässer sammeln sich in einem Flusse (Komadugu), der aber nicht während des ganzen Jahres Wasser enthält, sondern nur in der Regenzeit den See erreicht. Während der trocknen Monate zerfällt er in eine Reihe fischreicher Teiche und Lachen; sein Bett bildet dann auf weite Strecken herrliches Weideland und wird von Einheimischen und Reisenden auch deshalb gern aufgesucht, weil man bei geringer Tiefe (1 — 2 Fuß) in ihm bereits gesundes und erfrischendes Trinkwasser findet, während die Ueberreste der Regentümpel um diese Zeit von Würmern und Insektenlarven wimmeln, durch faulige Pflanzen- und Thierstoffe in hohem Grade verunreinigt sind und durch ihr unreines Wasser Ursache mancherlei Krankheiten, besonders des sogenannten „Elendes" werden.

Westlich vom Mandara-Gebirge, in der Nähe der Wasserscheide zwischen dem Tsad und Benuë, wohnt das heidnische Volk der Marghi, südlich von ihnen die bereits zum Reiche Adamaua gehörigen Batta. Beide Völker haben in ihrem Wesen Vieles, was an die südafrikanischen Negerstämme, besonders an die Kaffern erinnert.

Die Marghi sind ziemlich zahlreich und sollen 30,000 Krieger stellen können. Es sind meistens kräftige, schöne Gestalten. Die Züge ihres Gesichts sind höchst regelmäßig, die Stirn auffallend hoch und durchaus nicht negerartig, obschon die Lippen etwas aufgeworfen, wenn auch nicht übertrieben. Das Haar ist kraus, fast wollig, die Farbe der Haut dagegen zeigt die größte Verschiedenheit. Einige sind glänzend schwarz, andere dagegen haben eine leichte Kupfer- oder Rhabarberfarbe, ohne daß die dazwischen liegenden Schattirungen vertreten wären. Ihre muskelstarken Körperformen treten um so angenehmer hervor, als die Kleidung auf ein sehr geringes Maß beschränkt ist. Dabei ist letztere aber doch ziemlich gekünstelt. Außer dem um die Hüften gegürteten ledernen Schurz tragen viele Marghi um den Hals eine doppelte Reihe rother Glasperlen, etwas niedriger ein ähnliches Geschmeide aus drei gleichfalls rothen Perlschnuren, welche im Ansehn Korallen gleichen. Noch niedriger, auf die Brust herabreichend, folgt ein Schmuck von zwei Reihen Eisen- oder Stahlperlen. Am linken Oberarm trägt man vier breite Eisenringe, am Ellenbogen zwei andere schmale Ringe aus demselben Stoffe, die aber so gearbeitet sind, als wären sie aus Perlen zusammengesetzt, und am Handgelenk befindet sich außer zwei schmalen und einem breitern Eisenring noch ein Ring aus Elfenbein. Der rechte Arm hat nur vier Eisenringe am obern Theile und

zwei am Handgelenk. Manche haben auch unterhalb des Knies eine niedliche, aus Baumwolle geflochtene Schnur, Arbeit ihrer Frauen, während sie den Eisenschmuck, wie bereits erwähnt, aus Mora beziehen. Nicht wenige tragen außerdem noch um die Hüften ein eisernes Kettchen, wol auch ein kleines, durch das Ohr gebohrtes Rohr. Letzteres ist der einzige barbarische Schmuck, den die Marghi haben, sonst aber sind sie weder durch Zierrathen in Nase und Lippen, ebenso wenig durch Hauteinschnitte verunstaltet. Die Frauen tragen am Kinn eine dreieckige, unten zugespitzte Metallplatte von ungefähr 1 Zoll Länge, mitunter so schmal, daß sie nur als ein Stift erscheint.

Das Land der Marghi ist von der Natur reich gesegnet: dichte üppige Waldungen wechseln mit herrlichen durch bunte Tradescantien geschmückten Weidefluren und mit fruchtbaren Auen, vortrefflich zum Ackerbau geeignet. Einen Bestandtheil der Waldungen bilden zwar auch hier die dornigen Akazien, besonders die von den Eingebornen „Karage" genannte Art (Acacia Giraffae ?), dazwischen treten aber Affenbrodbäume, starke Kornu-Bäume, Sykomoren, Kautschuk- und andere große Feigenbäume auf, sowie eine Menge Pflanzenformen, welche bis jetzt noch von keinem Botaniker näher untersucht worden sind. Außer der bereits beschriebenen Kigelia (s. S. 221) ist der Butterbaum (Bassia Parkii, Fam. Sapoteae) häufig. Letztgenannter Baum wird nicht gerade sehr groß und ähnelt in seinem Wuchse und Ansehn einer amerikanischen Eiche, die Früchte dagegen erinnern in der Farbe an die Oliven. Sie haben unter einer dünnen grünen Schale ein weißes Mark und in diesem den Kern. Die gesammelten Kerne, an Farbe und Größe der Kastanie gleichend, werden zunächst an der Sonne getrocknet, dann zu Mehl zerstampft und in einem hohlen Kürbis mit lauem Wasser so lange geschüttelt, bis ein knetbarer Teig entsteht. Hierauf gießt man noch größere Mengen warmes Wasser zu und schöpft das Oel ab, welches sich auf der Oberfläche sammelt. Durch Kochen und Abschäumen läßt sich diese Pflanzenbutter reinigen und hat dann vor der thierischen den bedeutenden Vorzug, daß sie sich ein ganzes Jahr ohne Salz gut erhält, während sie dieselbe an Wohlgeschmack weit übertrifft. Sie hat eine schön weiße Färbung und ersetzt den Marghi die Kuhbutter völlig, die bei ihnen eine Seltenheit ist, da sie sehr wenig Vieh halten. Gleichzeitig wird die Butter der Bassia (Schi-Butter) auch wegen ihrer medizinischen Eigenschaften gerühmt. Die dünne fleischige Bekleidung der Kerne gewährt eine angenehme Leckerei, noch angenehmer aber ist die Frucht des Gonda-Busches (Annona palustris) als Obst. Dieselbe ähnelt an Größe der Pfirsiche, hat aber die schöngelbe Färbung der Aprikose. Der Gondabusch, welcher mehrere Monate hindurch mit Früchten behangen ist, fehlt in den flachen Thonebenen Bornus, dagegen im Lande der Marghi ist er häufig und ein wahres Labsal für den Reisenden. Der Gonda etwas ähnlich an Größe, Farbe und Geschmack ist die sogenannte „Gaude". Diese Frucht hat aber eine sehr dicke Schale und fünf Kerne, welche fast das ganze Innere ausfüllen und nur mit einer dünnen fleischigen Substanz umhüllt sind. Die „Birgim", eine andere Waldfrucht, ähnelt einer kleinen, dunkelblauen Pflaume und die „Tsada" der sauern Kirsche.

Während der Regenzeit sprießt aus dem feuchten Waldboden häufig ein sehr geschätztes Zwiebelgewächs auf, von den Eingebornen „Katakirri" genannt. Dasselbe erreicht oft die Größe einer großen englischen Kartoffel, sein Fleisch dagegen ist demjenigen des schwarzen Rettigs nicht unähnlich, nur weicher und zugleich saftiger. Da es neben seiner außerordentlichen Nahrhaftigkeit auch einen höchst erquickenden milchartigen Saft besitzt, so kann sich ein Wanderer selbst während eines langen Tagemarsches leicht durch diese Wurzel allein erhalten, zumal da es nur wenig Erfahrung erfordert, sie ausfindig zu machen. Sie verräth sich über dem Boden durch einen einzelnen, etwa 10 Zoll langen grünen Halm. Das Ausgraben ist freilich mitunter etwas beschwerlich, denn nicht selten liegt sie in dem sehr schweren und zähen Erdreich 1 — 1½ Fuß tief. Die Eingebornen sind jedoch gewöhnlich höchst geschickt darin und verstehen in einem Augenblick diesen unterirdischen Schatz zu heben.

Außer diesen nützlichen Gewächsen tritt im nördlichen Theile des Marghilandes freilich auch stellenweise eine giftige Wolfsmilch (Euphorbia) massenhaft auf, und aus den Granitblöcken der Ausläufer der Mandara-Berge sprießt der „Bidjage", aus dessen Saft jene Völker ihr berüchtigtes Pfeilgift darstellen. Es ist ein Baum von 10—12 Fuß Höhe, buschartigem Wuchse und mit mittelgroßen olivenfarbigen Blättern.

Das vorzüglichste Getreide, welches die Marghi bauen, ist die Negerhirse. Sobald die beginnende Regenzeit den Boden hinreichend befeuchtet hat, haut man mit einer 5 Fuß langen Hacke Löcher in denselben und wirft die Samenkörner hinein. Ein Säen in unserm Sinne des Wortes findet also nicht statt. Manche legen die Samen zwar schon vor dem Beginn des Regens, müssen aber darauf gefaßt sein, die Aussaat zu verlieren, sobald die Gewitter ungewöhnlich lange ausbleiben. Man benutzt die Hirse nicht nur zur Speise, sondern auch zur Darstellung eines dicken, berauschenden Bieres. Als Zusatz zu letzterm dient auch der Honig, den man in den Waldungen häufig trifft. Die Bienen, von welchen man denselben erhält, legen ihre Baue in der Erde an.

Die Hütten bauen sich die Marghi entweder aus Thon oder aus einem Rohrgeflecht, dem sie einen Ueberzug von Thon geben. Das kegelförmige Dach schließt sich gewöhnlich nicht ganz dicht der kreisförmigen Umfangsmauer an, sondern läßt einen Zwischenraum, durch welchen kühlender Luftzug stattfinden kann. Der innere Raum ist meist nur eng und wird noch verkleinert durch eine große Thonurne, die als Getreidebehälter dient, und durch den ebenfalls großen Wasserkrug. Die Thür der Hütte ist nur 3 Fuß hoch und 1¼ Fuß breit und es wird schon durch diese Einrichtung eine ansehnlichere Korpulenz der Bewohner verboten. Oft sind die Thüren noch einen Fuß über dem Erdboden erhaben, um dem Eindringen der Regenfluten zu wehren. Die Flur in den Hütten ist aus demselben Grunde erhöht und gut gepflastert. Mitunter ist auch die erwähnte fußhohe Schwelle der Thür zum Einklappen eingerichtet, so daß das Einkriechen um ein Bedeutendes dadurch erleichtert wird.

Jede Familie hat ihren eignen abgesonderten Hofraum, der eine Gruppe von

5 — 6 Hütten umfaßt und durch einen 4 Fuß hohen Zaun aus Matten und Dornengestrüpp umgeben ist. Durch diese Trennung von einander wird einem etwa ausbrechenden Feuer das Weiterumsichgreifen leicht verwehrt. Die Lagerstätten innerhalb der Hütten sind entweder auf ebener Erde oder auf einem Gestell über dem Boden erhaben. Von sonstigem Hausgeräth ist meist nicht viel vorhanden. Außer dem wenigen Kochgeschirr und den Ledertäschchen der Frau sind einige Speere und Handeisen des Mannes, ein geflochtener Korb und bei Denen, welche in der Nähe des Flusses wohnen, ein Netz gewöhnlich Alles, was sich vorfindet. Als Schutzwaffe hat man nicht nur den gewöhnlichen kleinen Schild, sondern auch noch einen großen, der aus dichtem Flechtwerk von Rohr besteht und hinreichend ist, zwei oder drei Personen gleichzeitig zu decken.

Vor den Hütten ist häufig ein Schattendach errichtet und in der Mitte des Hofraums erhebt sich, besonders in dem Gehöfte des Häuplings der Ortschaft, ein Götteridol, das an den Fetischdienst der Westafrikaner erinnert. Dasselbe besteht aus einer 9 Fuß hohen Stange, vom Holz der Kigelia gearbeitet. Oben trägt dieselbe ein Kreuzholz und darauf einen irdenen Topf mittlerer Größe. In den Waldungen wird auch ein besonderer Platz der Gottesverehrung als heiliger Hain gewidmet. Die Marghi wählen dazu den üppigsten und am weitesten sich ausbreitenden Baum und weihen diesen ihrem Gotte „Tumbi". Sie umgeben den dichtbewachsenen Platz mit einem Graben. Interessant ist eine Art Gottesgericht, welches von den Marghi in zweifelhaften Fällen angewendet wird. Die streitenden Parteien begeben sich auf einen bestimmten Granitfelsen und lassen dort ihre abgerichteten Kampfhähne mit einander sich raufen (s. S. 243). Man glaubt dabei, daß der entscheidende Gott nicht nur dem Hahne des Unschuldigen den Sieg verleihe, sondern daß er auch unmittelbar den Schuldigen dadurch strafe, daß derselbe bei der Heimkehr gewöhnlich seine Hütte in Brand finde. Bei dem Tode eines jungen Mannes pflegt man zwar auch zu klagen und zu weinen, das Ableben eines alten dagegen feiert man mit besondern Freudentänzen und Gesängen. Die Beschneidung ist bei den Marghi nicht gebräuchlich, wol aber findet die Schutzpockenimpfung allgemein bei ihnen statt.

Die politische Lage dieses harmlosen und kräftigen Naturvolkes ist nur um Weniges besser als diejenige der Mußgo. Zwischen dem Königreich Bornu und dem Fellata-Reiche Adamaua gelegen, sind sie der Zankapfel beider Nachbarn geworden. Ansehnliche Abtheilungen von ihnen sind bereits von beiden Reichen verschlungen und die noch übrigen freien Marghi werden so lange durch Raubzüge und Einfälle der Muhamedaner heimgesucht werden, bis sie es vorziehen, sich dem stärkern Gegner zu unterwerfen und seine Religion anzunehmen. Die Grenzgebiete, von dichten Waldungen bedeckt, sind gegenwärtig höchst gefährlich zu passiren. Nur starke, gutbewaffnete Karawanen dürfen es wagen, sie zu betreten, und selbst bei ihnen droht dem Zurückbleibenden unrettbar Sklaverei oder Tod durch die gereizten Bewohner, welche in ihren Verstecken auf der Lauer liegen.

Hirten im südlichen Bornu.

Digitized by Google

Wandernde Schua.

Die Schua und die Landschaft Udje.

Nördlich vom Lande der Marghi, ebenfalls westlich von den Mandara-Bergen, breitet sich das Gebiet von Udje aus, nach welchem Dr. Vogel von Mora aus floh. Er hatte seinen Irrthum in Bezug auf den Weg, welchen Dr. Barth nach dem Benuë eingeschlagen, in Mora erkannt und war so eben im Begriff, seinen Fehler wieder gut zu machen, als er in Udje die Nachricht von einer neuen, für ihn sehr vortheilhaften politischen Umwälzung in Kuka erhielt, welche ihn zu einer schleunigen Rückkehr nach der Hauptstadt von Bornu veranlaßte.

Wie bereits früher (S. 194) erzählt, hatte der Usurpator Abd-e Rahman seinen Bruder Omar, den regierenden Sultan, veranlaßt abzudanken und ihm den Palast des getödteten Wesir Hadschi Beschir in Kuka zur Wohnung angewiesen. Hier lebte Omar seinen religiösen Uebungen ergeben auch ungestört als Privatmann, bis der mißtrauische und gewaltthätige Abd e Rahman ihn im Sommer 1854, während Vogel in Mora gefangen gehalten wurde, nach Dikóa verbannen wollte. Durch diese Gewaltthat aus seiner lethargischen Duldsamkeit aufgeschreckt, versammelte Omar alle Unzufriedenen um sich und trat mit einem Heere dem Bruder gegenüber. Es fand ein kurzes Treffen auf dem freien Platze zwischen den beiden Städten Kuka statt, das mit der Gefangennahme Abd e Rahman's endigte. Omar ließ ihn tödten und war nun wieder unangefochtener Beherrscher seines Reiches, er, der von jeher eifriger und gerechter Beschützer der Europäer gewesen war.

Der Ort, welchen Dr. Vogel bei seiner Flucht von Mora erreichte und den er mit dem Namen der Landschaft Udje bezeichnet, ist wahrscheinlich die Stadt

Mabani. Dieselbe ist eine ansehnliche Ortschaft von 9 — 10,000 Einwohnern und erfreut sich eines ziemlichen Wohlstandes. Sie bedeckt nicht nur den ganzen Gipfel eines breiten sandigen Hügels, sondern zieht sich auch noch über einen zweiten Hügel und über die Senkung zwischen beiden hinweg. Wie fast alle die zahlreichen Städte in Udje hat Mabani einen gut besuchten Markt. Der Marktplatz, am östlichen Abhange des Hügels gelegen, hat 150 — 200 Stände, und außer mit einem einträglichen Ackerbau beschäftigen sich viele Bewohner mit Gewerben. Die in Udje gefärbten Hemden sind ihrer Güte wegen im Sudan gerühmt.

Die Landschaft Udje ist die gesegnetste und fruchtbarste im ganzen Königreich Bornu. Weißer Thonboden wechselt mit ausgedehnten Vertiefungen, die reiche Humuslagen enthalten, zur Regenzeit sich in Moräste verwandeln und zum Anbau von Sorghum und Baumwolle vorzüglich eignen. In der dürren Jahreszeit wuchert auf ihnen die Riesen-Seidenpflanze (Asclepias gigantea) in gleicher Ueppigkeit wie um Kuka. Die Waldungen bestehen aus Affenbrodbäumen, Tamarinden, Mimosen, Kautschukfeigen, Sykomoren und Kurna-Bäumen und enthalten theils dorniges Unterholz, theils hohe, dicht verwachsene Gräser zwischen den Stämmen. Zahllose Schwärme wilder Tauben beleben die Waldungen und ebenso unzählige Wasservögel, besonders Reiher die Wasserbecken und Ufer des erwähnten Flusses. Der fruchtbare Boden ist von unendlichen Mengen der Erdameisen bevölkert; das größere Wild ist dasselbe, welches wir bereits an den Ufern des Tsad-Sees erwähnten, doch sind die Elephanten und Antilopen nicht so häufig. Wildschweine kommen auch hier bis in die Nähe der Wohnungen und selbst von der Giraffe finden sich hie und da Fußspuren im weichen Boden.

Die ursprünglichen Bewohner des reichen Gebietes waren die Gamerghu, ein Volksstamm, der mit den Bewohnern Mandaras nahe verwandt ist. Sie wurden schon durch den unternehmenden König Edriß Alaoma (1571 — 1603) unterworfen, und die wenigen Reste, welche noch vorhanden sind, haben ihre Selbständigkeit gänzlich verloren. Die Mehrzahl der gegenwärtigen Bewohner Udjes sind Schua. Unter diesem Namen begreift man alle jene Araberstämme, welche seit langen Zeiten (nachweislich mindestens seit dritthalb Jahrhunderten) im Sudan wohnen und von Nubien und Kordofan aus eingewandert sind. Ohne besondere politische Umwälzungen herbeizuführen, sind sie als friedliche Rinderhirten von Ort zu Ort weiter gedrungen und haben sich an solchen Stellen seßhaft niedergelassen, welche ihren Herden hinreichende Weide boten. So zeigen sie in ihrer Lebensweise viel Verwandtes von den von Westen her vordringenden, ebenfalls Rinder züchtenden Fellata. In Bornu mögen gegen 200 — 250,000 Schua angesiedelt sein, die etwa 20,000 Mann leichte Reiterei ins Feld stellen können. Die meisten von ihnen haben feste Dörfer, aus Rohrhütten mit abgerundeten Strohdächern bestehend. Hier wohnen sie während der Regenzeit und bebauen das Feld. Das hauptsächlichste Getreide ist das Sorghum; fällt aber, was nicht selten der Fall ist, außer der eigentlichen langen Regenzeit des Hochsommers auch im Winter ein kräftiger Regenguß, so werden die weiten Humusbecken geeignet, sofort noch

eine Saat eines besondern Winterkorns (Holcus cernuus) aufzunehmen und so im Laufe eines Jahres zwei Ernten zu reifen.

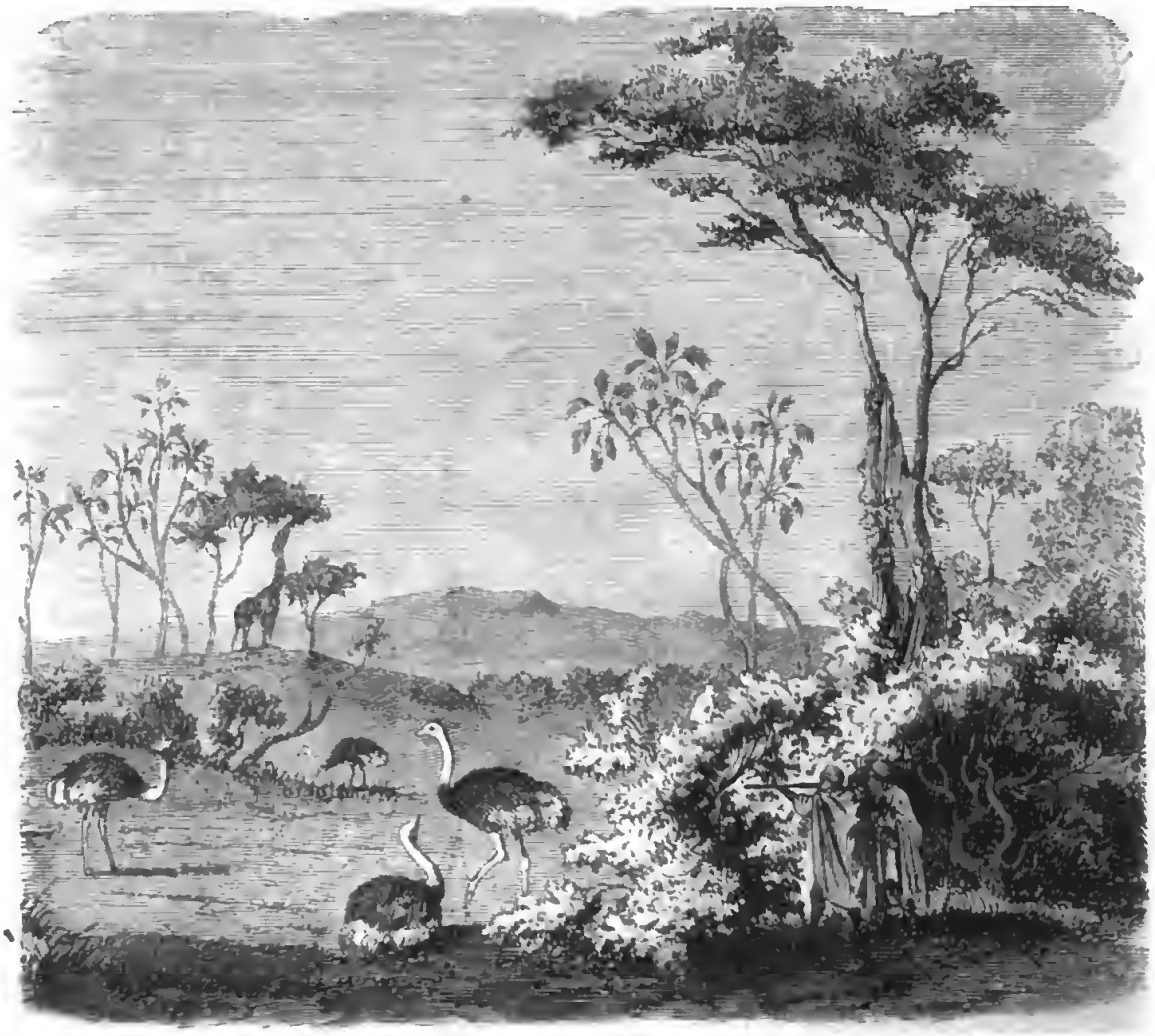
Die Mitte der Schua-Hütten wird durch einen Pfahl gestützt. Das Dach ist selten so sorgsam geflochten und gedichtet wie bei den Hütten der Eingebornen, sondern besteht oft nur aus einem Haufen übereinander geworfener Reiser und Geröhricht, durch Taue ziemlich lose befestigt.

Als rechtgläubige Moslemin lassen die Schua ihre Kinder durch Schulmeister im Koran unterrichten. In einer solchen Schule werden die Zöglinge aber viel schlimmer gequält als in der ärgsten Lehranstalt Europas. Kaum mit einem Lumpen bedeckt, hocken die armen Kleinen, in der kalten Jahreszeit vor Frost schauernd, schon Morgens 4 Uhr um ein elendes kleines Feuer der Schulhütte und bemühen sich einige Verse aus dem Koran zu lesen und einzulernen, deren Sinn sie so wenig verstehen als ihr Lehrer. Dabei müssen sie dem Schulmonarchen alle möglichen Dienste leisten und werden von ihm schlimmer behandelt als Sklaven.

Zur Zeit der Trockniß, sobald die Ernte vorüber ist, beginnen die Schua mit ihren Herden zu wandern und transportiren dabei alle ihre Habe auf Ochsen. Die Rindviehrasse, welche sie pflegen, errinnert durch den ansehnlichen Fetthöcker auffallend an den indischen Zebu. (Siehe das Tonbild.)

Ein solches wanderndes Schua-Dorf gewährt einen sonderbaren Anblick. Jede Familienmutter sitzt oben auf ihrer besten Habe, die in gut gesäumten Lederschläuchen sorgsam auf den breiten Rücken der Rinder gepackt und mit Fellen bedeckt ist. Sklavinnen folgen mit dem weniger werthvollen Geräth: Stangen, Töpfen und sonstigem Hausgeschirr. Die Frau des Häuptlings zeichnet sich durch eine zeltähnliche Bedachung über ihrem Haupte, durch reicheres Geschirr ihres Reitthieres, wo möglich aber auch durch abgerundetere, wohlgenährte Formen ihrer eignen Person vor den übrigen schlanken Gestalten aus. Das Gesicht verschleiern die Schua-Damen nie, dagegen verwenden sie viel Sorgfalt auf reichliches Buttern ihrer laugherabfallenden schwarzen Ringellocken. Die Männer begleiten entweder auf magern, sehnigen Pferden die Frauen oder sie treiben in weiterer Entfernung hinter jenen langsam die Schaf- und Ziegenherden nach. Ihre Hauptwaffe ist der lange Speer, außer demselben trägt aber jeder gewöhnlich noch vier kleinere Wurflanzen.

Die Hauptabgaben, welche die Schua und Gamarghu an den Sultan zu entrichten haben, bestehen in Butter und Vieh. Viele unter den Schua sind zwar wohlhabend, sie haben aber politisch nie eine besondere Bedeutung gehabt. Die wichtigste Ausnahme hiervon bildeten Tirab, der Wesir el Kaneni's, und sein Sohn, der vielerwähnte Wesir Hadschi Beschir. An Gestalt, Physiognomie, Färbung und vielfach auch noch in ihren Sitten gleichen die Schua genau ihren Stammbrüdern in Oberägypten und Arabien. Einige Stämme unter ihnen erinnern in ihrem ganzen Wesen auffallend an israelitische Abkunft.



X.

Reiſe von Kuka nach Sinder.

Beweggründe zur Reiſe. — Das Gebiet des Tſad-Sees. — Wege im Sudan. — Der Komabugu Waube. — Klima. — Wildniß und Kulturland. — Alt-Birni. — Die Manga. — Die Bedde. — Begegnung mit Dr. Barth. — Bundi. — Scheideländer zwiſchen Tſad- und Niger-Gebiet. — Maſchena. — Sinder. — Das Fellata-Reich und die Hauſſa-Staaten. — Katſena. — Othuan. — Aliu. — Kano. — Die Doroa. — Vegetation. — Sultan Chalilu in Gando.

Wie bereits erwähnt, hatte Dr. Vogel von Kuka aus nach Sinder einen ſeiner Diener geſendet, der an letzterem Orte die Sachen in Empfang nahm, welche Dr. Barth daſelbſt niedergelegt hatte, um ſie bei ſeiner Rückkehr von Timbuktu zu benutzen. Noch war keine Kunde zu Vogel's Kenntniß gekommen, die ihn über ſeines Landsmannes wahres Schickſal unterrichtet hätte, noch lebte er der Mei-

nung, daß derselbe todt und er selbst der alleinige Vertreter der Expedition sei. Durch die bisherigen Reisen und die erwähnte ungerechte Behandlung Vogel's von Seiten des Gewaltherrschers Abd e Rahman waren die Hülfsmittel sehr erschöpft worden, welche er bei seiner Ankunft mitgebracht hatte. Da die über Bilma kommenden Karawanen keine neuen Sendungen für die Expedition mit sich führten, beschloß deshalb unser Reisender nach Sinder zu ziehen und dort, wo die Karawanen anlangen, welche die westliche Straße über Rhat und Ghadames eingeschlagen, sich nach etwaigen neuen Geldern umzusehen. Er machte sich in der letzten Hälfte des Novembers auf den Weg nach jenem westlichen „Thor des Sudan". Natürlich benutzte er die Gelegenheit, die Lage der wichtigsten Orte unterwegs festzustellen, und behielt dabei fortwährend die übrigen wissenschaftlichen Gesichtspunkte im Auge, welche er sich bei seinen Reisen überhaupt als Aufgabe gesteckt.

Trotzdem daß Vogel fortwährend mit hartnäckigem Unwohlsein, Appetitlosigkeit u. dgl. zu kämpfen hatte, lange Zeiträume hindurch fast nichts weiter genießen konnte als Reiswasser, ja beim bloßen Anblick von Fleisch mitunter schon Uebelkeiten, selbst Erbrechen bekam, — trotzdem war er aufs eifrigste bemüht, die wissenschaftlichen Zwecke des Unternehmens mit dem letzten Aufgebot von Kraft weiterzuführen. Er verzichtete mit Heiterkeit und fröhlichem Muthe gern und leicht auf alle Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens, wenn er dadurch nur einen Schritt in der Erreichung seines Zieles vorwärts rückte. Da er selbst ohne Bedenken sich allen Beschwerlichkeiten und Entbehrungen unterwarf, so stellte er dieselben Forderungen zur Zeit der Noth auch an seine Umgebung. Freilich vergaß er dabei, daß seine Begleiter und Diener nicht in demselben Grade von einer höhern leitenden Idee getragen und gehoben wurden und denselben also die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse viel wichtiger erschien. Durch dergleichen verschiedene Ansichten kam es leider zwischen Dr. Vogel und seinen beiden europäischen Begleitern, dem Korporal Church und dem Gemeinen Macguire zu einer Mißstimmung, die von England aus durch dieselben Leute genährt wurde, die auch gegen Dr. Barth so mancherlei ungerechte Angriffe gerichtet und den Gebrüdern Schlagintweit wiederholt auf ebenso unangenehme als unwürdige Weise entgegengetreten waren. Durch dergleichen Intriguen war es zwischen Vogel und den beiden Engländern zu einem bedauerlichen Bruche gekommen und er ließ beide deshalb in Kuka zurück, sich allein in Begleitung eines Schwarzen auf den Weg machend, der ehedem schon Barth gedient und sich treu bewährt hatte.

Der Weg nach Sinder führt ziemlich nach Westen und beträgt gegen 60 Meilen. Das Gebiet, welches Vogel hierbei durchwanderte, zerfällt in Bezug auf seine Naturverhältnisse in zwei ziemlich scharf gesonderte Hälften, deren erste, an 30 Meilen begreifend, mit der schon von uns angedeuteten Beschaffenheit Bornus übereinstimmt. Bis zur genannten Entfernung erstreckt sich das weite Becken, welches allem Vermuthen nach ehedem durch den Tsad-See gefüllt wurde und seinem Zurücktreten die Entstehung verdankt. Der Komadugu Waube bildet die Nordgrenze dieses Landstriches. Ansehnliche Strecken des Bodens sind wellig hüg-

lig, durch Sanddünen gebildet. Die letztern scheinen das allmälig kleiner werdende Becken umschlossen zu haben. Sie steigen bis zu 100 und mehr Fuß an und enthalten zwischen sich weite Strecken von schwarzem, fettem Thon und Humusboden, reich an modernden Pflanzenstoffen. Zur Regenzeit dringen die übertretenden Gewässer des Komadugu in diese Senkungen ein und verwandeln sie in Moräste, durch welche der Weg sich nur schwierig und mühsam hindurchwindet. Die Waldpfade sind dann tief ausgetreten und kothig, vielfach gewunden, und selbst die Hauptstraßen meist so eng, daß an vielen Stellen ein beladenes Kameel kaum hindurchkann. In der Nähe größerer Orte erscheinen zwar die Wege breiter und betretener, sie lösen sich aber bald in eine Unzahl kleiner Feldwege auf, die nach den Weide- und Tränkplätzen, sowie nach den Feldern führen und zum Ueberfluß von einer eben so großen Anzahl Fußpfade durchkreuzt werden, die zu den Nachbarorten und Weilern führen. Aus diesem Gewirr von Spuren und Stegen die richtige Straße herauszufinden, ist eine Aufgabe, welche weder durch Kompaß noch durch Kenntniß der Gestirne, sondern nur durch einen wegkundigen Führer gelöst werden kann.

Der Komadugu Waube, den der Reisende mehrmals zu passiren hat, theilt sich, wie eine große Anzahl der innerafrikanischen Ströme, in seinem Ober- und Mittellauf in eine reiche Menge Arme, die ein verwickeltes Flußnetz bilden und ebensowol Flußsäcke, todte Hinterwasser als ausgedehnte Sümpfe speisen, zwischen denen das Fortkommen in hohem Grade erschwert wird. Anfang September ist das Bett des Komadugu auf weite Strecken hin völlig ausgetrocknet und macht sich dann nur durch die Ueppigkeit des Graswuchses kenntlich; die Fische sind in den Tümpeln zusammengedrängt, die an den tiefern Stellen zurückbleiben, und werden dann selbst von Knaben bequem in Menge gefangen. Kurz darauf beginnt er aber zu schwellen und steigt so schnell, daß er in seinem untern Lauf eine Breite von 200 Schritt und eine Tiefe von 15 Fuß bei einer Geschwindigkeit von ¾ Meilen in der Stunde hat und im November seine Ufer überschwemmt. Vogel hatte also gerade die ungünstigste Zeit zu seiner Reise, und die vielfachen Durchnässungen, die bei dem Durchwaten der Sümpfe und dem Passiren des Stromes unvermeidlich sind, haben dann jene Geschwüre an den Beinen zur Folge, die wir als eine Plage des Sudanreisenden bereits erwähnten und an denen auch Dr. Vogel in hohem Grade zu leiden hatte. Das Uebersetzen geschieht nur mit Hülfe der Fähren aus hohlen Kürbissen, die man mittelst Stangen verbunden hat. Bis zum März sinkt das Wasser so weit, daß es fast still zu stehen scheint und nur 3 Fuß Tiefe bei 50 Schritt Breite hat.

Trotz dieses Ueberreichthums an Wasser ist doch im ganzen Landstriche auffallender Mangel an gutem Trinkwasser. Selbst für das Vieh benutzen die Eingebornen die stehenden Gewässer nicht zum Trinken, da der Genuß derselben Krankheiten zur Folge hat. Man hat deshalb an den Ortschaften Brunnen gegraben, mitunter bis 250 Fuß Tiefe, aus denen man mühsam das Wasser heraufwindet und dem Reisenden theuer verkauft.

Während des Novembers fällt die Temperatur in der Nacht hier bedeutend

tief und das Thermometer zeigt am Morgen häufig kaum mehr als 4° C; zu Mittag ſteigt die Wärme freilich wieder bis auf 28°. Es ſtellt ſich auf dieſe Weiſe das Klima in klarſter Form als Feſtlandklima dar, dem die ausgleichende und nach jeder Seite hin mäßigende Einwirkung größerer Waſſerflächen fehlt.

Die ſandigen Flächen zur Seite des untern Komadugu ſind mit ausgedehnten niedern Mimoſenwaldungen bedeckt. Sie gewähren das trefflichſte Weidegebiet für Kameelherden und wurden von jeher zu dieſem Zwecke benutzt. Ueppige Fruchtbarkeit entwickeln dagegen die moorigen Senkungen zwiſchen den Sanddünen. Sie würden den vortrefflichſten Boden für Indigo-, Baumwollen- und Zuckerrohrbau abgeben, wenn günſtigere politiſche Verhältniſſe die Einwohner hierzu veranlaßten. Gegenwärtig begnügt man ſich damit, auf den Sanddünen Bohnen und Erdmandeln zu ziehen und in den Humusſenkungen Getreide zu bauen. Wie in Udje pflanzt man zur Regenzeit das Negerkorn (Pennisetum typhoideum), ſäet wie beim Reisbau auf einem kleinen Endchen des Ackers zunächſt die Körner dicht zuſammen und ſteckt die jungen Pflanzen dann büſchelweiſe in Löcher, die man mittelſt der Hacke macht. Nach Verlauf von zwei Monaten iſt die Ernte reif, und während das Negerkorn in Stoppeln ſteht, ſäet man das Winterkorn (Holcus cernuus) zu einer zweiten Ernte, da der Boden noch Feuchtigkeit genug beſitzt, auch dieſes zu ernähren.

Die kultivirten Flächen nehmen aber nur einen ſehr kleinen Raum in der Umgebung der Ortſchaften und Landgüter ein, der größte Theil des übrigen Bodens iſt mit Wald bedeckt. Dornige Akazien bilden als Bäume und Unterholz einen Hauptbeſtandtheil, beſonders eine kleine Art Namens Gauo. Den Komadugu entlang treten die Dumpalmen ſo maſſenhaft auf, daß ihre Früchte einen wichtigen Marktartikel abgeben. Herrliche Tamarinden beſchatten die Wohnungen und Waldplätze, Konubäume, Sykomoren geſellen ſich zu einer reichen Zahl noch unbeſchriebener Arten. Unter letztern macht ſich der Karage durch ſchönen Wuchs und ſchattiges Laubdach angenehm bemerklich; der Ngiliſſi dagegen fällt durch ſeine Häufigkeit auf. Letzterer iſt ein kleiner Baum mit kleinen, zarten Blättern, die ohne Stiel aus Aeſten und Zweigen entſpringen. Auch der Kalgo und der ſchon beſchriebene Gondabuſch (Annona palustris) treten als Unterholz auf.

Eine ſolche üppige Wildniß nährt eine reiche Thierwelt. Die ſandigern freien Gebiete mit lichten Mimoſenbüſchen werden durch zahlreiche Straußenherden bevölkert. Der durchfeuchtete Grund wimmelt von Erdameiſen und enthält gleichzeitig die Höhlen ihrer Vertilger, der Erdferkel, ebenſo diejenigen des Fennek. Gazellen mehrfacher Arten ziehen einzeln oder in Rudeln durchs Gebüſch. Die Mohor-Antilope (Antilope Soemmeringii) iſt die häufigſte. Die Oryx- und Addax-Antilope kommen ſpärlicher vor. In den dicht verſchlungenen, von windenden und kletternden Gewächſen umwucherten Baumkronen ſind Affenherden (Cercopithecus ruber) nicht ſelten, ja ſie kommen in Schaaren bis 100 und mehr Stück vor. Die ausgedehnten Sumpfflächen am Komadugu, welche entweder mit Riedgräſern oder mit 10 Fuß hohen Schilfen üppig beſtanden ſind, bieten Landſchaften ähnlich den indiſchen Dſchungeln. Die Elephanten und Wild-

schweine haben hier ihr Lieblingsplätzchen. Unendlich ist der Reichthum des Landes an Geflügel. Wasservögel, besonders Reiher, sammeln sich in unzähligen Schaaren an den fischreichen Becken. Nur kurze Strecken kann der Wanderer zurücklegen, ohne Völker von kreischenden Perlhühnern aufzuscheuchen, die schwerfällig und lärmend durch das Gebüsch flattern. Auch Rebhuhnarten sind häufig. Große Schaaren Thurmfalken bezeichnen schon in der Ferne die Reviere, in denen sich ein Schwarm Heuschrecken niedergelassen hat. Sowie die Insekten durch den Tritt des Wanderers aufgescheucht werden, stürzen die hungrigen Raubvögel herab und bekämpfen sich mit Schnabel und Kralle um die fliegende Speise. An Mücken und Stechfliegen ist bei der sumpfigen Beschaffenheit des Landes selbstredend kein Mangel.

Die dichten Dornengestrüppe in der Nähe des Flußufers sind gleichzeitig Verstecke für den Löwen und zweibeiniges räuberisches Gesindel. Der erstere läßt sich leicht durch helloderndes Feuer vom nächtlichen Lagerplatz abhalten, gegen das letztere dagegen muß der Reisende viel mehr auf seiner Hut sein. Das wilde Gebiet am untern Komadugu ist von jeher die Zufluchtsstätte aller Stämme gewesen, denen bei den zahlreichen Kämpfen und Bürgerkriegen in Bornu Vernichtung drohte. Hier findet sich deshalb eine wahre Musterkarte von Völkerbruchstücken. Tibu sind den ganzen Komadugu entlang seßhaft und führen eine zigeunerhafte Existenz, indem sie an Unzuverlässigkeit, Reinlichkeit und Ehrlichkeit mit ihren berüchtigten Vorbildern wetteifern. Tuariks spielen hier gern Wegelagerer und üben sich im Raubritterthum und Sklavenjagen. Die nächtlichen Ueberfälle auf Landgüter, kleine Ortschaften oder lagernde Nomadentrupps beschönigen sie vor ihrem Gewissen vorzüglich durch die Anschauungsweise, nach welcher ihnen diese ganze Gegend eigentlich gehört und man sie ungerechter Weise aus ihr vertrieben hat. Sogar Fellatahorden ziehen mit ihren Rinderherden zwischen den andern Stämmen hin und her und machen sich dem Wandrer sofort kenntlich durch ihre auf europäische Art, d. h. ohne Zusatz von Kuhwasser zubereitete Butter.

Die Anstalten, welche der Herrscher von Bornu zur Sicherheit des Landes treffen läßt, sind höchst unzulänglich. Es haben zwar Kriegshauptleute (Kaschella) in den Hauptorten ihren Sitz, und ihre mit Bogen und Pfeil bewaffneten Reiter durchstreifen das Land. Wachthürme, von denen man mittelst Feuerzeichen das Nahen der Räuberhorden sofort signalisiren könnte, würden aber ganz andere Dienste leisten. Die Einwohner suchen sich bei dem schlimmen Stande der Dinge zu helfen, wie es eben gehen will. Sie unterhalten die Wildniß in der Umgebung der Orte als Schutzmittel, machen die Wege so unkenntlich als möglich und legen verdeckte Fallgruben mit zugespitzten Pfählen an, durch welche sie den berittenen Tuariks einen nächtlichen Ueberfall allerdings sehr erschweren, aber auch einem regen friedlichen Verkehr eben so viele Hindernisse entgegen stellen.

Der verwilderte Zustand des Landes am Komadugu fällt um so unangenehmer auf, als gerade hier vor nicht zu langer Zeit, noch im Anfange dieses Jahrhunderts, ein ganz anderer Zustand der Dinge vorhanden war. Hier lag die mächtige Residenzstadt der Könige von Bornu, Alt-Birni oder Ghasr Eggomo, die bereits am Ende des 15. Jahrhunderts gegründet ward und von deren

Trümmern Scheikh el Kanemi vorzugsweiſe den Salpeter zur Bereitung des Schießpulvers bezog, das er bei ſeinen zahlreichen Kriegszügen bedurfte. Nicht weit davon war der Lieblingsaufenthalt der Könige, Ghambaru, von den Armen des Stromes beſpült, von üppigen Weiden umgrünt und von Fruchtbäumen beſchattet. Ein weiter, kahler, runder Platz bezeichnet jetzt noch die Stätte, an welcher Birni ſtand, die unterminirten Mauerreſte geben noch Zeugniß von den Anſtrengungen der angreifenden Fellata, ehe es ihnen (1819) gelang, in den befeſtigten Ort einzudringen. Die Trümmer der fürſtlichen Gebäude werden aber dem Europäer hauptſächlich dadurch in hohem Grade intereſſant, daß ſie aus gut gebrannten Backſteinen beſtehen, — eine Bauart, welche man im gegenwärtigen Bornu vergeblich ſucht und welche in dem jetzt ausſchließlichen Gebrauche, aus Lehmziegeln zu bauen, einen traurigen Rückſchritt der ganzen Kultur kennzeichnet, der ſich auch in allen übrigen Verhältniſſen kundgiebt.

Unweit der Ruinen des alten Birni liegt Ngurutua, d. h. der Ort der zahlreichen Flußpferde, bei welchem ſich Richardſon's Grab befindet (ſ. S. 36).

Die ſumpfigen Gebiete des mittlern Komadugu werden von den Manga (ſ. S. 22) bewohnt, einem Negervolke, welches wahrſcheinlich auch erſt einer Miſchung von Stämmen ſeinen Urſprung verdankt. Die Männer ſind gewöhnlich nur mit einem Lederſchurz bekleidet und im Kriege als Fußkämpfer mit Bogen, Pfeil und Streitart bewaffnet. Die Frauen ſind ſchlank und angenehm gebaut und bedecken ihr Geſicht ſchamhaft mit einem ſchwarzen Schleier. Die Ortſchaften erhalten durch die leichte Bauart ein ſehr freundliches Anſehn. Man führt gewöhnlich die Hütten und die Umhegungen der Gehöfte aus Rohrmatten auf. Freilich werden ſie leicht ein Raub des Feuers, laſſen ſich aber auch ohne große Anſtrengung wieder erneuern. Die Dörfer umgiebt man entweder mit Mauern oder einem dichten Dornenverhau und richtet es gern ſo ein, daß in der Mitte ein großer Raum für das Vieh als Lagerplatz zur Nachtzeit frei bleibt. Hier befinden ſich meiſt auch der Ziehbrunnen und die mit Lehm ummauerten Tränkſtätten. Solcher Marktplatz bietet ein heiteres Bild regen und behaglichen Stilllebens, beſonders in kühler Morgenſtunde, wenn das Rindvieh von der Nachtruhe erfriſcht kämpfend ſeine Kräfte verſucht und die Bewohner am lebhafteſten ihre einfachen Geſchäfte beſorgen. Hier fertigt der eine Seile aus den Blattfaſern des Dumpalmengeſtrüpps (letzteres wird vom Rindvieh gern abgeweidet), dort ſpannt ein Weber auf dem freien Raume vor ſeiner Hütte Fäden zu einem der bekannten langen und ſchmalen Baumwollenſtreifen auf, daneben iſt ein Grobſchmied mit dem Anfertigen von einfachen Feldhacken beſchäftigt. Aus den von Rohr geflochtenen zierlichen Hühnerhäuschen kommt das Federvieh zum Vorſchein und eilt gackernd dem Getöſe nach, das die kornſtampfenden Frauen verurſachen. Leider hat dieſes eigenthümliche, weit hörbare Pochen oft genug dem Raubgeſindel die Lage der Ortſchaften verrathen. Die Kornbehälter befinden ſich von den Hütten etwas entfernt, um gegen das Feuer geſchützt zu ſein.

Südlich von den Manga, in einem ſehr ſchwer zugänglichen Sumpfgebiet zwiſchen den Armen des Komadugu wohnt der Stamm der Bedde. Die Lage

des Landes hat diesen heidnischen Negern noch ihre Unabhängigkeit bewahrt. Sie ähneln in Gestalt und Sitten auffallend den Mußgo und haben auch unter Anderm denselben barbarischen Gebrauch, ihre ungesattelten Pferde zu reiten wie jene. Einen wichtigen Theil der Nahrung dieses Volkes bilden die Fische, welche der Komadugu liefert. Man gewinnt deren so viele, daß große Mengen davon, wie in der Umgebung des Tsad, entweder in ihrer natürlichen Gestalt getrocknet oder zu Kugeln zusammengeballt, einen Gegenstand des Handels ausmachen.

Die zweite Hälfte des Wegs zwischen Kuka und Sinder ward durch ein Ereigniß bezeichnet, welches zu den freudigsten gehörte, die Dr. Vogel in Inner-Afrika erlebte. Kurz vor dem Städtchen Bundi begegnete er nämlich ganz unverhofft mitten im Walde dem bis kurz zuvor todtgeglaubten Dr. Barth, der von seiner weiten gefahrvollen Reise nach Timbuktu glücklich zurückkehrte. Barth war das Zusammentreffen eben so überraschend als erfreulich und er erzählt darüber im letzten Bande seines Reisewerks Nachstehendes:

„Von dem treuen Gatroner begleitet, war ich meinem Packtroß etwa ¾ Meilen weit vorausgeritten, als ich eine Person höchst fremdartigen Aussehens auf mich zu kommen sah; es war ein junger Mann, dessen überaus helle, mir schneeweiß erscheinende Gesichtsfarbe auf den ersten Blick zeigte, daß seine Kleidung, eine Filfitobe, wie ich sie selbst trug, und der um seine rothe Mütze in vielen Falten gewundene weiße Turban nicht seine eigenthümliche Tracht sei. Da erkannte ich in einem seiner schwarzen berittenen Begleiter meinen Diener Madi, den ich bei meinem Aufbruche von Kukaua als Aufseher im Hause zurückgelassen hatte, und sobald er mich sah, benachrichtigte er seinen weißen Begleiter, wer ich sei, und nun eilte Herr Dr. Vogel (denn er war es) vorwärts und wir hießen uns einander in höchster Ueberraschung vom Pferde herab herzlich willkommen. Ich selbst hatte in der That nicht die entfernteste Ahnung, daß ich ihm begegnen könnte, und er seinerseits hatte erst kurz vorher die Kunde erhalten, daß ich noch am Leben und glücklich aus dem Westen zurückgekehrt sei. Ich hatte ihm von Kano aus einen Brief geschrieben, und der war ihm unterwegs zugekommen, aber wegen der arabischen Adresse, die ich der sichern Besorgung halber auf den Umschlag gesetzt, hatte er gemeint, es wäre ein Brief von einem Araber, und hatte denselben, ohne ihn zu öffnen, zu sich gesteckt, bis er Jemanden träfe, der ihn vorlesen könnte. Es war ein unendlich erfreuliches, überraschendes Ereigniß. Inmitten dieser ungastlichen Waldung stiegen wir nun vom Pferde und setzten uns nieder. Mittlerweile kamen auch meine Kameele nach und meine Leute waren höchst erstaunt darüber, einen weißen Landsmann neben mir zu finden. Ich holte einen kleinen Vorrathssack hervor, wir ließen uns Kaffee kochen und waren ganz wie zu Hause. Seit länger als zwei Jahren hatte ich kein deutsches oder überhaupt europäisches Wort gehört, und es war ein unendlicher Genuß für mich, mich wieder einmal in der heimischen Sprache unterhalten zu können."

Das Gespräch wandte sich freilich bald den keineswegs erfreulichen Angelegenheiten der Expedition zu, und Barth hörte zu seinem großen Entsetzen, daß

in Kuka keine Mittel vorhanden und daß diejenigen, welche Vogel selbst mitgebracht, verbraucht seien. Ebenso erzählte ihm Vogel, wie ihn der Usurpator Abd e Rahman sehr schlecht behandelt und das von Barth in Sinder zurückgelassene Eigenthum in Besitz genommen habe.

Unangenehmer noch als durch die Nachricht von dem Mangel an Geldmitteln wurde Barth durch Vogel's Angabe berührt, daß er nicht eine einzige Flasche Wein besitze. Barth war nämlich damals länger als drei Jahre ohne einen Tropfen irgend eines Reizmittels außer Kaffe gewesen und fühlte, da er von häufigem Fieber und Dysenterie stark gelitten hatte, ein unwiderstehliches Verlangen nach dem stärkenden und belebenden Rebensafte, dessen wohlthuende Wirkung er durch frühere Erfahrungen kennen gelernt.

Während sich die Unterhaltung der beiden Freunde um Vergangenes und Zukünftiges, um die Ergebnisse ihrer Reisen und die Pläne für die Zukunft drehte, kamen die übrigen Mitglieder von Vogel's Karawane an. Sie waren Barth's Leuten begegnet, denen dieser geheißen hatte, ihn im nächsten Orte (Kalemri) zu erwarten, und waren außer sich, als sie die beiden Europäer hier inmitten des Waldes ruhig dasitzen sahen, während die ganze Umgegend von Feinden bedroht war. Es hatten sich Vogel nämlich unterwegs eine große Anzahl arabischer Handelsleute angeschlossen; diese sind gewöhnlich große Feiglinge und Vogel hatte sie in Borsari angetroffen, wo sie sich vor einer kleinen Schaar Straßenräuber so gefürchtet, daß sie erst gewagt hatten weiter zu ziehen, als Vogel mit seinen Begleitern zu ihnen gestoßen.

Nach einer etwa zweistündigen Unterhaltung mußten die beiden Freunde sich trennen. Barth eilte seinem Troß nach und Vogel zog weiter auf seinem Wege gen Sinder mit dem Versprechen, von dort aus noch vor Ende Dezember nach Kuka zurückkehren und mit Barth zusammentreffen zu wollen.

Ungefähr von Bundi an beginnt das Land einen etwas veränderten Charakter zu zeigen. Es gewinnt ein gewelltes Aussehen und aus den ebenen Flächen treten ebensowol zerklüftete Sandsteinfelszüge als zerstreute Granitblöcke hervor. Erstere erhalten besonders nach Norden, nach dem Saume der Wüste hin, das Uebergewicht. Am Fuße der Granitstöcke findet sich gewöhnlich beim Brunnengraben schönes Wasser; die ausgedehnten Sandflächen, welche auch vorkommen, leiden freilich Mangel an dem befruchtenden Element. Es bildet die ganze Landschaft die Wasserscheide zwischen dem Gebiet des Tsad und demjenigen des Kowarra (Niger). Die erwähnten trocknen Flächen sind mit einzelnen Büschen hohen Rohres und mit zerstreut stehenden Dumpalmen bestanden. Letztgenannte Palme ist immer noch die herrschende, nur selten tritt einmal eine Delebpalme als letzter Vorposten der südlichern Flora auf, dagegen finden sich an mehreren Ortschaften ausgedehnte Pflanzungen der Dattel. An den trocknen Stellen sind die Mimosen vorherrschend und werden von Wüstenpflanzen begleitet: der gelbblühende Retem (Spartium junceum), der Agul (Alhagi Maurorum), der wuchernde Aschur (Asclepias procera) wechseln mit ausgedehnten Koloquintenflächen. Das dornig gefiederte Stachelgras (Pennisetum distichum) ist in so reicher Menge vorhanden,

daß ein etwas starker Wind den Reisenden mit förmlichen Wolken der abscheulichen Stachelgrannen bedeckt, die sich ebenso in die Kleider wie in die unbedeckten Körpertheile einbohren.

Unter den Waldbäumen wird der Affenbrodbaum (Adansonia digitata) vorherrschend und bildet majestätische Gruppen. Zur trocknen Jahreszeit gewährt er mit seinen wenigen, aber kolossalen Aesten, die wie ein Riesenarmleuchter emporstreben, einen abenteuerlichen Anblick, zumal wenn er dann noch mit den zahlreichen langgestielten Früchten bedeckt ist, die von fern aufgehangenen Geldbeuteln ähneln. Die jungen Blätter sind im Sudan das beliebteste Gemüse und dienen vorzüglich zur Herstellung schleimiger Brühen zu den wenigen Mehl- und Fischspeisen, welche die afrikanische Kochkunst kennt. Zu gleichem Zwecke verwendet man den an den Wohnungen oft angepflanzten Hadjilidj (Balanites aegyptiacus) und die Moluchia (Corchorus olitoria), doch soll besonders die aus den Blättern der letztern erhaltene Sauce einen für europäische Gaumen abscheulichen Geschmack haben. Durch ihre Größe und reiche Belaubung machen sich in den Waldungen Feigenarten bemerklich, vorzüglich die unter dem Namen Baure im Sudan bekannte, desgleichen die Kautschukfeige und Sykomore. Findet sich etwas Wasser, ein Quell oder Flußlauf, so bilden gewöhnlich schöne Tamarinden die Einfassung. Die Tamarinde ist ebensowol durch ihren Gesammtwuchs als durch ihr hübsches, zartgefiedertes Laub und ihre goldgelben Schoten einer der schönsten Bäume des Sudan und wird durch ihr säuerlich kühlendes Fruchtmark, das fieberwidrig wirkt, zum allgemeinen Liebling. Letzteres kocht man mit den Früchten des Hadjilidj und einem ganz jungen Huhn zusammen und verwendet die so erhaltene Tinktur als Heiltrank bei Verwundungen durch vergiftete Pfeile. Sehr häufig ist auch der Karage-Baum, dessen wir wiederholt erwähnten. Auffallend erscheint zwischenein das Vorkommen von Terebinthen.

An mehreren Stellen ist der Boden salzhaltig, und die Seen, welche sich an solchen Orten ansammeln, in der Regenzeit an Umfang bedeutend zunehmen und im Winter eintrocknen, setzen dicke Natronkrusten ab. Die Eingebornen sammeln letztere und verwerthen sie als Gegenstände des Handels. In solchen Gebieten treten natürlich auch die schon erwähnten Salzpflanzen auf und erinnern gänzlich an die Hinterwasser des Tsad. Der Papyrus ist an den Ufern der Lagunen mit den Schilfgewächsen häufig, deren Wurzelmark als Nahrungsmittel benutzt wird; die Salzkaper (Capparis sodata) überzieht weite Flächen.

In den südlichern Theilen des Gebietes ist der Bau von Negerhirse und Winterkorn vorherrschend, die Samen des Klettengrases werden ebenso zur Nahrung für Menschen verwendet, als von den Bornupferden gern gefressen (fremd eingeführte Pferde verhungern lieber, als daß sie sich zum Genuß derselben bequemten), im nördlichen Theile dagegen, vorzugsweise im Gebiet Munio, wird ausgedehnter Weizenbau getrieben. Der Weizen hat für den europäischen Reisenden noch besonders deshalb große Wichtigkeit, weil sich die freie Dienerschaft, die ihn begleitet, nie dazu versteht, das anstrengende Stampfen der Negerhirse zu besorgen, da letzteres ausschließlich als Sklavenarbeit angesehen wird.

Der Affenbrodbaum und die Dumpalme.

Als auszeichnende Baumform macht sich in der Umgebung der Wohnungen die Gonda (Carica Papaya) bemerklich. Sie wurde aller Wahrscheinlichkeit nach von Aegypten aus eingeführt und ihre Früchte bieten in dem an Obst so armen Erdtheile einen der angenehmsten Genüsse. Sie werden auf den Märkten der größern Plätze sogar stückweise feilgeboten. Der Baumwollenbau tritt in dieser Landschaft mehr zurück, dagegen werden Tabak, Bohnen, etwas Pfeffer und auch zwei Knollengewächse gepflegt. Die zahllosen Taubenschwärme der Wälder machen Feldhüter nothwendig, die, wie im Lande der Mußgo, auf erhöhten Gerüsten ihren Sitz haben und durch lange Schnüre, bestrichen mit einem eigenthümlichen Pflanzensaft oder behangen mit klappernden Kürbisschalen, Lärm machen. Zum Schutz gegen die Kühe sind die Felder auch hier mit stachligen Euphorbien umzäunt.

Das Wild ist sonst weniger häufig, Hausthiere werden dagegen zahlreich gehalten. Unter denselben fällt eine Ochsenrasse sehr auf, die sich durch gewaltige Größe und Kraft auszeichnet, mächtige, nach innen gebogene Hörner hat und fast durchgängig weiß gefärbt ist. Obschon die Tuariks der Wüste im Ganzen feindlich den Bewohnern dieses Negerlandes gegenüberstehen, haben sie doch auch hier große Kameelherden auf der Weide.

Dr. Vogel nahm seinen Weg über Maschena, einen Ort von 12,000 Einwohnern, bestieg die Granithöhe, welche die Stadt beherrscht, und fand sie 1360 Fuß über Meer hoch. Die Umgebung dieses Ortes ist ein schönes, offenes Land, durchzogen von niedrigen Granitkämmen und mit schönen Tamarinden geschmückt. Die Brunnen an der Südseite der Stadt sind von einzelnen Dattelpalmen beschattet und im Osten erstreckt sich jenseits grasreicher Wiesen dichte Waldwildniß.

Nach wenig Tagen langte Vogel in Sinder an und theilte die freudige Kunde, daß der todtgeglaubte Dr. Barth noch lebe, sofort dem britischen Agenten in Ghadames mit. Das kleine mit Bleistift in Eile geschriebene Briefchen ward am 8. Dezember von einem Kurier in Empfang genommen und nach Ghadames befördert.

Der Konsul in letztgenanntem Orte, welcher sich der Expedition höchst gewissenhaft mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln annahm, machte sich nach Empfang dieser Zeilen sofort persönlich auf den Weg und überbrachte dieselben dem Colonel Herman in Tripoli, der sich seinerseits beeilte, durch schleunigste Weiterbeförderung derselben alle europäischen Freunde der Reisenden durch die überraschende Nachricht zu erfreuen.

Die Stadt Sinder zählt etwa gegen 10,000 Einwohner und vermag 1000 Reiter und 4—5000 Bogenschützen zu Fuß ins Feld zu stellen. Ihre Lage ist sehr angenehm. Im Westen erhebt sich nämlich ein mächtiger Gebirgsstock und niedere Granitrücken umgeben auch die andern Seiten der Mulde, in welcher der Ort liegt. In Folge dessen findet sich schon wenig Fuß unter der Oberfläche gutes Wasser und in den Gärten entwickelt sich eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit. Außer den bereits genannten Gemüse- und Getreidearten pflegt man die gelbfärbende Henna (Lawsonia), Tabak und einzeln sogar die Citrone. Palmengruppen sind über die Stadt und über die umgebende Landschaft zerstreut, und letztere erhält beson-

ders noch durch die zahlreichen Weiler, welche in der Umgebung der Stadt zerstreut liegen, ein sehr belebtes Ansehn. Diese Landgüter gehören meistens den Häuptlingen der Tuariks und bilden bei der Ankunft der Karawanen die Hauptlagerplätze. Außer etwas Indigo-Färberei hat die Stadt fast gar keine nennenswerthe Industrie; das meiste Leben wird durch den Handel herbeigeführt. Nach Ankunft einer größern Karawane herrscht hier reges Treiben und am Abend erschallt allenthalben Gesang und Musik, mit denen Fremde und Einheimische sich vergnügen und ihre Tänze begleiten.

Einen schroffen Gegensatz zu diesen heitern Scenen bildet das Gerichtsverfahren, das durch den Herrscher in Sinder eingeführt ist. Hängen und Köpfen dünkt demselben eine viel zu milde Strafe; statt dessen läßt er die zum Tode Verurtheilten entweder bei den Füßen aufhängen oder ihnen die Brust öffnen und das Herz herausnehmen. Richardson, der sich, wie erwähnt (S. 34), längere Zeit in Sinder aufhalten mußte, besuchte eines Tags auch den Richtplatz und fand ihn ganz mit Menschenknochen und Hyänenkoth bedeckt, denn die Zahl der jährlichen Hinrichtungen soll 300 betragen. Die Höhlen jener Raubthiere sind ganz in der Nähe. Der Sultan soll selbst kleinere Verbrechen, z. B. Verleumdungen, mit dem Tode bestrafen. Etwas entfernt vom Richtplatze traf Richardson einen Baum von 40—50 Fuß Höhe, der als „Baum des Todes" bezeichnet wurde. Sein Begleiter versicherte dem Reisenden, daß, wenn Einer sich unter die Zweige des Baumes begebe, sofort Befehl vom Sultan ergehe, daß man ihn tödte oder bei den Füßen an dem Baume aufhänge. „Siehst du nicht", sagte er, „daß der Platz unter den Zweigen des Baumes ganz rein gefegt ist? Das thut der Henker alle Tage; kein Anderer darf es thun; thut Einer das, so muß er sterben." Der Baum selbst erschien Richardson als ein wahres Bild des Todes; er trug ein dunkles, undurchdringliches Laub und im obersten Gipfel hatte er gleichsam einen großen Kopf, indem dort der Gipfel breiter als weiter unten die Krone war. Dieser Kopf war mit funfzig schmutzigen Raben bedeckt, den Handlangern des Scharfrichters, welche die Leichen der Verurtheilten verzehren. Dieselbe Rabenart sorgt auch für die Reinlichkeit der Straßen der Stadt, indem aller Unrath von ihr verzehrt wird. Während der Nacht verrichten die Hyänen diesen Dienst.

Der sogenannte Sultan von Sinder ist eigentlich nur Statthalter der Provinz gleichen Namens und dem Sultan von Bornu unterthan; bei der großen Entfernung von Kuka und bei der Schwäche des gegenwärtigen Herrschers in letzterer Stadt hat er sich aber einen großen Grad von Unabhängigkeit zu erringen gewußt. Hierzu hat auch der Umstand viel mit beigetragen, daß diese westlichen Provinzen ihre Selbständigkeit gegen die andringenden Fellata zu behaupten wußten. Die mehrfachen Kriegszüge, welche von Bornu aus unternommen werden mußten, um Sinder und die Manga, die sich empört hatten, wieder zu unterwerfen, haben wir bereits früher (S. 192) erwähnt. Auch das Gebiet von Munio, das sich wie ein ansehnliches Dreieck nach dem Saume der Wüste und den Besitzungen der räuberischen Tuariks vorschiebt und welches Vogel bei seiner Rückreise nach Kuka berührte, hat eine ziemlich selbständige Stellung.

Das Fellata-Reich und die Hauſſa-Staaten.

In Sinder war Dr. Vogel bis an die Weſtgrenze des Königreichs Bornu gekommen. Hier ſtieß es an die Provinzen des großen Fellata-Reiches. Bei ſeinem ſpätern Zuge über Jakoba, Salia und Bebedſchi bewegte er ſich vorzugsweiſe in den Provinzen dieſes ausgedehnten Staates. Wie wir ſchon früher erzählten (S. 186), entſprang das Fellata-Reich großentheils aus den Ruinen des Hauſſa-Staates, der ſich ziemlich über dieſelben Gebiete erſtreckte. Das Hauſſa-Volk iſt allem Vermuthen nach entſtanden aus einer Vermiſchung der Berber mit den einheimiſchen Negerſtämmen. Die poetiſche Auffaſſungsweiſe des Volkes ſelbſt bezeichnet den Berberſtamm der Deggara, deſſen Reſte noch jetzt nördlich von Munio ſeßhaft ſind, als die Mutter der Hauſſa und nennt 7 rechte Kinder und 7 uneheliche derſelben. Die erſtern Abtheilungen, bei denen die Hauſſa-Sprache die herrſchende iſt (dieſelbe gehört der ſyriſch-afrikaniſchen Sprachgruppe an, die Sprache der Kanori im Bornureiche dagegen der turaniſchen), ſind: Segſeg, Katſena, Gober, Rano, Kano, Doura und Biram. In den unechten Hauſſa-Ländern iſt die Hauſſa-Sprache zwar auch ſehr verbreitet, aber nicht die herrſchende; es ſind die Provinzen: Kebbi, Saufara, Nyffi (Nupe), Guari, Yauri, Yoruba (ſtatt deſſen wird auch wol Bautſchi genannt) und Kororofa.

Die angeſehenſte Stadt des alten Hauſſa-Landes war Katſena, einige 20 Meilen ſüdweſtlich von Sinder gelegen, ehedem der Sitz mächtiger Herrſcher und eines ausgebreiteten Handels. Sie war aus der Verſchmelzung mehrerer Dörfer entſtanden und ihre Stadtmauer umfaßte 3 — 3½ deutſche Meilen, ſo daß ſie mindeſtens 100,000 Einwohner gezählt haben mag. In gewiſſer Beziehung ſtanden zwar die Fürſten von Katſena eine Zeit lang in einer Art Abhängigkeitsverhältniß zu Bornu, es beſtand dasſelbe aber in nicht viel mehr, als daß ſie bei ihrer Thronbeſteigung dem Sultan von Bornu ein Geſchenk von hundert Sklaven überſandten. Vor allen andern Hauſſa-Staaten zeichnete ſich Katſena aus durch reine Ausſprache und feine, gefällige Manieren im Umgang und behauptete in jeder Beziehung während des 17. und 18. Jahrhunderts eine der erſten Stellen im ganzen Sudan. Noch gegenwärtig thun ſich die Bewohner der Stadt etwas auf ihre feine Bildung und auf eine möglichſt noble äußere Erſcheinung zu Gute, und ein ſolcher Hauſſa- oder Fellata-Stutzer mit ſorgſam gepflegtem Knebelbart gewährt eine eigenthümliche Erſcheinung. Ueber ein Paar weiten Beinkleidern von der beliebten geſprenkelten Farbe des Perlhuhns und an der Vorderſeite des untern Theils mit grüner Seidenſtickerei geziert, trägt er maleriſch die grün und weiß geſtreifte Tobe. An dicken Schnüren von rother Seide mit ungeheuren Quaſten über die rechte Schulter geſchlungen hängt das Schwert. Darüber flattert der feuerrothe Burnus und die rothe Mütze iſt von einem roth und weißen Turban auf das zierlichſte und ſorgſamſte umwunden. Reitet der Herr dabei ein ſtattliches, wohlgenährtes Roß, deſſen Hals und Kopf auf ſehr phantaſtiſche Weiſe mit einem Ueberfluß von Quaſten, Schellen und kleinen Ledertäſchchen, in denen ſchutzbringende Talismane

stecken, behangen ist, während unter dem Sattel eine aus kleinen Flecken aller möglichen Farben zusammengestickte Schabrake hervorschaut, so ist nach seiner Meinung das Urbild eines noblen Stutzers vollendet und die Stufenleiter zu den Würden des Hofes steht ihm offen.

Als 1807 Othman die Fellata zu politischer und religiöser Erhebung entflammte (s. S. 186), leistete Katsena den unter Mallem Rhomaro siegreich vordringenden Fellata den verzweifeltsten Widerstand. Sieben Jahre lang währten die Kämpfe und nur erst in Folge der eingetretenen Hungersnoth ward die Hauptstadt bezwungen. Der Mangel an Lebensmitteln war dabei so groß, daß selbst ein Geier, dessen stinkendes Fleisch zu andern Zeiten Niemand anrührt, mit 500 Muscheln (Kurdi) und eine Eidechse mit 50 Muscheln bezahlt wurde. Aber selbst nach dem Fall der Residenzstadt gaben die Herrscher von Katsena den Kampf gegen die Sieger nicht auf. Sie zogen sich in die Waldwildniß nördlich davon zurück und gründeten hier die Stadt Dankama, von welcher aus sie die Kämpfe erneuerten. Fünf Haussa-Könige fielen hier nach einander gegen die Fellata, denen es erst nach den kräftigsten Anstrengungen gelang, Dankama zu zerstören. Die Reste der feindlich gestimmten Haussa zogen sich nach Mariadi zurück (s. S. 37) und noch jetzt führt der Sultan der Mariadi den Titel „Fürst von Katsena" und macht in Gemeinschaft mit den befreundeten Bewohnern von Gober und den Stämmen von Air unausgesetzt Anstrengungen, die verlorenen Gebiete wieder zu erhalten. Durch diese blutigen Feindseligkeiten zwischen den zwar verdrängten, aber nicht vernichteten Haussa-Stämmen und den herrschenden Fellata ist das weite Gebiet zwischen Sinder und dem rechten Ufer des Niger in einen traurigen Zustand der Zerrüttung gekommen.

Der begeisterte Fellata-Fürst Othman theilte sein großes Reich in eine östliche und westliche Hälfte; die letztere übergab er einem seiner Brüder, die erstere seinem eignen Sohne, dem aus Clapperton's Reisen (S. 26) bekannten Sultan Bello. Schon letzterer hatte, trotz seines sehr kriegerischen Muthes und seiner bedeutenden geistigen Fähigkeiten, nur mittelmäßige Erfolge erringen können und war fortwährend in Kriege verwickelt, die nicht jedesmal zu seinem Vortheil ausschlugen. Als er gestorben, erhielt, nach einer kurzen Zwischenregierung seines Bruders, sein Sohn Aliu die Herrschaft, der schon in seiner äußern Erscheinung mehr seine Abstammung von einer Sklavin bekundete und aller jener Energie entbehrte, welche bei dem zerrütteten Zustande des Landes doppelt nöthig war. Zu seinem Unglück waren der Herrscher von Gober, sowie die Häuptlinge einiger unterworfener Kebbistämme ebenso kriegslustig als unternehmend und es entbrannte kurz nach seinem Regierungsantritt ein Kampf, der von keiner Seite kräftig genug geführt wird, als daß er eine baldige, zum Wohle des Landes so höchst nöthige Entscheidung herbeiführen könnte. Jedes Jahr rüsten sich beide Parteien und unternehmen in die beiderseitigen Gebiete Raubzüge, vermeiden es dabei aber vorsichtig, einander in offener Feldschlacht zu treffen. Die Ortschaften werden auf diese Weise verwüstet, zerstört, die Einwohner außer Stand gesetzt, den Feldbau zu pflegen, die Viehherden werden weggetrieben, die Leute wo mög-

lich selbst in die Sklaverei geführt, und noch ist kein Ende des Kampfes abzusehen. Die Haussa-Städte sind wo möglich durch eine feste Lage, dazu noch durch künstliche ausgedehnte Verschanzungen und Gräben gesichert. Ebenso sucht man sich gegen die Ueberfälle beiderseitig durch Dornendickichte zu schützen und die Wege so unzugänglich als möglich zu machen, ohne zu berücksichtigen, daß man dadurch dem Handel und Verkehr die größten Hindernisse in den Weg legt. So führt z. B. von Kano, dem Hauptsitz des Handels im Sudan, nach der Provinz Nyffe am Niger nur ein schmaler Pfad, welcher ausschließlich nur von Pferden oder Eseln passirt werden kann, und Katsena hat selbst in seinem gegenwärtigen Verfall, wo nur 7—8000 Einwohner einen kleinen Winkel innerhalb der weiten Ringmauern bewohnen, seine Wichtigkeit als Handelsstadt dadurch etwas gerettet, daß es von hier aus möglich ist, mit dem Kameel nach dem genannten industriellen, obschon politisch ebenfalls zerrütteten Lande zu gelangen. Die ganze Provinz Katsena, jetzt unter der Aufsicht eines Statthalters der Fellata stehend, mag gegen 300,000 Köpfe zählen, von denen etwa die Hälfte steuerpflichtig ist. Sie kann 2000 Reiter und 8000 Bogenschützen zu Fuß ins Feld stellen.

Erst nach dem Fall Katsenas fing Kano an sich zu heben. Seine Bevölkerung besteht zum großen Theil aus Leuten von Borno, während in Katsena alle Kaufleute, die nicht Araber sind, dem Stamme der östlichen Mandingo (Wangara) angehören.

Die Völkermischung, welche in Kano durch die ursprünglichen Einwohner, die eingedrungenen Fellata und die wegen des Handels hier wohnenden Araber stattgefunden hat, giebt sich schon auf den ersten Blick durch den höchst verschiedenen Baustyl der Wohnungen zu erkennen. Thonwohnungen und Hütten mit konischen Strohdächern sind durcheinander gemengt, letztere aber keineswegs so angenehm und freundlich eingerichtet, als es sonst in den meisten größern Orten des Sudan der Fall ist. Kano (s. S. 273), eine Stadt von 30,000 Einwohnern, besitzt trotz seiner höchst ungesunden Lage, die noch durch einen großen Wasserpfuhl mitten in der Stadt vermehrt wird, eine außerordentliche Wichtigkeit wegen seiner eignen Erzeugnisse und seines Handels. Es ist das London Inner-Afrikas. Seine Gewerbthätigkeit erstreckt sich vorzugsweise auf Herstellung von Baumwollenzeugen, allerlei Lederwerk, Sandalen, und seine Färbereien sind weit berühmt, da man es versteht, den Stoffen nicht nur ein schönes Ansehn, sondern auch durch Glätten einen beliebten Glanz zu verleihen. Der Handel Kanos verbindet die entlegensten Länder Afrikas mit einander. Vom fernen Westen kommen jährlich Eselszüge mit den beliebten Gurunüssen (von **Sterculia acuminata**), von Norden wird das Salz der Oasen, Seide von Tripoli, rothe Tuche, Spiegel, Nähnadeln, Messer und Schwertklingen europäischer Fabriken, vom Osten aus Darfur Kupfer eingeführt und entweder am Orte vertauscht oder weiter befördert.

Der nördliche Theil des Fellata-Reiches ist in Folge der traurigen Zerrüttungen zur halben Wildniß geworden, trotzdem daß der Boden und das Klima die üppigste Kultur zulassen. Katsena bildet die Wasserscheide zwischen dem Komadugu Waube, also dem Tsadbecken, und den Zuflüssen des Niger (Gulbin Sokoto,

d. i. der Fluß von Sokoto). Der Boden, 12—1500 Fuß über dem Meere gelegen, ist meistens sanft hüglig gewellt, nur hier und da von niedern, 2—300 Fuß hohen Sandsteinzügen, häufiger dagegen von Granitrücken unterbrochen, welche letztern bei ihrem Verwittern fruchtbare Erde geben. Die Regenmenge ist sehr bedeutend. In dem breiten gesegneten Flußthale bei Gando soll jährlich 80 — 100 Zoll Regen fallen und von den Bewohnern werden im Jahre 92 Tage als Regentage betrachtet. In der nassen Jahreszeit verwandeln sich die Senkungen des Bodens und die ausgedehnten Thäler in Teiche und Flüsse, an deren Ufern Wasserlilien blühen; in der trocknen Zeit zeigen jene Vertiefungen wegen ihres Feuchtigkeitsgehaltes einen außerordentlichen Grad von Fruchtbarkeit.

Blütenzweig des Doroa-Baumes (Parkia afrikana).

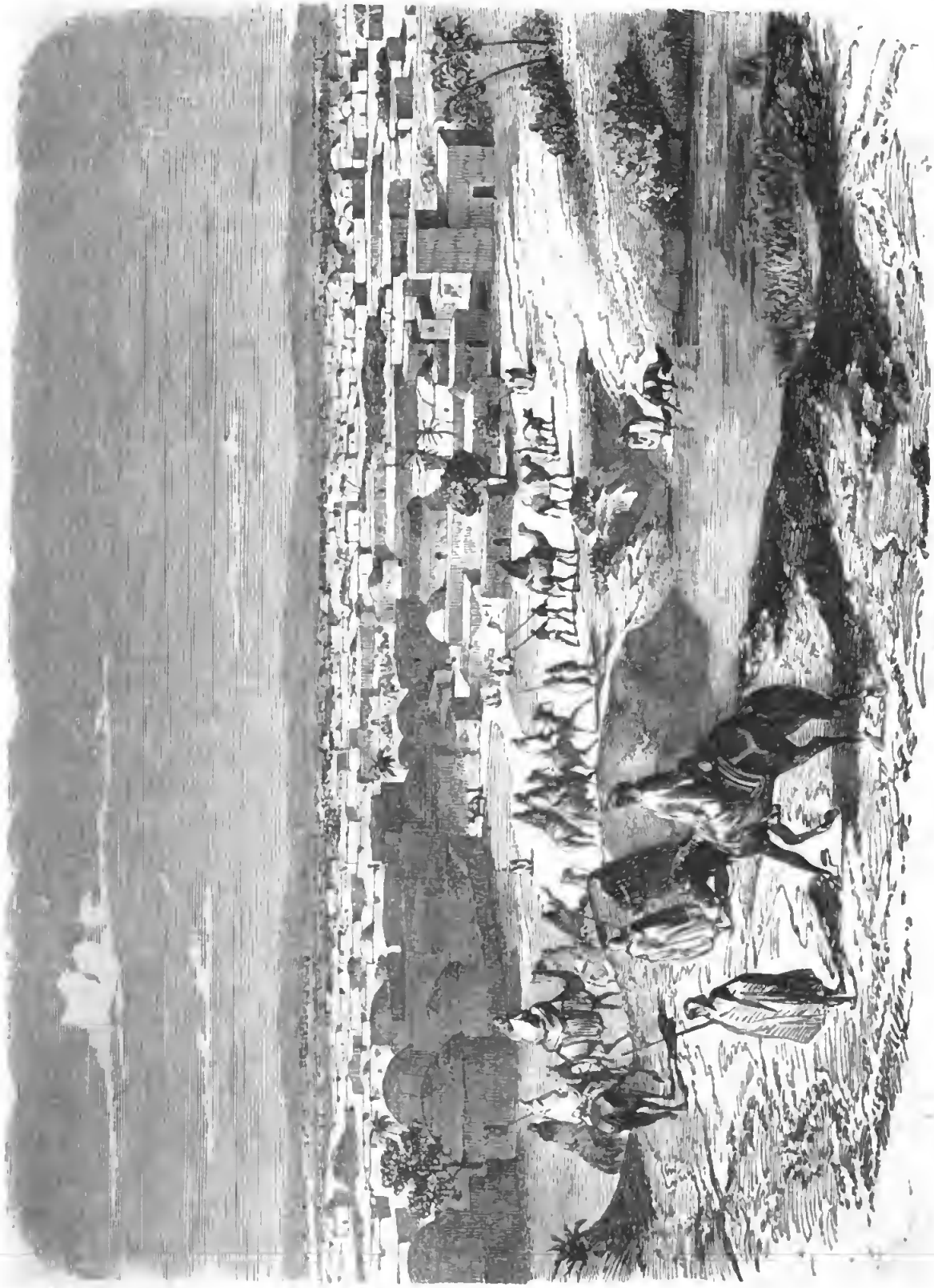
Die ausgedehntern Waldungen tragen zwar auch in diesen Landschaften denselben einförmigen und unbehaglichen Charakter, der allen größern Waldungen des Sudan eigen zu sein scheint, sie zeigen aber, außer einem Reichthum an Schlinggewächsen, andere Baumarten als die, welche in Bornu die vorherrschenden sind. Einer der am reichlichsten vorhandenen ist die Doroa (Parkia afrikana), deren Laub zwar akazienartig spärlich ist, deren purpurne Blüten aber, die beim Beginn der Regenzeit an langen Schossen hervorbrechen, ihr ein prachtvolles Ansehn verleihen. Aus den gestoßenen Früchten der Doroa bereitet man kleine chokoladeähnliche Kuchen, die einen Hauptgegenstand des inländischen Handels bilden. Das Hervorsprießen des jungen Laubes tritt in jenen Waldungen nicht erst dann ein, wenn bereits die heftigern Regen fallen, sondern es beginnt bereits Ende März. Zu dieser Zeit nämlich kündigt die Luft durch einen außerordentlichen Feuchtigkeitsgehalt schon die nahe bevorstehenden Veränderungen an und wirkt lebenerweckend auf die Gewächse, fieberbringend auf die Menschen ein.

Außer der Parkia ist der Affenbrodbaum nicht selten; die Sykomore, Tamarinde und der Hadjilidj (Balanites) kommen ebenfalls vor. Von andern größern Gewächsen sind nur wenige bekannt geworden, so z. B. der Bider oder Tsadda, ein Busch mit kirschenähnlicher Frucht; der Runhu, ein häufiger Baum mit zahlreichen kleinen gelben Blüten; der Merka-Baum, dessen Früchte mit Hirse vermischt

den Pferden gegeben werden, um sie gegen die Wurmkrankheit zu schützen; der Arred, eine Akazienart; die Elku, welche der Gummi-Akazie (Mimosa nilotica) sehr ähnlich ist; der Sserkeki-Busch, welcher am liebsten auf den zahlreich vorhandenen Termitenhügeln wächst; der Kadassi, ferner der Magara, ein Busch mit dünnen, ruthenförmig aufwärts strebenden grünen Zweigen ohne Blätter, der einen Milchsaft enthält. Letzterer ist ein beliebtes Heilmittel bei Geschwüren, welche durch die Dornen entstanden. Interessant ist es, daß alle drei Palmen des Sudan: die Dum-, Dattel- und Delebpalme, hier an gleichen Lokalen auftreten; die Dumpalme ist aber nicht so massenhaft vorherrschend wie am Komadugu, die Dattel kommt nur mäßig in Hainen angepflanzt vor und die Deleb tritt ebenfalls nicht in übergroßer Menge auf. An einzelnen salzhaltigen Stellen finden sich sogar einzelne Exemplare der westafrikanischen Oelpalme (Elais guineensis), sonst eine Bewohnerin des Meeresstrandes. Neben den engen Thoren der Haussa-Städte ragt gern ein schlanker Rimi- oder Bentang-Baum (Bombax s. Ceiba guineensis) von cypressenähnlichem Wuchs als Wegweiser empor. Gewöhnlich stammen dieselben noch aus der Heidenzeit her, in welcher ihnen abergläubische Verehrung gezollt ward.

Von den gepflegten Gewächsen nimmt landschaftlich die Gonda (Melonenbaum, Carica Papaya) die erste Stelle ein; sie ist wahrscheinlich von Aegypten aus nach dem Sudan gebracht worden. Indischer Hirse (Sorghum) und Negerhirse (Pennisetum) werden zwar auch hier noch vielfach gebaut, dagegen pflegt man auch eine Anzahl Nährpflanzen, welche in Bornu fehlen. Reis wird in den durch Ueberschwemmung alljährlich befruchteten Flußthälern neben der Baumwolle in ziemlicher Menge gebaut; Bananen liefern außer den schönen und reichlich erzeugten Zwiebeln eine angenehme Abwechselung der Kost. Bohnen sind vielfach vorhanden und ihr Kraut ist als das nahrhafteste Futter für die Kameele beliebt. Bataten (Convolvulus Batata) und Yam (Dioscorea) geben mehlreiche Wurzeln. Limonien kommen in den Gärten vor; in den Hecken ist die Ricinusstaude (s. S. 64) häufig, Tabak gedeiht gut und bei Sokoto hat sogar ein Neger, der als Sklave längere Zeit in den amerikanischen Plantagen gearbeitet, nicht nur mit Erfolg eine Pflanzung von Zuckerrohr angelegt, sondern stellt aus derselben auch ein leidliches Produkt dar.

Welche Wildsorten die dornenreichen Waldungen der Haussa-Staaten enthalten mögen, ist uns bis jetzt noch nicht bekannt geworden, da sich die Passion der europäischen Nimrode noch nicht bis zu ihnen verstiegen hat. Elephanten sind stellenweise vorhanden und an Hyänen ist Ueberfluß. Graue Affen ziehen in ganzen Rudeln auf den Baumkronen entlang und scheuchen die zahllosen Turteltauben auf, die daselbst nisten und welche zur Zeit der Getreidereife die Bewohnerschaft der ganzen Ortschaften auf die Beine bringen, um durch Geschrei und Lärmen die Körnerfrüchte zu schützen. Unter den übrigen Vögeln fällt der große, herrlich himmelblau gefärbte Sserdi (vielleicht ein Sperber, Nisus gymnogenys?) vor allen in die Augen. Von großen Schlangen hat noch nicht viel verlautet, desto zahlreicher ist



Kano.

dagegen nach dem Niger zu auf den mit violetten Liliaceen geschmückten Wiesen eine kleine Sorte, welche giftig ist.

Die im Lande gepflegten Rinder sind durchgängig von weißer Farbe, die Ziegen dagegen kaffeebraun. Außer den Hühnern scheinen auch Gänse gezogen zu werden, wenigstens gedenkt Dr. Barth dankbar eines Gänsebratens, mit dem eine Dame des Landes seine Tafel bereicherte, als er auf seinem Ritt nach Timbuktu begriffen war.

Die zahlreichen Mücken, welche in den feuchten Thälern der westlichen Haussa-Länder zu wahren Plagegeistern werden, haben die Bewohner zu einer sinnreichen Einrichtung ihrer Schlafstellen gebracht. Neben den eigentlichen, mit kegelförmigen Strohdächern versehenen Wohnungen erheben sich besondere Schlafhütten auf hohen Pfählen. Man gelangt mittelst einer Leiter durch eine Oeffnung im Boden hinauf, schließt letztere durch eine dichte Matte und bleibt so ziemlich von den Ruhestörern verschont.

Die Gewerbthätigkeit der nördlichen Gebiete ist bei der gänzlichen Zerrüttung aller Verhältnisse äußerst gering. In Katsena ist die Kunst, gutes Leder zu gerben, das einzig Nennenswerthe, was aus dem allgemeinen Ruin noch gerettet worden ist. Etwas lebhafter geht es noch in Sokoto, der alten Residenz Sultan Bello's, zu. Wie in Kano herrscht auch hier noch eine leidliche Gewerbthätigkeit; am meisten sind die Schuhmacher Sokotos in Ruf, deren vielerlei zierliche und dauerhafte Lederarbeiten auf dem Markte der Stadt (siehe das beigefügte Tonbild) zum Verkauf ausliegen. Neben hübschen Zäumen und sonstigem Pferdegeschirr und Sandalen finden sich hier Beutel und Lederkissen verschiedener Formen und Größen bis zu den großen Säcken, welche in der Regenzeit das Gepäck der Reisenden aufnehmen. Das Eisen, welches in Sokoto verarbeitet wird, gehört zu dem besten im Sudan, außerdem bilden Sklaven einen häufigen Artikel.

Die fortwährende Zufuhr von Haussklaven in den innerafrikanischen Ländern und die dadurch hervorgerufenen neuen Raubzüge werden zum großen Theil mit dadurch bedingt, daß man selten die Verheirathung der Sklaven zu befördern scheint.

Der gegenwärtige Herrscher von Sokoto, Aliu, hat seine Residenz nach dem nordöstlich gelegenen Wurno verlegt, um den feindlichen Angriffen der Bewohner von Gober besser die Spitze bieten zu können. Sein Vetter Chalilu, Sultan in Gando, dessen Reich sich bis zu den Ufern des Niger erstreckt, hat noch geringere Fähigkeiten zum Beherrscher eines so angegriffenen Gebietes. Viel eher möchte er sich vielleicht zu einem Mönche eignen, denn er verschließt sich in mürrischer, asketischer Weise selbst seinem Volke und überläßt seinem Hofgesinde die Geschäfte und das Wohl des Landes.

Marktleben in Sokoto.

Jagd auf den Ajuh (Manatus Vogelii).

XI.

Reiſe nach Bautſchi, Salia, Bebedſchi und dem Benuë.

Zuſammenleben mit Dr. Barth. — Gudſcheba. — Jakoba. — Bautſchi. — Höhenrauch. — Die Njem-njem und Tangala. — Uebergang über den Benuë. — Gebiet des Benuë. — Der Ajuh. — Die Batta. — Die Fellata. — Adamaua. — Sultan Buba's Zug. — Vogel's Reiſe nach Gombe. — Goldſand. — Bebedſchi. — Salia. — Zweite Reiſe nach dem Benuë. — Die Sourhay-Staaten und Timbuktu. Der Niger. Pflanzen- und Thierwelt an demſelben. — Die Sourhay. — Die Stadt Timbuktu.

Am 29. Dezember kehrte Dr. Vogel von ſeiner Reiſe nach Sinder wieder zurück und traf ſeinen Freund Dr. Barth in Kuka zwar wohlgemuth, aber in unangenehme Unterhandlungen mit dem Scheikh verwickelt. Um das Anſehn der Expedition zu wahren und den etwa ſpäter hier ankommenden Europäern eine rückſichtsvolle Behandlung zu ſichern, drang nämlich Barth allen Ernſtes auf Erſatz derjenigen Sachen, welche während der politiſchen Wirren in Sinder abhanden gekommen waren. Außer 400 Thalern in baarem Gelde hatte eine Kiſte mit guten engliſchen Stahlwaaren u. dgl. dazu gehört, ſo daß ſich der Verluſt auf ca. 1000 Thlr. belief. Seinen energiſchen Vorſtellungen gelang es auch, über die Intrignen der Höflinge zu ſiegen, welche bei dem Raube betheiligt geweſen waren, und eine der erſten Handlungen beider Freunde war es, einen Diener Vogel's, Meſſaud, gefangen ſetzen zu laſſen, da derſelbe durch ſein Mitwiſſen den Diebſtahl befördert hatte.

Die 20 Tage, welche Barth und Vogel in Kuka zuſammen verlebten, gehörten zu den angenehmſten ihres afrikaniſchen Reiſelebens. Sie theilten ſich gegenſeitig ihre Erfahrungen und Anſichten über die bereits von ihnen beſuchten Länder mit und machten gemeinſchaftlich Pläne für die Zukunft. Vogel beſtimmte ſich dahin, daß er zunächſt verſuchen wolle, in ſüdweſtlicher Richtung vorzudringen. Nachdem er Jakoba in der Provinz Bautſchi beſucht haben würde, wolle er wo möglich über den Benuë nach Adamaua vordringen, auf der Rückreiſe den ſüdlichen Theil des Mandaralandes umgehen und auf der Straße von Sſarau nach Logone und Kuka zurückkehren. Später wolle er dann verſuchen, ſüdöſtlich nach dem Nil vorzugehen. Das Hauptbedenken, was Barth gegen alle dieſe Pläne hatte, war der geſchwächte Geſundheitszuſtand ſeines Freundes. Vogel's Magen war ſo ſchlecht beſchaffen, daß er ſehr wenig genießen konnte, ja der bloße Anblick von Fleiſch rief ihm ſchon Uebelkeiten hervor. Der Sappeur Macguire befand ſich in demſelben Zuſtande.

Barth hatte verſucht die Mißſtimmung auszugleichen, welche zwiſchen Vogel und ſeinen beiden europäiſchen Begleitern eingetreten war. Er ſtellte den letztern vor, wie es, wenn die großen Zwecke der engliſchen Regierung durch die Expedition gefördert werden ſollten, unbedingt nothwendig ſei, daß alle kleinlichen, perſönlichen Eitelkeiten und Empfindeleien hintenan geſetzt werden und man ſich höhern Rückſichten unterordnen müſſe. Macguire ließ ſich auch durch dieſe wohlgemeinten Vorſtellungen zu einer Aenderung ſeines Verhaltens bewegen, Korporal Church dagegen blieb hartnäckig, und Barth hielt es deshalb für das Beſte, ihn bei ſeiner Abreiſe mit nach Europa zurückzunehmen.

Vogel erhielt von Barth jene Empfehlungsſchreiben des Sultans von Sokoto, welche den Reiſenden unter den Schutz aller Statthalter ſeiner Provinzen ſtellten und die ihm einen guten Empfang in Jakoba und Jola ſichern mußten.

So traten beide Freunde mit den freudigſten Hoffnungen das Jahr 1855 an.

Da Vogel bei ſeinen Reiſen außer ſeinen aſtronomiſchen Beobachtungen ſein Hauptaugenmerk auf die Naturgegenſtände der zu durchwandernden Länder richtete und vorzugsweiſe Pflanzen ſammelte, ſo blieb ihm zur ſorgfältigen und fortgeſetzten Aufzeichnung des Weges mit Hülfe des Kompaſſes keine Zeit übrig. Barth gab deshalb Macguire, der nunmehr Vogel bei ſeinen neuen Reiſen begleiten ſollte, Anweiſung dazu, letzteres zu thun, und man ſah getroſten Muthes dem neuen Unternehmen entgegen.

Während ihres Zuſammenlebens machten beide Freunde kleine Ausflüge nach dem Ufer des Tſad und Barth war höchlichſt erſtaunt über die Veränderungen, welche während ſeiner zweijährigen Abweſenheit hier eingetreten waren. Er fand die Stadt Ngornu halb verſunken und den Spiegel des Sees bis zu dem Dorfe Kukia ausgedehnt. Auch ihres Landsmanns Dr. Overweg Grab beſuchten beide in Maduari, und zu den trüben Erinnerungen an den ſtrebſamen Forſcher, der hier ruht, geſellte ſich noch die Klage der Frau, welcher die Hütte gehörte, die Overweg bewohnt hatte. Ihr Mann, ein Freund Barth's und des unglücklichen Weſirs Hadſchi Beſchir, war durch Abd e Rahman während der Gewaltherrſchaft des letztern

hingerichtet worden und Barth's Anblick rief bei der Wittwe das Andenken an frühere glückliche Tage schmerzlich hervor. So mischten sich ernste Stimmungen und wehmüthige Erinnerungen in die Freude des gegenseitigen Genusses und in die frischen Hoffnungen auf eine heitere Zukunft.

Nachdem es gelungen war, vom Scheikh von Bornu auch Empfehlungsschreiben zu erhalten, verließ Vogel am 20. Januar 1855 Nachmittags Kuka und Barth gab ihm das Geleite. Wie dies beim Antritt einer größern Reise häufig der Fall ist, war der Anfang keineswegs glücklich. Mehrere Sachen waren zurückgelassen worden und man verfehlte die vorausgeschickten Leute. Erst nach langem Umherirren traf man sie zu später Stunde im Dorfe Diggigi. Hier brachten Vogel und Barth noch einen gemüthlichen Abend zu und tranken mit Begeisterung auf den glücklichen Erfolg des Unternehmens.

Gegen das viele und schwere Gepäck, welches Vogel diesmal mitgenommen hatte, — er führte seine sämmtlichen meteorologischen Instrumente bei sich — hatte Barth großes Bedenken und fürchtete sehr, daß dasselbe in dem schwierigen Gebiet jenseits Jakoba nicht werde fortzubringen sein. Das Barometer, welches Vogel mit großer Sorgfalt bis Kuka gebracht hatte, gerieth in demselben Augenblick in Unordnung, als es wieder von der Wand genommen wurde.

Von Diggigi aus begleitete Barth seinen Freund noch während des folgenden Tagemarsches und verließ ihn dann mit den besten Wünschen für den Erfolg seines Unternehmens. Nachdem später in Kuka die Karawane neue Mittel für die Expedition mitgebracht (unter Anderm 1000 Dollars in baarem Gelde) und Barth selbst die 400 Thlr. vom Scheikh zurückerstattet bekommen, hatte er die Freude, seinem Gefährten durch einen nach Adamaua reisenden Kaufmann ein Päcktchen mit einigen Turkedi und etwa 15 Pfund Zucker nachsenden zu können.

Vogel nahm seinen Weg nach Südwesten, zunächst auf Gudscheba zu. Er kam hierbei wieder durch einen Theil der Landschaft Udje, welche wir bereits früher charakterisirt haben, eine Ebene von mehr als 25 Meilen Ausdehnung, abwechselnd aus Sand und Lehmboden bestehend und ganz den Charakter einer Savanne tragend. Das hohe Gras, welches weite Flächen überdeckt, verdorrt in der trocknen Jahreszeit und wird nicht selten dann durch Abbrennen beseitigt. Die Erde springt in tiefe Risse auf (siehe das Tonbild: Thierleben in der Oase, S. 128) und die spärlich vertheilten Mimosen und Akazien stehen dürr und laublos. Zahlreiche Strauße und Gazellen bevölkern dann die Gegend. In der nassen Jahreszeit stellen sich statt ihrer Elephanten und Löwen ein, die durch das austretende Wasser von ihren tieferliegenden Wohnplätzen vertrieben werden. Je weiter nach Süden, desto hügliger und zugleich fruchtbarer wird das Land. Das Gras wird so hoch, daß der Reiter zu Pferd nicht darüber hinwegsehen kann.

Die Lage von Gudscheba ermittelte Dr. Vogel auf $11^0\ 29'\ 40''$ n. Br. und $11^0\ 39'\ 0''$ östl. v. Gr.; die Abweichung der Magnetnadel betrug $15^0\ 14'$. — In der Umgebung von Gudscheba baut man funfzehn verschiedene Arten eßbarer Pflanzen und 47 Gewächse bezeichnen die Einwohner, welche theils Schua, theils Kanori sind, als nutzbar. Von denselben tragen 32 Arten eßbare Früchte, 3 eßbare

Wurzeln und Blätter. Weiter weſtlich beſtehen die erwähnten Hügel aus rothem Sandſtein und ſind flachgipflig, von Klüften und Thälern durchſchnitten. Von gleicher Beſchaffenheit ſind auch die öſtlich gelegenen Marghihügel, welche ſich 4 — 500 Fuß erheben. Die Ebene an ihrem Fuße, aus rothem Thonboden beſtehend, zeigt viele Spuren von Eiſenbergwerken und die aus ihr hervorbrechenden einzelnen Felsblöcke enthalten eingeſprengte Eiſenerze. Overweg, der dieſe Marghihügel bei ſeiner Wanderung im Frühjahr 1852 beſuchte, fand hier die größten Sandſteinbrüche Mittelafrikas. Einige Fuß unter der fruchtbaren Dammerde lagert der Quarz in einer Mächtigkeit von 2 — 3 Fuß. Mit Hülfe von Feuerſetzen machen die Einwohner das Geſtein mürbe, behauen es dann mittelſt Aexten und formen es zu Mühlſteinen. Eiſerne Keile und kopfgroße Kieſelſteine müſſen als Werkzeuge dabei dienen. Zwiſchen der öſtlichen und weſtlichen Sandſteinbildung iſt in Baber eine Baſaltmaſſe emporgedrungen und hat dabei ein Kalkſteinflötz, das Ammoniten und Belemniten enthält, ſowie Gypslager durchbrochen. Obſchon Overweg damals mit den Einwohnern durch ſein liebenswürdiges Weſen und vorzüglich mit Hülfe ſeiner Spieldoſe (ſ. S. 40) in ſehr freundſchaftliche Beziehungen kam, wurden ihm doch in dem Grenzorte Fika (ſiehe nebenan das Bild einer Frau aus dieſem Orte) ſolche Schwierigkeiten in den Weg gelegt, daß er auf ein weiteres Vordringen verzichten mußte. Vogel hingegen, der mit Empfehlungsſchreiben vom Sultan von Sokoto, dem Oberherrn aller jener Länder, verſehen war, gelangte ungehindert in die Fellata-Staaten und kam über Gabbei, die Grenzſtadt von Bornu (11° 4′ 10″ n. Br., 11° 20′ 0″ öſtl. L. v. Gr.), nach Gombe (10° 49′ 0″ n. B., 10° 16′ 0″ öſtl. L.), einer Stadt ſo groß wie Kuka. Er berührte hier zuerſt den Gongola-Fluß (den Fluß von Gongola), deſſen Quellen er ſpäter beſuchte, und hatte auf dieſem Wege, den vor ihm noch kein Europäer bereiſt, Gelegenheit, das etwas verwickelte Flußſyſtem des Benuë und Komadugu zu erforſchen. Das Ergebniß ſeiner Unterſuchungen war, daß auch hier durchaus keine Verbindung zwiſchen beiden Flüſſen ſtattfindet. So erreichte er wohlbehalten Jakoba, die Hauptſtadt von Bautſchi, und beſtimmte aſtronomiſch ihre Lage auf 10° 17′ 30″ n. Br. und 9° 28′ 0″ öſtl. L. v. Gr. Dieſe Stadt hat ihren Namen nicht von dem 1844 verſtorbenen Sultan Jakob, ſondern von einem in der Nähe wohnenden Heidenſtamme, der Jako heißt; ſie wird auch von den Fellata und Afnu nie Jakoba, ſondern ſtets Garuh' n Bautſchi genannt. Jakoba liegt 2500 Fuß über dem Meere auf einem großen Granitplateau; der Boden iſt hier fünf Meilen im Umkreiſe nicht angebaut, ſondern nur mit ungeheuren Steinblöcken und Felſen von der wunderbarſten Geſtalt, meiſt mit blendendweißen

Frau aus Fika.

Quarzkuppen gekrönt, bedeckt. Der Boden senkt sich allenthalben nach der Stadt zu, die deshalb während der Regenzeit von einem großen Sumpfe umgeben ist. Der Ort selber ist voll großer Gruben, in denen sich das Wasser ansammelt und die zugleich als Depositt für todte Sklaven und Aas aller Art dienen. Die Ausdünstung dieser Pfühle würde unerträglich sein, wenn nicht Mutter Natur sie mit einer so dichten Schicht der Muschelblume (Pistia Stratioites) bedeckte, daß die Pflanzen, wenn sie größer und stärker werden, nicht mehr neben einander Platz haben und förmlich über einander wachsen. Der jetzige Sultan residirte nicht in der Hauptstadt, sondern lag 16 deutsche Meilen nordnordwestlich davon im Feldlager an der alten Straße nach Kano, da er bereits seit sieben Jahren im Kriege mit dem heidnischen Stamm der Sonoma war, welcher sich fortwährend durch alle entlaufenen Sklaven der Fellata rekrutirt.

„Auf einer Recognoscirung", so erzählt Dr. Vogel, „die wir nach der auf einem Felsen gelegenen Stadt der Feinde machten, fielen wir in einen Hinterhalt und wurden mit einem Hagel vergifteter Pfeile begrüßt. Meine Fellata-Begleiter ergiffen eiligst die Flucht und ließen mich zurück, um ihren Rückzug zu decken, was mir auch mittelst einer Büchsenkugel, die einen der Verfolger todt niederstreckte und die andern in wilde Flucht jagte, glücklich gelang. Am Abend schickte mir der Sultan dafür einen fetten Hammel zu. Du mußt nämlich wissen, (schrieb Vogel an seinen Vater), daß ich jetzt die Flinte recht gut handhaben kann und in Ermangelung von Schrot Perlhühner, Enten u. s. w. gar wohl mit der Kugel zu schießen verstehe. Im Heereslager des Sultans, an einem überaus ungünstigen Platze, fiel ich beinahe als ein Opfer des mörderischen Klimas; eine heftige Unterleibsentzündung und nach derselben vierzig Tage lang Dysenterie brachten mich an den Rand des Grabes. Sonderbarer Weise war ich wiederum gerade an meinem Geburtstage mehr todt als lebendig. Als ich Ende März den Sultan verließ, um zu versuchen, ob ich meine Gesundheit vielleicht an den Ufern des Benuë verbessern könnte, mußte ich mich auf das Pferd binden lassen. In Jakoba angekommen, fand ich meinen Begleiter, den ich dort zurückgelassen, um die nöthigen Vorbereitungen zu einer weitern Reise zu treffen, ebenfalls so krank, daß ein unverzüglicher Ortswechsel nöthig ward. So brachen wir denn nach Adamaua auf und am 30. April überschritt ich den Benuë gerade an der Stelle, von wo die Steamer-Expedition umgekehrt war. Meine und meines Gefährten Gesundheit verbesserte sich unverzüglich, sowie wir das im ganzen Sudan verrufene Jakoba hinter uns hatten. Von allen Seiten von Granitfelsen von den sonderbarsten Formen und dicht von heidnischen Stämmen bewohnt, umgeben, bietet die Gegend um die Hauptstadt Bautschis einen Anblick dar, der den Reisenden wirklich daran erinnert, daß er sich im Innern des räthselhaftesten und wunderbarsten aller Erdtheile befindet.

Frau aus Jakoba.

Höhenrauch iſt in den bergigen Diſtrikten Bautſchis ſehr häufig, ganz wie in Thüringen, mit dem nämlichen jodartigen Geruche. Oft verhüllt er 4—5 Tage die ganze Gegend, bis ein heftiges Gewitter ihn niederſchlägt. Von Metallen habe ich Ueberfluß von Eiſen, Blei und Zink gefunden, aber weder Kupfer noch Silber. Blei iſt Monopol des Sultans, der die Minen ſämmtlich verſchloſſen hält und nur von Zeit zu Zeit einen kleinen Vorrath herausnehmen läßt. Es iſt deshhalb ziemlich hoch im Preiſe. Der einzige Gebrauch, den man hier zu Lande davon macht, iſt, es zu pulveriſiren und die Augenlider damit zu färben, — ſehr zur Beförderung der Ophthalmie."

Der von Dr. Vogel erwähnte Höhenrauch, deſſen Entſtehung man in Deutſchland gewöhnlich den in der nördlichen Ebene üblichen Moorbränden zuzuſchreiben pflegt, müßte, wenn dieſer Erklärungsverſuch der allein richtige iſt, vielleicht in den Grasbränden ſeine Veranlaſſung finden, welche auch im Sudan allgemeiner Gebrauch ſind.

Bautſchi iſt eine Provinz des großen Fellata-Reiches und verpflichtet, dem Sultan von Sokoto Tribut zu zahlen und zum Heeresaufgebot Mannſchaften zu ſtellen. Als Clapperton zum zweiten Male den Sudan beſuchte, hatte der Scheikh von Bornu, el Kanemi, einen Kriegszug gegen dies Land unternommen und war anfänglich glücklich dabei, erlitt aber ſchließlich hier eine entſchiedene Niederlage, aus welcher ſich nur ein geringer Theil ſeiner Macht rettete.

Südlich von Jakoba, in der Richtung nach dem Benuë hin, iſt das Land von Kannibalenſtämmen bewohnt, mit denen die muhamedaniſchen Bewohner von Bautſchi ſehr wenig Verkehr haben. Es ſind die Njem-njem und Tangala. Der Name Njem-njem iſt ein Collectivname, ähnlich in der Bedeutung unſern „Menſchenfreſſern", da „Njem" in der Sprache der Mrteng (drei Tagereiſen ſüdöſtlich von Jakoba), welche die allgemeine aller Heiden zwiſchen Jakoba und dem Benuë iſt, Fleiſch bedeutet. Der wildeſte und bedeutendſte Stamm derſelben ſind die Tangala, die eine Bergkette am Ufer des Benuë (oberhalb des von der „Plejade" beſuchten Ortes) bewohnen, die ſich durch einen überaus prächtigen Pik auszeichnet, der ſich gegen 3000 Fuß über die Ebene erhebt. Dieſe Leute haben ſich bis jetzt unabhängig erhalten und werden nur hin und wieder durch Raubzüge des fünf Tagereiſen von ihrem Wohnplatze reſidirenden Sultans von Gomba beunruhigt. Sie kommen ſelten in die Ebene hinab, um eiſerne Werkzeuge zum Ackerbau für Korn einzuhandeln.

„Beide Stämme, die Njem-njem und Tangala", fährt Dr. Vogel in dem oben angeführten Schreiben vom 5. Dezember 1855 fort, „habe ich beſucht und bin recht wohl aufgenommen worden. Die Tangala, der Schrecken der umliegenden Gegend, ſind wirklich wilde Burſche, die Menſchenfleiſch allem andern vorziehen. Entweder war ich ihnen zu mager, oder meine Flinte flößte ihnen einen heilſamen Schrecken ein, kurz, ſie hielten ſich in ehrfurchtsvoller Entfernung, und nur einige der kühnſten kamen nahe genug, um die Perlen u. ſ. w., die ich ihnen entgegen hielt, in Empfang zu nehmen. Daß ſie die Kranken ihres Stammes eſſen", fährt Vogel fort, „iſt unwahr; ich habe zufällig zwei Leute in ihren Dörfern ſterben ſehen und

gefunden, daß sie mit äußerster Sorgfalt gepflegt wurden; nach ihrem Tode brachen die Verwandten in das gewöhnliche Jammergeschrei aus, was die ganze Nacht hindurch erschallte. Dagegen essen sie alle im Kriege erlegten Feinde; die Brust gehört dem Sultan, der Kopf, als der schlechteste Theil, wird den Weibern übergeben. Die zartern Theile werden an der Sonne getrocknet und dem gewöhnlichen Mehlbrei als Pulver beigemischt. Wenn sie Mangel an Proviant haben, verkaufen sie ihre Kinder an die Fellata und nehmen für einen Knaben von 10 Jahren gewöhnlich drei Ochsen, deren jeder einen Werth von 1½ Dollars hat. Ich sah sie einen Ochsen schlachten; das Fett wurde unverzüglich geschmolzen und in unglaublichen Massen getrunken.

Die Religion aller südlich von Jakoba lebenden Stämme ist ein und dieselbe. Dieselbe nähert sich dem Fetischmus der Congo-Neger. Sie haben eine Art Gottheit, den „Dodo", die ein Collectivum der Seelen aller Verstorbenen zu sein scheint. Diesem Dodo bauen sie eine an allen Seiten verschlossene Hütte, gewöhnlich unter einer Gruppe von Rimi (Limi)- oder Baumwollenbäumen (Ceiba guineensis). Die Lücken zwischen diesen werden bis auf eine kleine Oeffnung sorgfältig mit stachligen Euphorbien verschlossen. In der Hütte steht ein Pfahl, der oben in drei Zweige ausläuft; auf diesem steht ein Töpfchen und neben ihm zwei andere kleine Thongefäße. Wenn der Gafuli (Durrah) reif geworden, begiebt sich der Dodo, der sonst immer in diesem Hause wohnt, in den Wald, um sieben Tage und sieben Nächte zu tanzen. Dann allein wagen sich die Männer (eine Frau darf sich nie dem Heiligthum nähern) in die Hütte, opfern Hühner und füllen von den beiden untern Gefäßen eins mit dem Blute und den Köpfen derselben, das zweite mit dem gewöhnlichen Mehlbrei, der für diese Gelegenheit von einem Manne gekocht sein muß, das oberste mit Busa-Bier (Bischna, Cyperus esculent.). Da ich ohne Zelt reiste, fand ich es sehr bequem, in diesen Dodohäusern zu logiren, wo ich vor allen Diebereien sicher war; kein Mensch wagte sich in die Nähe derselben. In der Mitte dieser Häuschen ist ein Kreis von aufgeworfener Erde, mit kleinen, weißen Federn geschmückt. Vor jedem Hause im Dorfe steht ein dreifach gespaltener Pfahl, mit einem Töpfchen darauf, in das von Zeit zu Zeit Busa gegossen wird, und man bat mich stets flehentlich, dieses Gefäß nicht zu beschädigen. Vor dem Hause des Sultans erhebt sich eine hohe Stange, an der die Unterkiefern alles erlegten Wildes und geschlachteten Viehes aufgehängt werden; sollte Jemand dies zu thun unterlassen, so würde er in Jagd und Viehzucht nur Unglück haben. Die Todten werden sieben Tage lang in sitzender Stellung bis an den Kopf eingescharrt, während welcher Zeit man eine förmliche Katakombe von etwa 20 Fuß Länge und 4 — 6 Fuß Breite und Höhe für sie gräbt, mit drei Eingängen, die man später mit Steinen verstopft. Am siebenten Tage wird der Leiche der Kopf abgeschnitten und der Körper auf zahlreiche Matten so weich und gut wie möglich gebettet (denn wenn er nicht gut liegt, so kommt er wieder), auf dem Grabe eine Art Denkmal von Strohbündeln errichtet und der Kopf in der Nähe beigesetzt, der der Männer in Stroh eingebunden, der der Weiber in einem Topfe. Die Hütte, in der ein Mann gestorben, wird sogleich von allen Angehörigen verlassen und zerfällt bald.

Die zum Muhamedanismus bekehrten Heidenstämme amüsiren sich stets noch zur Erntezeit mit einer Darstellung des Dodo. Ein Mann, von dessen Kopfe und Gürtel Gafuliblätter herabhängen, erscheint von Trommelschlägern begleitet und beginnt zu tanzen, während seine Begleiter kleine Gaben für ihn einsammeln. Störche werden in großen Ehren gehalten, und als ich einmal einen derselben schoß, zogen unverzüglich sämmtliche Bewohner des Dorfes mit Sack und Pack davon und ich blieb alleiniger Inhaber von etwa ein Dutzend Hütten."

Ueber die genannten Njem-njem (Yemyem) hatten sich früher die wunderbarsten und schauerlichsten Gerüchte verbreitet, von denen mehrere durch obige Mittheilungen Dr. Vogel's durchaus widerlegt worden sind. Sie sind auch derjenige Menschenstamm, den man als „geschwänzt" bezeichnete und welcher nach der Meinung Vieler deshalb möglichen Falls den systematischen Uebergang vom Thier zum Menschen darstellen möge. Schon 1677 hatte der holländische Reisende Jan Struys von einem solchen geschwänzten Afrikaner erzählt, dessen Schweif mehr als einen Fuß lang gewesen sein sollte; andere Angaben schreiben jener Verlängerung der Rückenwirbelsäule eine Länge von einem Zoll zu, wieder andere lassen sie bis auf zwei Fuß anwachsen. Manche halten eine Verwechselung des von uns bei den Mußgo und Tubori erwähnten Fracks mit einem Schweife für möglich, während wieder Andere jenes ausschließliche Kleidungsstück als eine Decke des sonderbaren Anhängsels betrachten möchten. Du Couret theilte am 20. August 1849 der Akademie der Wissenschaften in Paris mit, daß er in Mekka einen Neger aus Mittelafrika gesehen, der einen Schweif von 2—3 Zoll Länge besessen habe, und Herr Francis de Castelnau erzählt in einer Broschüre über denselben Gegenstand Einzelnheiten, welche großen Schein von Wahrheit trugen. Genannter Reisender hatte es sich nämlich zur Aufgabe gemacht, sich von den in Bahia befindlichen Sklaven über unbekannte Theile Inner-Afrikas erzählen zu lassen, und einer derselben theilte ihm mit: er habe mit den Haussa unter dem Befehl des Sultans von Kano eine Expedition gegen die Njem-njem mitgemacht. Eines Tages hätte man einen Trupp dieses Volkes bemerkt, der im Sonnenschein schlief. Man näherte sich ihnen und tödtete sie sämmtlich. Sie hatten alle, Männer und Frauen, einen ansehnlichen Schweif. Sonst glichen sie den übrigen Negern und waren ohne jede Bekleidung. Nach einigen Tagen stieß die Expedition auf mehrere andere Gruppen, die ebenfalls erschlagen wurden. Eine dieser Gruppen war gerade mit einer Mahlzeit beschäftigt, die aus Menschenfleisch bestand. Drei Menschenköpfe hingen von langen, in die Erde gerammten Pfählen röstend über der Flamme. Der Neger erzählte ferner, daß er den Schweif bei Männern und Frauen vorgefunden, und daß der Sultan von Kano deshalb den gefangenen und um Gnade bittenden Häuptling der Njem-njem habe tödten lassen, weil Niemand Sklaven mit Schwänzen kaufen würde.

Noch ausführlicher, aber mit vielen offenbaren Irrthümern gemischt sind die Nachrichten, welche Dr. Hübsch über die geschwänzten Menschen des Sudan mittheilt. Wir glauben aus dem vollständigen Schweigen Dr. Vogel's über jene doch außerordentliche Eigenthümlichkeit, die er bei seinem längern Aufenthalt unter

jenem Volke weder übersehen hätte, noch unerwähnt gelassen haben würde, bestimmt schließen zu dürfen, daß jene Erzählungen auf einem Irrthum beruhen.

„Mein Versuch", erzählt Dr. Vogel in seinem Reiseberichte weiter, „nach Adamaua vorzudringen, mißlang leider, da die an der Straße lebenden Kirdi [Baschama*)] in vollem Aufstande gegen den Sultan von Jola begriffen waren und ihn mit großem Verluste zurückgeschlagen hatten. Nach einem Monate vergeblichen Wartens, fast jede Nacht durch Angriffe alarmirt, und nachdem eine mich begleitende Sokoto-Karawane, welche die Straße forciren wollte, eine halbe Tagereise von meinem Lager (in dem mich ein verwundetes Pferd zurückgehalten) bis auf zwei Mann gemordet worden war, sah ich mich leider genöthigt, nach Gombe zurückzugehen (4 Tagereisen östlich von Jakoba), wo ich, da ich fast alle Packpferde verloren hatte, mein Gepäck unter Obhut meines Begleiters zurücklassen mußte."

Von Gombe aus theilte Dr. Vogel seinen Freunden in London (insbesondere Dr. Barth) in einem mit Bleistift geschriebenen kurzen Billet den Erfolg seines Unternehmens mit. Die ursprünglichen Bewohner des weiten Gebietes am Benuë und dessen Zuflüssen gehören hauptsächlich dem großen Stamme der Batta an. Sie sind ein schöner, sehr dunkelfarbiger Menschenschlag mit wenig aufgeworfenen Lippen und regelmäßigen Gesichtszügen; ihre Sprache zeigt viel Verwandtschaftliches mit derjenigen der Marghi und Mußgo.

So weit das Gebiet des Benuë bis jetzt bekannt ist, sondert es sich in Bezug auf seine Bodenbildung in das weite flache Thal, das Ueberschwemmungsgebiet des großen Stromes und in die nördlich und südlich dasselbe begrenzenden bergigen Gegenden. Das erstere trägt alle Vortheile und Nachtheile eines wassereichen Tropenlandes. In Folge der bedeutenden Ueberschwemmungen entbehrt das Ufer des Benuë fast alles Baumwuchses und ist theils mit Schilfdickichten, theils mit hohen saftigen Gräsern und Kräutern bedeckt. Zur Regenzeit steigt der Benuë 50 und mehr Fuß über seinen gewöhnlichen Spiegel und behält gegen 40 Tage lang, vom 20. August bis Ende September, seinen hohen Stand. Sobald sich die Fluten wieder in das gewöhnliche Bett zurückgezogen haben, bleiben auf weite Flächen hin frischgrüne, üppig sprossende Savannen zurück, welche gegenwärtig von den viehzüchtenden Fellata als treffliche Weiden für Rinderherden benutzt werden, die aber eben so gut auch üppige Reisfelder abgeben würden, wenn der Bau dieses Getreides hier eingeführt würde. Gegenwärtig baut man keinen Reis daselbst, denn die Mehrzahl der am mittlern Benuë wohnenden Fellata ist von Bornu aus eingewandert und in diesem Reiche ist der Anbau jener Frucht gänzlich vernachlässigt. An der Stelle, wo der Faro sich mit dem Benuë vereinigt, hat letzterer während des niedern Standes etwa 1200 Schritt Breite bei einer Tiefe von 10—12 Fuß, der Faro bei 900 Schritt Breite 2—3 Fuß Tiefe. Der letztere ist reißend und bekundet noch an seiner Mündung seine Natur als Bergstrom; er entspringt nämlich sieben Tagereisen südlich am Berg Labul und windet sich in seiner ganzen

*) Batschama nach Barth, an der Straße zwischen Jola und Hamarrua. Mit dem Fürsten von Hamarrua scheint Dr. Vogel sich recht gut gestellt zu haben.

Länge durch Bergland. Nach den Nachrichten, welche Dr. Vogel über den Benuë einzog, schien es ihm, als ob ein Hauptarm dieses Stromes aus dem früher beschriebenen Tubori-Sumpfe (S. 239) seinen Ursprung nähme. Hierfür schien auch der Umstand zu sprechen, daß der Benuë selbst in der trocknen Jahreszeit in seinem obern Laufe doch immer 4 — 6 Fuß tiefes Wasser hat, was dann ohne alle Strömung vollkommen still steht, während doch das Flußbett weiter unten nirgends durch Sandbänke vollkommen abgesperrt ist.

Höchst malerisch und zugleich gesund und fruchtbar sind die Landschaften zwischen den Südabhängen des Mandara-Gebirges und dem Benuë. Granit ist die vorherrschende Gesteinart. Er tritt vielfach in massenhaften Stöcken auf, die schwer zugänglich sind und als natürliche Festungen noch bis in die Gegenwart unabhängigen heidnischen Negerstämmen, Abtheilungen der Batta, zur Wohnung dienen. Aus der Verwitterung des Gesteines bildet sich fruchtbare Erde, so daß mit Felsenpartien, mit Wildnissen, aus einem Chaos übereinandergestürzter Blöcke bestehend, üppige Wiesen, Waldgruppen und reichlich tragende Kulturfleckchen in lieblichster Manchfaltigkeit wechseln.

Die Regenmenge, welche jährlich hier fällt, ist außerordentlich und in Folge derselben auch die Pflanzenwelt üppig entwickelt. Das Ackerland, auf dem die indische Hirse oder das Negerkorn gebaut wird, ist von mächtigen Affenbrodbäumen oder Butterbäumen überschattet, und der Nachtheil, welcher dem Landmann dadurch entsteht, daß ihm der Raum durch die Baumstämme beeinträchtigt wird, gleicht sich einmal durch den Frucht- und Blattertrag der Bäume wieder aus, wird aber vorzugsweise durch den Schatten selbst reichlich wieder aufgewogen, welcher dem Feldarbeiter in jenem Klima unentbehrliches Bedürfniß ist. An den Wohnungen sind zum Theil dieselben Gewächse als Frucht- und Schattenbäume gepflanzt, die wir in den Haussa-Staaten erwähnten: die Gonda (Melonenbaum, Carica) erhebt ihre schöne Krone, Kornubäume und Kautschukfeigen wechseln mit einzelnen Terebinthen. Der gemüseliefernde Hadjilidj (Balanites), der Karrage treten in Menge auf und der Ricinus ist im Gesträuch massenhaft vorhanden. Der Baubaubusch, in den Waldungen häufig, trägt eine eßbare Frucht. Die Dattelpalme fehlt, dagegen ist die Deleb- neben der Dumpalme desto zahlreicher vorhanden. Zu diesen bekannten Formen treten aber eine große Menge neuer Gestalten. An einzelnen Stellen wird die Oelpalme (Elais guineensis) häufig, beide Arten fruchtreicher Bananen gedeihen unter der Pflege des Menschen neben dem Pandanus, die Kigelia mit ihren ungeheuren, an seilähnlichen Stielen herabhängenden Früchten wird von der schlanken Rimi (Eriodendron), dem heiligen Baum der Neger, überragt. Größer ist die Zahl derjenigen Gewächse, die, noch nicht von einem Europäer beschrieben und benannt, hier grünen und noch ihres Entdeckers harren. Eine solche fremdartige Gestalt ist es, die uns auf dem nebenstehenden Bilde auffällt und sich durch die armleuchterartig getrennten Stämme mit kugligen Kronen an den Spitzen auszeichnet. Bananenähnliche hohe Stauden treten auf und erinnern an jene Formen, welche Heuglin im südlichen Abessynien angepflanzt fand.

Die Hauptfrucht des Landes ist die Erdmandel (Arachis, s. S. 235). Man baut vorzugsweise die süßschmeckende Abart, und Brei, der aus derselben bereitet wird, bildet die tägliche Speise der Bewohner. Die bittere Sorte ist vortheilhafter zur Oelgewinnung. Auch die ölreichen Samen des Sesam, den man mehrfach antrifft, dienen zur Darstellung von Brei und Pudding. Als Erdfrucht kultivirt man noch eine hier ursprünglich einheimische, Godjia genannte Pflanze. Kürbisgewächse: Riesenkürbis und Lagenarien, die malerisch die Hütten und Fruchtbäume umranken, geben in ihren zähen Schalen Geschirr und Tischgeräth, Schüsseln und Löffel.

Die Thierwelt des Landes ist noch wenig bekannt. Große Mengen von Termiten bewohnen die Ufer des Benuë und scheinen einer besondern Art anzugehören, denn ihre Bauten haben keine der gewöhnlichen Formen, welche durch ihre vielfachen Spitzen und Zinnen an gothische Bauwerke erinnern. Sie ähneln vielmehr Schanzwerken, zur Vertheidigung des Landes von Menschenhand aufgeworfen, und ziehen sich als abgestumpfte Pyramiden in mehreren Reihen lang am Ufer hin, offenbar unter der Erde durch Gänge in Verbindung stehend. Die nie austrocknenden großen Wasserlöcher und Teiche, die sowol in der Thalebene als auch in den hügligen Gegenden vielfach vorkommen, sind von Krokodilen bevölkert, die auch dem Hauptstrome und den größern Nebenflüssen nicht fehlen. Flußpferde sind häufig und kommen zur Nachtzeit ans Land, um das üppige Gras abzuweiden. Die interessanteste Gestalt, welche aus dem Thierreich jenes Gebietes bis jetzt bekannt geworden, ist der Ajuh, ein Geschöpf, das nach den Erzählungen der Eingebornen halb Mensch, halb Thier sein sollte und dessen nähere Kenntniß wir Vogel's Eifer verdanken. Es glückte ihm, in Besitz des Ajuh zu kommen, und er liefert nachfolgende Beschreibung von ihm.

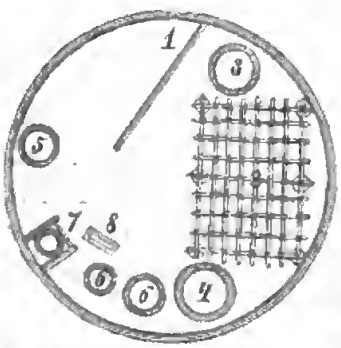
„Der Ajuh. Schwanz horizontal, schaufelförmig, zwei Flossen dicht hinter dem Kopfe mit drei dreifach gegliederten Knochen, die in einem kurzen Nagel endigen. Kopf spitz, Oberlippe gespalten, Maul außerordentlich klein (bei einem Exemplar von 5 Fuß Länge war der Kopf 18 Zoll lang, 15 Zoll hoch, Mundöffnung 3 Zoll), Nasenlöcher nach vorn gerichtet, dicht über der Oberlippe, halbmondförmige Spalten; Augen nach oben gerichtet, dicht hinter den Nasenlöchern stehend (beim erwähnten Exemplare nur 3½ Zoll von der Schnauzenspitze), auffallend klein (3 Linien im Durchmesser), schwarz. Keine Spritzlöcher. Harter Schlund, angewachsene Zunge, im Ober- und Unterkiefer auf jeder Seite 5 Backenzähne (mit 6 Spitzen und 3 Wurzeln jeder), nur wenige Linien über das Fleisch vorragend; Vorderzähne fehlen, statt derselben besetzen starke kurze Borsten die Kiefern. Farbe dunkelgrau, auf dem Bauche weißlich grau, Rücken mit einzelnen groben rothen Haaren besetzt.

Der Ajuh wird bis 10 Fuß lang und lebt auf überschwemmten Marschen am Benuë; sowie das Wasser fällt, verläßt er den Fluß und geht dem Meere zu. Wenn der Ajuh mit dem großen Wasser wieder erscheint, bringt er gewöhnlich 1—2 Junge mit, die dann 3—4 Fuß lang sind. Die Knochen sind hart wie Elfenbein und es werden Ringe daraus verfertigt. Fett und Knochen sind im ganzen Sudan

als Arzneimittel berühmt. Die Nahrung des Ajuh besteht nur aus Gras; im Kothe, der dem der Pferde in Farbe und Gestalt gleicht, habe ich nie eine Spur von Fischen gefunden, die er seines kleinen Maules wegen auch schwerlich fangen könnte. Der Ajuh ist außerordentlich fett und Fett und Fleisch sehr wohlschmeckend, dem Schweinefleische ähnlich. Die Haut wird zur Verfertigung von Reitpeitschen benutzt. Der Ajuh ist keineswegs häufig und es ist stets ein großes Fest, wenn einer gefangen wird."

Der Ajuh gehört zu den walfischähnlichen Säugethieren und ist eine neue Art der Gattung Manati, nahe verwandt dem Manatus senegalensis. Zu Ehren seines Entdeckers hat man ihn Manatus Vogelii genannt. Der Ajuh ist auch im Niger (Issa) bei Timbuktu vorhanden und war vermuthlich der heilige Fetischfisch der Sonrhay.

Der Elephant ist in den sumpfigen Theilen der Benuë-Länder häufig, und in den östlichen Distrikten kommt das Nashorn nicht selten vor. Wilde Büffel und Antilopenarten bevölkern die Waldungen und werden von Leoparden, Hyänen und einem andern „Hammafurde" genannten Raubthiere verfolgt. Der Löwe ist selten. Unter den Vögeln sind in den südlichen Provinzen Papageien in großer Menge vorhanden.



Grundriß einer Batta-Wohnung.

1. Thür. 2. Bett. 3 u. 4. Kornurnen. 5. Wasserkrug. 6. 6. Thonornamente. 7. Herd. 8. Schemel.

Die eingebornen Völker sind vorzugsweise ackerbautreibende, doch beschäftigen sich jene Stämme, die in ihren Bergen Eisenerze finden, auch mit Gewinnung und Bearbeitung des Eisens. Sie schmieden aus demselben Ackergeräthe, besonders Hacken, und Waffen, namentlich Speerspitzen.

Die Wohnungen der Batta sind dem mit überreichem Regen gesegneten Klima ganz angepaßt. Sie bestehen aus festgearbeiteten, geglätteten Thonmauern und einem kegelförmigen, dichtgeflochtenen Strohdach. Um das Eindringen der Regenfluten zu verhüten, läßt man eine Schwelle von einigen Zoll Höhe, die Thüröffnung selbst ist 3 Fuß hoch, bei einer Weite von 15 Zoll. Beistehende Figur stellt den Grundriß einer solchen Batta-Hütte vor. Bei 1 gelangt man durch die Thür in das Innere, welches etwa 12 Fuß im Durchmesser hält. Man befindet sich zunächst in einem freien Raume, der durch eine 6 Fuß hohe Thonmauer, die aber oben nicht mit dem Dache in Verbindung steht, von dem übrigen Theile der Hütte abgeschlossen ist. In dieser Vorhalle empfängt man Bekannte, Fremde läßt man natürlich gar nicht ein. Hier steht auch der große Wasserkrug (Fig. 5 und S. 287 Fig. 4). Der Wasserkrug behält stets seinen festen Platz und wird mit Hülfe von kleinern Gefäßen geleert und vollgeschöpft.

An der Wand der Hütte, gerade in der Verlängerung der Scheidemauer befindlich, ist der einfache Kochherd angebracht (Fig. 7 — S. 287 Fig. 1). Der Kochtopf wird auf demselben durch drei halbkuglige Thonstücken gehalten und der Rauch sucht durch die Thür einen Ausweg zu gewinnen. Die Lage des Herdes be-

fördert den Luftzug zum beſſern Brennen. Neben dem Herde ſind gewöhnlich ein Paar poſtamentartige Thonſtützen, welche als Tiſch oder Küchenbank dienen und auf welche die Hausfrau Töpfe und Kalebaſſen ſetzt (S. 286 Fig. 6. 6; folgende Abbildung Fig. 2 zeigt einen ſolchen Träger umgelegt). Vor dem Herd hat auch gewöhnlich ein Sitzbänkchen von Holz (S. 286 Fig. 8 — S. 287 Fig. 5) ſeinen Platz, das durch regelmäßige Vertiefungen verziert iſt.

Der größte Theil des abgeſchloſſenen innerſten Raumes, das Heiligthum der Familie, wird durch das Bett ausgefüllt (S. 286 Fig. 2). Es ruht daſſelbe auf 3 Fuß hohen Thonſtützen und wird durch eine Lage geflochtener junger Baumzweige gebildet. Am Kopfende des Lagers ſteht die große Kornurne, bei 6 Fuß Höhe und 2 Fuß Durchmeſſer in ihrem ſtärkſten Theile meſſend (Fig. 3) und an den Füßen eine zweite, halb ſo große, aber breitere (Fig. 4 — beiſtehende Fig. 3). — Beide Urnen enthalten nicht nur den nothwendigſten Kornbedarf für die Familie, ſondern dienen der Frau gleichzeitig als Schrank und Kiſte, um ein übriges Kleidungsſtück, ein Ledertäſchchen, eine Schnur Glasperlen u. dgl. aufzubewahren. Die Kleidung der Bewohner iſt ziemlich einfach und bedarf deshalb in der Einrichtung der Hütte keiner beſondern Vorrichtungen: ein Hemd, ein Beinkleid und eine Mütze genügen dem Manne und er trägt dieſelben gewöhnlich ſo lange, bis ſie in Stücken zerfallen. Sandalen gehören ſchon zu den Luxusartikeln. Der Reichthum der Frau dehnt ſich gewöhnlich bis auf ein Paar Tücher oder Kleider und ein Paar kleine Lederbüchschen aus. Außerdem ſind in der Hütte noch mancherlei Geſchirre aus Kürbisſchalen: Trinkſchalen, Schöpflöffel u. dgl.

Geſchirre in einer Batta-Hütte.

1. Kochtopf. 2. Thonpoſtament. 3. Kleine Kornurne. 4. Waſſerkrug. 5. Schemel.

Die Batta waren ehedem in zahlreiche kleine Stämme zerſpalten, von denen gegenwärtig noch einige ihre Unabhängigkeit bewahrt haben und durch ihre ſchwerzugänglichen Wohnplätze in den Felſen und ihre ſelbſt geſchmiedeten Speere geſchützt, ununterbrochene Fehde gegen die Nachbarn führen. Das größte Reich, was ſie ehedem gebildet hatten, war Fumbina; es ward im Anfang dieſes Jahrhunderts bei der religiöſen und politiſchen Erhebung der Fellata durch einen begeiſterten Anführer derſelben, Adama, erobert und nebſt einigen Nachbarländern zur Provinz Adamaua umgeſchaffen, die dem großen Sultan der Fellata in Sokoto unterthan war. Das Land Adamaua beſitzt in der Richtung von Nordoſt nach Südweſt eine Länge von 50 und eine Breite von 16 — 20 Meilen. So ſchiebt es ſich keilartig zwiſchen eine Anzahl heidniſcher Ländchen hinein, mit denen es in ununterbrochenem Kampfe begriffen iſt, denn den Fellata iſt es heiliges Geſetz: mit dem Schwert in der Hand die Ungläubigen zu bekehren. Zahlreiche Glieder

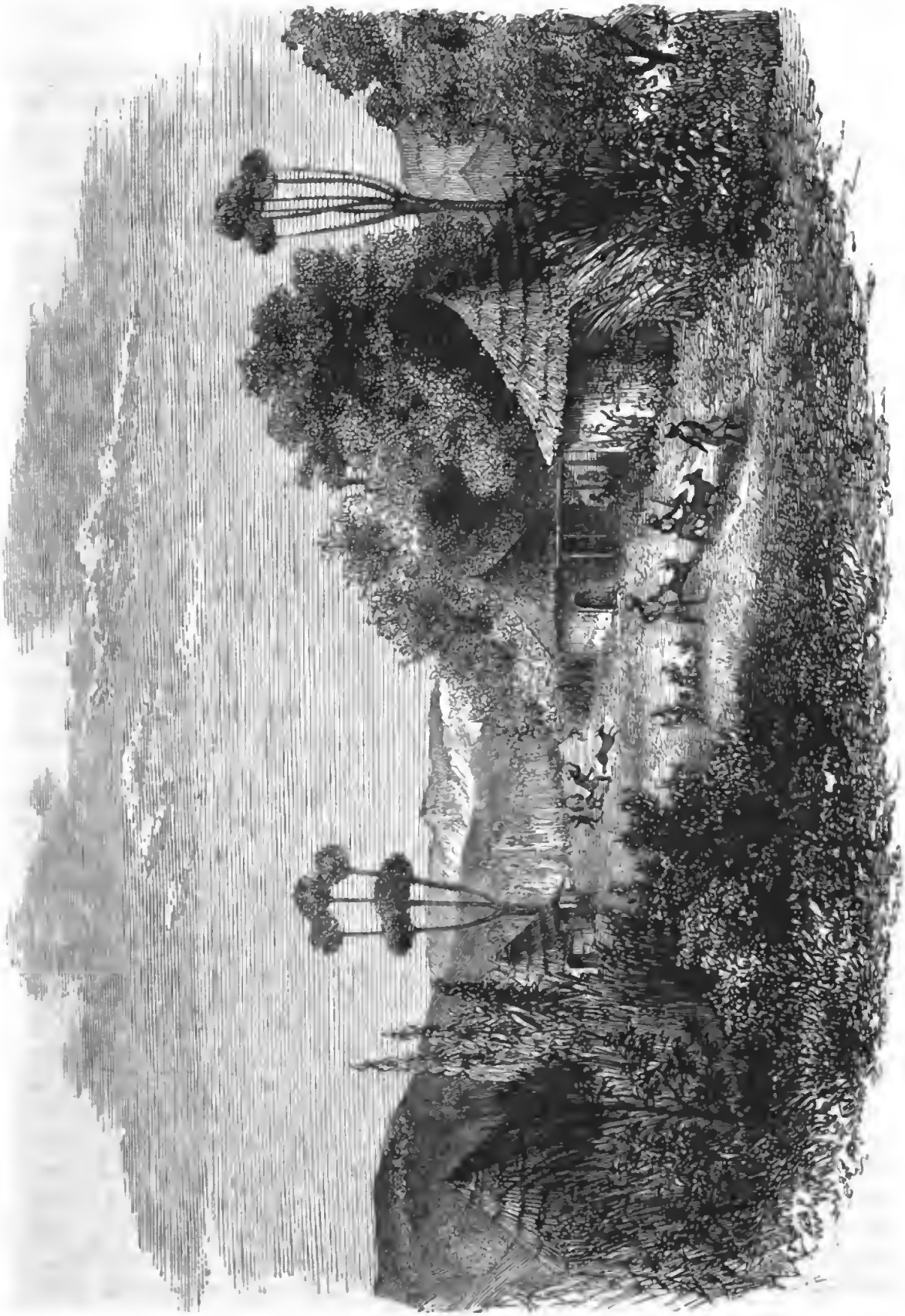
dieses Stammes hatten schon seit langen Zeiten in jenen fruchtbaren Gebieten gewohnt und sich mit Viehzucht beschäftigt. Ein Fellata-Dorf erscheint schon äußerlich sofort anders als ein Batta-Ort. Die Hütten sind gewöhnlich größer und von unten bis oben hinaus von Stroh gebaut, das an einem Gestell von Zweigen befestigt ist. Zwischen Dach und Wänden ist kein Unterschied zu bemerken und dabei haben diese Hütten mitunter eine sehr bedeutende Länge, denn sie dienen gleichzeitig zur Aufnahme der Herde während der ungünstigen Jahreszeit. Bei der bedeutenden Regenmenge des Gebietes und der damit verbundenen Nachtkühle kann das Vieh nicht im Freien gelassen werden, ohne daß man es der Gefahr aussetzt, Krankheiten zu bekommen. Die Pferde des Landes sind klein und schwächlich und auch das (hier nicht weiße, wie in den Haussa-Ländern) Rindvieh scheint sich noch nicht völlig an das Klima gewöhnt zu haben, da Seuchen unter ihm nicht selten ausbrechen.

Ein Fellata.

Trotzdem daß die Fellata hier die herrschende Klasse bilden und mancher der Vornehmen gegen 1000 Sklaven besitzt, die, in besondern Dörfern wohnend, für ihre Herren das Feld bebauen, haben sie doch eine reizende Einfachheit und Liebenswürdigkeit der Sitten und ihren Einfluß auf die unterworfenen Stämme bewahrt. Ihre Hauptspeise besteht aus dem erwähnten Erdnußbrei und Milch; berauschende Getränke sind gänzlich außer Gebrauch, und mit dieser patriarchalischen Mäßigkeit verbinden die Fellata einen hohen Grad von Reinlichkeit. Sie lieben weiße Baumwollenhemden als Kleidung, und selbst ihre Sklaven, mit weißem, von der schwarzglänzenden Haut vortheilhaft abstechenden Schurz und gelber Glasperlenkette geschmückt, machen einen angenehmen Eindruck. Jede Haushaltung bereitet sich Seife zum eignen Bedarf und der Verbrauch derselben ist ziemlich stark.

Die Herrschaft des Statthalters von Adamaua, der in Jola residirt, oder wenigstens der Einfluß desselben, erstreckt sich fast bis zum Meerbusen von Benuë im Golf von Guinea. Einer seiner untergebenen Häuptlinge, der Herr von Tschemba, hat sich durch seine kühnen Heereszüge, besonders durch den letzten und größten in den Jahren 1850 und 1851 nach dem Ibo- oder Igbo-Lande und Mbafu, höchst berühmt gemacht.

Stromabwärts von Adamaua schlingt sich der Benuë durch die Gebirgslandschaft der Batschama und Sina und strömt dann nach Hamarrua; weiter westlich dehnt sich an seinen Ufern das Reich Kororofa, ehedem durch die Betriebsamkeit seiner Bewohner und durch seine ausgedehnte Macht berühmt, aus. Dann vereinigt der Benuë seine Fluten mit dem mächtigen Kowarra (Niger) und zieht als Djoliba dem Atlantischen Ocean zu. In diesem prächtigen Strome ist der Schifffahrt ein



Ein Batta-Dorf.

Weg geboten, welcher sie bis tief in das Herz des so lange verschlossenen Erdtheiles führt. Wie wir bereits erzählt, war unmittelbar nachdem Dr. Barth durch seine Berichte die Aufmerksamkeit Europas auf diesen Strom gelenkt hatte, der Kapitän Baikie mit einem Dampfer nach dem Sudan abgegangen und im Flusse bis Tschubbum (Zhibu) stromaufwärts gegangen. Hier hatte er am 3. Oktober Halt gemacht, da der Fluß ein deutliches Fallen seines hohen Wasserstandes gezeigt.

In Adamaua ist der Berg Alantika der südlichste Punkt, den das Auge eines Europäers erblickt hat. Dieser Granitstock erhebt sich aus der etwa 1000 Fuß über dem Meer gelegenen Ebene ungefähr 8000 Fuß und hat deshalb gegen 9000 Fuß absolute Höhe. Alle Versuche, weiter nach Süden vorzudringen, den Erdtheil in der Richtung von Nordwest nach Südost zu durchschneiden, mißglückten bis jetzt. Der Herrscher von Jola verweigerte Dr. Barth entschieden die Erlaubniß dazu, da es hierzu einer besondern Genehmigung seines Oberherrn, des Sultans von Sokoto, bedürfe, und Dr. Vogel, welcher einen solchen Empfehlungsbrief besaß, ward durch die zwischenwohnenden feindlichen Heidenvölker verhindert, bis Jola vorzudringen. Um so mehr Interesse gewinnen deshalb die wenigen Erzählungen der Eingebornen, die sich auf die äquatorialen Gebiete des Innern beziehen. Südöstlich von Adamaua, am obern Laufe des Benuë, war der Fellata-Feldherr Buba in das Land der Dama eingefallen und hatte nach einem hartnäckigen dreimonatlichen Kampfe die Hauptstadt jenes Gebietes, Tibati, bezwungen. Letztere war nicht, wie es sonst bei den Städten der Heidenvölker der Fall ist, mit einem schlichten Dornenverhau, sondern mit einem gutgearbeiteten Wall versehen und läßt deshalb auf eine gewisse Bildungsstufe der auch als geschickte Eisenarbeiter bekannten Eingebornen schließen.

Nachdem Buba sich in dem eroberten Lande festgesetzt und sogar von dem Statthalter von Adamaua, so wie von dem Sultan von Sokoto unabhängig erklärt hatte, unternahm er einen Kriegszug weit nach Süden. Er hatte, so erzählen die Eingebornen, alle seine Krieger von fern und nah am Fuße des Vogelfelsens gesammelt und brach mit zahlreicher Reiterei und großen Schaaren Bogenschützen nach Süden auf. Alle Völker, durch deren Gebiet der Kriegszug ging, wurden bezwungen, die Fluren verheert und die Leute in Knechtschaft geführt. Schließlich erreichte man eine unermeßliche kahle Ebene. Da man sich auf einige Tage mit Wasser versehen hatte, betrat man dieselbe, sah aber bald, daß der Vorrath nicht ausreichen würde. Da erreichte das Heer auf der kahlen Hochebene einen ungeheuren Baum, der, einem Walde gleich, seine Aeste überall auf die Erde senkte (wahrscheinlich eine Feige) und eine solche Ausdehnung hatte, daß das ganze Heer in seinem Schatten sich lagern konnte. Hier fingen sie zwei Männer, welche den südlichern Ländern angehörten. Es waren kurze, stämmige Männer mit langen Bärten, deren Sprache man nicht verstand und mit denen man sich nur nothdürftig durch die Dolmetscher und Zeichen unterhalten konnte. Man erfuhr von ihnen, daß sie Unterthanen einer großen, mächtigen Königin seien. Die Hauptstadt, welche letztere bewohne, sei so groß, daß kein Mensch sie in 2 Tagen

umgehen könne. Durch diese Angabe ward das Heer so erschreckt, daß es vom weitern Vordringen abstand und umkehrte.

Von Gombe aus ging Dr. Vogel in der schlimmsten Periode der Regenzeit, ohne Zelt und mit Geld und Gepäck Alles in Allem höchstens 15 Dollars im Vermögen besitzend, wieder westlich nach den Städten Salia und Bebedschi, um so Lander's, Clapperton's und Barth's Entdeckungen mit denen der Benuë-Expedition zu verbinden. Er besuchte bei dieser Gelegenheit die Quellen des Gongola, eines Nebenflusses vom Benuë, von denen die Eingebornen behaupten, daß sie Goldsand führen. Dasselbe erzählt man auch vom Benuë selbst. Von dem Sand schickte Vogel eine Probe an den Professor Ehrenberg in Berlin und dieser theilt Nachstehendes als Ergebniß seiner Untersuchungen mit:

„Dieser Sand ist etwas gröber als gewöhnlicher Streusand, von gelblicher Farbe und enthält viele feine schwarze Theilchen (Magneteisen) und sehr viele Blättchen von Goldglimmer eingestreut. Er zeigt kein Brausen mit Säure und wird beim Glühen erst schwarzgrau, dann ins Rostrothe ziehend. In 10 Analysen der feinsten abgeschlemmten Theilchen waren 62 namhafte Formen: 16 Polygastern, 41 Phytolitharien, Pflanzenparenchym, Magneteisensand, quarziger Rollsand und Glimmer. In dieser Gebirgsablagerung fehlt die Lysicyclia Vogelii der Ebenen, aber die Gallionellen waren gleichartig; Navicula umbilicata erscheint als neue Art. Zwei große Cocconemata habe ich als C. lanceolatum und asperum verzeichnet. Die größte Zahl der Formen ist mit den schon aus Afrika bekannten übereinstimmend.

Hr. Dr. Vogel sagt in seinem an mich gerichteten Briefe in Rücksicht auf den Glimmersand des Gongola-Flusses Folgendes: „„Die Gebirge Bautschis sind lediglich grobkörniger Granit mit großen Quarzblöcken und Ueberfluß an Blei und Zink. Eisen findet sich mit dem gewöhnlichen versteinerungslosen Sandstein östlich von Jakoba in Menge, dagegen fehlen Zinn, Kupfer und Silber. Die Eingebornen halten dafür, daß die Flüsse Gold führen, der dem Sand beigemischten Glimmerblättchen wegen, von denen Sie durch meinen Vater eine Probe erhalten werden. Das Salz von Benuë (bei Dschebscheb und Bu Manda) ist lediglich ein Produkt aus der Asche des 20—25 Fuß hohen Grases, welches die Steppen dort bedeckt und, so wie es trocken, in Brand gesteckt wird. So wie es niedergebrannt ist, schabt man die obersten Schichten der Erde ab, laugt sie aus und kocht das Produkt ein, wobei man ein graues, wenig scharfes Salz erhält, was ziemlich theuer verkauft wird, da man damit alle Länder südlich vom Benuë und auch zum großen Theil Bautschi versorgen muß. Ein Pfund kostet 250 Wodda, etwa 3 Sgr. Einen Zoll unter der Bodenoberfläche findet man keine Spur von Salz.““

In Beziehung auf diese interessanten Nachrichten über den eigentlichen Goldgehalt des Sandes habe ich einige Prüfungen auf kleine Mengen und auf die Charaktere des Goldsandes angestellt. Wenn man den Glimmersand mit Wasser übergießt und horizontal schüttelt, so sammeln sich die goldfarbenen Schüppchen alle an der Oberfläche des Sandes und lassen sich durch Schlemmen leicht absondern, während der Quarzsand zurückbleibt. Da also die Schüppchen nicht schwe-

rer, ſondern leichter ſind, als der Quarzſand, ſo ergiebt ſich daraus, daß ſie kein Gold ſind. Wenn man ferner dieſen Goldblättchen-Sand glüht, ſo werden die goldfarbigen Schüppchen weiß, wie es das wahre Gold nicht wird, und verhalten ſich wie Glimmer. Hiernach könnte es ſcheinen, als ob entſchieden kein Gold in dem Sande ſei. Deſſenungeachtet iſt die Miſchung dieſes Sandes den ergiebigen Goldſanden der verſchiedenſten Erdgegenden darin ähnlich, daß ſie vielen ſchwarzen Magneteiſenſand, der vom Magnet angezogen wird, mit vielen grünlichen, gelben und weißen quarzigen Kryſtallen enthält, welche ganz in dem Zuſammenvorkommen und der Geſtaltung jener Abbildung gleichen, die in der Mikrogeologie als charakteriſtiſch für Goldſand gegeben worden iſt. Es mag mithin an einzelnen Oertlichkeiten jener Gegend wol Gold zu gewinnen ſein, auch wenn der Glimmer als ſolcher unbeachtet bleibt."

Dr. Vogel hat zwar ſeine aſtronomiſchen und meteorologiſchen Beobachtungen, welche er auf ſeinen Reiſen in den Provinzen Bautſchi, Hamarrua und Sſegſeg machte, ebenſo ſeine meteorologiſchen Beobachtungen vom Jahre 1854 in Kuka nach London geſandt, wo ſie vielleicht dem ihm perſönlich ſo befreundeten Col. Sabine übergeben worden ſind, über die Beſchaffenheit des Landes zwiſchen Salia, Bebedſchi und Jakoba, ſo wie über ſeine perſönlichen Erlebniſſe bei dieſer Reiſe hat er Nichts näheres mitgetheilt. Vor ihm iſt jener Landſtrich nur von Clapperton auf ſeiner zweiten Reiſe und von Richard Lander beſucht worden, als derſelbe auf ſeiner Rückreiſe von Sokoto aus begriffen war. Die Stadt Bebedſchi iſt gut gebaut und bildet ein längliches Viereck, in welchem die Wohnung des Statthalters den bedeutendſten Platz einnimmt. Dieſelbe iſt in mauriſchem Styl erbaut. Die übrigen Wohnungen ſind Hütten, welche gruppenweiſe von Mauern umſchloſſen ſind. In den Gehöften hat man gewöhnlich einige Dattelpalmen angepflanzt und dieſelben mit Klappern gegen Beraubung durch Vögel und Fledermäuſe geſchützt. Als Clapperton den Ort beſuchte, fand er auf dem Marktplatze einen zahmen Strauß, den man hier zum Beſten der ganzen Gemeine hielt, da man ihn als Gegenzauber gegen die nachtheiligen Wirkungen des böſen Blickes betrachtete. Die Zahl der Einwohner betrug damals gegen 25,000 und die meiſten derſelben beſchäftigten ſich mit Handel.

Von einem Granitfelſen in der Nähe Bebedſchis eröffnete ſich dem Reiſenden eine weite, liebliche Ausſicht bis nach Kano. So weit das Auge reichte, zeigten ſich herrliche Ackerfelder; von den Waldbäumen waren nur der Butterbaum, eine Mimoſenart und die Tamarinde ſtehen geblieben. Schöne weiße Herden weideten auf den üppigen Fluren, auf freien Plätzen zwiſchen den Triften ſtanden Pferde angebunden. Gegen hundert Mädchen und Weiber draſchen mit langen Stöcken Korn auf den Felsplatten am Fuße des Berges und der Wind diente als Worfelmaſchine.

Lander reiſte eine Zeit lang in Begleitung des Statthalters von Jakoba und war Willens, demſelben bis zu ſeiner Reſidenz zu folgen, wurde aber gewaltſam daran verhindert.

Von Bebedſchi aus zog Lander auf der Straße nach Jakoba ſüdöſtlich weiter

und kam dabei einige Tage lang durch hohes Gebirge. Schroffe Felsen erhoben sich hier zu ungeheurer Höhe. Er befand sich im Quellgebiet des Gambaruflusses und überschritt mehrere größere und kleinere Gewässer, welche alle in der Richtung nach Nordost strömten. An einem derselben lag die Stadt Almena, am Fuße eines riesigen Granitfelsens, der sich so jäh aufthürmte, als ob er auf die Stadt herabstürzen wollte. Man erzählte dem Reisenden als Sage: eine Königin der Fanti sei vor etwa 500 Jahren mit ihrem Gemahl in Streit gerathen wegen eines goldenen Stuhles (vielleicht der Thron) und in Folge dessen mit einem Theile der Unterthanen hierher geflohen. Die Wege, welche Lander an dem Westabhange des Gebirgs hinab verfolgte, waren ebenfalls sehr beschwerlich. Die felsigen Abhänge und Schluchten wimmelten von wilden Thieren. Das Geheul der Hyänen, Tigerkatzen, Schakals und Affen ließ ihn die ganze Nacht hindurch nicht schlafen. Als er bei seiner Weiterreise Fullindu erreichte, traf er zum ersten Male Neger, welche gänzlich nackt gingen und sich über seine Kleider und seine weiße Farbe ebenso zur größten Heiterkeit veranlaßt fühlten, als er über ihr Aussehen. Uebrigens fand er in ihnen sehr harmlose Leute, die mit dem Vieh, Ziegen, Schafen und Hühnern, zusammen lebten, höchst unreinlich waren und ihre eignen Kinder für Kleinigkeiten als Sklaven verkauften. Alle trugen in jeder Lippe ein großes Stück blaues Glas von halbrunder Form, in den Ohren ein Stück rothes Holz von der Größe eines Daumens und hatten sich den ganzen Leib sammt Kopf und Haaren mit Oel und rothem Thon eingerieben. Die Gesichtszüge dieses Negerstammes vergleicht Lander mit denjenigen der Europäer.

Nachdem er bis zu den Ufern des Kadania schönes, reiches Land durchwandert hatte, erreichte er die Stadt Cuttup, von deren Reichthum, Volksmenge und reichem Marktverkehr er bereits viel hatte erzählen hören. Mit Erstaunen sah er, daß dieselbe aus fast 500 kleinen, nahe beisammen liegenden Dorfschaften bestand. Das Ganze, so erzählt er, nimmt eine große schöne Ebene ein, mit den herrlichsten Bäumen bewachsen, Pisangs und Palmen (wahrscheinlich Deleb). Man handelt mit Sklaven, Ochsen, Schafen, Gurunüssen, Salz u. s. w. Er kam mit den Einwohnern des Ortes in höchst freundlichen Verkehr und ward von ihnen gut verpflegt.

Da die Regenzeit angebrochen war, fand Lander südlich von Cuttup die Wege bodenlos, und das Weiterkommen ward so beschwerlich, daß er im Zustande äußerster Erschöpfung Dunrora erreichte. Hier holten ihn einige Reiter des Sultans von Segseg ein und zwangen ihn zur Umkehr nach Salia (Sgria, S. 30), der Hauptstadt jenes Landes. Unterwegs speiste man den von der Brechruhr fast Aufgeriebenen mit gekochtem Korn, gebratenen Schlangen und Hunden. Auf nothdürftig zusammengebundenen Flößen setzte man über den angeschwollenen Kadaniafluß und passirte einen zweiten Fluß bei Macani, drei Tagereisen später einen dritten. Die Stadt Eggebi, in der man unterwegs Rast machte, zeichnete sich durch ihre Nettigkeit und Reinlichkeit in so hohem Grade aus, daß sie an englische Städte erinnerte. Endlich kam man nach Salia und Lander ward von dem Sultan daselbst höchst freundlich aufgenommen. Der Sohn des Herrschers führte

den Europäer in seinen Harem und zeigte ihn seinen 50 Baumwolle spinnenden Weibern. Diese aber stoben im höchsten Schreck über die Erscheinung des Christen schreiend und kreischend auseinander.

Die Stadt Salia (Zaria), Hauptstadt der Provinz Segseg (Zegzeg), war ehedem durch die Fellata zerstört, dann aber durch dieselben wieder neu aufgebaut worden. Sie mochte zur Zeit Clapperton's und Lander's gegen 50,000 Einwohner zählen, der Mehrzahl nach Fellata. In der Mitte der Stadt stand damals eine große, aus Lehm gebaute Moschee mit einem 40 Fuß hohen Minaret, nahe dabei die Wohnung des Statthalters. Innerhalb der Stadt gewährten zahlreiche Bäume Schatten und Brennholz. In der Umgebung des Ortes wechseln Getreidefelder mit Weideplätzen und Sümpfen. Man baut Yams, Reis, Negerhirse, Mais, Melonen und Pisangs und neben den Dattelpalmen kommen Oelpalmen vor.

Dr. Vogel war Anfang September von seiner Reise nach Salia und Bebedschi zurückgekehrt und zog noch einmal dem Benuë zu, diesmal aber auf einem andern Wege, in rein südlicher Richtung. Es glückte ihm nach unglaublichen Beschwerden die Hauptstadt Kaua (Kuana bei Barth) jenseits des Flusses zu erreichen. Bei diesem Zuge war es auch, daß er in Besitz des oben beschriebenen Ajuh gelangte. Anfang November kehrte er nach Bautschi zurück. Er hatte bei diesen Kreuz- und Querzügen den Benuë zweimal überschritten, einmal da, wo die „Plejade" umgekehrt war, und das zweite Mal 25 Meilen stromabwärts davon. Ebenso hatte er den Komadugu Waube und den Gongola bis zu ihren Quellen verfolgt und letztern Fluß an vier verschiedenen Stellen passirt. Den Komadugu und den kleinen Fluß zwischen Bautschi und Salia überschritt er, einen jeden zweimal an verschiedenen Punkten und hatte auf diese Weise Gelegenheit genug, die Eigenthümlichkeit der Bodenbildung in diesen Gegenden, sowie die klimatischen Verhältnisse, das organische Leben derselben kennen zu lernen und seine ethnographischen Studien zu erweitern.

Am 1. Dezember 1855 kam er in dem alten Standquartier Kuka wohlbehalten wieder an.

Die Sonrhay-Staaten und Timbuktu.

Ehe wir unsern Blick nach dem Osten des Sudan wenden, nach welchem Dr. Vogel's letzte Reise gerichtet war, überschauen wir noch flüchtig jenes Gebiet, das sich westlich an die auf der glücklich vollbrachten Route besuchten Länder anschließt. Es sind dies die Länder am mittlern Laufe des Niger (Kowarra, Dscholiba, Issa), auf welche durch Mungo Park's Forschungen, Schicksale und Tod, sowie durch die Reisen Clapperton's, Lander's und Baikie's die Aufmerksamkeit Europas eine lange Reihe von Jahren hindurch gerichtet war und über welche die neuesten Expeditionen ebenfalls erst Aufschluß gebracht haben.

Der Niger und Timbuktu waren lange Zeit hindurch die Losung der afrikanischen Geographie. Durch mißverstandene und übertriebene Nachrichten irregeleitet, knüpften sich an diese beiden Namen die ausschweifendsten Träume. Jenes Gebiet ward in dem märchenhaften Schimmer zu einem Eldorado, in welchem mächtige Fürsten prachtvollen Hofstaat entwickelten und selbst die Wohnungen der Bürger von goldnen Geräthschaften strotzten.

In gleicher Weise, wie der Goldhandel, der ehemals seinen Hauptweg über Timbuktu nahm, überschwengliche Vorstellungen von dem Reichthum der Städte hervorgerufen hatte, war der Segen der Natur, die Schönheit der Landschaft am obern Niger in zu glänzenden Farben ausgemalt worden, besonders deshalb, weil die unendliche Wüste dicht daneben die stärkste hebende Folie dazu bot. Die neuesten Nachrichten über jene Gebiete, wie sie von Caillié und vorzugsweise durch Dr. Barth veröffentlicht worden sind, entkleiden zwar jene Zaubergärten ihres erträumten Flitters, geben aber durch das naturwahre Bild der Wirklichkeit des Interessanten in anderer Weise gar Mancherlei.

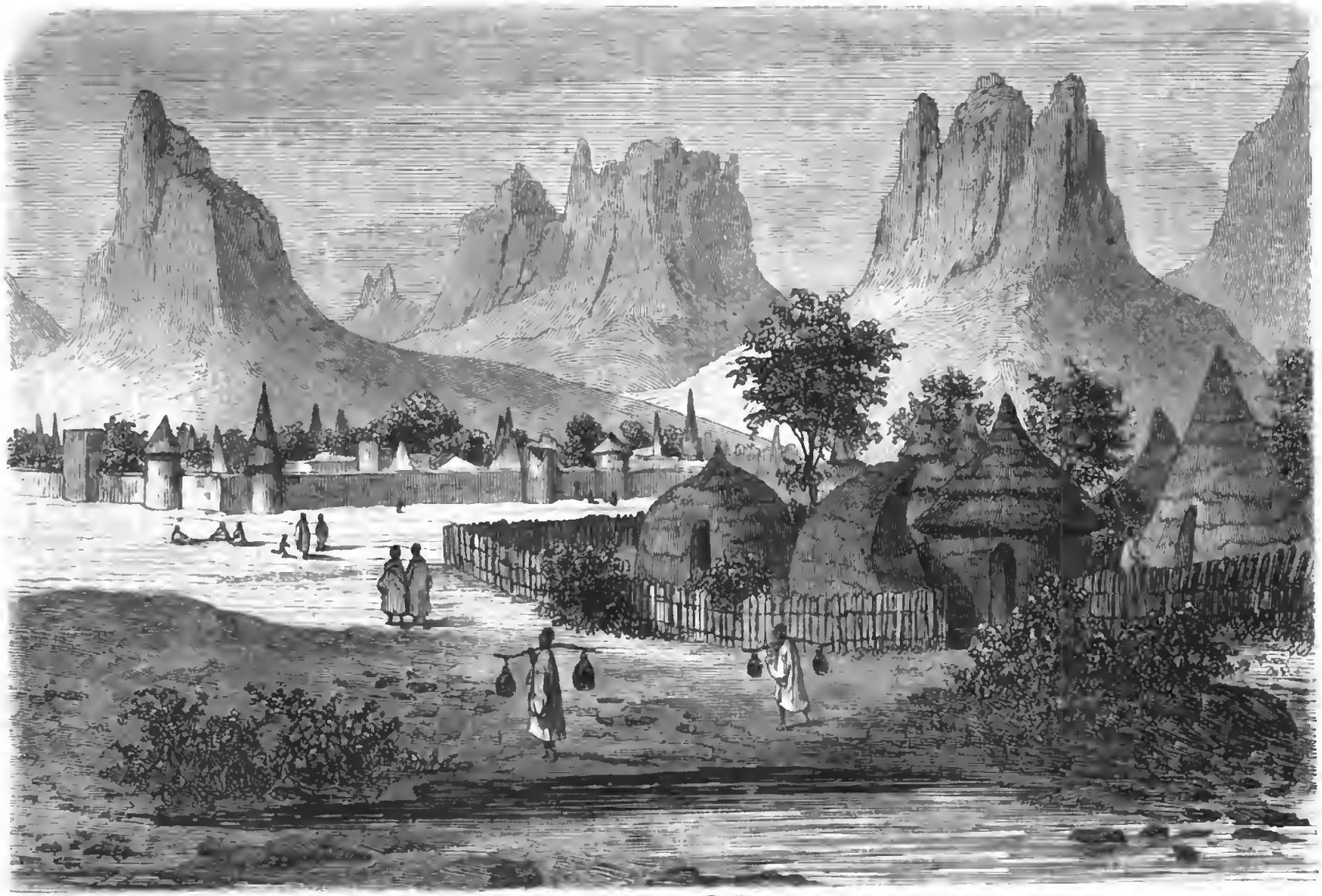
Der Niger selbst bietet in seinem obern Laufe so mancherlei Abweichendes, das anfänglich sogar zu falschen Schlüssen über die Richtung seines Laufes Veranlassung gegeben hatte.

Die Stadt Timbuktu wird ungefähr 900 Fuß über dem Meere liegen, Ssai gegen 350′. Der Niger beschreibt hier einen sehr großen Bogen von vielleicht gegen 500 Meilen und hat auf dieser weiten Strecke ein sehr geringes Gefälle. In großer Ausdehnung bildet er die Grenze zwischen der Wüste und fruchtbarem Lande. Im Norden hat das Gebiet dieselbe Beschaffenheit, wie wir sie bei der Wanderung durch die große Wüste näher kennen lernten; südlich vom großen Flusse treten außer dem Sandstein in den fruchtbarern Auen Gebirgsmassen aus Gneis, Granit, hübschem Marmor, Grünstein und Trachyt auf. Aus letzterer Gebirgsart bestehen z. B. die malerischen Hombori-Felsen, die zerklüftete Gruppen mit burgähnlichen Klippen, Wasserfällen und fruchtbaren Thälern bieten und sich 800 und mehr Fuß über die umgebende Ebene erheben. Am untern Ende der großen Ebene, die der Niger durchzieht, wird sein Lauf durch mehrere Felsenbarren verengt und gehemmt, welche der Schiffahrt nach dem obern Niger auf lange unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen werden, wie ja auch an ihnen Mungo Park seinen Tod und der Dampfer der letzten Expedition unter Kapitän Baikie seinen Untergang fand.

Während die übrigen von uns bisher besprochenen größern Flüsse des Sudan, z. B. der Nil, Schari, Benuë und selbst der Unterlauf des Niger, ihren höchsten Stand in den Monaten August und September als Folge der Tropenregen erreichen, hat der obere Niger bei Timbuktu seine größte Höhe Ende Januar. Mehrere Ursachen wirken hier zusammen, um diese abweichende Erscheinung hervorzurufen. Ein Hauptgrund ist in der nördlichen Lage des Quellgebietes und in der angedeuteten Richtung des Oberlaufes zu suchen. Das Land der östlichen Mandingo hat den Hauptregenfall im September und Oktober, wie auch die Gebiete der Sierra Leone und das Kap Palmas im September und Oktober bedeutende Regenfälle haben. Die anschwellenden Fluten des Niger drängen sich aber nicht in

einem tiefausgearbeiteten Flußbett zusammen, gehen nicht mit vermehrter Geschwindigkeit vorwärts, sondern verbreiten sich in den völlig flachen Landschaften, welche sie durchziehen, zu beiden Seiten über außerordentlich große Flächen. Zahllose Seitenarme entstehen, welche bei Timbuktu die Erzählung früherer Reisenden erklären, daß hier nämlich 36 Flüsse das Land bewässerten. Diese Nebenarme ergießen sich aber nicht in den Hauptfluß, sondern im Gegentheil strömt in ihnen das Nigerwasser weit nach dem dürren Lande hinein. Zahlreiche Flußarme schlingen sich wie Silberfäden um die Sandhügel des Wüstengebiets, welche mit ihrem dornenreichen Buschwald aus Mimosen und Akazien und ihren zahlreichen Ziegenherden gleich Inseln hervorschauen. Erst nachdem der Zufluß vom obern Gebiet nachläßt und das Wasser an den untern Stromengen Zeit gefunden hat, sein Niveau zu verringern, erhalten die sackähnlichen Hinterwasser Veranlassung, die Richtung ihres Laufes umzukehren. Ein Theil ihres Wassers ist zur Befeuchtung des Landes verbraucht, ein anderer verdunstet, die rückkehrenden Gewässer sind also geringer als die vom Niger ausgehenden. Wenn der Niger seinen höchsten Stand erreicht und seine Wasser die zahlreichen Brunnen Timbuktus füllen, dann tritt für diese Stadt ein ähnlicher Festtag ein, wie er in Kairo beim Durchstechen des Nildammes stattfindet.

Die Sanddünen, welche die Nigerufer auf weite Strecken hin begleiten, sind mit Talha-Mimosen bestanden, über die sich stellenweise Wäldchen aus Dumpalmen erheben. Angepflanzt finden sich auch Haine von Dattelpalmen. Der Salzkaperstrauch überzieht große Flächen am Strande, andere Abhänge sind dagegen von Koloquinten übersponnen. Die Gerredakazie (A. nilotica) und die Kadenabäume bilden die vorzüglichste Zierde der Uferlandschaften. Der mehrfach erwähnte Retem (Besenpfriemen) wird hier fast baumartig, denn er erreicht die außerordentliche Höhe von 20 Fuß. An andern fruchtbarern Stellen finden wir die Hauptgewächsformen der übrigen Sudanländer wieder. Die Tamarinde breitet ihre zarten Laubschirme neben dem Hadjilidj, auch hier ragt der heilige Nimi cypressenähnlich empor und der Affenbrodbaum fällt durch seine riesigen, ungeschickten Formen schon aus weiter Ferne ins Auge. Kadebäume und Madatschibäume bilden Gehölze an den Hinterwassern der Südseite und zu ihnen gesellen sich noch mancherlei, wissenschaftlich noch nicht näher bekannte Baum- und Strauchformen. So ist der schöne und große, mitunter 80 Fuß hohe Korgam-Baum von den Eingebornen am Niger wegen seines guten Holzes geschätzt, das zum Baue der Boote verwendet wird. Er liefert auch eine vegetabilische Butter. Der Kirtsche-Strauch trägt eine kleine weiße Frucht, die von außerordentlich süßem Geschmack und genießbar ist; nur kann sie eben wegen der zu großen Süßigkeit nicht in größern Mengen gegessen werden. Geschätzter noch ist die Frucht des Mechet-Strauches. Die Frucht des Bogi-Baumes ist wegen ihres angenehm säuerlichen Geschmackes beliebt; sie ähnelt im Ansehn einer Birne, ist von gelber Färbung und enthält im Innern 4—5 große Kerne. Der Kalgho-Strauch fällt hier auf durch seine langen rothen Fruchtschoten, welche von dem aschfarbenen, düstern Laubwerk wunderlich abstechen. Aehnlich trübselig erscheint der giftige Fernan-Busch, zu dem sich an etwas



Ein Sourhay-Dorf.

schattigen Lokalen giftige Wolfsmilcharten gesellen. Auch die Kautschukfeige, die Sykomore und noch eine andere, Due genannte Feigenart kommt hier vor. Die am Benuë wachsende eßbare Wurzel ist auch hier am Niger einheimisch. Das berüchtigte Stachelgras erreicht stellenweise hier eine solche Höhe, daß der auf dem Pferd sitzende Reiter es nicht zu überschauen vermag. An den Ufern des Niger und an seinen Hinterwassern gesellt sich noch eine andere sehr hohe und sehr scharfstachlige Grasart dazu, welche ein Durchdringen unmöglich macht. Andere feuchte Senkungen sind von dem eßbaren Rispengrase (Poa abessynica?) überwuchert. Die Krone aller Nigergräser ist aber das Byrgugras, ein hohes, saftiges, an Zuckersaft reiches Gewächs, das nicht nur das vortrefflichste Futter für Pferde und Kühe abgiebt, sondern auch allgemein zur Darstellung eines süßlich schmeckenden Nationalgetränks von gelinde abführender Wirkung dient. Sogar eine Art Honig von geringerer Güte läßt sich aus ihm bereiten. Unter den mancherlei Gewächsen, welche von den Eingebornen zu medizinischen Zwecken angewendet werden, ist eins, Yangara-bubiki genannt, deshalb in Ruf gekommen, weil es die Fähigkeit besitzen soll, die lästigen Fliegen von offenen Wunden, besonders bei Kameelen, abzuhalten. Blumen sind in diesem Theile des Sudan weniger reichlich vorhanden, nur stellenweise machen sie sich in größerer Anzal auf Wiesenteppichen oder als Schlinggewächse in den Schilfdickichten bemerklich. Schönblühende Arten aus der Familie der Teichrosen überziehen die ruhigern Stellen der großen Wasserarme und außer ihnen bildet hier ein Sserra n fussa genanntes Gewächs von 10 Zoll Länge dichte schwimmende Inseln auf der Oberfläche der Gewässer.

Die flache Ausbreitung des Landes und die jährlichen Ueberschwemmungen desselben machen es ganz vorzüglich zur Reiskultur geeignet. Es wird diese Getreideart hier auch in bedeutender Ausdehnung gebaut und zur Zeit des Hochwassers geerntet, indem man in flachen Booten auf die überschwemmten Fluren fährt und die über das Wasser hervorragenden Rispen abschneidet. Nächst dem Reis sind Hirse (Sorghum) und Mais die vorzüglichsten Gegenstände des Feldbaues, doch werden auch Bohnen, Erdmandeln, Melonen und Zwiebeln vielfach gebaut. Letztere bereitet man für den Verkauf in origineller Weise zu. Man schneidet sie nämlich in kleine Scheiben, zerstampft diese mit Wasser zu einem Teige, den man mit Butter mischt und zu Kugeln ballt; letztere verkauft man dann im Ganzen oder in Stücken von 1½ Zoll Durchmesser. Nach der Ernte stellt sich auf den trocknen Aeckern der Aschur hier in derselben Ueppigkeit ein wie bei Kuka.

Die Thierwelt ist zwar im Ganzen jener am Benuë sehr ähnlich, hat aber auch einige Eigenthümlichkeiten aufzuweisen. Außer dem Elephanten, Büffel und mehreren Antilopenarten tritt auf dem rechten Nigerufer auch das Nashorn wieder auf, das zwischen dem Schari und Niger gänzlich zu fehlen scheint. Die Schilfdickichte der Flußsäcke bewohnt der röthlich gefärbte, fast mähnenlose Löwe und Wildschweine liefern ihm hinlängliche Nahrung. Krokodile und Schildkröten beleben die Gewässer. Der Ajuh, den wir am Benuë ausführlicher besprachen (S. 286), ist auch im obern Niger vorhanden, obschon keineswegs häufig. Er ist wahrscheinlich der heilige Fisch, der von den Sonrhay in der Vorzeit verehrt ward.

Außer dem gewöhnlichen Krokodil kommt noch ein ähnliches eidechsenartiges Thier vor, das Ssakankur oder Sanguai genannt wird. Es erreicht nur eine Länge von 6—8 Fuß, hat breitere Füße als das Krokodil und hält sich sehr versteckt. Am ehesten verrathen die Jungen durch lautes Bellen ihre Gegenwart, sind aber wegen der stachligen Schilfdickichte, in denen sie sich verbergen, unerreichbar. An Fischen ist der Niger reich, geschätzt sind vorzüglich Verwandte des Karpfen, die hier vorkommen und welche man mit Wurfspeeren erlegt, die zwei Klingen besitzen, also dem römischen Dreizack ähneln.

Die Insektenwelt ist reicher vertreten, als Einheimische und Fremde es wünschen. Bunte Schmetterlinge bieten zwar auf den fruchtbaren Auen eine angenehme Abwechselung, die Mengen der Blutegel dagegen, welche das feuchte Gras beleben und sich an den Beinen der Reitthiere so ansaugen, daß letztere in Kürze von Blut überströmt werden, sind desto lästiger. Zu den Wolken von Mücken, die den zahllosen Lachen entsteigen, gesellen sich gefährliche Blutfliegen und jene kleinen Plagegeister von Fliegen, die, durch ihren plattgedrückten Bau dazu befähigt, in die Kleider des Menschen einschlüpfen, um ihn zu quälen. Auch giftige Spinnenthiere kommen vor, deren häßlicher Leib einen Durchmesser von 2 Zoll erreicht. Außer den gewöhnlichen Termitenarten tritt auch eine haarige Sorte auf. Der Haloes-Wurm, der Vertilger der Ernte, den wir in den Ländern am Schari kennen lernten, ist hier westlich vom Niger auch wieder da und zu ihm gesellt sich noch eine kleinere Wurmart von rother Farbe, die stellenweise in entsetzenerregenden Mengen auftritt. Lange Züge, aus vielen Millionen bestehend, wandern ununterbrochen von Feld zu Feld, von Pflanzung zu Pflanzung vorwärts, Alles verheerend.

Eine Negerin im Perlenschmuck.

Das Land innerhalb des großen Bogens, welchen der Niger beschreibt, wurde ursprünglich vorzugsweise von dem Negerstamm der Sonrhay bewohnt. Dieses Volk ist meistens von glänzend schwarzer Färbung der Haut, hat aber nicht den kurzen gekräuselten Haarwuchs der echten Negerrassen. Die Haare hängen vielmehr in langen gewundenen Locken bis auf die Wangen, ja bei vielen bis auf die Schultern herab und verleihen dadurch selbst dem Aussehn der Männer einen weiblichen Ausdruck. Die Formen der Frauen sind keineswegs durch Symmetrie vortheilhaft ausgezeichnet. Brust und Beine tragen letztere bloß, den Nacken und

das Haar schmücken sie mit Reihen von Perlen. Bei einigen Abtheilungen des Stammes tragen die Frauen Ringe in der Nase, bei andern die Mädchen einen aus Kupfer gearbeiteten Reiter mit einer Tabakspfeife als Schmuck im Haare. Die Männer sind mit kurzen blauen Baumwollenhemden und langen Beinkleidern von derselben Farbe bekleidet. Beide Geschlechter rauchen leidenschaftlich Tabak und versammeln sich regelmäßig Abends, wenn es nicht zu ungünstige Witterung ist, um sich mit Tanzen zu vergnügen. Dadurch sind sie den strenggläubigen, mönchischen Fellata jener Gebiete ein Greuel, da diese Tabakrauchen und Tanzen als sündhaft bezeichnen. Die edlern Geschlechter der Sonrhay haben gar keine Einschnitte in ihrem Gesicht, andere machen sich einen tiefen Einschnitt unter dem linken Auge, der von der Nase nach dem Backenknochen hin zieht, und das gemeine Volk verunstaltet das Gesicht durch drei Gruppen von Schnitten. Drei Schnitte macht man an den Schläfen, drei auf der Mitte der Wange und drei auf dem untern Theile des Gesichts. Die Lanze bildet die Hauptwaffe der Sonrhay; Schwerter sind selten, und Bogen und Pfeile sind nur bei einigen Stämmen gebräuchlich.

Die Wohnungen sind entweder aus Rohr oder aus Thon gearbeitet. Die Rohrhütten haben höchst verschiedene Formen, wie unsere Abbildung S. 297 im Vordergrunde eine Anzahl zeigt. Manche derselben haben bis 20 Fuß im Durchmesser, die Wände, aus Rohrmatten bestehend und mit Thon bestrichen, sind bis zum Anfange des Daches gegen 10 Fuß hoch und das kegelförmige Dach wird durch eine Mittelsäule gestützt. Das nebenstehende Bild (S. 301) zeigt das Innere einer solchen Sonrhay-Hütte.

Zu beiden Seiten des Eingangs, auf der Abbildung auf der rechten Seite im Vordergrunde, ist eine halbrunde Thonbank zum Niedersetzen angebracht; weiter nach innen befinden sich Löcher im Boden, in welche man die Speiseschüsseln bequem und sicher stellen kann, da deren Unterseite gewöhnlich gewölbt ist. Der halbkreisförmige Raum im Mittelgrunde links, von einer niedern Thonmauer umschlossen, dient zum Aufbewahren von verschiedenen Geräthschaften, mitunter auch zur Aufnahme eines Kornvorrathes. Die langen Thonbänke daneben dienen zum Niedersetzen, in den drei großen Krügen in der Mitte des Zimmers verwahrt man das Getreide; gleichzeitig bilden dieselben auch eine Schutzwand für das hinter ihnen befindliche Kochfeuer, von dem sie den durch die offene Thür dringenden Wind abhalten.

Die Thonwohnungen sind aus großen Thonklumpen zusammengesetzt, haben einen vierseitigen Grundriß und flache Dächer. Die bessern von ihnen enthalten ringsum einen Hofraum, in den man durch eine Eingangshalle gelangt, eine Anzahl Zimmer, zudem auch noch Abtheilungen für Enten, Schafe, Hühner, Tauben, so daß sie einer kleinen Arche Noah ähneln. Da räuberische Einfälle von Nachbarstämmen häufig sind, hat man in manchen Distrikten den Dörfern eine kastellähnliche Einrichtung gegeben, wie das Dorf im Hintergrunde unsrer Abbildung S. 297 zeigt. Die sämmtlichen Gebäude liegen dann gern auf einer Anhöhe und bilden einen Kreis, in den nur ein schmaler, leicht zu vertheidigender Eingang führt. Die Zwischenräume der Hütten sind durch hohe Thonmauern ausgefüllt. Die

thurmähnlich aussehenden Gebäude mit spitzen Dächern sind Korumagazine. In den Gegenden freilich, in denen die Termiten häufig, ist man gezwungen, die Getreidespeicher auf Pfählen erhöht anzulegen, um sie etwas vor diesen unersättlichen Verwüstern zu retten. Der Vordergrund des Bildes zeigt uns auch die Sitte der Sonrhay, das Wasser in Kürbisschalen zu holen, welche an den beiden Enden einer Stange befestigt sind und die man auf der Schulter trägt. In den andern Ländern des Sudan trägt man die Wassergefäße auf dem Kopfe.

Die Eisengeräthe, welche die Sonrhay bedürfen, arbeiten sie sich selbst aus dem im Lande vorhandenen Eisenerz. Sie thürmen die Erze zu diesem Zwecke in 6 Fuß hohen und 1½ Fuß im Durchmesser haltenden Schmelzöfen auf, bedecken dieselben mit hinreichenden Mengen Brennmaterial und sammeln das ausfließende Metall in drei Rinnen am Grunde des Ofens.

Das Innere einer Sonrhay-Hütte.

Das Reich der Sonrhay hatte seinen Centralpunkt ums Jahr 300 n. Chr. in Kukia, einer Stadt, welche vermuthlich an der östlichsten Kniebiegung des Niger lag und von der es sehr wahrscheinlich ist, daß sie mit Aegypten und mit Nordafrika durch regelmäßige Handelskarawanen in Verbindung stand. Auffallen muß es, daß bei den Vornehmen der Sonrhay eine eigenthümliche Art die Todten einzubalsamiren gebräuchlich war, indem man die Eingeweide der Leichname herausnahm und die Höhlungen mit Honig füllte. Die Sprache der Sonrhay ist einsilbig und eine der ärmsten des Sudan. Schon in jenen frühen Zeiten war eine Herrscherfamilie hier auf dem Throne, die von Norden (Libyen) her eingewandert und aus welcher beim Beginn der Hedschira bereits 22 Könige regiert hatten. Schon im Jahre 1009 nahm der Sonrhay-Fürst den muhamedanischen Glauben an, duldete aber selbst in der Hauptstadt noch die heidnische Bevölkerung. Ums Jahr 1067 begann die Stadt Gogo Hauptstadt des Sonrhay-Staates zu werden und den Dienst des Islam zu pflegen, während ringsum Alles noch heidnisch war. Zugleich ward Gogo Haupthandelsplatz und Gold, Salz, Muscheln, Kupfer und Glasperlen waren die hauptsächlichsten Gegenstände des Handels. Etwa zehn Jahre später (1077) ward Timbuktu von den Tuariks gegründet, die

hier ihre Lagerplätze aufgeschlagen hatten. Anfänglich war diese Stadt nur ein unbedeutender Ort, an welchem für die nächste Umgebung ein Markt abgehalten ward, allmälig hob sie sich aber zu immer größerem Ansehn. Timbuktus Lage war vom größten Vortheil, es zur ersten Handelsstadt des Westens und zum Sitz der Gelehrsamkeit zu machen, denn die verschiedensten Nationalitäten trafen hier zusammen.

Im Süden waren die Sonrhay, am obern Niger das seiner Zeit gewaltige Reich Melle, von Westen her kamen die Bewohner des Reichs Mosche und die Mandingo, sowie die Fellata, von Norden und Osten dagegen machten die Marokkaner, die Tuarikstämme der Wüste und die Araber, sowie die Mischlingsstämme dieser und der genannten Nationen ihren Einfluß geltend.

Timbuktu ward vorzüglich der Haupthandelsplatz für Gold, das in Form von Ringen oder als Staub auf den Markt kommt, für Salz, das man von Taödenni bezieht und für Guru- oder Kola-Nüsse. Das Salz bedeckt einen höchst ausgedehnten Landstrich in der Landschaft El Dschof und besteht aus fünf Schichten, deren beste ein schwarzes, von weißen Adern marmorartig durchzogenes Ansehn hat. Die größten Salzstücke, welche hier ausgegraben werden, haben 3½ Fuß in der Länge, 1 Fuß Breite und über 2 Zoll in der Dicke; ihr Gewicht wechselt zwischen 50—65 Pfund. Die erwähnten Guru-Nüsse ersetzen den Bewohnern jener Gegenden den Kaffee und kommen aus den westlichern Gebieten, von Sierra Leone, dem Lande der Mandingo, aus dem Lande der Aschanti, von Teute und Kani. Es sind die Früchte mehrerer Baumsorten; die rothen Nüsse stammen von Sterculia acuminata, die größern weißen von Sterculia macrocarpa. Beide Bäume gleichen sich in Blatt und Blütenform und weichen nur im Aussehn der Frucht von einander ab. Sie haben langrunde, zugespitzte, ganzrandige, glatte Blätter, die an langen Blattstielen stehen. Die kleinen, unansehnlichen Blüten bilden Trauben in den Blattachseln. Jede Fruchtkapsel enthält ein Samenkorn. Die Guru-Nüsse werden gewöhnlich auf Eseln transportirt und 5 — 6000 Stück machen die Ladung eines Thieres aus.

Ein Aschanti-Neger.

Die muhamedanische Gelehrsamkeit des Sudan hatte in Timbuktu ihren Hauptsitz aufgeschlagen. Jeder Zeit wohnten hier gelehrte Männer, die Schüler um sich versammelten, und ein schlagendes Beispiel von der Bildung, welche hier herrscht, erhellt daraus, daß die Geschichte jener Ländergebiete in schriftlichen Urkunden niedergelegt ist, welche bis ins 4. Jahrhundert n. Chr. zurückreichen. Von einem der Hauptgeschichtschreiber ist bekannt, daß er eine Bibliothek von 1600 Handschriften und Büchern besaß.

Dieselben Ursuchen, welche das Gedeihen Timbuktus beförderten, führten aber auch für die Stadt vielfache Zerrüttungen herbei. Sie war von je ein Zankapfel der streitenden Parteien. Anfänglich von Tuariks gegründet, stand sie unter

der Herrschaft der Sonrhay-Könige, welche ihre Macht zeitweise über einen großen Theil des Sudan ausbreiteten. Dann fiel sie in die Hände der erobernden Fürsten von Melle, dann wieder in die Gewalt der heidnischen Moscheе. Sonrhay und dann Tuariks eroberten sie wieder, bis sich schließlich die Schützen des Sultans von Marokko hier festsetzten. Die Portugiesen waren frühzeitig von der Küste her mit Timbuktu in Verbindung getreten. Von ihnen stammte sogar eine Kanone, welche lange Zeit hindurch hier aufbewahrt ward, ohne daß man verstanden hätte, sie zu benutzen. Es muß überhaupt sehr auffallen, daß die Fürsten vom Nigergebiet, die doch fortwährend mit dem Norden Afrikas in engster Verbindung standen, von

Mandingo-Neger.

dorther ihre Pferde bezogen, ihr Heer mit Panzern und Kupferhelmen versahen, ja in Begleitung ihrer Großen Wallfahrten nach Mekka anstellten, früher nie den Versuch gemacht haben, Feuergewehre in ihrem Lande einzuführen, wie dies doch in Bornu ziemlich zeitig schon geschehen war. Trotzdem daß Heere von 140,000 Mann von den Negerfürsten zusammengebracht wurden, fiel es einer Schaar von einigen Hundert auserlesener marokkanischer Schützen nicht schwer, das ganze Gebiet für ihren Fürsten zu unterwerfen. Diese Marokko-Schützen (Ruma) blieben nachmals in den Hauptstädten des Landes sitzen, verheiratheten sich mit Negerfrauen und bildeten eine Art Adel, der die ganze Schiffahrt auf dem Niger in den Händen hatte. Die Beaufsichtigung des Flußverkehrs, der Schiffe und des

Hafens iſt auf dem Niger wie auch auf dem Schari in den Händen einer beſtimmten, ſehr angeſehenen Perſönlichkeit, einer Art Flußkönig.

Feſtung war Timbuktu niemals, ſondern nur zeitweiſe von einem Erdwall umgeben. Es leiſtete deshalb andringenden Feindesſchaaren niemals ernſtlichen Widerſtand, unterwarf ſich entweder ſofort oder mußte ſich Gewaltthätigkeiten gefallen laſſen, welche mehrmals bis zur Einäſcherung, zu Plünderungs- und Blutſcenen ſich ſteigerten. Stets ſtieg es aber in kurzer Zeit aus den Trümmern wieder empor, obſchon es gegenwärtig kaum die Hälfte ſeiner ehemaligen Größe beſitzt.

Die gegenwärtige Stadt hat die Geſtalt eines Dreiecks, deſſen Grundſeite dem Niger zugekehrt iſt. Ihr Umfang beträgt gegen eine Stunde. Das Grab des Fakih Mahmud, auf dem nebenſtehenden Grundriß mit A bezeichnet, iſt jetzt nördlich ein anſehnliches Stück von der Stadt entfernt, ſoll aber ehedem, nach den Erzählungen der Einwohner, in der Mitte der Stadt gelegen haben. Gegenwärtig zählt Timbuktu nicht mehr als 13,000 ſeßhafte Einwohner, zu denen ſich zur Zeit des lebhaften Handelsverkehrs noch 5 — 10,000 Fremde, beſonders öſtliche Mandingo geſellen.

Den empfindlichſten Stoß hat die Stadt durch die 1826 erfolgte Eroberung der fanatiſchen Fellata erlitten, welche bei jener Gelegenheit auch den umgebenden Erdwall niederriſſen. Mehr als die Verwüſtungen, die jede Eroberung zu begleiten pflegen, ſchadeten ſie dem Handelsverkehr dadurch, daß ſie ſich mit äußerſter Unduldſamkeit gegen alle ankommenden Fremden benahmen, die einer andern Religionspartei angehörten, und dies nicht etwa blos gegen die heidniſchen Kaufleute, ſondern auch gegen die von Norden und Oſten her kommenden Muhamedaner. Die weſtlichen Fellata ſind in ihren religiöſen Forderungen viel ſtrenger als die öſtlichen in den Hauſſa-Staaten und ſtehen ſelbſt mit dieſen ihren Stammesbrüdern in geſpannten Verhältniſſen, da dieſelben Vielweiberei haben, während ſie ſelbſt dem Herrſcher nur zwei Frauen geſtatten wollen. Während ſie aber ſich etwas darauf zu Gute thun, daß ſie den Islam in ſeiner reinſten Geſtalt wieder hergeſtellt hätten und als Symbol ihrer reinen Lehre eigenſinnig auf weiße Kleidungsſtücke halten, haben ſie doch mancherlei heidniſche Gebräuche mit überkommen. So tragen die meiſten von ihnen am Finger einen kleinen Silberring, von dem ſie meinen, daß er die Erhörung ihrer Gebete bewirke. Zu jenen religiöſen Reibungen, welche dem Handelsverkehr in Timbuktu hinderlich wurden, geſellte ſich noch der Neid zwiſchen den Kaufleuten von Marokko, Tanat und Ghadames, und letztere ſahen ſich veranlaßt, den Scheikh el Muchtar zu bewegen, ſeine Wohnung nach Timbuktu zu verlegen, um durch ihn einigen Schutz zu erhalten. Die Spannung unter den verſchiedenen Nationalitäten ſteigerte ſich endlich ſo weit, daß 1844 ein erbitterter Kampf zwiſchen den Tuariks und Fellata ausbrach, der damit endigte, daß letztere aus der Stadt vertrieben und in offener Feldſchlacht entſchieden geſchlagen wurden. Timbuktu erzeugt aber in ſeiner Umgebung nur einen kleinen Theil ſeines Bedarfs an Lebensmitteln und die ſtromaufwärts wohnenden Fellata haben die Stadt völlig in ihrer Gewalt, ſobald ſie die Getreideausfuhr nach derſelben verbieten. Hierdurch wurden die Tuariks bewogen, mit den Fellata

Timbuktu.

neuen Vergleich abzuſchließen, zufolge welches letztere die Oberherrſchaft über die Stadt beſitzen, in derſelben aber keine ſtehenden Truppen halten ſollten. Die Regierung der Stadt ſollte gemeinſchaftlich durch einen Fellata und einen Sonrhay beſorgt werden und nur wichtige Kriminalſachen von dem Fellataherrſcher entſchieden werden. Die in ſolcher Weiſe zu entrichtenden Abgaben überſteigen zwar die Summe von 7000 Thalern nicht, die Einwohner ſind aber von Seiten der Tuariks zahlloſen Plackereien ausgeſetzt und der Sohn und Nachfolger des Scheikh el Muchtar, Scheikh Ahmed el Bakay, wünſcht auch nicht vernachläſſigt zu werden.

Von außen gewährt Timbuktu durchaus keinen angenehmen Anblick. Die aus dunkelgrauem Thon aufgeführten Wohnungen mit platten Dächern, an denen man keine Fenſter wahrnimmt, erſcheinen ſehr melancholiſch und düſter. Außer dieſen Gebäuden ſind auch eine Anzahl runde Mattenhütten vorhanden. Letztere ſind zerſtreut, erſtere dagegen bilden zuſammenhängende Reihen und dadurch enge, gerade oder gewundene Straßen. Die Wege ſind zwar nicht gepflaſtert, haben aber einen ziemlich feſten Sand- und Kiesgrund. In der Mitte derſelben läuft der Rinnſtein, der um ſo nöthiger iſt, da die Dachrinnen das Regenwaſſer von den flachen Dächern nach den Straßen leiten. Obſchon die Stadt ziemlich zwei Meilen vom Fluſſe entfernt iſt, tritt doch beim Hochwaſſer die Flut ſo nahe, daß man in dem auf unſerem Grundriß mit 10 bezeichneten Thale in Booten bis in die nächſte Nähe fahren und den Markt mit Getreide verſehen kann. Im Jahre 1640 hatte der Strom ſogar eine ſo ungewöhnliche Höhe erreicht, daß ein anſehnlicher Theil der Stadt in einen Sumpf verwandelt worden war. Die Boote, in denen man den Niger befährt, ſind von ziemlich plumper Bauart und haben gewöhnlich an beiden Enden eine kleine Mattenhütte. Nie ſind ſie ſo dicht, daß ſie nicht Waſſer durchließen. Sie nöthigen deshalb zum häufigen Ausſchöpfen; dazu iſt der Schiffer an den flachen Ufern und an den mit Schilf umſtandenen Hinterwaſſern faſt bei jeder Ladung gezwungen, ſtreckenweiſe durch Waſſer und Schlamm zu waten, und jede längere Nigerfahrt hat deshalb faſt unvermeidlich ſchmerzhafte Rheumatismen und Lähmungen im Gefolge. Der eigentliche Hafen von Timbuktu iſt das Dorf Kabara, das unter der ſpeciellen Aufſicht des erwähnten Hafenmeiſters ſteht.

Von öffentlichen Gebäuden hat Timbuktu nichts weiter als drei Moſcheen aufzuweiſen, von denen ſich zwei durch ihre Größe auszeichnen. Die größte derſelben hat 262 Fuß Länge und 194 Fuß Breite. Alle drei ſind aus Thonklumpen erbaut. Ehedem ſollen noch drei andere Moſcheen vorhanden geweſen ſein. Auffallend iſt der Mangel an Bäumen in der nächſten Umgebung der Stadt. Es ſchreibt ſich dieſer Uebelſtand daher, daß bei einer Eroberung der Stadt der Hafenmeiſter mit der ganzen Flotte geflohen war und der Feind ſämmtliche Bäume niederſchlagen ließ, um Schiffe daraus zu bauen. Nur bei dem Brunnen (ſ. Fig. 11) im Süden der Stadt ſind einige Dattelpalmen vorhanden.

An öffentlichen Plätzen fehlt es ebenfalls ſehr, es iſt nur ein etwas größerer und ein kleinerer Marktplatz vorhanden. Die Mehrzahl der Bewohner von Timbuktu haben nur ein einziges Weib und die ſittlichen Verhältniſſe ſind ſtreng. Selbſt die ärmſte Frau der hier wohnenden Araber und Mauren erſcheint nie

anders als verschleiert auf der Straße, die Frauen der Vornehmen pflegen ihre Wohnungen überhaupt nur selten zu verlassen. Die Frauen tragen gewöhnlich ein schwarzes Obergewand und ein Unterkleid und verhüllen sich mit dem erstern. Diejenige Frau, welche des Ehebruchs überführt wird, hat sicher Steinigung zu erwarten.

Die eigne Industrie in Timbuktu ist gering, Lederarbeiten sind noch am ehesten zu nennen, selbst die Baumwollenstoffe werden von außen her bezogen. Reis und Negerhirse sind die Hauptprodukte, welche auf dem Markte feil geboten werden, zu ihnen kommt noch die Kadena-Butter. Thee ist bei den Arabern

Grundriß von Timbuktu.

A. Grab des Fakih Mahmud. B—L. Die verschiedenen Stadtviertel. (B. Aberas. C. Sankore. D. Baaindi. E. Yubukaina. F. G. Sarakaina. H. I. Sanegungu. K. Yuku. L. Zangereber.) 1. Die Moschee Sankora. 2. Der Fleischmarkt. 3 Barth's Wohnung bei seinem Aufenthalte in Timbuktu. 4. Wohnung des Scherifs Ahmed el Bakay. 5. Moschee Sidi Yahia. 6. Große Moschee. 7 Der große Marktplatz. 8. Das Thor, durch welches der Weg nach Kabara führt. 9 und 11. Brunnen. 10. Thal, das beim Hochwasser überschwemmt ist.

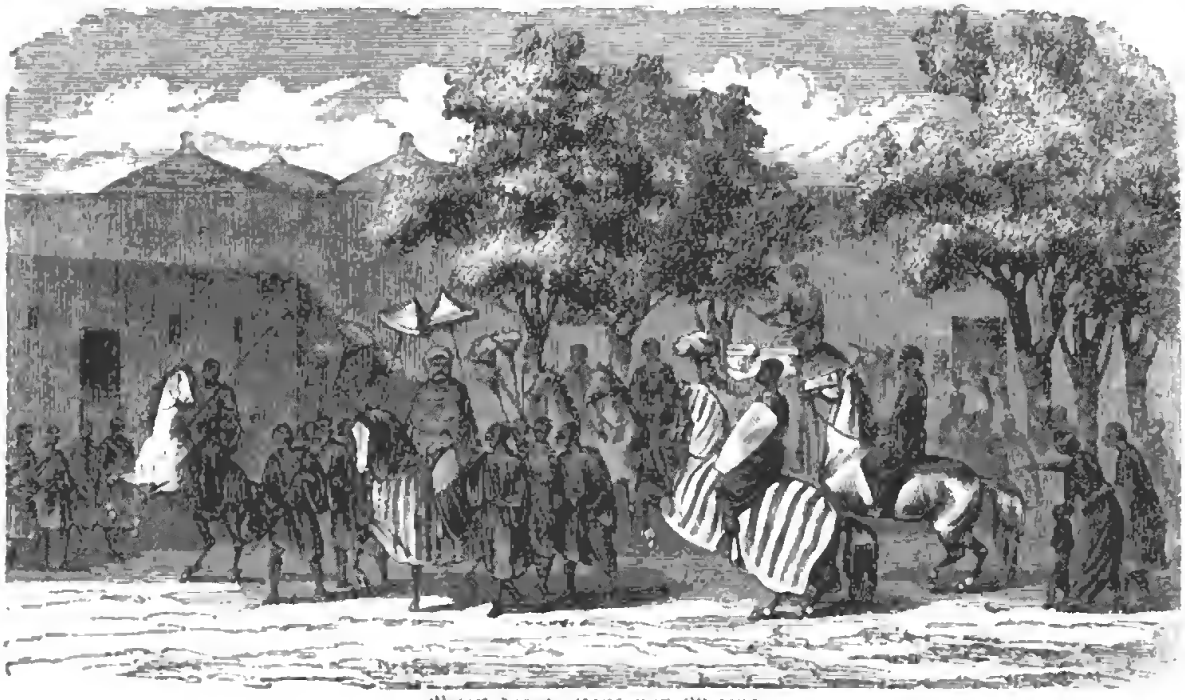
neuerdings sehr in Aufnahme gekommen. Einer besondern Pflege haben sich die Tauben zu erfreuen, die in Folge dessen auch in solcher Menge vorhanden sind, daß man für einen Dollar dreihundert Stück Junge erhalten kann.

Die Europäer, welche bis jetzt Timbuktu besucht haben, mußten stets mehr oder weniger unter den angedeuteten zerrütteten Verhältnissen des Ortes leiden. Mungo Park war mit den Tuariks in ein feindliches Verhältniß gekommen und hatte schließlich auf Jeden geschossen, der sich seinem Boote genähert. Bei den

Felsen von Bussa war er endlich übermannt und getödtet worden. Im Juli 1825 ging der junge englische Major Laing, der sich schon vorher auf Reisen in Senegambien versucht, von Tripoli aus nach Timbuktu ab. Er erreichte es über Ghadames und Agably nach außerordentlichen Schwierigkeiten am 18. August 1825, ward aber durch die fanatischen Fellata gezwungen, die Stadt zu verlassen und zu den Tuariks zu flüchten, die ihn theils aus Habsucht, theils aus Rache, da sie ihn für einen Verwandten Mungo Park's hielten, erschlugen. Glücklicher war der Franzose René Caillié, der als verkleideter armer Pilger am 13. April 1827 von St. Louis am Senegal abreiste und ohne Aufsehen zu erregen am 20. April 1829 auf dem Niger Kabara, den Hafen von Timbuktu, erreichte. In Timbuktu selbst wurde er unerkannt gastlich aufgenommen und verweilte 14 Tage daselbst. Mit einer Karawane zog er sodann binnen 7 Wochen über Ghurland in Tafilelt nach Fez und Tanger. Man schenkte in Europa seinen Berichten wenig Glauben, dieselben haben sich aber durch Dr. Barth's Mittheilungen glänzend bestätigt.

Am 7. September 1853 hatte dieser letztere unerschrockene Reisende auf einem Umwege durch die auf dem rechten Nigerufer gelegenen Sonrhay-Länder die Stadt Timbuktu erreicht, war aber unterwegs genöthigt gewesen, eine Zeit lang die schwierige Rolle eines Scherifs zu spielen, dem herzuströmenden Volke Segen zu spenden und Regen zu erflehen. Als in Timbuktu sein wahrer Charakter bekannt ward, versuchten die erbitterten Fellata in Gemeinschaft mit den Tuariks alles Mögliche, um seinen Untergang herbeizuführen. Letztere hielten ihn für einen Sohn des Majors Laing, der gekommen sei, um seinen Vater zu rächen. Barth hatte sich unter den Schutz des Scheikhs el Bakay gestellt und wohnte in einem Hause desselben, das auf dem Grundriß mit Fig. 3 bezeichnet ist. Die Tuariks wurden durch den Sohn jenes Häuptlings angeführt, welcher Laing tödten ließ, und stellten sich feindlich el Bakay gegenüber. Es drohte zu einem blutigen Zusammenstoß zu kommen, als plötzlich der Tuarikführer starb. Seine Leute hielten dies für eine Strafe Allah's, dessen Zorn der Scheikh auf sie herabgefleht habe, und brachten el Bakay ihre Huldigungen dar. Trotzdem ward es Dr. Barth erst nach siebenmonatlichem Aufenthalt, am 17. März 1855 möglich, im Geleite seines Schutzpatrons die Stadt zu verlassen. Auf dieser Rückreise war es, daß er Dr. Vogel bei Bundi begegnete. Die Nachlässigkeit der Boten war schuld gewesen, daß seine Briefe nicht früher seine Freunde von seinem Schicksal unterrichtet hatten und man ihn für todt gehalten.

Wir haben bereits erzählt (S. 244), daß die durch Dr. W. B. Baikie geleitete Dampfschifferpedition, welche im Jahre 1855 im Benuë hinauf ging, von so höchst glücklichem Erfolg begleitet war. Man wollte nun auch versuchen im Niger vielleicht bis nach Timbuktu hinauf zu gehen, verlor aber das erste Dampfschiff an den Felsen von Rabba und ist hierdurch, sowie durch Dr. Barth's ausführliche Berichte zu der Ueberzeugung gekommen, daß wenigstens vorläufig, wenn nicht durch umfassende Sprengungen Bahn gebrochen wird, nicht an ein Beschiffen des obern Niger zu denken ist. Hoffentlich wird man dem Benuë wieder die volle Aufmerksamkeit zuwenden, die er als Hauptwasserstraße nach dem Sudan verdient.



Palast des Sultans von Wajena.

XII.

Reise nach Wadaï. Letzte Nachrichten.

Letzte Sendungen. — Abreise nach Osten. — Baghirmi, Land und Leute. — Wara in Wadaï. — Macguire's Schicksal. — Letzte Nachrichten über Dr. Vogel.

Am 1. Dezember 1856 hatte Dr. Vogel, von seinem weiten Ausfluge nach Südwesten zurückkehrend, Kuka, das alte Standquartier, wieder erreicht. Er befand sich körperlich wohler als je. „Ich bin so stark geworden", schreibt er in seinem letzten Brief vom 5. Dezember, „daß ich einen Rock, den ich noch von Tripoli aus besitze, jetzt nicht mehr zuknöpfen kann." In demselben Briefe an seinen Vater schreibt er:

„Was meine Rückreise nach Europa betrifft, so kann ich diese gewisser Umstände halber augenblicklich noch nicht antreten, jedoch glaube ich Anfang oder Mitte 1857 an der Westküste zum Vorschein kommen zu können. Aengstige Dich darum nicht, das Klima dort ist nicht schlimmer als das im Innern." Am Schlusse des Briefes setzt er dagegen hinzu: „In etwa zwei Tagen werde ich eine Recognoscirung nach Wadaï, wo möglich bis Wara machen."

Am 1. Januar brach Vogel nach Osten auf. Von hier an fehlen sichere, von ihm selbst herrührende Nachrichten. Seinen Gefährten Macguire hatte er mit seinen Papieren und Sammlungen in Kuka zurückgelassen, damit er auf seine

Rückkehr warte. Sein Weg führte ihn muthmaßlich durch das Land Baghirmi und nach Maseña, der Hauptstadt desselben, die durch das längere Verweilen Dr. Barth's an diesem Orte genauer bekannt ist. Von hier aus schickte er wahrscheinlich einen Boten nach Wadaï mit der Anfrage: ob es ihm gestattet sein würde, das Land zu betreten. Vor Anfang August dürfte der Bote nicht leicht wieder von Wara nach Maseña zurückgekehrt sein. Nach dem Besuch der Provinzen von Fittri und Madagu wird sich Vogel nach Wadi Owadha im Norden von Wadaï begeben haben, und dort scheint ihn eine Eskorte des Sultan Scherif von Wadaï begrüßt und von hier nach Wara, der Hauptstadt, geleitet zu haben.

Das Land Baghirmi, zwischen Bornu und Wadaï gelegen, hat nur eine mäßige Größe, in der Richtung von Nord nach Süd von vielleicht 60, von West nach Ost gegen 40 Meilen. Es ist fast durchgehends von flacher Beschaffenheit und senkt sich nur nach dem Tsad hin etwas. Im Norden finden sich einige Hügel blos zwischen dem Gebiete des Tsad und dem des Fittri. Beide Seen stehen unter sich in keinem Zusammenhange. Im Süden dagegen scheinen Gebirge von solcher Höhe sich zu erheben, daß auf denselben zu Zeiten Schnee oder Hagel fällt. Nach Südosten hin mögen sich auch vulkanische Berge befinden. Der Hauptfluß des Landes, der Schari, von dem ein Seitenarm sich der Hauptstadt Maseña bis auf 2 Meilen nähert, hat für die Bewohner als Schutz in Kriegen die vorzüglichste Bedeutung erhalten. Der Handelsverkehr auf demselben ist dagegen nur äußerst gering und auf Zufuhr von einigem Getreide beschränkt. Der größte Theil des Landes wird aus Kalk und Sandboden gebildet. Die Vegetation desselben, sowie das hier sich entwickelnde Thierleben, vorzugsweise dasjenige an dem untern Theile des Schari, haben wir bereits bei Schilderung des südlichen Tsad-Ufers (S. 204 u. f.) berührt und geben auf der Abbildung S. 313 einen Ueberblick der Hauptformen der Thierwelt. Wie erwähnt, kommt auf dem rechten Ufer des Schari das Nashorn wieder vor, das im Innern des Sudan fehlt.

Die Hauptstadt des Landes, Maseña, liegt in einer flachen Senkung und trägt in hohem Grade den Charakter des Verfalles, der den Zustand des ganzen Landes kennzeichnet. Zwischen grünen Wiesenflecken zeigt sich ein Haufen Ruinen ähnlicher Lehmhäuser, ein großer Theil derselben zerfallen. Die Ringmauer der Stadt, obschon gegen früher bedeutend eingezogen, ist gegenwärtig noch viel zu ausgedehnt, der ganze nördliche Stadttheil ist mit dichtem Unterholz bestanden. Andere Stellen sind von Gemüsegärten in Anspruch genommen. Die Stadtmitte ist von einer Senkung durchzogen, in welcher üppige Bäume: Tamarinden, Dumpalmen u. a. grünen, die sich aber zur Regenzeit in einen Teich verwandelt. Letzteres ist auch mit den zahlreichen Gruben der Fall, in denen sich die Brunnen befinden. Durch diese Menge stehender Wasser und durch die Unsitte, allen Unrath in dieselben zu werfen, wird der Aufenthalt in Maseña sehr ungesund gemacht. Das einzige imponirende Gebäude ist der Palast des Sultans, dessen Umfangsmauer auffallender Weise aus gebrannten Backsteinen besteht, dabei 20 Fuß hoch und 10 Fuß dick ist. Die Thore sind festungsähnlich aus dicken Pfosten gearbeitet und stark mit Eisen beschlagen. Innerhalb der Ringmauer stehen dann die zahl-

reichen Gebäude des Sultans, seiner Diener und der 3 — 400 Frauen. Die übrigen Wohnungen sind nur aus Thon oder Matten; der erstere hat aber nur eine geringe Festigkeit und weicht zur Regenzeit nicht selten ein, so daß man den Rohrwohnungen noch den Vorzug giebt.

Vor etwa 300 Jahren, so erzählen die Einwohner, hatte sich in dem Thale, wo jetzt Maseña steht, eine Horde Fellata mit ihren Herden niedergelassen, wurde aber fortwährend durch Einfälle der nördlich wohnenden Bulala beunruhigt. Da kam der Fürst der Baghirmi mit seinem Heere herbei und nahm die Bedrängten in Schutz. Er gründete hier eine Stadt und nannte sie nach dem großen Tamarindenbaume (ma), der hier stand, und nach dem Fellata-Mädchen (eña), welches unter demselben saß und Milch verkaufte, Maseña. Das Volk der Baghirmi, vielleicht 1½ Millionen Köpfe zählend und fähig, 10,000 Fußkrieger, mit Speeren bewaffnet, sowie 3000 Reiter zu stellen, ist gleich ausgezeichnet durch schönen und kräftigen Körperbau, wie durch Tapferkeit und Muth. Die Frauen, symmetrisch und angenehm gebaut, glänzend schwarz von Hautfarbe, sind als die schönsten des ganzen Sudan gepriesen; vorzüglich rühmt man auch die Schwärze und den Glanz ihrer Augen. Freilich gelten sie nicht als Muster häuslicher Tugenden und Ehescheidungen sind nicht gerade selten. Ebenso kommen genug blutige Fehden vor, welche durch Eifersucht veranlaßt wurden. Ein schwarzes weites Hemd bildet die gewöhnliche Kleidung beider Geschlechter. Die industrielle Thätigkeit der Baghirmi ist nicht erwähnenswerth; Baumwollenstreifen gelten als Münzen. Die Muscheln werden hier ausschließlich als Handelsartikel betrachtet. Die südlich wohnenden Heidenvölker kaufen dieselben und fertigen Schmuck für das Hintertheil ihrer Frauen, so wie Mützen für die Gestorbenen daraus und die Uëlad Raschid-Araber verwenden sie zum Kopfputz ihrer Pferde und Kameele.

Die Viehzucht ist hauptsächlich in den Händen der zahlreich angesiedelten Schua. Der Muhamedanismus ist zwar allgemein Landesreligion, die Kenntniß seiner Lehren steht aber auf einer höchst niedrigen Stufe und das Volk ist im gröbsten Aberglauben des Heidenthums befangen. Als Dr. Barth in Maseña in Gefangenschaft gehalten wurde, da er das Land ohne vorher eingeholte Erlaubniß und Schutzbrief des Sultans betreten hatte, kam er stark in Verdacht, daß er den Regen vom Lande abhalte, da er einige Male nach den aufsteigenden Gewitterwolken geschaut hatte, um zu beobachten, von welcher Himmelsgegend her sie kämen. Die Regierung ist eine rein despotische. Niemand im ganzen Lande hat die Erlaubniß, sich auf einen Teppich zu setzen, nur der Sultan und einige seiner nächsten Beamten dürfen es; jeder Andere muß mit einer Rohrmatte vorlieb nehmen.

Die politische Lage Baghirmis ist sehr unangenehm. Mitten zwischen zwei gewaltigen Reichen ist es nach verzweifelten Kämpfen gezwungen worden, beiden Tribut zu bezahlen, sowol am Bornu als an Wadaï. Sehr viel trugen auch die Thronstreitigkeiten mit zum Verfall des Landes bei, wie dergleichen an den meisten Höfen, an denen Vielweiberei gebräuchlich ist, vorkommen. Das Land wurde durch dieselben in langwierige Bürgerkriege verwickelt und fiel dann, durch diese, sowie durch Pestkrankheiten decimirt, den äußern Feinden zur Beute. Der Sul-

tan von Baghirmi kann den ſchweren Tribut nur erübrigen, indem er jährlich einige Monate auf Kriegszüge gegen die im Süden wohnenden Heidenvölker verwendet und von denſelben Sklaven einbringt. Bogen und Pfeil ſind bei den Baghirmi ſelten, noch ſeltener das Schwert und der Dolch, Feuerwaffen fehlen gänzlich, trotzdem ſind ſie ihren ſüdlichen Gegnern durch Anzahl und perſönliche Tapferkeit überlegen. Die Heiden vertheidigen ſich vorzugsweiſe mit ſteinernen Streitärten. Auch hier in Baghirmi iſt es gebräuchlich, die bei ſolchen Raubzügen gemachten erwachſenen männlichen Gefangenen zu tödten oder zu entmannen.

Dr. Barth war, wie bereits angedeutet, bei ſeiner Ankunft in Baghirmi ſchlecht genug behandelt worden; man hatte ihn ſogar in Feſſeln gelegt und ihn ſo nach der Hauptſtadt transportirt. Als der Sultan, der ſich damals gerade auf einem Kriegszuge befand, zurückkehrte, glückte es Barth, mit demſelben in ein freundſchaftlicheres Verhältniß zu kommen und dahin zu wirken, daß, wenn nach ihm ein Europäer Baghirmi beſuchen werde, man denſelben freundſchaftlicher empfange. So ſteht denn zu vermuthen, daß Dr. Vogel in Maſeña wohl aufgenommen worden iſt. Da es ihm Barth zur erſten Pflicht gemacht hatte, ſich von Wara eine Erlaubniß zum Beſuch von Wadaï zu verſchaffen, ſo iſt es eben ſo wahrſcheinlich, daß Vogel auch in Wara freundſchaftlich bewillkommnet wurde. Damit ſtimmen die Bemerkungen im Briefe des Scheikhs von Bornu völlig überein.

Noch kein Europäer hatte vor Dr. Vogel Wadaï und ſeine Hauptſtadt Wara erreicht. Die Beſchreibung der Stadt verdankt man dem Reiſebericht des Scheikhs Muhamed el Fueſi. Er ſagt: „Wara liegt eingeſchloſſen in einem elliptiſchen Keſſel, der durch geſonderte Gruppen von Gebirgen gebildet wird. Die Stadt iſt länger als breit; ſie erſtreckt ſich in einer Länge von mindeſtens einer halben Stunde in der Richtung von Nord nach Süd, welche auch die umſchließenden Berge nehmen, die gleichſam ihre natürliche Feſtungsmauer bilden. Dieſe Berge heißen das Gebirge Wara; von ihnen hat die Stadt ihren Namen. Der Palaſt des Sultans und die große Moſchee, welche in der Nähe des Eingangs zu jenem, auf dem Platze El Facher liegt, ſind die einzigen ſteinernen Gebäude; die übrigen Wohnungen beſtehen nur aus runden Hütten von Lehmmauern mit einem kegelförmigen Dache. Sie ſtehen meiſtens inmitten eines Hofes, der von einer Hecke von Dornſträuchern eingeſchloſſen iſt.

Die Stadt wird von einer großen Straße durchſchnitten, die von dem nördlichen Thore nach dem ſüdlichen führt. Im öſtlichen Theile befindet ſich der Palaſt des Sultans, zu dem man durch vier verſchiedene Thore gelangt. Der Kasr oder die eigentliche Wohnung des Sultans liegt auf einer Anhöhe und beherrſcht die ganze Stadt. Dieſes Gebäude hat nur ein einziges Stockwerk über dem Erdgeſchoß mit drei Fenſtern, das eine nach Weſten gerichtet, nach dem Platze El Facher, das zweite nach Norden, das dritte nach Mittag. Vor dem Palaſte breitet ſich der erwähnte große Platz des „Facher" aus; auf demſelben ſtehen einige Bäume von der Gattung Sayal (Mimosa Sayal). Am weſtlichen Ende des Platzes, dem Thore des Palaſtes gegenüber, erblickt man einen Hügel, den Berg Toraya, auf deſſen

Thierleben am untern Schari.

Gipfel eine Hütte steht, in welcher die Blasinstrumente und Cymbeln des Sultans aufbewahrt werden. Die Bevölkerung der Stadt beträgt etwa 40,000 Seelen, von denen 8000 sich sofort auf das erste Aufgebot des Sultans bewaffnet stellen können."

Die Bewohner des Landes Wadaï sind zweierlei: die eingebornen und eingewanderten Neger und die Araberstämme. Den Namen Wadaï hatte erst der Sultan Abd el Kerim (1630) seinem Reiche gegeben zu Ehren seines Großvaters Woda Wadaï. Sein Nachfolger Charut hatte Wara erbaut. Unter der Anführung des Abul Kassem, des sechsten Königs der Forauer, war ein gewaltiger Heerhaufe des letztgenannten Volkes in Wadaï eingefallen und hatte es tributpflichtig gemacht. König Djode, mit dem Beinamen Muhamed Sfulai, d. h. der Befreier, rettete Wadaï von diesem Abhängigkeitsverhältniß und eroberte außerdem einen Theil von Kanem. Durch letztere That nahmen die fortdauernden Feindseligkeiten Wadaïs mit Bornu ihren Anfang, die wir bei der Geschichte des letztgenannten Landes mehrfach erwähnt haben. Djode's Enkel Abd el Kerim, welcher seinen Vater Sfaleh 1805 vom Throne stieß, unterwarf sich das Reich Baghirmi und eröffnete eine direkte Handelsstraße nach dem Mittelmeer. Er starb 1815 und hinterließ sechs Söhne, welche sich gegenseitig den Thron streitig machten. Hierdurch gelang es Muhamed Sfaleb, dem Bruder des verstorbenen Königs, sich mit Hülfe des Königs von Fur der Regierung zu bemächtigen (Juli 1834). Er führte als ein kräftiger Fürst glückliche Feldzüge gegen Karka, den aus Inseln, halb versunkenen Sumpfgauen und Wiesengründen bestehenden Südost-Winkel des Tsad, ebenso gegen die räuberischen Tama, welche eine bergige Landschaft vier Tagereisen nordöstlich von Wara bewohnen, und 1846, wie früher erzählt, auch gegen Bornu. In den letzten Jahren seiner Regierung erblindete Sfaleb und in Folge dessen brachen in seinen Staaten mehrfache Aufstände aus, durch welche er sich schließlich gezwungen sah, 1850 die alte Residenz aller frühern Könige von Wadaï, Wara, zu verlassen und sich nach Abeschr, einem unbedeutenden Dorfe, etwa 20 Meilen südlich von der Hauptstadt im Gebiete der Kelingen, zurückzuziehen. Im Jahre 1853 wurde er von seinem Sohne Muhamed völlig entthront, doch auch dieser soll neuerdings von einem seiner Brüder wieder gestürzt worden sein.

Die Mehrzahl der Bewohner Wadaïs sind fanatische Muhamedaner. Vor der Einführung des Islam waren alle jene Länder zwischen dem Tsad und Kordofan von dem heidnischen Stamme der Tündjur bewohnt, der aus Dongola gekommen sein soll und ein Zweig des ursprünglich in Benese wohnhaften ägyptischen Stammes der Batabessa ist. Die Tündjur hatten die in Dar-Fur herrschenden Dadjo besiegt und sich allmälig über Wadaï und einen Theil von Baghirmi verbreitet. In Wadaï sollen sie ihre Herrschaft 99 Mondjahre behauptet haben, bis der genannte Abd el Kerim ihre Macht durch Einführung der muhamedanischen Religion brach.

Die Nachrichten, welche frühere Expeditionen über die Bewohner Wadaïs erhielten, waren abschreckend genug. Letztere wurden als räuberisch und gewaltthätig geschildert. Von Dr. Vogel's dortigem Aufenthalt weiß man nichts Sicheres.

Im Anfang des Jahres 1857 aber verlauteten in Bornu Gerüchte, er sei in Wara getödtet worden und der Korporal Macguire schrieb darüber von Kuka (5. November 1857) an den Konsul Herman in Tripoli: „Indem ich Sie über den Stand der Sachen hier unterrichte, bedaure ich, daß mir nichts übrig bleibt, als Ihnen Trauriges mitzutheilen. Sie wissen bereits, daß Dr. Vogel von hier am 1. Januar 1856 nach Wadaï aufgebrochen ist; es bleibt mir leider nichts übrig als hinzuzufügen, daß er gefallen ist als ein Opfer des Fanatismus der Bevölkerung. Es sind so verschiedene Erzählungen des Mordes hier im Umlauf, daß ich zu keiner Sicherheit gelangen kann, welcher zu glauben sei. Ich enthalte mich daher, auf die Gründe einzugehen, denen die That zuzuschreiben sein dürfte, und unterlasse dies um so mehr, als Scheikh Omar mir gesagt hat, er beabsichtige Ihnen sämmtliche Einzelheiten darüber zu schreiben. Eins ist gewiß: keiner von seinen Leuten ist mit Nachrichten zurückgekommen! es heißt, daß einer derselben getödtet worden, die andern zwei gefangen genommen und zu Sklaven gemacht worden seien."

In dem festen Glauben an den Tod Dr. Vogel's faßte Macguire den Entschluß, nach Europa zurückzukehren. Wahrscheinlich war er aufgebrochen, ohne den Abgang einer größern Karawane abzuwarten, und soll sechs Tagereisen nördlich von Kuka, bei dem Brunnen Belkaschiferry, von Räubern angefallen und nach tapferer Gegenwehr getödtet worden sein. Durch dieses Unglück gingen zugleich alle Papiere und Sammlungen Dr. Vogel's verloren, welche er während der letzten großen Reisen gemacht hatte. Der erwähnte Brief des Sultans an Herrn de Jremeaur, Konsul von Fessan, sagt über Vogel's Tod dagegen nichts; er lautet:

„Tausend Grüße und der Segen und die Gnade Gottes sei mit Euch!

Wir haben Euren Brief durch Innes den Marabut erhalten und Alles gelesen, was er in Bezug auf Abd el Wahed (Dr. Vogel) enthält. Wir erfahren von den Grenzen von Kanem, daß er dort angekommen war im Monat Giumad el aher und geblieben bei den Sliman. Er setzte dann seinen Weg fort in der Richtung nach Mua, einer Stadt im Lande Wadaï, und gelangte zunächst nach Baghirmi. Diese Nachricht ist vom verflossenen Jahre. Wir haben aber weitere Kunde erhalten, daß Abd el Wahed mit seinem Diener nach der Stadt Audra (Wadi Owadha im Norden Wadaïs) gegangen ist, welche da liegt im Lande der Gläubigen, und daß der Sultan von Wadaï, nachdem er die Ankunft der Fremden erfahren, ihnen Boten entgegengesandt mit dem Auftrage, sie zu ihm einzuladen. Sie setzten in Folge dessen ihren Weg zum Sultan von Wadaï fort und letzterer ließ sich von ihnen Auskunft geben über den Zweck ihrer Reise. Er fragte sie: „Wo kommt ihr her?" Sie antworteten: „Von Fessan und Bornu und wir wünschen jetzt zu reisen in Wadaï!" Er, der Sultan, sprach weiter zu ihnen: „Welche Zwecke habt ihr bei eurer Reise?" Sie antworteten: „Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, neue Länder aufzusuchen, sie kennen zu lernen und zu beschreiben!" Er fragte sie: „Ist dies Alles, was ihr wünschet?" Sie antworteten: „Das ist Alles! Wir beabsichtigen von hier aus nach dem Gebiete von Fur zu gehen und dann in unser Vaterland zurückzukehren, wenn es Gott gefällt!"

Dieſe Nachrichten hatten wir bereits erhalten, ehe der Marabut uns Euern Brief brachte. Nachdem wir denſelben geleſen, ſandten wir nochmals einen Eilboten nach Wadaï und dieſer hat dies Alles beſtätigt. Dies iſt Alles, was wir Euch in dieſer Angelegenheit ſchreiben können" ꝛc.

Konſul Herman in Tripoli bemerkt bei Abſendung dieſer beiden Schreiben nach London unterm 15. Febr. 1857: „Daß Herr Macguire keinen Zweifel an der Wahrheit der Nachrichten über den Tod Dr. Vogel's hegt, kann aus dem Umſtande entnommen werden, daß er Vorbereitungen zu ſeiner Abreiſe traf. Er beabſichtigte (anfänglich) durch Nyffe zu gehen und den Niger ſtromabwärts zu verfolgen, um nach England zurückzukehren. Unglücklicherweiſe giebt der ſprichwörtlich gewordene Fanatismus des Volkes von Wadaï den Erzählungen einen gewiſſen Grad von Wahrſcheinlichkeit. Durch die nächſte Karawane werde ich den Scheikh von Bornu erſuchen, mir Alles mittheilen zu laſſen, was er hierüber erfahren kann. Zugleich will ich ihn bitten, zu verſuchen, ob wol die Papiere und andern dem unternehmenden Reiſenden gehörigen Effekten zu erlangen ſeien."

Am 30. Juli 1857 meldete Konſul Herman von Tripoli dem Lord Clarendon in London, daß ein Kurier, welcher am 10. Juli in Murſuk angekommen ſei, die Beſtätigung vom Tode Dr. Vogel's gebracht habe. „Es ſcheint", ſagt er, „daß es ihm gelungen war, Wara, die Hauptſtadt von Wadaï, zu erreichen. Bei ſeiner Ankunft war er nach dem Palaſte des Sultans gebracht, nachher enthauptet worden, da er ſich geweigert habe, den muhamedaniſchen Glauben anzunehmen."

Am 17. Auguſt ſchreibt Konſul Herman an den Obigen: „Eine große Karawane wird täglich in Murſuk von Kuka erwartet, die möglicherweiſe das Räthſel löſen kann. Ich werde für den Fall, daß dieſelbe im Stande iſt, mehr Licht über die Sache zu verbreiten, den Herrn Iremeaur in Murſuk veranlaſſen, einen andern Kurier an den Scheikh von Bornu zu ſchicken, um ihn zu bitten, drei oder vier zuverläſſige Boten nach Wara zu ſenden, mit dem Verſprechen einer ſchönen Belohnung, wenn ſie mit einer gewiſſen oder beſtimmten Nachricht von Vogel's Schickſale, ſeinem Tode oder ſeiner Gefangenſchaft zurückkehren, oder in dem letzten Falle wo möglich den geſchriebenen Beweis von ſeiner eignen Hand zu erlangen ſuchen; denn wenn er in Gefangenſchaft gehalten würde, ſo müſſen Verſuche zu ſeiner Befreiung gemacht werden. Doch ich geſtehe Ew. Lordſchaft aufrichtig meine Befürchtung, daß leider wenig Gelegenheit zu einem ſolchen Verſuche vorhanden ſein wird."

Während dem hatte ſich in Europa das Gerücht verbreitet, der Tod Vogel's wäre durch ein unkluges Verfahren von Seiten der Engländer ſelbſt herbeigeführt worden. Kaufleute, unter dem Schutze des engliſchen Konſuls in Tripoli ſtehend, hätten von Händlern, die nach Wadaï gezogen, keine Bezahlung für die auf Kredit abgelaſſenen Waaren erhalten können. Letztere hätten vorgegeben: der Sultan von Wadaï habe ſie ausgeplündert, ohne ihnen irgend eine Entſchädigung zu gewähren. In Folge deſſen habe der Konſul in Tripoli eine Quantität Elfenbein, das dem Sultan von Wadaï gehörig, wegnehmen und verkaufen laſſen. Als der

Sultan dieſe Gewaltmaßregel erfahren, ſei Vogel ein Opfer ſeines Zornes und ſeiner Rache geworden.

Man hielt dieſem Gerücht entgegen, daß, wenn wirklich ein ſolches Mißverhältniß eingetreten wäre, der wegen ſeines Geizes bekannte Fürſt von Wadaï Dr. Vogel ſicher nicht getödtet, ſondern ihn nur gefangen gehalten haben würde, um ein bedeutendes Löſegeld zu erpreſſen. Statt deſſen kam über Aegypten und Kartum eine Nachricht, welche mehr Aufſehen erregte: es war eine Geſandtſchaft des Königs von Dar-Fur in Kairo angekommen und durch dieſelbe erfuhr der Konſul G. Green in Alexandria im Oktober 1857 Nachſtehendes.

Muhamed Scianghiti, Geſandter des Königs von Dar-Fur an den Vicekönig von Aegypten, erzählte:

„Vor meiner Abreiſe von Dar-Fur wurde mir von mehreren Perſonen, Eingebornen vom Senegal, erzählt, daß drei europäiſche Reiſende, mit Namen Abd el Kerim (Dr. Barth), Abd el Wahed (Dr. Vogel) und Abd el Samad, von Bengaſi nach Feſſan gekommen wären. Von da ſeien ſie nach Bornu gereiſt. Einer von ihnen, Abd el Wahed (Dr. Vogel), reiſte von Bornu nach Baghirmi und ward daſelbſt wohl empfangen. Nachdem er hier die wichtigſten Orte beſucht, begab er ſich nach Middogo und ging von da nach Borgu, d. h. Wadaï. Er traf hier den Weſir des Fürſten von Wadaï, genannt Simalek, der ihn gut aufnahm, und ging ſpäter in das Innere dieſes Reiches bis zur Hauptſtadt Wara. Dort reſidirte Fürſt Scherif, der ſogenannte Sultan von Wadaï, der von der Gicht gelähmt iſt. In der Nachbarſchaft von Wara iſt ein heiliger Berg, deſſen Beſteigung allen Perſonen unterſagt iſt. Abd el Wahed, ob er davon unterrichtet war oder nicht, iſt unbekannt, beſtieg dieſen heiligen Berg, und als der Fürſt dies erfuhr, befahl er ihn hinzurichten, und ſo geſchah es.

Die Nachricht davon kam nach Dar-Fur vor etwa 7 Monaten. Als Muhamed Haſſan, König von Dar-Fur, dies hörte, war er ſehr entrüſtet darüber und ſchickte einen Boten an den Fürſten von Wadaï, um ſeine Mißbilligung darüber auszuſprechen.“

Dr. Barth äußerte ſich ausführlicher in der Sitzung der königlichen geographiſchen Geſellſchaft zu London über die zu nehmenden Schritte und meinte unter Anderm:

„Es wäre ſehr zu bedauern, wenn nicht wenigſtens Dr. Vogel's intereſſante Tagebücher gerettet werden könnten. Dieſe Papiere, wenigſtens die, welche Korporal Macguire bei ſich führte, der ſechs Tagereiſen von Kuka bei dem Brunnen Belkaſchiferry getödtet worden ſein ſoll, wenn ſie nicht auf dem Platze ſelbſt vernichtet worden ſind, müſſen in den Händen einiger Häuptlinge der Kelowi, die das Land Aïr bewohnen, gefallen ſein, obgleich die Raubhorden, von denen die Straße von Bornu nach Feſſan fortwährend heimgeſucht iſt, die Oberhoheit dieſer Häuptlinge nicht anerkennen. Ich erwarte kaum, daß der Fürſt von Bornu im Stande ſein wird, etwas in dieſer Sache zu thun, weil die Tuariks, die dieſe Straße beunruhigen, ſeine erbittertſten Feinde ſind; aber ich glaube, daß die Häuptlinge der Kelowi, durch deren Gebiet wir auf dem Wege nach dem Sudan

gekommen ſind, wahrſcheinlich glücklicher in dem Verſuche ſein werden, etwas wieder zu erlangen, vorausgeſetzt allemal, daß ſie nicht auf der Stelle ſelbſt vernichtet oder zerſtreut worden ſind. Ich ſelbſt bin auf meiner erſten Reiſe einmal nach einer ernſtlichen Vertheidigung aller meiner Habe beraubt worden, und obgleich dies auf der Grenze des Gebietes des Paſchas von Tripoli und Muhamed Ali's von Aegypten vorfiel, die beide mir ihren Schutz zugeſagt hatten, habe ich doch ſeitdem nicht das Geringſte, weder von meinen Papieren, noch von meinen Sachen wieder zu ſehen bekommen."

Beſtimmtere Nachrichten über die Ereigniſſe in Wadaï kamen durch den Baron Reimaus. Dieſer unternahm eine Reiſe in Arabien, vom Juni bis November 1857, nach Djeddah, gerade zur Zeit der Pilgerfahrt, und war dabei als Araber gekleidet. Er gab ſich für einen tuneſiſchen Pilger aus und erkundigte ſich bei den Pilgern aus Wadaï und den benachbarten Ländern, indem er vorgab, daß er über Suakin, Dar-Fur, Wadaï, Bornu und Murſuk nach ſeiner Heimat zurückkehren wolle. Ein Pilger, der Scheikh Abdallah Ouwad, theilte ihm mit, daß Abd el Wahed (d. i. Vogel) in der That verhaftet worden ſei, weil er die Beſteigung eines heiligen Berges verſucht habe, daß er aber in ein Gefängniß geworfen, nicht habe getödtet werden dürfen. Zwei Neger aus Wadaï beſtätigten dieſe Erzählung. Bei ſeiner Rückkehr nach Kairo erhielt Baron Reimaus von dem Geſandten von Dar-Fur, Seid Muhamed el Chingueſi, eine noch beſtimmtere Mittheilung. Nach dieſer heißt es: Der heilige Berg, Dſchebel it Driat, trägt auf ſeinem Gipfel eine große Kapelle aus weißen Steinen, um welche herum drei kleinere Gebäude von derſelben Form errichtet ſind. Der Berg und die Kapelle, die ihn krönt, für gewöhnlich unbewohnt, werden nur bei einem Regierungswechſel von dem neuen Sultan beſucht, der eine beſtimmte Anzahl von Stunden, bis zum Auf- oder Untergange eines gewiſſen Sternes daſelbſt verweilen muß. Nachdem muß er in feierlichem Aufzuge in der Stadt Wara einziehen, um dann als rechtmäßiger Fürſt empfangen zu werden. Kein Menſch außer dem Fürſten hat je das Innere der Kapelle geſehen; drei Scheikhs, die vornehmſten im ganzen Lande, haben die Schlüſſel dazu. Der Berg ſelbſt und ein Theil ſeiner Umgebung ſind für heilig erklärt.

Die Ankunft des Chriſten Abd el Wahed hatte bereits bei den fanatiſchen und zu Gewaltthätigkeiten geneigten Einwohnern großes Mißfallen erzeugt. Die Ausgänge und Forſchungen des unglücklichen Dr. Vogel ſteigerten ihren Argwohn im höchſten Grade und eines Morgens hatte man ihn in der Nähe des heiligen Berges ergriffen, um ihn zu tödten.

Hier war aber der Berichterſtatter des Baron Reimans nicht mehr genau, ſeine Angaben über die Art des Todes oder die Weiſe der Hinrichtung wurden unbeſtimmt, und es gewann faſt den Schein, als ob Dr. Vogel in Wara noch am Leben ſei, aber gefangen gehalten würde, und daß der Geſandte von Dar-Fur, um die Engländer gegen das feindliche Wadaï auch feindlich zu ſtimmen, die Nachricht vom Tode aus eigner Erfindung hinzugeſetzt habe. Durch eine ſolche Gefangenſchaft würde der Sultan Scherif von Wadaï gleichzeitig ſein dem Dr. Vogel gegebenes Schutzverſprechen gehalten und doch auch das fanatiſche Volk nicht gegen

sich gereizt haben. Ebenso würde er bei seinem bekannten Geize noch ein ansehnliches Lösegeld haben erpressen können. Alle diese Erwägungen führten den Baron Reimans zu dem Entschlusse, den Versuch zu machen, über Kartum und Dar-Fur nach Wadaï vorzudringen. Schon stand er im Begriff, diese kühne Reise anzutreten, als er am Tage vor dem Aufbruch erkrankte und am 15. März 1858 zu Kairo starb.

Ein gelehrter Alterthumsforscher, Dr. Heinrich Brugsch von Berlin, hatte bei seiner Anwesenheit in Aegypten ebenfalls mehrere von Wadaï kommende Muselmänner über Dr. Vogel befragt, und ihre Aeußerungen hatten auch dahin gelautet, daß Dr. Vogel gefangen gehalten würde, aber nicht hingerichtet worden sei.

Durch die Hoffnung getrieben, daß Dr. Vogel möglicherweise noch am Leben sei und gerettet werden könne, sind die Anstrengungen, über ihn Gewißheit zu erhalten, fortwährend erneuert worden. Als die Königin von England sich in Berlin zum Besuch befand, ersuchte Alexander von Humboldt dieselbe, weitere Nachforschungen über das Schicksal des deutschen Reisenden anstellen zu lassen. In Folge dessen erhielt der englische Konsul zu Tripoli Befehl, Boten nach Wadaï zu senden und alle etwa einlaufenden Nachrichten sofort an A. v. Humboldt gelangen zu lassen.

Alexander von Humboldt theilte unterm 7. Nov. 1858 dem Vater des unglücklichen Reisenden, Dr. K. Vogel in Leipzig, die Depesche mit, welche er in Folge jenes Befehls vom englischen Generalkonsulat in Tripoli erhalten hatte und die vom 22. Oktober 1858 datirt war. In ihr hieß es:

„Da wir bis zum 27. März d. J. keine bestimmten Nachrichten über den Doctor erhalten hatten, wurde ein offizieller Kurier von Mursuk an den Sultan von Bornu abgesandt, sowie gleichzeitig an die Chefs der Tuariks von Aïr mit Briefen, worin man sie aufs dringendste um ihren Beistand gebeten, falls der Reisende noch am Leben und etwa gefangen, keine Mühe zu scheuen und keine Kosten zu sparen, seine Befreiung zu bewirken, sofern er aber nicht mehr lebe, die Thatsache seines Todes festzustellen und sich in den Besitz seiner Papiere zu setzen. Um aber nach Bornu zu gelangen und Antwort von dort zurückzubringen, erfordert nicht viel weniger als 12 Monate Zeit, so daß Ew. Excellenz versichert sein dürfen, wir haben die Nachrichten, nach denen wir uns selbst so sehr sehnen, noch nicht erhalten können. Nichtsdestoweniger ließ ich bereits aufs neue an den Vicekonsul Ihrer britischen Majestät in Mursuk Verfügungen ergehen, nichts unversucht zu lassen in dieser Angelegenheit, die uns selbst so sehr am Herzen liegt. Ferner habe ich eine Berathung gepflogen mit einigen besonders einsichtsvollen Bewohnern des Fessan, welche augenblicklich sich hier aufhalten und einstimmig der Meinung sind, daß das einzige Mittel, über Vogel's Schicksal unzweifelhafte Gewißheit zu erlangen, sein würde, entweder einen Kaufmann von Gerthrun (Godron, südlich von Mursuk gelegen) oder einen Scherif nach Wadaï abzusenden, da beide dort großes Ansehn und Einfluß genießen."

Der ehrwürdige Veteran deutscher Wissenschaft aber begleitete, obgleich noch krank, diese Mittheilungen mit folgenden freundlichen Zeilen an Vogel's Vater:

„Was mir heute auf Befehl von Lord Malmesbury unmittelbar von dem Konſulat zu Tripoli geſandt ward, hat inſofern großes Intereſſe, weil es das unverkennbarſte Zeugniß darbietet, man verſäume kein denkbares Mittel, um endlich die ſicherſte Nachricht ſelbſt durch die Chefs der Tuariks zu ſchaffen. Der Vorſchlag, die Gefängniſſe des Wadaï durchſuchen zu laſſen, iſt ſicher; aber freilich am vielverſprechendſten die Verſicherung: keine Gelderſparniſſe! Da wird nichts ſcheitern. Laſſen Sie uns, — ſo rufe ich Ihnen und der theuren, troſtbedürftigen Mutter zu — laſſen Sie uns noch nicht an Gottes und durch ihn an der Menſchen Hülfe ganz verzweifeln! Der kranke König war auch noch von Tegerufee zurückkehrend ganz mit Ihrem Eduard warm beſchäftigt. Ihr treuer, kaum halb geneſener Humboldt.“

Im Sommer des Jahres 1859 langten Mittheilungen von Dr. Baikie vom Niger an. Derſelbe hatte an jenem Fluſſe des Weſtens Pilger geſprochen, die bei ihrer Wanderſchaft nach der heiligen Stadt das Land Wadaï durchzogen und die Hauptſtadt desſelben berührt hatten. Sie erzählten dem Doctor davon, daß ein Weißer in letzterer Stadt getödtet worden ſei, ohne freilich den Namen desſelben nennen zu können. So entmuthigend eine ſolche Beſtätigung der ſchlimmſten Befürchtungen auf der einen Seite iſt, ſo ſehr läßt ein Schreiben des Dr. Barth von 30. Juli 1859 an den Vater des Reiſenden wieder Hoffnung ſchöpfen, indem es mittheilt, daß man in Afrika ſelbſt, trotz des langen Zeitraums, welcher bereits verſtrichen iſt, es doch nicht für unmöglich zu halten ſcheint, daß Dr. E. Vogel noch am Leben ſei, und deshalb immer wieder Verſuche zur Aufhellung des Dunkels macht. Jener Brief ſagt in Bezug darauf:

„So eben erhielt ich einen Brief von meinem alten unverwüſtlichen afrikaniſchen Kollegen Jomard, der mir allerdings auch nichts Beſtimmtes bringt, doch aber etwas ſichere Ausſicht eröffnet, binnen Jahresfriſt etwas Sichreres zu erfahren, da auf ſeine Verwendung der Vicekönig von Aegypten ſelbſt eigenhändig an den König von Dar-Fur ſich gewendet hat, damit dieſer zum wenigſten dem König von Wadaï eine bündige Erklärung über des Reiſenden Schickſal abgewinne.

Leider müſſen jüngere Ereigniſſe, zumal die traurigen Begebenheiten von Djedda, die Lage eines Chriſten in jenen Ländern gegen früher noch mehr erſchwert haben und iſt die Ausſicht auf eine freundſchaftliche Verwendung des Herrn von Dar-Fur nicht ſehr groß. Weiß Gott, welchen Gefühlen der Vicekönig von Aegypten in einem eigenhändigen Schreiben an ſeinen Glaubensgenoſſen Raum geben wird.

Sie wiſſen vielleicht noch nicht, daß die Todesnachricht des Dr. Cuny, der eben nach Dar-Fur eingedrungen iſt, ſich beſtätigt hat. Er ſtarb zwei Tage nach ſeiner Ankunft in Kobbé. Alſo iſt auch da wieder alle Hoffnung auf eine baldige Aufklärung verſchwunden. Der Reiſende hatte einen achtjährigen Sohn bei ſich; was aus dem geworden, weiß ich nicht. Fur iſt ein ſehr ungünſtiges Land zum Beginn einer Forſcherreiſe und der Weg dahin ſehr unergiebig an Reſultaten.“

So halten auch wir noch an der Hoffnung feſt, daß ein günſtiges Geſchick den Reiſenden aus der Unzahl drohender Gefahren gerettet haben möge! Aber ſelbſt in dem ungünſtigen Falle, wenn er gefallen ſein ſollte im Dienſte ſeines hohen Berufs, ſelbſt dann preiſen wir ihn, — denn kann es für den Menſchen wol einen ſchönern Tod geben, als den, welcher ihm nach einem Leben voll redlichen unverdroſſenen Wirkens zum Wohle Aller zu Theil wird? Würde nicht ſein Tod ein Opfertod ſein, aus dem vielleicht in ſpätern Jahren dem Innern des großen Afrika eine neue Zukunft erblüht? Wird Eduard Vogel nicht den Söhnen Europas fortwährend als eine mahnende Geſtalt nach Wadaïs Fluren winken und ihnen dort ein weites Feld bezeichnen, auf welchem noch Millionen Brüder für Humanität und Geſittung zu erobern ſind?

Deshalb, möge unſer Freund nun noch gegenwärtig ſeinen Wanderſtab in unbekannte Lande weiter ſetzen, oder möge er ſtill ſchlummernd ruhen von ſeiner Pilgerfahrt, in jedem Falle gebührt ihm der Kranz des Siegers und der Ruhm des Helden!

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Das Buch der Reisen und Entdeckungen.

Hiervon ist bis jetzt erschienen:

Amerika: Erster Band.

Kane der Nordpol-Fahrer.

Arktische

Fahrten und Entdeckungen der zweiten Grinnell-Expedition zur Aufsuchung Sir John Franklin's

in den Jahren 1853, 1854 und 1855

unter

Dr. Elisha Kent Kane.

Beschrieben von ihm selbst.

Mit über 120 in den Text gedruckten Abbildungen nach Zeichnungen des Verfassers, acht Tondrucktafeln und einer Karte der Nordpolländer, mit den Entdeckungen Kane's.

Zweite Auflage. In 6 Heften, für die Subscribenten auf „Das Buch der Reisen" à 5 Sgr. Separat-Ausgabe. In einem Bande eleg. brochirt 1⅓ Thlr. — Dieselbe in englischem, reich vergoldetem Einbande 1⅔ Thlr.

Dr. Kane's einfache, wahrheitsgetreue und anziehende Schilderungen übertreffen oft Alles, was die Phantasie des Romanschreibers je ersinnen könnte. Die Erzählung seiner Heldenfahrt enthält gleichsam die Quintessenz aller frühern arktischen Reisebeschreibungen, und unter Zuhülfenahme charakteristischer Abbildungen versetzt sie uns so lebhaft in die Regionen des ewigen Eises, inmitten der Wunder und Gefahren des unwirthlichen und doch so interessanten Nordens, daß dem Leser eine anziehendere Belehrung über diesen Gegenstand schwerlich geboten werden könnte.

Mehr als alle Anpreisungen zeugt übrigens für den Werth und die Beliebtheit des Buches, daß in kaum sechs Monaten die erste Auflage von mehrern Tausend Exemplaren vergriffen wurde: ein in der Geschichte des Buchhandels seltener Erfolg.

Afrika: Erster Band.

Livingstone der Missionär.

Erforschungs-Reisen im Innern Afrikas.

In Schilderungen

der bekanntesten älteren und neueren Reisen

insbesondere der grossen Entdeckungen im südlichen Afrika während der Jahre 1840 — 1856

durch

Dr. **David Livingstone.**

Zweite vermehrte Auflage.

Mit 120 in den Text gedruckten Abbildungen, acht Tondrucktafeln u. einer Uebersichtskarte des südl. Afrika.

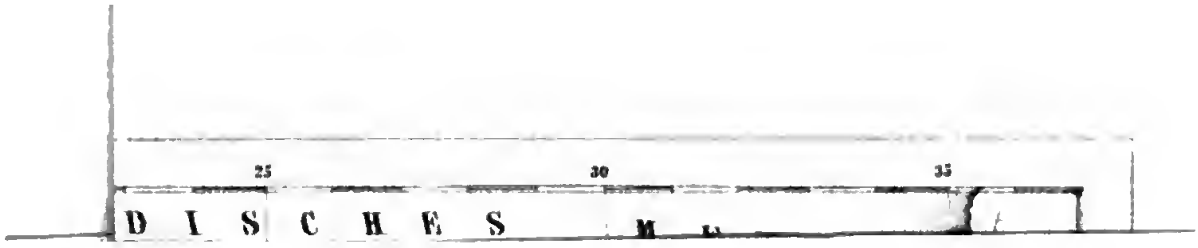
Vollständig in sechs Heften, für die Abnehmer des „Buchs der Reisen" à 5 Sgr.

Separat-Ausgabe in einem Bande eleg. broch. 1⅓ Thlr. — Dieselbe eleg. geb. 1⅔ Thlr.

Was begeisterte Liebe zur Menschheit im Bunde mit unermüdlicher Ausdauer und männlich kühner Entschlossenheit vermag, das beweist der britische Reisende und Missionär Dr. Livingstone. Allein, ohne Mittel, ohne schützendes Geleit hat er Größeres vollbracht als die kostbarsten und bestausgerüsteten Expeditionen.

Aus den zerstreuten und umfänglichen Berichten Livingstone's haben wir das Wissenswürdigste für unsere deutschen Leser zusammengestellt, deren Dank wir uns außerdem zu verdienen glauben, indem wir unsere Darstellung nicht blos auf den Schauplatz der Livingstone'schen Reisen beschränken, sondern ein Gesammtbild des ganzen, zum Theil noch so fremdartigen und geheimnißvollen afrikanischen Continents, seiner belebten und unbelebten Natur, seiner Bewohner in Vorzeit und Gegenwart, nach dem heutigen Standpunkte der geographischen Wissenschaft vorausschicken.

Wir bitten diesen Band nicht mit dem theuren Uebersetzungsprodukt (es kostet 5⅓ Thlr.) im Verlage von **H. Castenable** in Leipzig zu verwechseln. Unser Werk zeichnet sich durch Gediegenheit der Bearbeitung, Gedrängtheit des Inhalts, beispiellos billigen Preis, neben vorzüglicher Ausstattung, vor jenem Machwerke vortheilhaft aus.


25
30
35
D I S C H E S

WID-LC
DT351 .W3x 1860b
Schilderung der Reisen und Entdecku
Widener
AEZ5172
3 2044 003 195 054

Digitized by Google

WID-LC
DT351 .W3x 1860b
Schilderung der Reisen und Entdecku
Widener
AEZ5172
3 2044 003 195 054

Digitized by Google

WID-LC
DT351 .W3x 1860b
Schilderung der Reisen und Entdecku
Widener
AEZ5172
3 2044 003 195 054

Digitized by Google

Digitized by Google